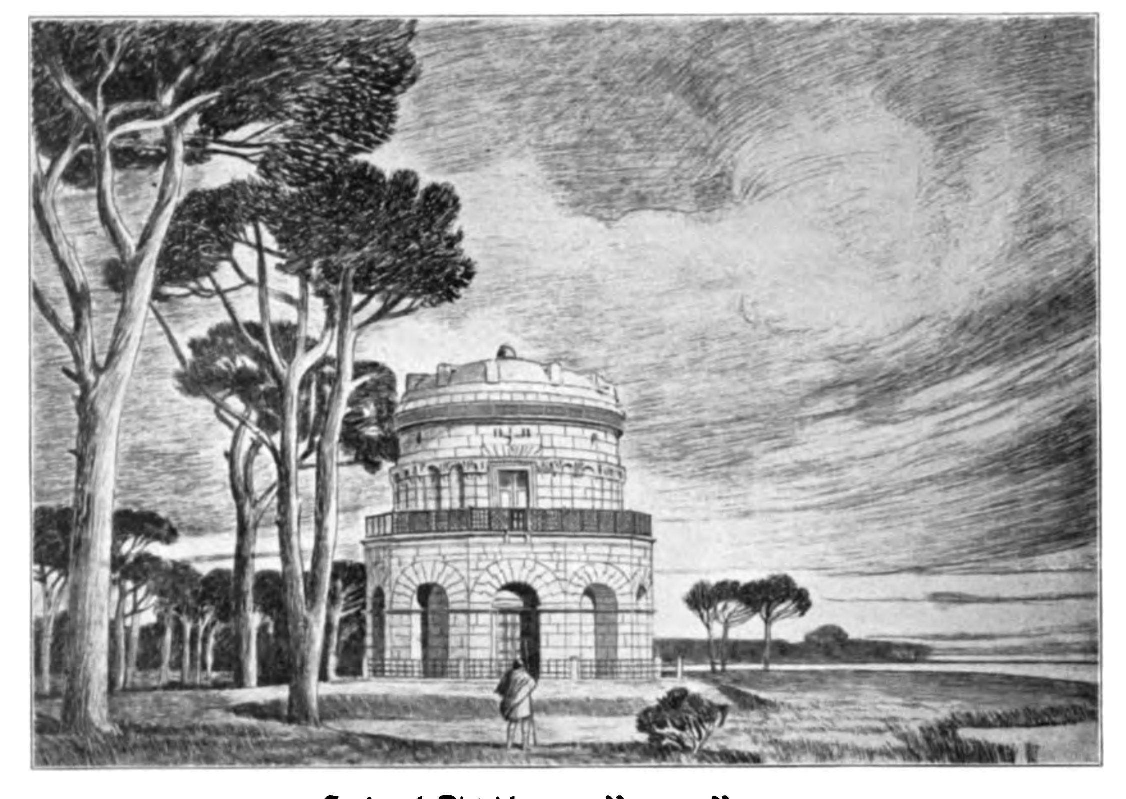
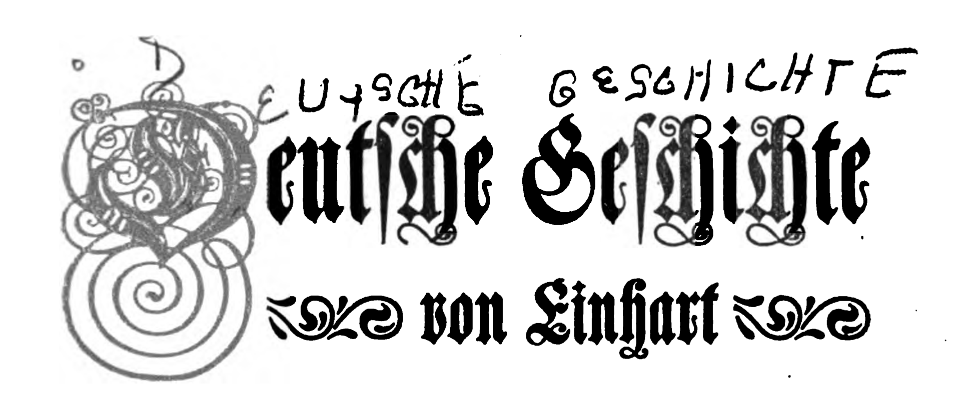




Grabmal Dietrichs von Bern zu Ravenna,
von ihm zu Lebzeiten als Grabstätte erbaut — ältestes Denkmal germanischer Baukunst; heute im Verfall.

Verkleinerte Wiedergabe aus der Monatsschrift „Werdandi" 1909 Heft 8 9, nach der den angenommenen ursprünglichen Zustand wiedergegebenen Zeichnung von Prof. Albrecht Haupt.



Deutsche Geschichte von Einhart

Mit 24 Vollbildern und einer bunten Karte des deutschen Siedlungsgebiets in Mitteleuropa

Vierte, der dritten gegenüber unveränderte Auflage

31. bis 40. Tausend



Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1912

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig.

*) Der Gebrauch der englischen Sprache an dieser Stelle ist durch gesetzliche Vorschrift des Rechts der Vereinigten Staaten veranlaßt.

Dem Andenken meiner Mutter

Vorwort zur ersten Auflage.

Der wackere Schweizer Jeremias Gotthelf meint in seiner Erzählung „Kurt von Koppigen", daß der Mensch nach Gottes Willen die vergangenen Zeiten betrachten solle; denn „nicht als Eintagsfliege ohne Zukunft hat Gott die Menschen geschaffen, und wer die ihm geordnete Zukunft genießen will, muß sich dazu stärken an der Vergangenheit".

Er hat Recht, der tapfere Mann, der nicht nur einer der großen Dichter deutscher Zunge war, sondern auch einer der tiefsten Kenner der menschlichen Seele — und was er vom einzelnen Menschen verlangt, gilt auch von den Gesamtheiten, den Völkern, die durch die Kenntnis ihrer Geschichte sich kräftigen und rüsten müssen für Gegenwart und Zukunft.

So unendlich reich und mannigfaltig die Geschichte des deutschen Volkes ist — so groß fast ist die Fülle der Werke, die sie in ihrem ganzen Verlaufe oder in Teilen schildern, und kein Volk kann auf eine reichere Geschichtsschreibung blicken, als das unsere.

Aber trotzdem — es fehlte ein Buch, das die Entwicklung des gesamten deutschen Volkes überall auf dieser Erde im engsten Rahmen darstellt, das volkstümlich geschrieben und doch erschöpfend in allem Wesentlichen, dem schlichtesten Manne gleich verständlich, wie dem Gebildeten willkommen wäre, und das durch billigen Preis in eines jeden Besitz kommen könnte, der die Schicksale seines Volkes kennen lernen will.

Unsere Deutschen wissen zu wenig von ihrer Vergangenheit — und die Schuld an dieser unbestreitbaren Tatsache liegt zum guten Teile daran, daß solch ein kurzgefaßtes, gemeinverständliches „Hausbuch" deutscher Geschichte fehlte, das in der Hütte des Arbeiters gleich heimisch sein sollte, wie im Hause der mittleren und oberen Schichten der Gesellschaft.

Das Werk, das hiermit in die Hand des Lesers gelegt wird, will ein solches Hausbuch werden — und es mußte, wenn es die notwendigen Eigenschaften billigen Preises und doch umfassender Darstellung aufweisen sollte, sich darauf beschränken, nur Ereignisse und Personen von dauernder Wirkung zu schildern — also aus der unendlichen Fülle der Erscheinungen nur die wesentlichen herauszugreifen.

Es handelt sich um einen ersten Versuch dieser Art — ob er gelungen, möge der Leser entscheiden, nicht minder die Frage, ob der Verfasser die Aufgabe gelöst hat, die aller Geschichtschreibung nach Goethes Wort gestellt ist: Begeisterung zu wecken — Begeisterung für unser Volk und die treue Arbeit an seiner Zukunft!

Solche Arbeit tut heute not: möge der Entschluß und die Bereitwilligkeit dazu in allen lebendig werden, die dies Buch lesen.

Weimar, 18. Januar 1909.

Einhart.

Aus dem Vorworte zur zweiten Auflage.

Nach zwei Richtungen konnte ich den Anregungen Wohlgesinnter nicht folgen: manche wünschten eine Fortführung der Geschichte, indem sie insbesondere die Entlassung des Fürsten Bülow und die reichsdeutsch-österreichische Politik bei der endgültigen Einverleibung Bosniens gewürdigt haben wollten — andere rieten, die Geschehnisse der letzten zwanzig Jahre ganz auszuschalten, insbesondere die Person des heutigen Trägers der deutschen Kaiserkrone aus der Erörterung zu lassen.

Den ersten Wunsch durfte ich nicht erfüllen, wenn ich nicht in den politischen Tagesstreit eintreten wollte — dazu ist dies Buch nicht geschaffen. Die Dinge bis zum November 1908 liegen klar und offen; die Vorgänge jener stürmischen Zeit bedeuten einen Abschnitt — sollen ihn bedeuten.

Jener Tatsache gegenüber ist das Abtreten des Fürsten Bülow von untergeordneter Bedeutung, zumal da es eine notwendige Folge der Ereignisse des vorjährigen Spätherbstes war; und der durch das Zusammenstehen des Reichs und Österreichs errungene Erfolg hat an dem Gesamturteil über die auswärtige Politik des Reichs nichts wesentliches geändert; er bestätigte nur die wiederholt in meinem Buche ausgesprochene Ansicht, daß jeder Gegner vor uns zurückweichen wird, wenn wir festen Willen zeigen. Denn die Macht haben wir.

Aber auch der zweiten Anregung konnte ich nicht nachkommen, wenn ich die Hauptabsicht meiner Arbeit nicht preisgeben wollte. Wer meint, man dürfe von Herrschern nur reden, wenn man sie preisen will, befindet sich im verhängnisvollsten Irrtum.

Wahrheit muß sein zwischen Fürst und Volk — das entspricht der deutschen Auffassung vom Treuverhältnis zwischen beiden; das verlangt in gleicher Weise das Wohl der Gesamtheit, wie das des Herrscherhauses und die Einrichtung des Kaisertums selbst.

Wer darüber im Zweifel ist, dem rate ich nachzulesen, was Willibald Alexis in seinem gewaltigen Zeitromane „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" den preußischen Finanzminister Freiherrn vom Stein zu einem jungen Mitarbeiter bei der Besprechung einer Denkschrift sagen läßt, die für König Friedrich Wilhelm III. bestimmt war und in der das Verhalten des Königs selbst scharf gekennzeichnet werden sollte. Jener, der Geheimschreiber des Ministers, meint, man solle die Person des Herrschers aus dem Spiele lassen; ihm antwortet Stein:

„Wir leben nicht in England. — Wir leben in Preußen, wo der „Monarch mit dem Volke eins ist. Das scheint eine Anomalie, aber „es ist eine Wahrheit. Wehe ihm und dem Volke, wenn es nur ein „Schein werden könnte. Wo ein Fürst diese abnorme Stellung hat, „wo der Kopf sich eins fühlt mit dem Körper, muß er auch das „vertragen können, wie die andern Glieder. Preußens „König ist nur, der er ist, indem er eine Partikel seines „Volkes ist."

Diese Worte hat einer der besten Preußen geschrieben, der ein unbedingter Anhänger des Königtums war; er hat sie dem Wiederhersteller Preußens in den Mund gelegt, ganz aus dessen Seele gesprochen.

Was für den preußischen König galt, gilt in höherem Maße vom deutschen Kaiser, der der Hort des deutschen Gedankens geworden ist. —

Die Wahrheit war ich bemüht zu ermitteln, und ich glaube sie ermittelt zu haben.

Sie auszusprechen, erkannte ich als Pflicht, weil wir aus der Geschichte nicht nur lernen, sondern gelernt haben sollten. Und ihre Lehre lautet, wie ich sie verstehe:

Die Wahrheit, von treuen Freunden des Kaisertums ausgesprochen, wird niemals schaden, sondern nur nützen; schädlich und zerstörend wirkt der geheime Unwille, die geheime Kritik.

Aus dem Vorworte zur dritten Auflage.

Den öfter an mich herangetretenen Wunsch nach einer Jugend-Ausgabe konnte ich jedoch nicht erfüllen und ebenso war eine besondere Bearbeitung für katholische Leser, die mir nahegelegt wurde, nach Absicht und Zweck meiner Geschichte unmöglich. Sie will der Gegenwart und Zukunft dienen, indem sie durch die Kenntnis der Vergangenheit den Lebenden den Willen stärkt und sie politisch erziehen hilft. Gerade was diesem Zweck dient, hätte aber nach der Anregung jener Freunde in der Jugend-Ausgabe fehlen sollen. Das wäre ein Preisgeben des eigentlichen Zweckes dieses Buches, das ich nicht verantworten könnte. Ich bin zudem überzeugt, daß es den Heranwachsenden mit aller Ruhe in die Hand gegeben werden kann und freue mich, dies durch hervorragende Jugend-Erzieher bestätigt zu finden.

Eine katholische Ausgabe ging mir in gleicher Weise gegen das Gewissen, wobei darauf hingewiesen sei, wie bezeichnend ein solcher Wunsch für die Spaltung unseres Volkes ist. Zunächst bestreite ich nach reiflichster Überprüfung, daß meine Darstellung etwas enthalte, was dem gläubigen Katholiken anstößig erscheinen könnte — und habe wertvollste Zeugnisse

dafür, daß dies nicht der Fall. Dann aber wäre es geradezu der Beihilfe an der Vertiefung oder Verewigung der Kluft zwischen den beiden Glaubensgemeinschaften gleichgekommen, das Übertragen der Glaubens-Unterschiede in die geschichtliche Betrachtung durch eine katholische Ausgabe zu fördern.

Nach meiner Überzeugung — und mir stehen darin auch zahlreiche gläubige katholische Freunde zur Seite — ist es eine ernste Aufgabe für die Wohlmeinenden, die Glaubensgegensätze auszugleichen und dahin zu arbeiten, daß sie im öffentichen Leben ausgeschaltet werden. Wie sollte einer, der dieser Ansicht ist, es verantworten können, sein Buch, bei dem er nur an sein deutsches Volk gedacht hat, nicht an katholische oder evangelische Leser, durch eine Neben-Ausgabe dazu herzugeben, eine Wirkung der Glaubensgegensätze auf unser öffentliches Leben anzuerkennen, der er durch Stärkung der nationalen Weltanschauung will entgegenarbeiten helfen!

Ich bin gewiß, jeder unbefangene katholische Volksgenosse wird dies Buch ebenso nehmen wie der nichtkatholische — und ich freue mich, gehört zu haben, daß es den Weg in die Büchereien katholischer Studentenverbindungen gefunden hat.

Das ist ja gewiß, die Verbreitung wäre noch schneller vor sich gegangen, vielleicht zur Massenverbreitung geworden, wenn ich den beiden eben zurückgewiesenen Wünschen nachgekommen wäre; aber man wird es, wenn man die Absicht meines Buches erkannt hat, selbstverständlich finden, daß ich den Preis der Verleugnung seines Zweckes dafür nicht zahlen durfte.

* * *

Diese dritte Ausgabe ist, abgesehen von der Verbesserung des Inhalts, durch vermehrten Bildschmuck bereichert; daneben ist die beigegebene Karte wesentlich ausgestaltet.

Meinen Vorschlägen nach beiden Richtungen ist der Verleger bereitwilligst nachgekommen, und er hat für die Ausgestaltung des Buches weitere Opfer gebracht.

Es ist mir eine liebe Pflicht, ihm für die unendliche Mühe und Sorgfalt, vor allem aber für die Opferfreudigkeit zu danken, die er der

„Deutschen Geschichte" bewiesen hat. Denn an diesem Buche ist nichts zu verdienen — es ist „kein Geschäft" damit zu machen; das haben die Berufsgenossen sofort erkannt und die Ansicht ausgesprochen, daß hinter dem Verfasser und Verleger eine Stiftung stehe, die es möglich macht, für so wenig Geld ein so ausgestattetes Buch auf den Markt zu bringen. Das ist nicht der Fall — und da es nicht der Fall ist, wird auch der im Buchgewerbe Unerfahrene erkennen, in welchem Umfange der Verleger die vornehmen Pflichten seines Berufs, diesem Buche und der nationalen Sache selbstlos dienend, erfüllt hat.

Vorwort zur vierten Auflage.

Dies Buch ist in seiner ursprünglichen Gestalt hinausgegangen zu den deutschen Volksgenossen als ein Versuch, die Lücke auszufüllen, die in unserer reichen, wunderbaren Geschichtsschreibung zweifellos vorhanden war. Die Aufnahme, die es gefunden, und ganz besonders die tätige Anteilnahme, die sich in zahllosen Zuschriften immer wieder geäußert hat, beweisen mir, daß meine Ansicht von der Notwendigkeit eines solchen Geschichtsbuches richtig war, und daß die Art, wie ich die gestellte Aufgabe zu lösen suchte, Verständnis gefunden hat.

Nachdem die Verbesserungs-Wünsche und -Vorschläge in den früheren Auflagen berücksichtigt worden sind, darf ich sagen, daß — bis auf ganz Geringfügiges — diese Auflage gegen die dritte unverändert ist.

* * *

Ich habe seiner Zeit einen Decknamen gewählt, um zu erreichen, daß mein Buch nach seinem Wesen, seinen Absichten, seinem Inhalte beurteilt werde, nicht nach der Person des Verfassers.

Heute, wo ich wider Erwarten schon die vierte Auflage hinausgeben kann, fällt diese Rücksicht weg, und ich kann meine Arbeit mit dem eigenen

Namen decken; daß sie von einem Nicht-Zünftigen stammt, wird ihr hoffentlich keinen Eintrag tun, und man wird es wohl auch verstehen, daß ich auf Wunsch des Verlegers auf dem Titel die Bezeichnung stehen lasse, unter der sie ihren Weg ins deutsche Haus gefunden hat.

* * *

Ich hatte dies Buch meiner Mutter zum siebzigsten Geburtstage gewidmet und es ihr zu eigen gegeben; es soll auch ihr eigen bleiben, nachdem sie aus dem Leben geschieden ist: denn, was man Gutes an meiner Arbeit gefunden hat, das danke ich in der Hauptsache ihr, dem Geiste, in dem sie ihre Kinder erzog, mit dem sie das Haus erfüllte.

Mainz, den 20. November 1911.

Heinrich Claß.

Inhaltsverzeichnis.

Die älteste Geschichte.

Deutschland im Mittelalter.

Reformation und Glaubenskriege.

Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

Fall und Erhebung.

Der deutsche Bund.

Das Deutsche Reich.

Das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen.

Innere Entwicklung im 19. Jahrhundert 880

Ausblick 411

Verzeichnis zum Nachschlagen 418

Die älteste Geschichte.

Die Germanen.

Zum ersten Male, soweit geschichtliche Quellen in Betracht kommen, hören wir von Deutschen und ihrer Heimat einen Griechen sprechen, den Pytheas aus Massilia, der um 320 v. Chr. zu Schiff an die Ostseeküste kam; er suchte und fand hier die Heimat des Bernsteins, der damals ein wichtiges Tauschmittel war. Er nannte das Volk, das er hier antraf, Teutonen.

Ein anderer Grieche, Poseidonios, der etwa um 100 v. Chr. schrieb, schildert die Lande der Germanen zwischen den Flüssen Weser und Weichsel als waldreich, neblig und von Sümpfen bedeckt.

Von den Bewohnern hören wir nicht viel, sie treten handelnd in der Geschichte auf zuerst in den kühnen Zügen der Kimbern und Teutonen, die um 115 v. Chr. ihre nordische Heimat, etwa im heutigen Holstein, verließen und den Weg nach Süden und Westen suchend i. J. 113 die Römer bei Noreja (heute Neumarkt in Steiermark) besiegten. Dies Volk, das damals die bekannte Welt beherrschte, geriet in tödlichen Schrecken über den neuen Feind, der bestimmt war, ihm dereinst den Untergang zu bereiten.

Riesenhafte Leiber, so wird durch römische Geschichtsschreiber überliefert, zeichneten die Männer und Frauen beider deutschen Völker aus; rotblondes Haar, blaue blitzende Augen, gewaltige Körperstärke, rücksichtslose Kühnheit, das sind Eigenschaften, die den Kimbern und Teutonen zugeschrieben werden; nur schlecht bewaffnet, fast nackt zogen die Männer in den Kampf und warfen im gewaltigen Ansturm die Römer nieder.

Nach Oberitalien, Südfrankreich, Nordspanien führte sie der Zug, bei dem sie ihre geringe Habe, ihre Frauen und Kinder auf ungefügen, von Ochsen gezogenen Wagen fortbrachten.

Der beste Mann des damaligen Rom, der Feldherr Gajus Marius, wurde ihnen entgegengestellt, und er besiegte durch überlegene Kriegskunst und die bessere Bewaffnung seines Heeres die beiden Wandervölker 102

v. Chr. bei Aquä Sextiä (in Südfrankreich) und 101 bei Vercellä (in Oberitalien).

Römer und Germanen hatten die Waffen gekreuzt — mochten die beiden Stämme vernichtet sein, andere traten an ihre Stelle und das römische Weltreich wurde die Furcht und Sorge vor den „Barbaren“ nicht wieder los.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir fragen: wo sind die Menschen hergekommen, in denen wir Vorfahren der heutigen Deutschen erblicken? Welches ist ihre Heimat? Welcher Rasse gehören sie an?

Großer Wuchs, blaue Augen, blonde bis rötliche Haare fielen den kleinen, schwarzhaarigen und schwarzäugigen Römern an den Kimbern und Teutonen auf — Eigenschaften, die uns auch von den später auftretenden deutschen Stämmen berichtet werden, und die nächste Verwandtschaft all dieser Stämme bezeugen. Sie bilden einen Zweig der sog. arischen Völkerfamilie, gehören also zu jenen Völkern, die an geistigen, sittlichen und körperlichen Eigenschaften zu den höchststehenden, wertvollsten, edelsten zu zählen sind.

Ob es, wie hervorragende Forscher meinen, wahr ist, daß sie die Blüte jener edelsten Rassen sind, unter den höchststehenden die Spitze an Wert einnehmen, muß ihre Entwicklung zeigen.

Ihre Urheimat endgültig festzustellen, wird wohl kaum gelingen; während früher das Hochland von Pamir (Mittelasien) als ihre Wiege angesehen wurde, geht jetzt eine Meinung dahin, daß die heutigen skandinavischen Lande, die andere, daß die südrussischen Gebiete (etwa an der Wolga) ihre Heimat seien. Wir schließen uns der letzteren an.

Von dort aus zogen sie hinaus in die Welt nach Norden, Westen, Süden — sie, d. h. die Völkerschaften, die von den Römern mit dem Sammelnamen „Germanen“ bezeichnet wurden, die wir heute „deutsch“ nennen.

Das Wort „Germanen“ ist keltischer Abstammung und bedeutet wohl „Nachbarn“; so nannten die Kelten, ein jenen Völkerschaften verwandter Stamm, der vor ihnen westwärts gezogen war, unsere Vorfahren, weil die Siedlungsgebiete aneinander stießen; von den Kelten haben die Römer den Namen übernommen.

Die Bezeichnung „deutsch“ ist viel jünger und kommt von dem Worte „diot“, das Volk; daraus wurde das Eigenschaftswort „diutisk“ gebildet, was volkstümlich bedeutet und zuerst von der Sprache gebraucht wurde, in der unsere Vorfahren unter sich verkehrten im Gegensatz zu der lateinischen Sprache, die in der Kirche, den Kanzleien, den Schulen verwendet wurde, nachdem sie nach der Völkerwanderung seßhaft geworden waren und Staaten gebildet hatten. Die Geistlichkeit, die Gelehrten sprachen

damals lateinisch; die anderen „diutisk", volkstümlich, d. h. ihre Muttersprache.

Wird auch die Bezeichnung „diutisk", d. i. „deutsch" als gemeinsamer Name der verschiedenen „germanischen" Völkerschaften erst knapp vor dem Jahre 800 n. Chr. zur Zeit Karls des Großen gebräuchlich, so haben wir doch das Recht, sie schon jetzt auf die zahlreichen Stämme anzuwenden, die nach und nach in die Geschichte eintreten.

Bevor wir in der Erzählung der äußeren Geschehnisse weitergehen, sei kurz festgestellt, daß die Wissenschaft unterscheidet:

1. Nordgermanen, die sich frühzeitig im nördlichen Europa ausgebreitet hatten und dort seßhaft geworden waren, und zwar im heutigen Norwegen, Schweden, Dänemark, Ostpreußen, Ostseeprovinzen. Hierher gehören vor allem die heutigen skandinavischen Völker (Norweger, Schweden und Dänen). Die Nordgermanen haben nach Sprachen und politischen Geschicken eine getrennte Entwicklung genommen und scheiden deshalb aus unserer Betrachtung aus; sie sind Germanen, aber nicht „Deutsche".

2. Ostgermanen: sie saßen zu der Zeit, wo sie in die Geschichte eintreten, im äußersten Osten Europas, in der Hauptsache wohl auf heute russischem Boden; zu ihnen gehören die Ost- und Westgoten, Vandalen und wohl auch Burgunder.

Diese Stämme gingen in den Kämpfen der Völkerwanderungszeit zugrunde.

3. Westgermanen, westlich an die oben genannten anstoßend und langsam westlich vordringend. Zu ihnen gehören vor allem Franken, Alemannen, Sueben, Sachsen, Thüringer und Friesen; sie sind in Mitteleuropa seßhaft geworden und gaben die Grundlage zum heutigen deutschen Volke ab, ihre Geschicke bilden die deutsche Geschichte; die gleichfalls westgermanischen, den Sachsen zuzurechnenden Angeln zogen 449 über See nach England (Angel-Land) und gründeten dort ein Reich; ihre politische und sprachliche Entwicklung geht eigene Wege.

Nur weniges sei noch über das allen Germanen Gemeinsame gesagt:

Als höchstes Gut galt ihnen die Freiheit; eine Unterordnung unter Vorgesetzte (Könige, Herzöge) kannten sie kaum im Kriege. Ihr sehr gering entwickeltes öffentliches Leben beruhte auf der Familie (der Sippe), deren Oberhaupt der Vater war. Schon sehr früh muß die Einzelehe durchgedrungen sein, wie denn schon in frühester Zeit die Stellung der Frauen unter ihnen eine ganz andere ist, als bei den Völkern des Altertums: die Frauen wurden geachtet und geehrt, ja sie galten als heilig,

ihr Rat wurde in wichtigen Dingen eingeholt, sie bildeten den Mittelpunkt des Familienlebens.

Eine strenge, rauhe Sittlichkeit herrschte unter ihnen; noch Tacitus rühmt ihnen, als sie längst mit der römischen Kultur in Berührung gekommen waren, Keuschheit und Reinheit der Sitten nach.

Der Mann lag der Jagd oder dem Kriege ob — die Frau herrschte im Hause; den geringen Ackerbau besorgten kriegsgefangene Sklaven.

Das öffentliche Leben beschränkte sich auf die Ausübung der Rechtspflege und des Krieges; die Versammlung der Freien sprach Recht und entschied über Krieg und Frieden. Ein Erwählter aus besonders altem angesehenem Geschlechte (Kunni) leitete Gerichtstag (Ding) und Krieg — immer an die Zustimmung der Freien gebunden.

Mehrere Sippen bildeten den Gau, mehrere Gaue eine Völkerschaft. Davon, daß mehrere Völkerschaften ein Volk gebildet hätten, kann nicht gesprochen werden; das Gefühl der Stammes- und Blutgemeinschaft war nicht vorhanden — es kam diesen reichbegabten, heldenkühnen Männern nicht in den Sinn, daß etwa der Franke und der Sachse, der Alemanne und der Thüring, Söhne eines großen gemeinsamen Volkes seien — dies ist ein Mangel in der Anlage der Germanen, der von den schwersten Folgen in ihrer Geschichte begleitet war — Folgen, die zum Teil heute noch nachwirken.

Wenn wir heute von „Partikularismus" sprechen, müssen wir an jene Anlage der Germanen denken.

Der reiche und schöne Götterglaube aller Stämme entwuchs der Natur ihrer Heimat und war aufs innigste mit ihr verknüpft; wie der Germane das Zusammenleben der Massen in Städten verabscheute und für sich auf seinem Hofe hauste, so spielte sich auch die Verehrung seiner Götter in der freien Natur ab: es gab weder Götterbilder noch Tempel, in heiligen Hainen oder auf Bergeshöhen wurde ihnen geopfert. Von den Göttern seien nur genannt: Wodan (Odin), der Gott des Himmels und des Sturms; Donar (Thor) der Gott des Donners, des Ackerbaus und der Kultur; Ziu (Tiu, Thyr, Sax) der Gott des Krieges. Das Christentum vermochte nicht, die Erinnerung an sie aus dem Sinne des Volkes völlig zu bannen; sie lebt noch heute in zahlreichen Sagen und in abergläubischen Bräuchen unter dem Landvolk (z. B. der wilde Jäger = Wodan); vor allem aber haben wir ein stets auf sie hinweisendes Andenken in den Namen einiger unserer Wochentage: so ist Dienstag nach Tiu (Ziu), Donnerstag nach Donar, Freitag nach Freya (der Göttin der Liebe) genannt; die englische Bezeichnung des Mittwochs „Wednesday" ist nichts anderes wie Wodanstag.

Man glaubte an ein Fortleben nach dem Tode: es bezeichnet nichts

den kriegerischen Sinn des Germanen besser, als daß er sich die im Kampfe Gefallenen fortlebend dachte in Himmelshöhen, in Walhall, wo sie um Walvater versammelt sein durften, während alle anderen, die den „Strohtod" gestorben waren, in der Unterwelt hausen mußten, bei Hel (daher Hölle).

So waren die Menschen beschaffen, die wir jetzt durch die Weltgeschichte schreiten sehen wollen: gesund an Leib und Seele, freigesinnt und auf sich selbst gestellt, den Wert des Lebens verachtend wie Gut und Geld, von schöner Gläubigkeit erfüllt und echter Menschlichkeit — aber eigenwillig und trotzig auf dem Rechte der Person und des engeren Verbandes bestehend.

Was sie veranlaßt hat, aus der Ruhe ihrer Urwälder herauszutreten, die östliche Heimat zu verlassen und die Fährlichkeiten der Wanderungen auf sich zu nehmen, das war wohl in allen Fällen die Landnot, der Hunger nach Neuland — einerlei, ob diese Wanderungen durch die Geschichte überliefert sind oder nicht.

Wir müssen uns die Entwicklung so vorstellen: ganz frühe war wohl von Seßhaftigkeit nicht die Rede, so lange die Volkszahl noch sehr klein war, — sie wird auch wegen der Gefahren und Kämpfe des Wanderlebens nur langsam gewachsen sein — aber sie wuchs; dieses Anwachsen, das auch bei den Nachbarstämmen stattgefunden haben wird, zwang nach und nach zur Seßhaftigkeit. Die Seßhaftigkeit vergrößerte, trotz der fortwährenden Kämpfe, gewiß unverhältnismäßig schnell die Volkszahl — wir würden heute sagen den „Geburten-Überschuß".

Da der Germane selbst weder in Ackerbau noch sonst in einer Tätigkeit außer Krieg oder Jagd zu leben würdig fand, alle erwerbende Tätigkeit den kriegsgefangenen Unfreien überließ, so läßt sich denken, daß eine Urbarmachung der Urwälder und Sümpfe nicht in dem Maße möglich war, wie dies zur Ernährung der wachsenden Volkszahl nötig wurde. Als zuerst das Bedürfnis zum Aufsuchen neuen Landes eintrat, mag wohl nur ein Teil der Stammesgenossen nach dem Los mit Weib und Kind gewandert sein — später, als die Volkszahl aller benachbarten Stämme angeschwollen war und Stammeskämpfe um „die Futterkrippen" folgten, das Recht des Stärkeren also siegte, werden dann ganze Stämme sich auf den Weg gemacht haben.

Warum führte nun dieser Weg nicht nach Osten?

Das ist die erste Schicksalsfrage, die den deutschen Stämmen und damit — wir dürfen stolz sein, daß es so ist — der Welt gestellt wurde?

Nach Osten, also nach Asien hinein?

Dort saßen wohl als nächste Nachbarn der Germanen slawische Stämme (die Vorfahren der heutigen Russen, Polen und Tschechen), hinter denen dann asiatische, mongolische Stämme folgten — soweit das Land

überhaupt wirklich war. Es ist anzunehmen, daß dort dasselbe Anwachsen der Bevölkerung stattfand, daß auch sie gezwungen waren, ihren Landbesitz auszudehnen, daß sie vielleicht sogar auf die ihnen zunächst wohnenden Germanen drückten.

Man wird der geschichtlichen Wahrheit am nächsten kommen, wenn man annimmt: die seit etwa dem 2. Jahrhundert v. Chr. anhebenden Züge der Germanen, die in der Völkerwanderung ihren Höhepunkt erreichten, sind veranlaßt durch das Bedürfnis nach neuem Land, zusammen mit dem Zwange, den Nachbarn germanischer und nichtgermanischer Abstammung ausübten, bei denen das gleiche Landbedürfnis vorhanden war.

Der Weg nach Westen war frei, weil dort das Land entweder nicht, oder schwächer oder von schwächeren Menschen bewohnt war.

So kommt es — zum Heil der Welt — daß die Germanen nach Westen wandern; so kam es weiter, nachdem sie einmal die Weichsel überschritten und den Osten und Norden des heutigen Deutschen Reiches besiedelt hatten, daß sie weiter nach Westen und Süden geführt wurden.

So war es mit den Kimbern und Teutonen gewesen, so geschah es mit den Sueben, deren Anführer Ariovist bereits um 60 v. Chr. mit seinen Scharen den Rhein überschritten hatte und sich etwa im heutigen Elsaß ansässig machen wollte. Er stieß mit dem römischen Feldherrn Gajus Julius Cäsar zusammen, einem der größten Männer der Weltgeschichte, wurde in einer großen Schlacht in der Gegend von Mülhausen geschlagen und über den Rhein zurückgeworfen.

Derselbe Cäsar hatte auch Kämpfe mit anderen kleineren Germanenstämmen zu bestehen, so den Usipetern und Tenkterern, die gleichfalls schon den Rhein überschritten hatten und etwa in der Gegend von Trier saßen.

Seit dieser Zeit bildeten die Germanen eine offene Gefahr für das römische Reich, das den Rhein als Grenze gewonnen hatte und in einer Reihe starker Befestigungen vom Ober- bis zum Niederrhein (Basel, Straßburg, Mainz, Koblenz, Köln, Xanten) sich zu sichern suchte.

Aber immer heftiger wurde der Ansturm; deshalb glaubte man in Rom, nur dann dauernd Erfolg zu haben, wenn der Rhein nicht mehr die Grenze sei, sondern vor ihm ein unterworfenes Gebiet liege.

Das war der Grund, weshalb Kaiser Augustus seine Stiefsöhne Tiberius und Drusus in den Jahren von 15—7 v. Chr. in mehreren Feldzügen über den Rhein schickte; es gelang ihnen, einen Teil der rechtsrheinischen Germanen zu unterwerfen — ja sie drangen bis zur Elbe vor und erreichten für kurze Zeit, daß das Land zwischen Rhein und Elbe römischen Statthaltern gehorchte.

Sollte es den Germanen gehen wie den Galliern (den Bewohnern des heutigen Frankreichs)? Sollten sie dauernd von den Römern unterworfen und ihrem Volkstum entfremdet werden?

Uneinigkeit der verschiedenen Stämme, Eifersucht zwischen ihren Führern hatten im Bunde mit besserer Kriegskunst und Bewaffnung die Römer bis an die Elbe geführt; wer rettete die Germanen vor dem Schicksal der Gallier?

Armin der Befreier.

Das tat Armin, der Sohn des cheruskischen Gaufürsten Segimer. Den Namen des Helden haben uns die Römer in ihrer Sprache und Schreibart überliefert, und aus Arminius ist mit der Zeit beim deutschen Volke fälschlich Hermann geworden.

Er war in frühester Jugend in römische Dienste getreten und hatte Rom und die Römer gründlich kennen gelernt, als er im Jahre 7 n. Chr. seinem Vater im Fürstentum nachfolgte.

In ihm erstand dem deutschen Volke der erste Staatsmann seiner Geschichte — ein Leiter seiner Geschicke, der erkannte, daß nicht lebenaufopfernde stürmische Tapferkeit einzelner Männer oder Stämme oder Stammesteile genüge, um die kaltblütigen, auf die Uneinigkeit der Deutschen rechnenden Römer zu vertreiben, deren Herrschaft er als Schmach empfand, gegen die seine Freiheitsliebe sich auflehnte. Er erkannte, daß nur der vereinten Kraft der deutschen Stämme die Befreiung vom Joche Roms gelingen könne und daß der Kampf politisch wohl vorbereitet sein müsse, ehe man das Schwert ziehen dürfe. Dieser politischen Arbeit unterzog sich der kaum 20jährige Fürst und er vollführte sie mit glänzendem Erfolge; dabei war er gezwungen, die Römer mit ihren eigenen Waffen der List und Verstellung zu bekämpfen.

Es gelang Armin, den römischen Statthalter Publius Quinktilius Varus völlig zu täuschen, indem er sich als Freund der Römer aufspielte — es gelang ihm auch das Schwerere, die benachbarten Stämme und ihre Oberhäupter unter seiner Führung zu einigen und eine mit allen Mitteln der Verschlagenheit wirkende romfeindliche Verschwörung zustande zu bringen — es gelang ihm endlich, Varus mit vier Legionen (etwa 20000 Mann) zu einem Vorstoß nach Osten zu verleiten, wo er ihn im September des Jahres 9 n. Chr. im Teutoburger Walde (wahrscheinlich in der Nähe von Detmold) mit Übermacht überfiel und vernichtete.

Die Wirkung war ungeheuer: Deutschland von Rom frei bis zum Rhein.

Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Tat Armins. Sie

war nötig, um die mit den Mitteln des Verrats und der Bestechung arbeitenden Römer zu bekämpfen, sie war notwendig, um das Land von Herrschern zu befreien, die selbst keine Gewissensbedenken kannten, und sie ist deshalb sittlich gerechtfertigt.

Der gesunde Sinn des Volkes trifft das Rechte — insofern ist Volkes Stimme Gottes Stimme — wenn es Armin mit Stolz den Befreier Deutschlands nennt und preist.

War dieses Heldenwerk dem jungen Fürsten gelungen, an einem andern scheiterte er: er wollte eine dauernde engere Zusammenfassung der deutschen Stämme schaffen, vielleicht eine Art Bundesstaat, in dem er sich als gemeinsames Oberhaupt dachte. Ein Krieg mit den mächtigen Markomannen unter ihrem Führer Marbod war die Folge, in dem Armin Sieger blieb; aber Zwietracht in seiner nächsten Nähe, Verrat der nächsten Angehörigen hemmte den Fortschritt und im Jahre 21 n. Chr. wurde der erst siebenunddreißigjährige Held von Verwandten schnöde ermordet.

Er lebt fort in Sage und Lied — ein echter Held unserer Geschichte, der den Ruhm des Sieges und das Weh der Einsamkeit gekostet hat wie vielleicht nur einer nach ihm: Bismarck.

Sein Werk hat ihn überdauert: mochten die Römer noch einzelne Vorstöße über den Rhein machen, mochten sie auf dem rechten Rheinufer zur Sicherung der Rheingrenze auch den Pfahlgraben anlegen (eine Befestigung die von Andernach a. Rh. bis Kehlheim an der Donau lief) das große rechtsrheinische Deutschland blieb doch frei.

Während der folgenden 150 Jahre muß man sich denken, daß auf deutschem Boden das Gewimmel der Stämme nicht zur Ruhe kam, im Norden und Westen mag es verhältnismäßig ruhig gewesen sein — im Süden und Osten war alles in Bewegung.

Einerseits tritt die Erscheinung auf, daß deutsche Soldheere in römischem Dienste ihr Blut für die Römer, auch ohne alle Bedenken gegen ihre Stammesgenossen vergießen — andererseits wird an der Donau ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Markomannen und Römern geführt (166—180 n. Chr.); es gelingt dem bedeutenden Kaiser Markus Aurelius nicht, die Markomannen zu unterwerfen.

Auch nach diesem schweren Kampfe finden noch zahlreiche Zusammenstöße zwischen Germanen und Römern statt, ohne daß die Grenzen wesentlich verschoben werden, und es wechseln die deutschen Stämme zum Teil noch ihre Plätze innerhalb der damaligen Grenzen, bis das gewaltige Ereignis eintritt, das man die Völkerwanderung nennt.

Die Völkerwanderung.

Ehe wir sie schildern, wollen wir uns vergegenwärtigen, wo bei ihrem Beginnen die wichtigsten deutschen Stämme saßen. Am Oberrhein finden wir die Alemannen, am Niederrhein die ripuarischen (Ufer-)Franken, an der Mündung die salischen (Meer-)Franken; an Neckar und Main siedelten die Burgunder; an der Elbe die Sachsen; in Mitteldeutschland Thüringer und Chatten; an der Elbemündung die Langobarden; an der weiteren Nordseeküste die Friesen; im heutigen Böhmen und Bayern die Sueben; in Westungarn die Vandalen; in Ostungarn die Westgoten; im anstoßenden Südwest-Rußland die Ostgoten.

Hier auf der Grenze zwischen Europa und Asien beginnt die Bewegung; um 375 n. Chr. werfen sich die Hunnen, ein mongolisches (asiatisches) Reitervolk in Massen auf die Ostgoten, besiegen und zwingen sie, die Wohnsitze zu verlassen; dann fallen sie mit demselben Erfolg über die Westgoten her, die gleichfalls vertrieben werden.

Ostgoten und Westgoten ziehen in der Hauptrichtung südlich — die Hunnen dringen weiter nach Westen.

Durch die Bewegung dieser Völker wird ganz Europa in Unruhe gebracht; das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Wirkung sich derjenigen eines Stoßes vergleichen läßt. Die drängenden und verdrängten Völker kommen nicht in menschenleere Länder, sondern in bewohnte, die selbst ihren Bewohnern vielleicht schon wieder zu enge geworden waren; sie verdrängen diese, bringen sie dadurch in Bewegung und veranlassen, daß wiederum andere in fortgesetzter Weiterwirkung geradeso verfahren müssen. Mit Ausnahme weniger Volksstämme werden alle Germanen in diese Züge hineingerissen, die man zusammenfaßt unter dem Namen: Die Völkerwanderung.

Kein einheitlicher Plan eines Stammes, noch viel weniger der Stammes-Gesamtheit lag ihr zu Grunde; wie es die Not brachte, wurden sie geschoben und schoben andere. Nahezu zwei Jahrhunderte dauerte dies Hin und Her, in dem nur ein Ziel zu verfolgen ist: besseres Land zu finden.

Es ist im Rahmen dieses Buches unmöglich, die germanischen Völkerschaften auf ihren Wanderungen, ihren Siegen und Niederlagen zu begleiten. Nur die hervorragendsten Erscheinungen, die wichtigsten Ergebnisse können kurz gekennzeichnet werden.

Wer heute die Landkarte in die Hand nimmt und verfolgt, welche Entfernungen die Wanderzüge dieser Germanen zurücklegten, der staunt

über die Kraft des Willens und der Körper, die solche Leistungen in stetem Kampfe vollbracht.

So gelangten die Vandalen durch Italien, Frankreich, Spanien, nach Nordafrika, wo sie ein Reich von kurzer Dauer gründeten; Ost- und Westgoten durchzogen Griechenland und Italien; die Westgoten gründeten in Südfrankreich und Spanien, die Ostgoten in Italien Reiche; die Angeln erobern England; die Burgunder einen großen Teil Südwestdeutschlands und der Schweiz; die Franken Nordfrankreich; die Langobarden endlich Italien.

Von allen diesen Reichsgründungen waren nur diejenigen der Franken und Angeln von Dauer.

Worin besteht nun die ungeheuere Bedeutung der Völkerwanderung?

Darin, daß die Germanen mit der Kultur der alten Welt, wie sie bei Griechen und Römern sich im Laufe langer Entwicklung ausgebildet hatte, in Berührung kamen, daß sie selbst der Kultur gewonnen wurden und ihren Einzug in der Weltgeschichte hielten; mit frischer, ungebrochener Jugendkraft schlugen sie die gealterte Römerwelt in Trümmer, und soweit sie nicht dazu kamen, eigene zukunftsvolle Staaten zu bilden und zu erhalten, gaben sie ihr gesundes Blut hin, um gealterte Völker zu verjüngen, aufzufrischen.

Dies letztere geschah in Italien, Frankreich und Spanien, wo nach den neuesten Forschungen aus germanischem Blut der überwiegende Teil der in Politik, Waffenhandwerk, Künsten und Wissenschaften hervorragenden Männer bis auf den heutigen Tag hervorgegangen ist, von denen die beiden größten genannt seien: Dante Alighieri und Leonardo da Vinci.

Somit können wir sagen: als Endergebnis der Völkerwanderung ist nicht nur die Gründung lebensfähiger germanischer Staaten in Mitteleuropa zu betrachten, nein, auch dort, wo gegründete germanische Staaten sich nicht halten konnten, weil die Germanen der alten Bevölkerung gegenüber zu sehr in der Minderzahl waren, haben sie dem Leben jener germanisches Gepräge aufgedrückt, indem die führenden Schichten mit ihrem Blute verbessert wurden.

Aber welche ungeheuren Opfer hat dieses Ergebnis gekostet!

Ganze Volksstämme, hochgeartet, reinrassig, berufen zu herrlicher Zukunft, schwanden dahin, wurden vernichtet.

Ungezählte Führer von edelsten Eigenschaften fielen den jahrhundertelangen Kämpfen zum Opfer.

Wenn man nur an die Goten denkt: kein herrlicheres Volk schritt durch die Geschichte, keines adliger an Leib und Seele — kein Volk, das in kurzer Zeit eine so unerschöpfliche Fülle von Helden hervorgebracht hat, von denen nur Alarich, der große Theodorich, Totila und Teja

genannt werden mögen! Und aufgerieben und vernichtet — kein Rest von ihnen geblieben, als daß sie Italien, Südfrankreich und Spanien verjüngt hatten.

Vernichtet bis auf den letzten Mann wurden auch die Vandalen in Afrika.

Und wem fielen so edle Völker zum Opfer? Nicht die entarteten Römer vermochten das — nein: andere germanische Stämme, die sie in ihren Sold genommen, gaben sich dazu her, jene zu erwürgen. Noch mehr: das entartete Rom vermochte nicht einmal mehr die Staatsmänner und Feldherrn zu erzeugen, die mit Hilfe germanischer Heere die anderen Germanen bekämpften und das Ende Roms aufhielten. Germanen waren es, die jahrhundertelang ihre Kräfte als Staatsmänner und Feldherrn in den Dienst der entnervten römischen Kaiser stellten.

Wenn trotzdem die Germanen zur Gründung dauernder Staaten gelangten, so dürfen wir fragen: wie unerschöpflich muß die Kraft jenes Volkes gewesen sein, das so verschwenderisch mit seinem Blute umging und doch dazu kam, im Herzen Europas den Grund zu bleibenden Reichen zu legen.

Wir fragen: wie sähe die Welt heute aus, wenn das herrliche Gotenvolk nicht aufgerieben worden wäre — nicht erwürgt worden wäre von anderen Germanen im Dienste Roms, und müssen uns bescheiden in dem Troste, daß trotz solcher unsäglichen Verluste das deutsche Volk sich in Ehren durchgesetzt hat.

Als nach den Stürmen der Völkerwanderung nach und nach Ruhe einkehrte, finden wir die westgermanischen Stämme der Sachsen, Thüringer, Friesen, Franken, Bajuvaren und Alemannen in zusammenhängendem Gebiete wohnen von der Elbe bis ins Herz des heutigen Frankreichs; sie wurden jetzt die Träger der weiteren deutschen Geschichte; sie sind die Vorfahren der heutigen Deutschen und wir haben es jetzt nicht mehr mit Germanen zu tun (dies war der weitere Begriff), sondern nur noch mit Deutschen im engeren Sinne.

Jene untergegangenen germanischen Stämme leben fort in der Heldensage, im Liede und wir brauchen nur an Dietrich von Bern (Theodorich den Großen) und die Helden des Nibelungenliedes zu erinnern, um zu zeigen, wie tief das Schicksal jener Stämme in die Erinnerung der glücklicheren eingegraben war.

Die obengenannten sechs deutschen Stämme hatten ihr festes Siedlungsgebiet gefunden, in dem sie im großen ganzen noch heute wohnen; das war ein Fortschritt, ein Vorteil — ein bis heute nachwirkender Nachteil war, daß die Lande rechts der Elbe von Deutschen verlassen waren. In diese Gebiete waren die Slawen nachgerückt und hatten sich dort fest-

gesetzt. So kommt es, daß gerade die Länder, die vor der Völkerwanderung rein germanisch besiedelt waren, von den Slawen besetzt wurden; es war eine gewaltige Anstrengung im späteren Mittelalter erforderlich, um sie ihnen teilweise wieder zu entreißen.

Wir legen Wert darauf festzustellen, daß, wenn es heute für das Deutsche Reich eine Polenfrage gibt, wenn in Österreich die Deutschen dem Ansturm der Polen, Tschechen und Slowenen ausgesetzt sind, dies eine Folge der Völkerwanderung ist, indem noch heute altdeutscher Boden im Besitze dieser slawischen Stämme sich befindet.

Die Germanen und das Christentum.

Noch eine andere folgenreiche Erscheinung der Völkerwanderung muß kurz erwähnt werden: die Annahme des Christentums durch einen Teil der germanischen Völker.

Wir wissen, daß sie an allen Enden des römischen Reiches mit den Römern zusammenstießen, teils als Feinde, teils als Hilfsvölker in ihrem Solde; die Römer waren damals schon Christen und es ist erklärlich, daß durch ihre Vermittlung die Germanen mit dem Christentum bekannt wurden. Wirklich trat um 360 n. Chr. eine etwa im heutigen Südungarn angesiedelte Schar von Westgoten zum Christentum über; ihr Bischof wurde Wulfila (der Sohn eines dem Christentum anhängenden Kriegsgefangenen aus Kappadokien), der die Bibel ins Gotische übertrug und damit das erste Schriftwerk in einer germanischen Sprache verfaßte.

Nach und nach folgten diesen Westgoten andere germanische Stämme in der Annahme des Christentums; diejenigen Stämme, die wir als Westgermanen bezeichnet haben, also die Deutschen, die während der Völkerwanderung wenig mit Rom in Berührung gekommen waren, die insbesondere weder den Boden Italiens noch Südfrankreichs betreten hatten, nehmen den christlichen Glauben erst sehr viel später an — manche erst knapp vor der Wende des ersten Jahrtausends nach Christus.

Die Merowinger.

Die deutschen (westgermanischen) Stämme hätten wohl in den Stürmen der Völkerwanderung zum Gefühl der Zusammengehörigkeit erwachen können, sollte man denken, hätten erkennen sollen, daß gemeinsame deutsche Abstammung sie zu einer größeren Einheit zusammenführe. Diese Erkenntnis kam ihnen aber nicht: jeder der großen Stämme (Sachsen, Thüringer, Friesen, Franken, Bayern, Alemannen) bildete ein abgeschlossenes kleines Reich für sich; von einem Gefühl der Zusammengehörigkeit werden

wir nichts. Nur das war erreicht, daß in den Kämpfen und Nöten der Völkerwanderung offenbar nach und nach aus den gewählten Führern erbliche Herzöge oder Könige geworden waren, daß also wenigstens diese Stämme in sich zu einer gewissen Einheit gekommen waren.

Die später herbeigeführte Zusammenfassung ist nicht das Ergebnis freiwilligen Entschlusses, sondern des Zwanges — nicht das Werk der Stämme, sondern eines Fürstengeschlechtes fränkischer Herkunft, dessen Taten von größter Bedeutung für die deutsche Entwicklung geworden sind: der Merowinger.

Chlodwig, König der salischen Franken (481—511) griff mit herrschgierigem, aber zielbewußtem Sinne über das Gebiet seines Stammes hinaus; mit allen Mitteln der Gewalt und List, der Heuchelei und Grausamkeit brachte er ein stattliches Reich zusammen — keine uns liebwerdende, anmutende Persönlichkeit, das Gegenteil davon — aber er leistete eine dem deutschen „Partikularismus" gegenüber nötige Arbeit, indem er Westgoten, Alemannen und Rheinfranken seinem Königtum unterwarf. Seine nächsten Nachfolger besiegten noch die Thüringer und Burgunder, so daß das Frankenreich etwa den deutschen Boden von der Unstrut westwärts (aber ohne Bayern) und fast das ganze heutige Frankreich umfaßte.

Chlodwig war der erste deutsche (westgermanische) König, der zum Christentum übertrat und unter seinem Volke die Ausbreitung förderte; seinem Charakter entsprechend benutzte er den christlichen Glauben zu den politischen Zwecken seiner Machtausdehnung — aber er bereitete doch dem Christentum den Einzug unter den Deutschen.

Die Hausmeier.

Chlodwigs Nachfolger entarteten bald; wilde, blutige Kämpfe in dem Herrscherhaus schwächten zuerst seine Macht; entnervte Könige verfielen der Mißachtung und es bildete sich die Einrichtung des Hausmeiertums aus, das wenigstens die staatliche Macht zusammenzuhalten suchte.

Der „Hausmeier", ursprünglich ein höherer Hofbeamter, wuchs wohl dadurch an Einfluß, daß er stets um die Person des Königs war; je schwächer der König, um so einflußreicher der Hausmeier — kurz es kam nach und nach dahin, daß die letzten merowingischen Könige nur noch den Namen hergaben, während in der Tat die Hausmeier herrschten.

Das wichtige Amt — denn das war es — wurde schließlich erblich in der Familie Pippins des Älteren, eines Adligen, der in der Gegend zwischen Metz, Trier und dem Ardennenwald reich begütert war; er und seine Nachfolger waren tatkräftige Männer, die sich große Verdienste um das Reich erwarben. Sein Sohn, Pippin der Mittlere,

herrschte unumschränkt, sein Enkel, Karl Martell, besiegte die Sarazenen 732 bei Tours und Poitiers (Nordwestfrankreich) und rettete Europa vor der mohammedanischen Überflutung; sein Urenkel endlich, Pippin der Kleine, stieß den letzten Merowinger vom Throne und wurde von Papst Zacharias zum König der Franken gekrönt.

Mit ihm bestieg das Geschlecht der Karolinger den Thron; er besiegte die Bayern und Langobarden (in Oberitalien) und legte durch eine Landschenkung an den Papst den Grund zum Kirchenstaat.

Die Entstehung des Papsttums.

Hier muß mit wenigen Worten die Entstehung des Papsttums geschildert werden, dessen Beziehungen zu unserem Volke eine ungeheure, schicksalsschwere Bedeutung erhalten sollten.

Die römisch-katholische Kirche führt die Gründung des Papsttums auf eine Anordnung Jesu Christi zurück, der Petrus zum Bischof von Rom bestimmt habe. Diese Behauptung ist geschichtlich nicht begründet — nicht eine Willenshandlung des Heilands, sondern die Bedeutung der Stadt Rom gewährte nach und nach dem in Rom amtenden Bischof besonderes Ansehen, erhöhte Weihe und Bedeutung. Rom war die Hauptstadt der alten Welt gewesen; auch nach dem Verfall des römischen Reiches haftete an dem Namen der ewigen Stadt ein Zauber; als die römischen Kaiser ihren Sitz von Rom nach Konstantinopel verlegt hatten (330 n. Chr.), erblickte das Volk in dem Bischof von Rom den Träger der alten Herrlichkeit, den Stellvertreter gleichsam des im Osten sitzenden Kaisers.

Während der Stürme der Völkerwanderung mußte leichtbegreiflich das Ansehen des römischen Bischofs weiter wachsen: das Kaisertum geschlagen, germanische Königreiche heute errichtet, morgen zertrümmert, keiner der germanischen Könige in Rom dauernd ansässig — die einzig dauernde, dem Volke sichtbare Amtsgewalt diejenige des Bischofs.

Dazu kam, daß die abendländische, früher zum römischen Reiche gehörige Welt trotz aller geschichtlichen Ereignisse in der Stadt Rom weiter die Hauptstadt erblickte.

So ist es erklärlich, daß der Bischof dieser Stadt nach innen und außen eine besondere Stellung gewann, daß er zuerst freiwillig als erster Bischof unter Gleichen betrachtet wurde. Mit der Zeit entwickelte sich daraus der Anspruch, der erste zu sein — dann derjenige das geistige Oberhaupt der christlichen Kirche zu sein.

Diese Stellung war dem römischen Bischof (er nannte sich „papa", d. i. Vater) kaum mehr bestritten, als Stephan II. und Zacharias mit

Pippin in Beziehung traten: der zum Könige gesalbte Hausmeier erwies sich dankbar und schenkte dem römischen Stuhle das Land um Rom und Ravenna.

Damit war die weltliche Herrschaft des Papsttums begründet: das geistige Haupt der Kirche war nebenher weltlicher Fürst geworden; neben die geistige Bedeutung der Kirche war eine weltlich-politische getreten.

Wir werden sehen, von welch ungeheurer Tragweite diese Schenkung Pippins wurde.

Es ist hier auch die Stelle, der Wirksamkeit des „Apostels der Deutschen" zu gedenken, des Mönchs Winfrid, der als Bonifatius der erste deutsche Erzbischof mit dem Sitze in Mainz wurde.

Von heiligem, reinem Glaubenseifer getrieben, erwirkt sich Winfried (geboren in Wessex in England und angelsächsischer, also germanischer Abstammung) um 720 n. Chr. von Papst Gregor II. den Auftrag, in Deutschland das Christentum zu verkündigen. Er predigt unter den Friesen, Hessen, Thüringern, Ostfranken und Bayern, wird deutscher Bischof, gründet zahlreiche Bistümer und wird 748 zum Erzbischof von Mainz erhoben, dem die Bistümer Würzburg, Eichstätt, Freising, Passau, Regensburg, Salzburg und Erfurt unterstellt wurden.

Bonifatius betrachtete sich als den Beauftragten des Papstes und es ist das Verhängnis des deutschen Volkes geworden, daß er keine deutsche christliche Volkskirche gründete, sondern daß er sich mit seiner Schöpfung Rom unterstellte, damit das deutsche Volk geistig in Abhängigkeit vom Papste brachte, dem so auch in der Folge die Handhabe geboten war, in die weltlich-politischen Dinge des deutschen Volkes mit herrschsüchtiger Hand einzugreifen.

Karl der Große.

Als König Pippin im Jahre 768 starb, hinterließ er seinen Söhnen Karl und Karlmann (dieser starb schon 771) ein großes, festgefügtes Reich, das in die rechten Hände kam.

Karl, der als „der Große" weltgeschichtlichen Ruhm erworben hat, verstand es, das väterliche Erbe gewaltig zu vergrößern. In langen schweren Kriegen unterwarf er die Sachsen und zwang ihnen das Christentum auf; ihr tapferer, sagenberühmter Herzog Wittekind mußte sich taufen lassen.

Die Sachsenkriege kosteten unendliches Blut und Karl zeigte in ihnen rücksichtslose Strenge, ja Grausamkeit. Es wird berichtet, daß er, von mehreren Aufständen der Sachsen erbittert, bei Verden an der Aller über 4000 Männer habe hinrichten lassen.

Kein Zweifel — die Opfer dieser Kriege an bestem, reinstem deutschem Blute waren ein unersetzlicher Verlust, aber wenn die deutschen Stämme unter einer Herrschaft zusammengefaßt werden sollten, mußten schwere Schläge fallen.

Wenn den Sachsen der christliche Glaube aufgezwungen wurde, so ist dies gewiß nicht aus Gründen der Religion allein, wahrscheinlich nicht einmal in erster Reihe geschehen; Karl verfolgte damit das politische Ziel, in der Anerkennung des Christentums ein Zeichen endgültiger Unterwerfung zu erhalten; dies war um so bedeutungsvoller, als er sich in Angelegenheiten der staatlichen Verwaltung der Kirche mit großem Erfolge bediente und die Bischöfe mit wichtigen staatlichen Aufgaben betraute.

Die Sachsen mußten gehorchen, zeigen, daß sie gehorchen wollten: deshalb mußten sie Christen werden; alsbald wurden Bistümer in ihren Landen errichtet, deren Inhaber die Vertrauensmänner Karls waren.

Zwischen den verschiedenen Sachsenkriegen dehnte der große Herrscher sein Gebiet nach allen Richtungen aus: er vernichtete in Italien das germanische Langobardenreich des Königs Desiderius und läßt sich zum König von Italien krönen, das sich ihm mit Ausnahme von Süditalien unterwirft; er erobert Teile Nordspaniens und gründet dort die Markgrafschaft Barcelona (778 u. 801); das Herzogtum Bayern wird aufgehoben (Herzog Tassilo) und dem Frankenreiche einverleibt (788); die Wenden werden (789), die Avaren (791) besiegt, die slawischen Sorben (zwischen Saale und Elbe) werden zur Unterwerfung gezwungen (806) und die Reichsgrenzen nach Norden gegen die Einfälle der Normannen und Dänen geschützt.

Wahrlich: Heldenarbeit hatte der große Karl geleistet, als er auf dem Höhepunkt seiner Macht sein Reich überschaute, das sich im Osten von dem Flusse Raab in Ungarn bis westlich zum Flusse Ebro in Spanien, von der Eider in Schleswig im Norden bis zum Garigliano im Süden Italiens ausdehnte. Neu gegründete Marken, in denen die Grafen besonders umfassende Machtbefugnisse hatten, sollten die Grenzen in Ruhe halten.

Kein Zweifel: Karl war der mächtigste Mann seiner Zeit, und es bedeutete eine äußere Anerkennung seiner Stellung, zugleich eine in den Augen der Zeitgenossen bedeutende Hebung seines Ansehens, als Papst Leo III. ihn am Weihnachtsfest des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom zum römischen K a i s e r krönte.

Die Germanen hatten dereinst das römische Kaisertum zertrümmert — nun wurde einem germanischen König die Kaiserkrone vom Papste aufs Haupt gedrückt.

Das besagte: das Kaisertum wurde erneuert; der deutsche König wurde als Kaiser als erster der Fürsten des Abendlandes anerkannt —



Alfred Rethel, Kaiser Otto III. in der Gruft Karls des Großen.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

aber es besagte weiter —, da der Papst ihm die Krone und in Rom gespendet hatte: als Kaiser wurde der deutsche König mit dem Papsttum und mit Italien in nähere Verbindung gebracht. Eine Verbindung, die das deutsche Volk unsägliche Opfer an Gut und Blut, in inneren und äußeren Kämpfen kosten sollte, und die wesentlich an dem Verfall des deutschen Königtums Schuld trägt.

Ein gewaltiger Mann wie Karl der Große, dem alle sich beugten, hatte den Einfluß, das Ansehen, auch das Papsttum in Schranken zu halten, auch das widerspenstige Italien zu bändigen: was sollte aber geschehen, wenn ein schwächerer Nachfolger den Ansprüchen des Papsttums nachgibt? Wenn Italien sich auflehnt?

Soll die deutsche Volkskraft im fernen Italien eingesetzt werden, um dies Land in Botmäßigkeit zu halten? Soll der Kaiser die Geschäfte des Papstes besorgen und für ihn im weiten Süden Kriege führen? Soll der Kaiser, wenn der Papst Ungerechtes von ihm verlangt, ihn in Rom bekämpfen oder sich ihm fügen?

In die Beantwortung dieser schicksalsschweren Fragen müssen wir die ganze Fülle des Elends und Jammers einschließen, die die römische Kaiserkrone dem deutschen Volke bringen sollte.

Freilich ein stolzes Wort „römischer Kaiser", ein strahlender Titel — aber leider zu bald nur Wort und Titel ohne sachlichen Inhalt!

Wer heute ruhig urteilt, kann die Stunde nicht segnen, in der der große Karl sich zum Kaiser krönen ließ — und es klingt wie eine Ahnung all des Üblen, das kommen sollte, wenn wir hören, daß er die Kaiserkrone wohl wünschte, daß aber gegen seinen Willen der Papst — ihn überraschend — die Krönung vollzog; denn Karl wollte aus eignem Rechte Kaiser sein und sich selbst die Krone aufs Haupt setzen.

Daß Karl nicht nur ein gewaltiger Kriegsfürst war, sondern auch ein hervorragender Staatsmann, ein wirklich großer Herrscher, das beweist die Art, wie er die Verwaltung seines Reiches eingerichtet hat und wie er regierte. Es ist hier der Ort, kurz die fränkische Verfassung zu besprechen, wie sie nach und nach von den Merowingern ausgebildet und von Karl vollendet wurde.

Das Land war eingeteilt in Gaue, an deren Spitze Grafen standen; sie waren vom König ernannt, also Beamte; an Stelle der Besoldung erhielten sie Land verliehen „zu Lehen", von dessen Einkünften sie lebten. Sie vertraten den König in der Rechtspflege und im Kriege (als Vorsitzer des Gerichtstags „Ding" und als Anführer); die Gaue bestanden aus Hundertschaften, die die unterste Grundlage der Heereseinteilung und Träger der niederen Gerichtsbarkeit waren.

Die Volksgesamtheit zerfiel in Freie, Halbfreie, Unfreie; zum Kriegsdienst verpflichtet waren nur die Freien.

Besonders angesehenen oder mächtigen Freien schloß sich ein Gefolge minder glücklicher Freier an, die Vasallen genannt wurden und (ähnlich wie die Grafen vom König) an Stelle des Lohnes Land zu Lehen erhielten; im Kriege standen sie unter dem Befehl ihres „Herren". Hieraus entwickelte sich nach und nach das Lehnswesen, das im Mittelalter von großer Bedeutung wurde; wir werden später im Zusammenhang darüber zu berichten haben. Der König selbst hatte, leicht verständlich, ein besonders stattliches Gefolge, das besondere Vorrechte genoß.

Zu bestimmten Zeiten wurden Gerichtstage gehalten, in denen nach fränkischem Rechte geurteilt wurde.

Alljährlich im März oder Mai fand eine Zusammenkunft aller Heerespflichtigen statt (März- oder Maifeld); der König pflegte diese Gelegenheit zu benutzen, um Beratungen mit den erschienenen Grafen abzuhalten; daraus entwickelten sich allmählich „Reichsversammlungen", denen ein gewisser Einfluß auf die Gesetzgebung gewährt wurde.

Karl empfand — was bei der Größe seines Reiches erklärlich ist — das Bedürfnis, über die Grafen eine besondere Aufsicht zu führen, er erreichte dies dadurch, daß er „Königsboten" bestellte, die in seinem Namen das Reich bereisten, die Gaue besuchten und die Verwaltung der Grafen auf allen Gebieten nachprüften; zu solchen Königsboten wurden gerne Bischöfe gewählt.

Besonderes Gewicht legte Karl auf geordnete Rechtspflege und auf die Verbreitung höherer Bildung; zu dem ersten Zwecke ließ er die ungeschriebenen alten Volksrechte der deutschen Stämme aufzeichnen, die durch neue von ihm unter Zustimmung der Reichsversammlungen erlassene Gesetze ergänzt wurden; zu dem letzteren Zwecke gründete er zahlreiche Klosterschulen und eine Hofschule.

Die oberste Aufsicht über die gesamte Verwaltung führte der Kaiser selbst; unermüdlich durchzog er das Reich und sah nach dem Rechten; in seinen Pfalzen, von denen die zu Aachen und Ingelheim die bekanntesten sind, hielt er dann Hof und versammelte die Großen um sich, hielt Gericht ab, besuchte die Schulen, besichtigte die Heerespflichtigen.

Er fühlte sich als Deutschen, so sehr er römische Bildung und lateinische Sprache begünstigte, und ließ die Heldenlieder der deutschen Stämme sammeln — ein Jammer, daß sein kirchlich gesinnter Sohn Ludwig sie als „heidnisch" vernichten ließ. Die Sprache seines Stammes liebte er und versuchte sich selbst in der Schaffung einer deutschen Sprachlehre; auch gab er den Monaten deutsche Namen.

Diese Schilderung, so kurz sie nur sein durfte, gibt doch ein Bild von der umfassenden Tätigkeit dieses Mannes, dessen Persönlichkeit der

Mitwelt überwältigenden Eindruck gemacht haben muß, und die in der Heldensage seines Volkes fortlebte durch die Jahrhunderte.

Am 28. Januar 814 starb er in Aachen und wurde dort in dem von ihm erbauten Dome beigesetzt; festgefügt ließ er sein ungeheueres Reich seinem Sohne Ludwig zurück. Es entstand die Frage: war es auf die Dauer zusammenzuhalten, wenn seine Nachfolger minder starke Naturen an Wollen und Können waren?

Diese Schicksalsfrage des karolingischen Weltreichs wurde bald verneint; schon der erste Nachfolger Karls, der fromme Ludwig (814 bis 840) war der überschweren Aufgabe nicht gewachsen, vor allem gab er sich dem Einflusse der hohen Geistlichkeit einseitig hin, so daß die weltlichen Großen unzufrieden wurden. Zweimal empörten seine ersteheliche Söhne Lothar, Pippin und Ludwig sich gegen ihn, ja sie entsetzten ihn des Thrones, nachdem sie ihn (833) bei Kolmar im Elsaß besiegt hatten; die Jahre bis zu seinem Tode waren durch Zwistigkeit mit seinen Söhnen vergiftet, obwohl er nach kurzer Zeit wieder in seine kaiserlichen Rechte eingesetzt wurde.

Alles in allem: kein würdiger Nachfolger des großen Karl. Fränkischem Gewohnheitsrechte folgend teilten nach Ludwigs Tod seine ihn überlebenden Söhne das Reich.

Im Vertrage zu Verdun (Wirten 843) erhielt Lothar, der älteste von ihnen, alles Land zwischen Rhein, Maas, Schelde, Rhone und Saone und Italien mit dem Kaisertitel; der mittlere Ludwig, nachmals der Deutsche genannt, alles Land rechts des Rheines und links davon die Bistümer Speier, Worms und Mainz; der jüngste Sohn Karl, der Kahle geheißen, erhielt das ganze übrige heutige Frankreich, soweit es nicht an Lothar gefallen war.

Deutschland im Mittelalter.

Die letzten Karolinger.

Wir kümmern uns nicht um die Geschichte der Karolinger in Italien und Frankreich — nur die Entwicklung in Deutschland geht uns an: denn ein Deutschland war jetzt geschaffen; seine Geburtsstunde fällt in die Errichtung des Vertrags von Verdun.

Daß dem in der Tat so war ergibt sich daraus, daß Ludwigs Gebiet rein von deutschen Stämmen bewohnt war; dasjenige Karls nur von Romanen (so werden die aus der Vermischung keltisch-römisch-germanischen Blutes entstandenen Völker genannt); in Lothars Reich sind Deutsche und Romanen gemischt, doch überwiegen letztere.

Diese Mischung bildet die Ursache des Verfalls in dem Reiche Lothars (nach ihm heißt noch heute Lothringen); die Scheidung beider Völker wird im Vertrage von Mersen (870) nach dem Tode der Söhne Lothars nahezu durchgeführt, indem der deutschsprechende Teil ihrer Lande, das Elsaß, Lothringen und Friesland an das „ostfränkische Reich", an Deutschland fallen, während die romanisch sprechenden ans „westfränkische" kommen, d. h. an Frankreich.

Damit sind diese beiden Nachbar-Völker und -Staaten endgültig zur Entstehung und Scheidung gekommen.

Der karolingischen Herrschaft in Deutschland erblühte kein Glück mehr; Ludwig der Deutsche (843—876); ein tüchtiger, wenn auch kein überragender Mann hält sein Reich zusammen; sein schwacher Sohn Karl der Dicke (876—887) wird ein Spielball der Großen, verliert alles Ansehen und wird in einer Reichsversammlung zu Trebur am Rhein abgesetzt; ihm folgt der tapfere Arnulf von Kärnten (887—899), der durch ehrenvolle Siege über die Normannen und Madjaren die Reichsgewalt wieder stärkt. Ehe er dazu kam, dauernde Verhältnisse zu schaffen, stirbt er plötzlich und hinterläßt einen sechsjährigen Sohn: Ludwig das Kind (899—911). Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist — so hieß es jetzt: äußere und innere Feinde machen das unglückliche Reich

zum Tummelplatz ihrer Kämpfe; die Reichsgewalt zerfällt und es werfen sich die größten Grafen in Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen zu selbständigen Herzögen auf.

Zerstört war Karls des Großen Werk auf deutschem Boden, als der königliche Knabe starb und mit ihm das stolze Geschlecht der Karolinger ruhmlos zu Grabe ging; zerrissen in Zwietracht innen, verheert durch äußere Feinde, so hinterließ er das Reich.

Königswahl.

Wer sollte sein Nachfolger werden?

Wir wissen, daß früher die Versammlung der Freien die Führer gewählt, daß es also erbliche Würden nicht gegeben hatte; während der Kämpfe der Völkerwanderung war bei manchen Stämmen die Erbfolge in Königs- und Herzogswürde durch die Gewohnheit anerkannt worden; die Merowinger hatten durch die unangefochtene Stellung Chlodwigs sofort das Erbrecht ihrem Hause gesichert; ebenso war es bei den Karolingern.

Nun war der letzte Karolinger verschieden — wenn ein einheitliches Reich aufrecht erhalten werden sollte, mußte ein König an der Spitze stehen; wie aber ihn schaffen?

Was lag diesem Volke, in dem die alten Überlieferungen noch fortlebten, näher, als auf die Wahl zurückzugreifen.

So geschah es: in Forchheim trat eine Reichsversammlung zusammen, bei der alle Herzogtümer außer Lothringen vertreten waren; die Absicht ging dahin, den mächtigsten Herzog, Otto den Erlauchten von Sachsen, zum König zu bestimmen; der lehnte aber eine Wahl ab und es wurde der Frankenherzog Konrad gekürt (911—918).

Eine schwere, schier unlösbare Aufgabe harrte seiner: er konnte nur dann eine wirkliche Königsgewalt ausüben, wenn er die während der Kindesherrschaft des letzten Karolingers übermächtig gewordenen Herzogtümer bändigte — er, der doch selbst als Herzog groß geworden war. Er hat sich redlich bemüht, diese Aufgabe zu lösen — aber er scheiterte nach ununterbrochenen Kämpfen; das größte Verdienst, das der tapfere Mann um Deutschland errungen, besteht darin, daß er erkannte, daß nur der mächtigste Herzog vielleicht Ordnung stiften könne und daß er, weil sein Haus nicht das mächtigste war, sondern das der Sachsen, vor seinem Tode dahin wirkte, daß Ottos des Erlauchten Sohn Heinrich zum König gewählt werde, obwohl er sein Feind war.

Ein edles Beispiel vaterländischer Pflichterfüllung: der sterbende König ordnet die Größe seines Hauses dem Gedeihen des deutschen Volkes unter! Das Opfer, das er gebracht, wurde reich belohnt.

Die Ottonen.

Heinrich der Erste, der Finkler (919—936), der zu Fritzlar wirklich gewählt wurde, hat erreicht, was Konrad nicht vermochte.

Er war ein nüchtern denkender, kaltblütig die Lage beurteilender Mann, der Schritt für Schritt vorging — allem Schwärmertum unerreichbar; sicher und ruhig stellte er seine Rechnung nach den tatsächlichen Verhältnissen ein. Die Kaiserkrone sich aus Italien zu holen verschmähte er, der fest auf dem Boden seines Stammes und Volkes stand; er war zum deutschen König gewählt; der wollte er auch wirklich werden; und er begnügte sich, es zu sein, als er in zäher Arbeit sich durchgesetzt hatte.

Zuerst wurden die Herzöge von Schwaben und Bayern zur Unterwerfung gezwungen, dann auch der von Lothringen; damit war Heinrich Herr in Deutschland. Nachdem er zunächst die Madjaren durch einen Waffenstillstand von zehn Jahren vom Reiche ferngehalten und während dieser Zeit alles zu ihrer Abwehr vorbereitet hatte (Gründung befestigter Städte und Burgen, Ausbildung der Reiterei), besiegte er sie glänzend in der Schlacht an der Unstrut (933).

Aber er beschränkte sich nicht auf die Verteidigung des Reichs — er ging auch angriffsweise gegen die Slawen vor, um Boden im Osten zu gewinnen: so eroberte er Brennabor, die Hauptstadt der Heveller (das heutige Brandenburg), besiegte die Wenden, Tschechen und Daleminzier. Zur Bändigung der letztgenannten gründete er die Feste Meißen an der Elbe; er eroberte Prag und zwang den Herzog der Tschechen zur Huldigung. In den letzten Jahren seiner Regierung errichtete er nach Besiegung der Dänen die Mark Schleswig nördlich der Eider.

Großes hat dieser treffliche, echt deutsche König geleistet; sein Andenken — er lebt im Gedächtnis des Volkes als „Städtegründer" fort — kann nicht hoch genug in Ehren gehalten werden: er hat in siebzehn schweren Jahren das deutsche Reich wieder hergestellt.

Ihm folgt sein Sohn Otto der Große (936—973), der die Bahnen des großen Karl betritt.

Sein Vater hatte das Königtum in Deutschland so befestigt, daß die Kraft des in Denken und Handeln großartig angelegten Sohnes über die Grenzen weiter ausgreifen konnte.

Zweimal zieht er nach Frankreich, dreimal nach Italien; Paris sieht ihn vor seinen Mauern, die italienische Königskrone setzt er auf sein Haupt, die Stadt Rom nimmt er ein und erobert in Süditalien die Herzogtümer Capua und Benevent.

In Anerkennung seiner weltbeherrschenden Stellung erneuert er die Kaiserwürde, indem er sich am 2. Februar 962 in Rom zum „römischen Kaiser deutscher Nation" krönen läßt. Liegt in dem Titel ein Widerspruch — der von Deutschen gewählte König des deutschen Volkes sollte Fortsetzer des fremden, römischen Kaisertums sein — so ist doch kein Zweifel, daß er seinen Zauber trotz der karolingischen Erfahrungen wiederum ausübte und auch den Geist Ottos gefangen nahm, der nach seinen Taten den Namen des „Großen" doch verdient.

Wir wissen von Karl dem Großen her, welche Gefahren das römische Kaisertum für unser Volk mit sich brachte, und können nur aussprechen, daß diese Gefahren von neuem auflebten, als Otto den undeutschen Kaisertitel wieder aus dem Grabe der Vergangenheit hervorholte.

So sehr die Geschichte den heutigen Beurteiler zwingt, diesen Schritt des Herrschers als verhängnisvoll und unglückschwanger zu bedauern — mit freudigem Stolz müssen wir sein sonstiges Lebenswerk preisen.

Er besiegt nicht nur die Madjaren in der vernichtenden Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg (955) und wirft mit eiserner Hand verschiedene Aufstände von unbotmäßigen Herzögen nieder: vor allem hat er in großartiger Weise Kolonialpolitik nach Osten getrieben und alten deutschen Volksboden zurückerobert. Bis zur Oder werden die slawischen Wenden unterworfen und der Polenherzog zur Huldigung gezwungen, ebenso wie vorher die bayrische Ostmark (das heutige Österreich) wiederhergestellt wurde.

Dies ist ein dauerndes Verdienst seiner Regierung, wobei auch des großen Markgrafen Gero gedacht werden muß, der als getreuer Helfer seines Herrn mit rücksichtsloser Härte das gewaltige Gebiet der Nordmark eroberte, verwaltete und eindeutschte.

Es schien unserem Volke, als sei Karl der Große wiedererstanden, wenn es die Taten des Sachsen Otto bewunderte, er fühlte sich als Karls Nachfolger und wandelte ganz sichtlich auf seinen Bahnen, nicht nur mit seinem Hinübergreifen nach Italien, das mit darin begründet war, daß er die verwitwete Königin Adelheid von Burgund in zweiter Ehe zur Gemahlin nahm, sondern auch darin, daß er sich in der inneren Verwaltung des Reiches vorzüglich auf die Erzbischöfe und Bischöfe stützte; um ihre Stellung den Stammesherzögen gegenüber zu stärken, machte er sie zu Herren ihrer Gebiete, indem er ihnen die Rechte der Grafen übertrug; wir werden später sehen, wie nachteilig die Entwicklung der kaiserlichen Gewalt dadurch beeinflußt wurde.

So wohl befestigt war seine Herrschaft, daß er fast alle Herzogtümer mit Verwandten besetzen konnte und daß sein Sohn Otto zu des Vaters Lebzeiten nicht nur zum Könige gewählt, sondern auch gekrönt wurde.

Das Kaisertum schien wiederum fest gegründet zu sein — ein Stolz der Deutschen, die ihren König als den obersten Herrscher der Christenheit anerkannt sahen, als den Lehnsherrn aller anderen christlichen Fürsten und als den Beschützer des Papstes und der Kirche.

Aber, wie Karls Werk vergänglich war, so war es auch das Ottos des Großen.

Otto II. (973—983) war ein würdiger Erbe seines Vaters; ein kühner, kräftiger Geist lebte in dem mit achtzehn Jahren auf den höchsten Thron berufenen Jüngling, der nicht nur zu den Staatsgeschäften trefflich veranlagt war, sondern über eine wirklich gelehrte Bildung verfügte.

Bedeutsam als ein Zeichen, wie schnell das Kaisertum über die Grenzen des Volkstums hinausgewachsen war — man würde heute sagen, Neigung hatte „International" zu werden, und bedeutsam wegen der Folgen in der Veranlagung des Sohnes dieses jugendlichen Herrschers, war seine Ehe mit Theophano, einer griechischen Prinzessin.

Otto II. wahrt das Erbe des Vaters mit Erfolg: er hält die Herzöge im Zaume, sichert die Grenzen des Reiches — ja er dringt gegen den feindlichen Frankenkönig bis vor Paris vor und kämpft mit Glück gegen die Sarazenen in Unter-Italien. Eine überraschende Niederlage zwingt ihn, nach Rom zurückzukehren; er bereitete dort einen neuen Feldzug gegen die Sarazenen vor, als er im Alter von 28 Jahren in der heiligen Stadt starb.

Der allzufrühe Tod des hochbegabten Herrschers war ein Unglück für sein Haus, ein größeres noch für unser Volk.

Wiederum saß ein Kind auf dem Throne, Otto III. (983—1002), der beim Tode des Vaters erst drei Jahre alt war und unter der Vormundschaft seiner Mutter Theophano und seiner Großmutter Adelheid regierte. Die beiden Frauen, die eine als Griechin, die andere als Burgunderin, dem Volke fremd, vermochten nicht, die Ordnung aufrecht zu erhalten; rasch wuchsen ihnen die Großen über den Kopf und es entstand Zwietracht und Parteiung im Reiche. Aber sie verstanden auch nicht, die Erziehung des kaiserlichen Knaben so zu lenken, daß er seinem Amte gewachsen war.

Ein Aufstand der Slawen, bei dem Hamburg und Brandenburg zerstört wurden, vernichtete die deutsche Kulturarbeit über der Elbe; die Normannen wagten räuberische Einfälle und Friesland fiel vom Reiche ab. Nichts geschah, diese Feinde zu bändigen — auch Otto III. unternahm nichts gegen sie, nachdem er 995 selbst die Herrschaft angetreten hatte. Seine Entwicklung war einen unerfreulichen Weg gegangen: er, der Sachsensproß, war seinem Volke völlig entfremdet, er schämte sich, als Deutscher geboren zu sein und fühlte sich ganz als Römer; die Muttersprache ver-

schmähte er ebenso wie das ehrlich-rauhe Leben der Heimat. Er umgab sich mit dem feierlichen und unerträglichen Hofgebrauche (Zeremoniell) des byzantinischen Ostens, und lebte am liebsten in Rom. Erfüllt von inbrünstiger Gläubigkeit, sah er im Papsttum den gottbestimmten Bundesgenossen des Kaisertums. Sein Geist lebte in einer anderen Welt; er war das, was ein Herrscher am allerwenigsten sein darf: ein unklarer Schwärmer! Sein Ende sollte für alle Zeiten eine Mahnung sein für die deutschen Fürstenhäuser, ihres Volkstums nicht zu vergessen. Ein Deutscher, der keiner sein wollte — ein Römer, der keiner war: so blieb der traurige Fürst das Ergebnis der „internationalen" Anwandlung des Sachsenhauses. Überall Unzufriedenheit am Ende seiner Regierung: die Deutschen im Begriff, den ihnen fremd gewordenen abzusetzen, die Römer in voller Empörung gegen ihn, so daß er aus dem über alles geliebten Rom fliehen mußte. Am 23. Januar 1002 starb er in Kastell Paterno, nördlich der ewigen Stadt, gebrochenen Herzens, niedergeschmettert von den Enttäuschungen, die solchen „Romantikern" — so kann man ihn mit einem neuzeitlichen Ausdruck ruhig bezeichnen, ja ihn vielleicht den ersten nennen — niemals ausbleiben. Von den Maßnahmen seiner Herrschaft war besonders verhängnisvoll die Stiftung des Erzbistums Gnesen, das den Polen einen kirchlichen Mittelpunkt gab und sie frühzeitig dem deutschen Einfluß entzog; die politische Rückwirkung konnte nicht ausbleiben — der heutige Kampf in der preußischen Ostmark legt Zeugnis davon ab.

Sein nächster Verwandter war sein Vetter, der ihm als Heinrich II. folgte (1002—1024) und mit dem Beiwort der Heilige fortlebt; so wurde er genannt, weil er gütigen, milden Sinnes und aufrichtig fromm war, obwohl er die Rechte des Reichs gegen die Kirche nachdruckvoll verteidigte.

Seine Aufgabe war ähnlich der Heinrichs I.; seine Natur und Begabung auch der des ersten Sachsenkönigs verwandt: zähe, besonnen, aufs Nächste bedacht, von dem Gefühle der Königspflicht erfüllt; ebenso wie jener wurde er ein Wiederhersteller des Reichs.

Dreimal zog er nach Italien, jedesmal siegreich; er sicherte seine Ansprüche auf das Königreich Burgund, dagegen konnte er trotz jahrelanger Kämpfe gegen den feindlichen Polenherzog Boleslav keine entscheidenden Erfolge erringen.

Im Innern des Reiches kehrt Ruhe und Ordnung ein und das rastlose Bestreben dieses guten Herrschers, dem deutschen Volke zu dienen, wird von Erfolg gekrönt; mit Geschick bedient er sich in der inneren Verwaltung, wie Karl und Otto die Großen, der Bischöfe. Aber trotz seiner kirchlichen Gesinnung, trotz des Wertes, den er auf die politische Mitarbeit der hohen Geistlichkeit legte: immer bleibt er der Herr und König

und Wahrer des Reichswohls auch der Kirche gegenüber und es ist bezeichnend, daß er zuerst in strenger Weise die Kirchengüter zu den Steuern heranzog.

Die Frankenkaiser Konrad II. und Heinrich III.

Mit Heinrich II. starb das sächsische Haus der Ottonen aus und es wurde ein Urenkel Ottos des Großen von der in der Nähe von Oppenheim a. Rh. abgehaltenen Reichsversammlung zum König gewählt: der Frankenherzog Konrad II. (1024—1039), mit dem das salische (fränkische) Fürstengeschlecht für gerade hundert Jahre auf den Thron gelangt. Mit gewaltigem Willen und starker Hand ergriff er sofort die Herrschaft, jeder Zoll ein König, ganz erfüllt von der Bedeutung seines Amtes und bestrebt, ihm genug zu tun. Schon 1027 wird er in Rom zum Kaiser gekrönt im Beisein von Knud dem Großen, König von England und Dänemark, und König Rudolf III. von Burgund. Er gewinnt die unter Heinrich II. abgetretene Lausitz zurück, zwingt Polen und Böhmen zur Anerkennung seiner Lehnshoheit und vereinigt das Königreich Burgund mit dem Reiche (etwa die heutige Westschweiz, das südliche Elsaß und die Südostecke Frankreichs, 1033); dagegen überläßt er die Mark Schleswig dem ihm befreundeten Knud. Konrad hatte die Nachteile des Wahlreichs klar erkannt und erstrebte die Erblichkeit der Königswürde, entsprechend derjenigen der großen Lehen; um letztere nach Möglichkeit ungefährlich zu machen, hielt er die während seiner Herrschaft frei werdenden Herzogtümer in seiner Hand oder verlieh sie an seine nächsten Verwandten, so Bayern und Schwaben an seinen Sohn Heinrich. Daneben hob er die Stellung des niederen Adels und förderte die Erblichkeit der kleinen Lehen; seine staatsmännische Absicht war, dieser sog. „Ministerialen" sich zu bedienen, um militärisch von den Herzögen und in der Verwaltung von den Bischöfen unabhängig zu werden. Der Tod überraschte ihn — sein Nachfolger ging andre Wege.

Wir nahen der Zeit der höchsten Machtentfaltung des deutschen Kaisertums, verkörpert in der großartigen Persönlichkeit Heinrichs III. (1039—1056), der seines Vaters Konrad unbestrittener Nachfolger wurde.

Erst 22 Jahre zählte er, als er den Thron bestieg; aber er war ein fertiger Mann: sittlich und ernst, echt fromm, gewissenhaft und unermüdlich, stets Herr seiner selbst und von großer Gesinnung. Ganz ein Herrscher, der berufen schien, endlich dem deutschen Volke eine dauernde, nicht mehr zu erschütternde Verfassung zu geben. Aber eine unselige Schickung wollte es auch mit ihm anders, indem er noch nicht 40 Jahre alt vor der Zeit am 5. Okt. 1056 auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz von einem plötzlichen Tode überrascht wurde, nachdem er eine gefährliche Verschwörung mehrerer Großen niedergeschlagen hatte.

Er unterwarf den Herzog von Böhmen (1041); den König Peter

von Ungarn machte er zum Vasallen des Reichs (1044), das er bis zur Leitha ausdehnte. Zweimal zog er nach Italien und entschied als oberster Richter im Streite um die Besetzung des päpstlichen Stuhles; tatsächlich übte er das Recht der Ernennung des Oberhauptes der Kirche aus, indem er vier deutsche Päpste ernannte.

Den inneren Frieden wahrte er durch mehrere „Gottesfrieden“ und sorgte für die sittliche Hebung der Geistlichkeit.

Groß und herrlich stand das Reich da, als er starb, beerbt von seinem sechsjährigen Sohne Heinrich IV. (1056—1106), der bereits mit vier Jahren in Aachen zum König gekrönt worden war.

Wiederum folgte, wie wir das schon mehr als einmal erlebt haben, der höchsten Erhebung tiefster Fall, als sei dafür gesorgt, daß die Bäume des deutschen Volkes nicht in den Himmel wachsen.

Allgemeine Entwicklung.

Ehe wir an die Schicksale Heinrichs IV. herantreten, müssen wir, um die weiteren Geschehnisse verstehen zu können, sehen, wie bis dahin die Verhältnisse im Innern unseres Vaterlandes und in der Kirche sich entwickelt haben.

Dem deutschen Leben sind die Städte fremd gewesen; der Freie verschmähte es, hinter festen Mauern sich zu verbergen. Bei einem Wirtschaftsleben, das sich in der Hauptsache auf der Landwirtschaft mit ihren Nebenbetrieben aufbaute, ist es verständlich, daß ein Umsatz der Güter kaum stattfand, daß man sich begnügte, das zu erzeugen, was zum Verbrauch und Gebrauch nötig war.

Der Handel war so gut wie unbekannt; jeder saß auf seinem Hofe und suchte selbst das zu bauen und herzustellen, was er brauchte; hatte er einen Gegenstand nötig, den er nicht selbst herstellen konnte, so verschaffte er ihn sich im Wege des Austauschs von einem Nachbarn.

Man lebte in der Zeit des Tausches, in der Geld unnötig war. Wir wissen, daß auch eine Entlohnung für Dienste, die der Graf dem König, der Vasall dem Herrn leistete, nicht in Geld stattfand, daß kein Gehalt oder Lohn bezahlt wurde, sondern daß das Entgelt in der „Belehnung“ mit Land erfolgte, aus dem der Unterhalt gewonnen werden mochte. Dies Land war nur geliehen, d. h. es blieb Eigentum des Königs oder des Herren, der es wieder entziehen konnte, wenn der Belehnte die Treue oder die Pflicht verletzte. Städte gab es eigentlich nur da, wo ältere römische Ansiedlungen sich befunden hatten, vor allem den Rhein entlang (Basel, Straßburg, Mainz, Koblenz, Köln, Aachen, Trier); sie lebten ihrer Überlieferung entsprechend in vorgeschrittener Kultur und

Wirtschaft, konnten aber in jenem Zeitraum keinen größeren Einfluß gewinnen.

Sie dienten nicht einmal als Sitz fester königlicher Behörden — das Königtum selbst hatte keinen festen Sitz, keine Hauptstadt; dagegen erkannte die Kirche früh die Bedeutung der Städte und bildete sie zu Mittelpunkten des kirchlichen Lebens aus, indem sie Bistümer dorthin verlegte.

Ganz langsam wuchs die Bevölkerung der Städte — wuchs auch die Beachtung, die man ihnen als Volks-Sammelpunkten schenkte. Die Not der Madjarenkriege mit ihrer furchtbaren Verwüstung des flachen Landes, das eine Verteidigung nicht erlaubte, lehrte erkennen, wie wertvoll eine Stadt als Zufluchtsort, als Sitz der Verteidigung werden kann.

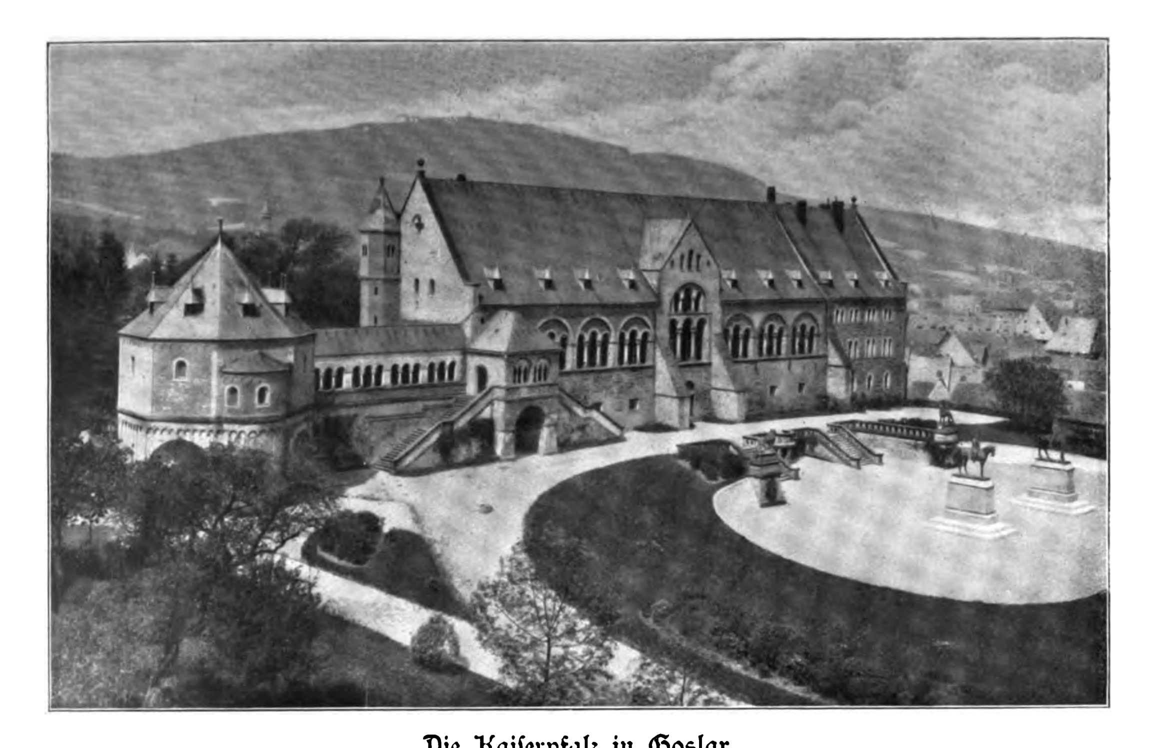
Hauptsächlich zu solchen Zwecken hat Heinrich I. Städte gegründet, und bei seinen Nachfolgern wird die Erwägung mitgewirkt haben, daß solche Sammelpunkte in gleicher Weise für das wirtschaftliche Leben, wie für die Verwaltung des Landes wünschenswert seien.

Man wird von einer beabsichtigten „Städtegründung" überhaupt wohl in den seltensten Fällen reden können, sondern an eine ganz langsame, sich von selbst ergebende Entwicklung denken müssen. Ein Hof, ein Dorf lag günstig an einem Flusse, an einer Stelle, wo Straßen sich kreuzten, wo bei allen möglichen friedlichen oder kriegerischen Anlässen sich größere Menschenmassen zu sammeln pflegten. Um dem Bedürfnisse nachzukommen, mehrten sich wohl die festen Ansiedlungen; es entstand ein Markt, d. h. ein Ort, an dem man Dinge, die man nötig hatte. fertig und gesammelt vorfand und gegen andere tauschen konnte.

Der Verkehr mit der auf dem Boden des heutigen Frankreichs vorhandenen städtischen Bevölkerung zur Zeit der Merowinger und Karolinger, die fortgesetzten „Römerzüge" nach Italien, die das dortige vorgeschrittene Kulturleben kennen lehrten — das alles wirkte mit der wachsenden Befriedung des Landes und dem zunehmenden Wohlstande dahin, daß die „Arbeitsteilung", wie man heute sagen würde, sich herausbildete. Man stellte nicht mehr alles selbst her, was man brauchte: es bildete sich ein Beruf des Waffenhandwerks, der Schmiede, der Bauhandwerker nach und nach aus, bis endlich eine reich entwickelte Handwerkerschaft entstanden war, die naturgemäß sich dort ansiedelte, wo viele Menschen hinkamen, d. h. in der Stadt.

Gleichen Schritt damit hielt die Entwicklung des Handels, der den Umsatz von Waren gegen Geld betreibt.

Das allmähliche Eindringen des Geldes bereitet einen völligen Umsturz des wirtschaftlichen Lebens vor: hatte man bisher in der Hauptsache sich beschränkt, von den Erzeugnissen des Bodens zu leben und mit ihnen zu tauschen, wenn es nottat (sogenannte Naturalwirtschaft), so ging man



Die Kaiserpfalz in Goslar,

erbaut unter Kaiser Heinrich III.; durch mehrfache Brände beschädigt gewesen; in den Jahren 1867—78 der überlieferten Anlage entsprechend wiederhergestellt.

Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Ludwig Koch in Goslar.

jetzt nach und nach zur Geld-Wirtschaft über, die überraschend schnell den Sieg gewann.

In dem geschichtlichen Zeitpunkt, den wir in unsrer Darstellung eben erreicht haben, um die Mitte des elften Jahrhunderts war dieser Übergang eingeleitet, und ein blühendes städtisches Leben hatte sich schon gebildet.

Es gab den Nährboden her für eine eigne bodenständige deutsche Kunst. In der Bauart ging man zunächst vom Holz- zum Steinbau über und hatte bald die Geheimnisse des Rundbogens (Gewölbebaues) gefunden; damit war die Möglichkeit großer, hallenartiger Bauten gegeben. In erster Reihe wurden solche zu kirchlichen Zwecken ausgeführt, später und minder zahlreich als Pfalzen der Könige, als Sitze der Großen. Es bildete sich der romanische (Rundbogen) Stil aus, der jener Zeit eigentümlich ist. Von kirchlichen Bauten entstanden die wunderbar ernsten Dome, von denen vor allen die in Mainz, Worms, Speier, Magdeburg, Hildesheim und Bamberg zu nennen sind; der erste stattliche Steinbau weltlichen Wesens im Herzen Deutschlands war die Kaiserpfalz in Goslar, ein Werk, das noch heute — auch ohne die Erinnerungen, die sich daran knüpfen — durch seine großartige Durchführung tiefen Eindruck macht.

Das Kunsthandwerk begann sich zu entfalten — naturgemäß zuerst und hauptsächlich zu kirchlichen Zwecken: der Steinmetz wurde zum Bildhauer, indem er die tragenden Säulen mit Zierrat versah; gottesdienstliche Gegenstände wie Leuchter, Altardecken, Gewänder wurden künstlerisch zu gestalten versucht; zur Ausschmückung der Kirchen wagte man sich an Malereien.

Die geistige Kultur, das ganze Schulwesen und mit ihm Geschichtsschreibung und Dichtung wurde von der Geistlichkeit getragen. Sie beherrschte die lateinische Sprache und legte die Geschehnisse der Zeit in „Chroniken“ nieder, die für uns von größtem Wert sind; fast ausnahmslos waren es Klöster, die zum Sitze der Geschichtsschreibung wurden; es seien nur die von St. Gallen und Reichenau, von Gandersheim und Corvey genannt. Selbstverständlich beschäftigte sich die noch schwerfällige geistliche Dichtung jener Zeit mit geistlichen, biblischen Gegenständen; aber es ist ein Verdienst dieses Klerus und zeigt, daß er gesund volkstümlich dachte, daß auch die deutsche Heldensage und Zeitgeschichte von ihm dichterisch behandelt wurde — aber auch in lateinischer Sprache. So verfaßte der Pfaffe Konrad von Passau ein lateinisches Nibelungenlied, und der Mönch Ekkehard von St. Gallen dichtete seinen „Waltharius“, in dem die altdeutsche Sage von Walther von Aquitanien behandelt wurde, während die Äbtissin Roswitha von Gandersheim die Taten der Ottonen besang.

Die volkstümliche Überlieferung der Heldenlieder und Sagen geschah durch fahrende Spielleute, denen wir es zu danken haben, daß ein uner-

schöpflicher Schatz von Sagen und Liedern auf uns gekommen ist, die nicht nur Kunstwert besitzen, sondern auch die wichtigste Quelle der Erkenntnis für Denken und Fühlen der deutschen Vorzeit bilden.

Ein stilles Werk von unendlicher Bedeutung schuf der deutsche Bauer jener Zeit: die innere Eroberung des Vaterlandes, die Urbarmachung des Bodens, der dem Wald und den Sümpfen abgerungen wurde. Die Führung hatten die großen Herren, denen Land zu Lehen gegeben war und die bestrebt sein mußten, dies Lehen auszunutzen; sie taten dies, indem sie kleinere Lehen (Hufen) an freie oder unfreie Pächter weiter gaben, die ihnen dafür einen Teil des Ertrags abführen mußten, den Zehnten. Auch bei dieser wichtigen Kulturarbeit leistete die Geistlichkeit Vorbildliches, nachdem sie durch Ausstattung der Kirchen und Klöster mit gewaltigem Landbesitz Großgrundbesitzerin geworden war. Aber das Hauptverdienst der wirklich großartigen inneren Eroberung hat der deutsche Bauer, der mit zäher Kraft der Wildnis den Boden abgerungen und damit den kommenden Geschlechtern die Daseins-Möglichkeit geschaffen hat.

Entwicklung der Kirche.

In der Kirche, die den Merowingern, Karolingern und ersten Ottonen zu weltlich-politischen Zwecken dienen mußte und die auf deutschem Boden noch mit den mannigfaltigsten Überlieferungen aus dem alten germanischen Götterglauben erfüllt und einer innerlichen Erfassung der christlichen Gedanken gar nicht fähig war, hatte eine Strömung Macht gewonnen, die mit tiefem sittlichem Ernste, ja mit schwärmerischer Hingebung an die Person Christi und seine Sache, eine Verinnerlichung des ganzen kirchlichen Lebens erstrebte und eine Abkehr von der Welt verlangte. Man kam dazu, im Mönchtum das vollkommenste Dasein zu erblicken, weil es den Sünden der Welt sich abwandte — und man sah im weltlichen Leben schlechthin ein Leben in Sünde. Was Wunder, wenn man von der Geistlichkeit in erhöhtem Maße verlangte, daß sie von weltlichen Dingen sich zurückziehe, wirklich dem Dienste Christi sich weihe, wahrhaft geistlich werde.

Dieser Richtung mußte die Verquickung der Kirche mit weltlich politischen Dingen etwas Verwerfliches sein, und eine Verinnerlichung des Christentums machte es nötig, daß man sich hiervon schied.

Das sind etwa die Gedanken, die das berühmte Kloster Cluny (Ostfrankreich) vertrat, denen Kaiser Otto III. schwärmerisch anhing, die Kaiser Heinrich II. als sittlich berechtigt ansah und förderte und die auch in dem großen dritten Heinrich einen Beschützer fanden.

Es war natürlich, daß das Papsttum, die lebendige Spitze der Kirche,

von diesen Gedanken beeinflußt werden mußte, und daß diejenigen, die für die Verinnerlichung der Kirche eintraten, auch vor allem eine „Reform" des Papsttums verlangten.

Wir haben gesehen, daß Heinrich III. als Schutzherr der Kirche die Entscheidung über die Gültigkeit von Papstwahlen an sich nahm, daß er hintereinander vier Deutsche zu Päpsten ernannte; es ist bezeichnend, daß alle vier der Reform-Richtung angehörten und daß sie mit Feuereifer die Reinigung der Kirche betrieben.

Der Kampf galt hauptsächlich der Priesterehe und der Simonie. Der Priester sollte losgelöst sein von der Welt, er sollte in dem als sittlich höher geltenden ehelosen Stande in Erfüllung des Gelübdes der Keuschheit leben. Er sollte das kirchliche Amt um Christi willen erstreben und bekleiden, nicht um weltlicher Vorteile willen.

Es hatte sich in der Kirche der Gebrauch eingebürgert, daß kirchliche Ämter (Pfarreien, Abteien, Bistümer) mit Geld oder gegen Versprechung von Gegenleistungen käuflich geworden waren — ein Zustand, der sicherlich im höchsten Grade den Grundgedanken des Christentums widersprach. Den Erwerb kirchlicher Ämter auf solch unlautere Weise nannte man Simonie nach dem Zauberer Simon, der den Aposteln den Heiligen Geist abkaufen wollte (Apostel-Geschichte 8).

Wenn in dem Kampfe um die Reform der Kirche große Erfolge errungen wurden, so ist dies nicht zuletzt das Werk der deutschen Kaiser Heinrichs II. und III.: ein eigentümliches, von ihnen ungeahntes Ergebnis ist es, daß die gereinigte Kirche, innerlich erstarkt, zum Angriff gegen das Kaisertum übergehen sollte, indem sie als höhere geistige, sittliche Macht verlangte, daß das Kaisertum sich ihr unterordne.

Deutsche Kaiser haben also, indem sie dem Drange ihrer lauteren Glaubens-Überzeugungen folgten, dazu geholfen, daß in kurzer Zeit die Axt an die Wurzel der Kaisergewalt gelegt werden konnte.

Heinrich IV.

Wir kehren zu Heinrichs III. Nachfolger zurück, und haben uns jetzt mit einem Menschen- und Herrscherleben zu befassen, wie es ergreifender, erschütternder nicht gedacht werden kann.

Zunächst erleben wir wieder, was nach Ottos II. frühem Tode geschehen war: auch diesmal übernahm die Kaiserin-Witwe und Mutter die Vormundschaft über den jungen König und die Verwesung des Reiches; der Erfolg war derselbe wie in jenem Falle.

Agnes, die Witwe Heinrichs III., war volksfremd wie Theophano, die Witwe Ottos II.; sie war schwärmerisch fromm, in den Dingen dieser Welt unerfahren, hilflos und unselbständig. Um ihre Stellung zu

festigen, gab sie die wichtigsten Herzogtümer, die ihr Gemahl mit Vorbedacht in seiner Hand vereinigt gehalten hatte, an mächtige Große: so Bayern an den Grafen Otto von Nordheim, Schwaben an Rudolf von Rheinfelden, Kärnten an Berthold von Zähringen; sie erreichte damit das Gegenteil ihrer Absicht, indem sie die Fürstenmacht bedeutsam stärkte, den Einfluß der Kaisergewalt schwächte und die hohen geistlichen Fürsten verstimmte. Allenthalben erheben sich die Herzöge und Grafen in anmaßendem Streben nach Selbständigkeit. Am Osterfeste 1062 bemächtigte sich der hochfahrende Erzbischof Hanno von Köln des jungen Königs, indem er ihn bei der Insel Kaiserswerth im Rhein auf sein Schiff lockte und nach Köln führte; unter dem Drucke dieses Gewaltstreichs verzichtete Agnes auf die Regentschaft, die nun gemeinschaftlich von den beiden Erzbischöfen Hanno von Köln und Adalbert von Bremen geführt wurde — der eine ein finsterer, harter Mann, der andere lebensfroh, prachtliebend und liebenswürdig. Heinrich geriet bald ganz unter den Einfluß Adalberts; mit fünfzehn Jahren wurde er mündig erklärt und übernahm die Herrschaft selbst; er schloß sich jetzt noch enger an Adalbert an. Im alleinigen und schrankenlosen Besitze der Gunst des jungen Königs wurde der Bremer Erzbischof übermütig; er geberdete sich als der Herr im Reiche und lenkte dadurch schnell den allgemeinen Haß der Fürsten auf sich, die Heinrich zwangen, ihn aus seiner Nähe zu verbannen.

Zum zweitenmal hatte der König die Übermacht der Fürsten kennen gelernt: zuerst, da er von seiner Mutter gerissen und dem verhaßten Hanno zur Erziehung überlassen worden war, jetzt, da sie ihn von Adalbert trennten, dem er wirklich nahestand. Knirschend fügte er sich ins Unvermeidliche. Gleich seinem Vater verlegte er den Königshof nach Goslar, dem Herzen Sachsens. Das hatte seinen guten Grund: es sollte vermieden werden, daß dieses größte Herzogtum, das nicht in der Hand des Königs, sondern des Billungerhauses war, sich dem Reiche entfremde, sich selbständig mache und so verloren gehe; die Gefahr lag nahe, weil die koloniale Ausbreitung nach Nordosten von Sachsen ausging und damit einem unternehmenden Herzog die Möglichkeit geboten war, sich ein eigenes großes und zur Selbständigkeit geeignetes Reich zu gründen.

Die sächsischen Großen sahen den König mit Unwillen und Mißtrauen sich in Goslar festsetzen, zumal da er in seiner Umgebung vor allem Süddeutsche hatte; als er begann, in den Bergen des Harzes feste Burgen zu erbauen, kam es zur offenen Empörung, die wohl auch dadurch mit veranlaßt war, daß das süddeutsche Königs-Gefolge sich anmaßend gegen die angesessenen Großen benahm und daß der König selbst sie hochfahrend und ungerecht behandelte; so hatte er den Herzogssohn Magnus

in Haft genommen, weil er angeblich im Bunde mit Otto von Nordheim (dem Herzoge von Bayern) einen Anschlag auf sein Leben vorbereitet hatte.

Im August 1073 brach der Aufstand los; Heinrich entwich von der Harzburg nach Franken und suchte die Großen seines heimatlichen Stammes zum Rachezug gegen Sachsen zu sammeln; als dies mißlang, eilte er nach Worms.

Der königfeindliche Bischof wollte ihm die Aufnahme verweigern, aber die Bürgerschaft verjagte den Bischof und erhob sich für den jugendlichen König, den sie mit Geld und Mannschaften unterstützte; Mainz folgte dem Beispiele von Worms.

Ein Vorgang von großer Bedeutung: die Städte haben sich schon soweit entwickelt, daß sie eine politische Macht in die Wagschale werfen konnten. Heinrich erkannte dies, er fördert die städtische Entwicklung auf jede Weise und bringt es dahin, daß in seiner langen, schicksalsreichen Herrscherzeit die städtische Bevölkerung ihm immer die Treue gehalten, ihn immer gegen weltliche und geistliche Große gestützt hat. Damals dankte er der getreuen Stadt Worms, indem er ihr den ersten Freibrief erteilte, sie damit vom Bischofe lossprach und zur „freien Reichsstadt“ machte.

Das Vorgehen von Worms und Mainz, denen Köln sich bald anschloß, rettete den König und riß Süddeutschland mit: mit starkem Heere zog Heinrich im Sommer 1075 nach Sachsen und besiegte die Aufständischen am 9. Juni in einer schweren Schlacht an der Unstrut: das Land wurde bis zum Herbste völlig unterworfen.

Bis hierher war König Heinrichs Schicksal das manches anderen jung auf den Thron berufenen Fürsten, dem seine erste Jugend, da er zum Spielball widerstrebender Parteien gemacht wurde, verfälscht war, den falsche Freunde zu manchem falschen Schritt veranlaßten und der früh neben den Würden der Krone ihre Bürden kennen lernte. Nun wurde er zum Helden eines großen weltgeschichtlichen Schauspiels: des Kampfes zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum, in dem Gregor VII. sein Gegner war. Es bildet den unvergänglichen Ruhmestitel Heinrichs, daß er in diesem Kampfe aushielt bis aufs letzte, daß die erschütterndsten Schicksalsschläge ihn nicht schwach machten, daß er die Rechte des Kaisertums mit Erfolg gegen die Anmaßungen des Papsttums verteidigte. Ein Leidensweg sondergleichen lag vor ihm, auf dem ihm nichts erspart werden sollte, was ein Königsleben an Schwerem bringen kann: Untreue und Verrat, Niederlagen und Demütigungen, Meineid und Verschwörungen, ja schließlich auch die gegen die Natur verstoßende, grausame Treulosigkeit des eigenen Sohnes. Aber auf der anderen Seite lernte er den kostbaren Trost kennen, der aus der Liebe der unteren Volksschichten fließt, die

unerschöpfliche Kraft, die sie einem Fürsten zur Verfügung stellen, den sie lieben.

Bevor wir den Kampfplatz betreten, fragen wir, um was der Kampf ging, und betrachten wir uns die Streiter.

Wir haben gehört, daß innerhalb der Kirche durch Heinrichs III. mächtige Förderung die „Reform" gesiegt hatte, daß eine Reinigung und Verinnerlichung der Geistlichkeit teils verlangt, teils durchgesetzt worden und daß der Kampf gegen Priesterehe und Simonie mit Erfolg aufgenommen war.

Im Jahre 1073 wurde Hildebrand, bisher Archidiakonus und Kanzler unter fünf Päpsten, zum Papste gewählt; seine Wahl bedeutete den völligen Sieg der strengsten Richtung, der er seit früher Jugend angehört hatte.

Er war ein Bauernsohn aus dem Toskanischen, germanischer Abstammung; wir wissen ja, daß Reste germanischer Stämme aus den Zeiten der Völkerwanderung in ganz Italien sich fanden.

Eine leidenschaftliche Natur, willensstark und unbeugsam, selbst unermüdlich und andere mit sich fortreißend, so warf er sich zum Vorkämpfer für die vermeintlichen Vorrechte der Kirche auf — sicherlich ein bedeutender Mensch, aber befangen in dem Wahne der Gottgewolltheit einer päpstlichen Alleinherrschaft, die alles staatliche Leben vernichten mußte.

Auf der anderen Seite, Heinrich, beim Ausbruch des Kampfes 26 Jahre alt, gleichfalls eine leidenschaftliche Natur, hochbegabt, tapfer und stolz auf sein Königtum; seine traurige Jugend warf Schatten über sein Wesen und machte ihn früh mißtrauisch und mit den Künsten der Verstellung vertraut; der lange gedrückte königliche Knabe lernte bald die Lust an der Rache kennen und der Mangel an Menschenkenntnis ließ ihn oft irren in Freunden und Beratern. Jetzt war er in der Vollkraft seiner Jugend, ein schöner Mann, der seine Tüchtigkeit im Felde gegen die Sachsen bewährt hatte.

Kein Zweifel: kein fleckenloser Mensch — das Ergebnis einer verfälschten Jugend — aber ein Mann von großen Gaben und unerschütterlichem Willen, ein staatsmännischer Kopf und bald ein Meister in den Künsten der Diplomatie — ein Mann, der menschliche Liebe im reichsten Maße verdiente und fand, und der ohne es zu wollen, indem er die Rechte des Kaisertums verteidigte, die Zukunft eines freien, von der Kirche nicht niedergedrückten deutschen Volkes sicherte.

Der Anlaß des Kampfes war der: wir wissen, eine wie bedeutende Aufgabe die deutschen Bischöfe im staatlichen Leben, in der Verwaltung seit Karl dem Großen und Otto dem Großen zu erfüllen hatten; es war um deswillen eigentlich selbstverständlich und ein Gebot der Selbsterhaltung,

daß die Könige sich die Entscheidung über die Besetzung dieser staatlich wichtigen Kirchenämter dadurch gesichert hatten, daß sie die Bischöfe ernannten; es wurde dies als Ausfluß des königlichen Schutzrechts über die Kirche betrachtet, wie uns ja auch bekannt ist, daß selbst die päpstliche Würde wiederholt durch kaiserliche Ernennung verliehen worden war. Den Vorgang der Übertragung des Bischofs-Amtes durch den König nannte man „Investitur“ (= Einkleidung, Bekleidung); sie bestand in der Verleihung von Ring und Stab durch den König, als einer die Einweisung in die staatlichen Rechte und den weltlichen Besitz, die mit der Bischofswürde verbunden waren, darstellenden feierlichen Handlung.

Die strengste Richtung stellte sich nun auf den Standpunkt, die Investitur sei Simonie; wie einer, der durch Kauf eine kirchliche Stelle erwerbe, so sei auch der unwürdig, ein Priester zu sein, der sie aus Laienhand um weltlicher Vorteile willen annehme.

Auf der Fastensynode 1075 verkündete Gregor VII. feierlich das Verbot: kein Bischof darf mehr Ring und Stab aus Königshand entgegennehmen; gleichzeitig belegte er drei angeblich „simonistische“ deutsche Bischöfe und die „simonistischen“ Räte des Königs mit dem Kirchenbann. Damit war die kaiserliche Gewalt und die Reichsverfassung an entscheidender Stelle angetastet — wir würden heute sagen, dem Staate der Krieg erklärt — denn jenes Verbot bedeutete nichts anderes, als dem König den Einfluß auf die Wahl der wichtigsten Träger der Staatsverwaltung zu nehmen, da ja die Bischöfe solche waren. Man kann ruhig aussprechen, daß damit eine dauernde Vormundschaft der Kirche über den Staat, des Papstes über den König eingeführt worden wäre.

Der junge König erkannte sofort die ungeheuere Bedeutung jener Fastenbeschlüsse, als sie ihm um Neujahr 1076 in Goslar eröffnet wurden. Stolz wies er sie zurück und berief schleunigst eine deutsche Synode nach dem treuen Worms, die noch im Januar zusammentrat und Gregor für abgesetzt erklärte.

Der Papst antwortete in der Fastensynode desselben Jahres: am 21. Februar erklärte er die in Worms versammelt gewesenen Bischöfe ihrer Ämter verlustig und sprach über den König als den Feind der Kirche den Bann aus, ja er löste alle seine Untertanen vom Eid der Treue und befahl ihnen kraft päpstlicher Gewalt, den Kirchenschänder zu verlassen. — Ein Ungeheures war geschehen, das den Atem der Welt stillstehen machte: der höchste Fürst der Christenheit gebannt, seine Deutschen der Treupflicht entbunden.

Der Papst als Herr der Gewissen wird so der Herrscher der Welt — gegen seinen Willen wäre kein Staat, kein König zu halten.

Das war die Frage, um die es jetzt sich handelte, um die Gregor

einen Kampf von fünfzig Jahren heraufbeschwor, der das Reich fast an die Grenzen der Vernichtung brachte.

Ungeheuer war zunächst die Wirkung des Bannes: eine Verwirrung der Gewissen sondergleichen folgte, ein allgemeiner Abfall, den die Heinrich feindlichen Fürsten nach Kräften förderten.

Eine Reichsversammlung zu Trebur erklärte den König für abgesetzt, wenn er sich nicht innerhalb eines Jahres vom Banne löse; bis dahin solle das Reich als „verwaist" gelten.

Soweit war es gekommen: die Anmaßung des Papstes und die Eigensucht der Fürsten stellten den König vor die Selbstvernichtung.

Es war klar, worauf es angelegt war; die Fürsten wollten die Verantwortung des unerhörten Treubruchs auf den König abwälzen.

In seiner verzweifelten Lage faßte er einen verzweifelten Entschluß, der uns befremden mag, aber angesichts der Verwirrung der Gewissen allein Rettung bringen konnte: er unterwarf sich dem Papste.

In der Felsenfeste Canossa (bei Reggio in Oberitalien) stand er in bitterer Winterkälte drei Tage lang als Büßer im Schloßhofe und erwartete die Entscheidung des Papstes; wer mag ermessen, was seine Seele bewegte! — Trotz allem, diese kirchliche Unterwerfung war ein politischer Sieg.

Der Papst löste den Bann; was Heinrich damit erreichen wollte, traf ein, indem Hunderttausende treuer deutscher Herzen von den Nöten des Gewissens befreit wurden. Den Fürsten war ein Strich durch die Rechnung gemacht; schamlos warfen sie die Maske ab und wählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum König. Der Papst beanspruchte den Schiedsspruch zwischen König und Gegenkönig und erneuerte den Bann, als Heinrich sich nicht unterwarf. Diesmal blieb die Wirkung aus; der gesunde Sinn des Volkes erkannte, daß hier in unsittlicher Weise mit seinen heiligsten Gefühlen aus politischen Gründen Spiel getrieben wurde.

Es kam zum offenen Kampf, in dem sich Heinrich als ein Meister zeigte. Er besiegt Rudolf, zieht nach Italien, erobert Rom und setzt einen Gegenpapst ein, der ihn 1084 zum Kaiser krönt; Gregor muß fliehen und stirbt 1085 in Salerno als ein Besiegter.

Wir haben den Kampf zwischen Heinrich und Gregor eingehender behandelt, als es sonst im Rahmen dieses Buches geschehen konnte, um der weltgeschichtlichen Bedeutung willen, die er hatte und um zu zeigen, mit welchen Mitteln die Kirche ihre Absichten durchzusetzen suchte; nun, nachdem wir hoffen, den Lesern einen Begriff von der Wichtigkeit jenes Kampfes gegeben zu haben, müssen wir uns wieder kürzer fassen.

Nochmals wurde dem Kaiser ein Gegenkönig entgegengestellt, der aber keine Anerkennung findet; Papst und Gegenpapst bekämpften sich; Heinrichs ältester Sohn Konrad wird zum Abfall von dem Vater verleitet. Um

1095 schien die Sache des wiederum gebannten Kaisers verloren — aber er wurde wieder der Gefahr Herr. Es gelingt ihm, in Frieden mit den großen Fürsten zu kommen, den Landfrieden herzustellen; daß er nicht unterlegen, ergibt die Tatsache, daß er die Bistümer nach seinem Gutdünken besetzte.

Ein großer Erfolg des unerschütterlichen Mannes: das Reich befriedet, seine kaiserlichen Rechte anerkannt. Schon trug er sich mit dem Gedanken, einen Kreuzzug zu unternehmen, als ein neuer, schwerster Schlag ihn traf: im Bunde mit dem Papste Paschalis, der den Bann erneuert hatte, empörte sich sein zweiter Sohn Heinrich, und der Bürgerkrieg tobte von neuem in dem unglücklichen Reiche. Unbesiegt stand der Kaiser da, als der Sohn ihn unter dem Anschein seiner Unterwerfung zu einer Zusammenkunft auf einer Insel im Rhein bei Koblenz veranlaßte und ihn dort verräterisch gefangen nahm. Zur Abdankung gezwungen, gelang es dem Kaiser zu fliehen; sofort nahm er den Kampf von neuem auf.

Am 7. August 1106 starb der Vielgeprüfte in Lüttich, im Kampfe mit dem ruchlosen Sohne wohl unterlegen, aber in dem viel wichtigeren Kampfe um die Unabhängigkeit des deutschen Königtums von Rom unbesiegt.

So groß war der Haß der Kirche, daß auch seine Leiche nicht vom Banne gelöst wurde; erst fünf Jahre später wurde sie im Dome zu Speier beigesetzt.

Das untrügliche Gefühl des Volkes verkannte auch diesen durch unerhörte Schicksale geläuterten König der Armen nicht und ehrte sein Andenken wie das eines Heiligen.

Wir aber, die wir die politischen Folgen seines Heldenkampfes sehen, danken ihm als einem der großen Wohltäter unseres Volkes.

Das Ende des Kampfes.

Heinrich V. (1106—1125), durch den Tod seines Vaters unbestrittener Alleinherrscher geworden, bereitet der päpstlichen Partei eine große Enttäuschung; sobald er sich den Thron gesichert sieht, tritt er der Kirche gegenüber in die Fußstapfen seines Vaters. Zunächst befestigt er die Reichsgrenzen durch siegreiche Feldzüge nach Osten und Westen und zieht dann nach Rom. Dort nimmt er den Papst Paschalis, seinen alten Bundesgenossen, gefangen und erzwingt die Kaiserkrönung, sowie die Anerkennung des königlichen Rechts der Investitur.

Später widerruft der Papst und bannt den Kaiser: neue Kämpfe brechen aus, die in Deutschland und Italien spielen und bei denen der Kaiser zwar die Oberhand behält, aber keine entscheidenden Erfolge erringt.

Eine allgemeine Kampfesmüdigkeit trat ein; nach Paschalis' Tod kam es zwischen seinem Nachfolger Calixtus II. und dem Kaiser zum Frieden: den Domkapiteln wurde das Recht der Bischofswahl allgemein zugestanden, doch erhielt der König das Recht, der Wahlhandlung entweder selbst oder durch einen Vertreter beizuwohnen; die Belehnung mit Ring und Stab wurde abgeschafft, dagegen wurde festgesetzt, daß der Gewählte vor der kirchlichen Einweisung die Beleihung mit dem Szepter (als dem Sinnbild der weltlichen Machtbefugnis) durch den König nachzusuchen habe.

Es ist klar, daß man durch diese Form-Verschiedenheit beiden Streitenden die Annahme des Vergleichs leichter machen wollte; es ist aber auch klar, daß in der Sache das Kaisertum, der Staat Sieger geblieben war: denn sein Einfluß auf die Bestellung der Bischöfe war durch die Gegenwart bei der Wahl und die Beleihung mit dem Szepter gesichert, es blieb also die „Investitur“ in dieser Form bestehen. Den wirklichen Gewinn zogen die „Kapitel“, d. h. der sog. „Stiftsadel“, der jetzt die Bischöfe, Äbte usw. aus seiner Mitte wählte.

So endete der Kampf, der unendliches Elend über unser Vaterland gebracht hatte, durch das sog. Wormser Konkordat (1122).

Lothar von Sachsen.

Lothar von Sachsen (1125—1137) nach Heinrichs V. Tod in Mainz zum König gewählt, hat mit starker Hand im Reiche und in Italien durchgegriffen; zweimal war er über die Alpen gezogen und 1133 in Rom zum Kaiser gekrönt worden.

Wichtig ist, daß er die Macht des Welfenhauses dadurch vorbereitete, daß er seine einzige Tochter und dereinstige Erbin mit Heinrich dem Stolzen, dem Sohne des Bayernherzogs Heinrich vermählte, und daß er seinem Schwiegersohne die Nachfolge im Herzogtum Sachsen sicherte, so daß in seiner Hand einst die beiden größten Herzogtümer Sachsen und Bayern vereinigt werden sollten. Wichtiger noch ist, daß Lothar seine Blicke nach Nord-Osten wandte und die Ausdehnungsbestrebungen der beiden ersten Sachsenkaiser wieder aufnahm.

Wir wissen, daß seit Ottos III. unglücklicher Regierung in der Hauptsache die ostelbischen Eroberungen Heinrichs und Ottos I. verloren gegangen waren, und daß seitdem kein Kaiser dazu gekommen war, sie wieder zu gewinnen: entweder waren die inneren Kämpfe im Reich oder die Ereignisse in Italien im Weg gewesen.

Lothar, als sächsischer Herzog allerdings dazu besonders berufen und vorgebildet, besinnt sich wieder auf die nächste „realpolitische“ Aufgabe des deutschen Königs: vor der Tür des Reiches, im Osten Mitteleuropas

Platz für unser Volk zu schaffen, statt in Italien den Träumen von einem unhaltbaren Weltreich nachzujagen.

Großes hat Lothar auf dem Gebiete der nordöstlichen Ausdehnung geleistet, dauernde Vorteile errungen.

Er fand tatkräftige Gehilfen dieses Werkes in den Markgrafen Adolf von Schaumburg, der mit Holstein, und Albrecht dem Bären, der mit der Nordmark belehnt wurde; die Mark Meißen kam damals an das Haus der Wettiner zu Lehen, die gleichfalls Tüchtiges geleistet haben.

Hand in Hand mit der Eroberung des Ostens ging dessen Bekehrung zum Christentum, gefördert durch Bischof Otto von Bamberg, der kirchlich das eroberte Land unter seinen Schutz stellte.

Hohenstaufen und Welfen.

Beim Herannahen des Todes hatte Lothar die „Reichskleinode" seinem Schwiegersohne Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern übergeben, nachdem er ihn mit Sachsen belehnt hatte: er hielt seine Wahl zum König für gesichert.

Aber den Fürsten erschien ein so mächtiger König als eine Gefahr für ihre nach und nach gewachsene und weiter erstrebte Selbständigkeit; sie übergingen deshalb den Welfen und wählten statt seiner den Hohenstaufen Konrad von Schwaben (1138—1152).

Der neue König forderte von Heinrich dem Stolzen die Herausgabe eines seiner beiden Herzogtümer; als dieser sich weigerte, kam es zum offenen Kampfe, dem ersten zwischen Hohenstaufen (nach ihrer schwäbischen Burg auch die „Waiblinger" genannt) und Welfen; wie oft noch sollte der Kriegsruf durch Deutschland und Italien schallen: „hie Welf, hie Waibling!"

Nach Heinrichs des Stolzen Tod kam es zum Frieden: sein Sohn Heinrich, nachmals „der Löwe" genannt, verzichtet auf Bayern und behält Sachsen; Albrecht der Bär, der als Bundesgenosse des Königs vorübergehend mit Sachsen belehnt war, wurde dadurch entschädigt, daß ihm die neugebildete Markgrafschaft Brandenburg verliehen wurde (1142); damit war der Grund gelegt zu jener Staatenbildung, die dereinst zum Mittelpunkt der deutschen Politik werden sollte.

Die Kreuzzüge.

Wir sind nun schon in das Zeitalter der Kreuzzüge hineingeraten und müssen darüber, so kurz es geht, sprechen:

Es ist selbstverständlich, daß zu allen Zeiten bei frommen Christen

die Erinnerung an die Stätten, wo Jesus Christus gelebt, gelehrt und gelitten hat, in hohen Ehren gehalten wurde, daß sie das Ziel schwärmerischer Sehnsucht waren und jahraus jahrein von Wallfahrern besucht wurden. Um die Wende des elften Jahrhunderts war das heilige Land unter die Herrschaft der mohammedanischen Seldschukken gefallen, die den Besuch von Jerusalem unterbanden. Das Papsttum erblickte hierin eine Entweihung der heiligen Stätten und rief die ganze Christenheit auf zum Kampfe gegen die „Heiden".

Dies geschah zu einer Zeit, wo innerhalb der Kirche die Reformbestrebungen gesiegt hatten, wo ein schwärmerischer Zug das ganze kirchliche Leben bestimmte. Es ist begreiflich, daß in solcher Zeit der Ruf des Papstes mit Begeisterung, ja mit Verzückung aufgenommen wurde.

Auf der großen Kirchenversammlung zu Clermont (Mittelfrankreich, 1095) predigt Papst Urban II. selbst den Kreuzzug: mit dem Rufe „Gott will es" hefteten sich Tausende das Kreuz aufs Gewand, unzählige Tausende folgten ihrem Beispiel und es war ein gewaltiges Heer bereit, das unter der Führung Gottfrieds von Bouillon, Herzogs von Lothringen, die Kriegsfahrt ins Gelobte Land unternahm.

Am 15. Juli 1099 wurde Jerusalem wirklich erobert und dort ein christliches Königreich gegründet.

Die Mohammedaner fügten sich nicht in den Verlust und es hebt ein Krieg an um den Besitz Palästinas und Jerusalems, der rund 200 Jahre dauerte.

So oft die christlichen Könige dort in Bedrängnis waren, erhob sich von neuem der Ruf um Hilfe in der Christenheit, wurde von neuem das Kreuz gepredigt und zogen immer wieder unzählige Scharen hinaus, um in Christi Dienst sein Heimatland den Ungetauften zu entreißen.

Es ist nicht der Platz, im einzelnen diese Kämpfe mit ihren wechselnden Schicksalen zu beschreiben; es genügt festzustellen, daß im ganzen sieben Kreuzzüge gezählt werden und daß das endgültige äußere Ergebnis darin bestand, daß im Jahre 1244 Jerusalem wieder in die Hand der Mohammedaner fiel und daß im Jahre 1291 die letzten christlichen Stützpunkte in Palästina preisgegeben werden mußten: insoweit hatte die Christenheit, die die Blüte der abendländischen Völker in das Morgenland hinaussandte, einen Mißerfolg zu verzeichnen.

Anders war es, wenn man den geistigen Gewinn der Kreuzzüge in Betracht zieht: dann muß zugegeben werden, daß eine Erweiterung des Gesichtskreises der europäischen Völker, das Gewinnen mannigfaltigster Eindrücke und eines umfassenderen Weltbildes wohltätige Folgen jener Fahrten waren.

Freilich entsteht sofort die Frage, ob jene Erweiterung des Gesichts-



Standbild im Dom zu Bamberg aus dem 13. Jahrhundert.
(Angeblich Kaiser Konrad III.)

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

kreises nicht doch im Wege der natürlichen Entwicklung gekommen wäre, ob sie nicht mit den ungeheueren Opfern an Gut, vor allem aber an edelstem Blut zu teuer bezahlt wurde.

Gewiß — man braucht nicht engherzig und klein zu denken, um zu sagen: was unser Volk betrifft, so wollen wir die Einwirkung auf das geistige Leben, seine Phantasie, sein Wissen, seine äußere Lebensführung ebensowenig unterschätzen, wie jene der ununterbrochenen Kriegszüge nach Italien, und doch waren alle die Opfer, die gebracht wurden, eine Vergeudung bester Volkskraft.

Man kann sich ein Bild davon machen, was unser Volk in Europa, vor seiner Türe, nach Osten mit minderem Einsatz von Kraft an dauernden Erfolgen hätte erreichen können, wenn die deutschen Könige und Fürsten, statt nach dem fernen Morgenland zu ziehen, dem Beispiele Heinrichs des Löwen gefolgt wären: der unternahm 1147 einen Kreuzzug gegen die slawischen Wenden in Mecklenburg; kurz danach ziehen Konrad von Wettin und Albrecht der Bär gegen Pommern. In beiden Gebieten nehmen Fürsten und Volk das Christentum an und öffnen ihre Grenzen deutscher Einwanderung: Mecklenburg und Pommern sind dauernd dem Deutschtum gewonnen und treten in Abhängigkeit vom Reich.

So war gemeinnützige Arbeit geleistet Hand in Hand mit christlich-kirchlicher: das Reich hatte sein Gebiet nach der Ostsee zu vergrößert und zwei heidnische Stämme zum Christentum bekehrt.

Der Rotbart.

Konrad III., der den zweiten unglücklichen Kreuzzug geführt hatte, stirbt bald nach der Rückkehr; sein Neffe Friedrich von Schwaben wird in Frankfurt einstimmig zum König gewählt (1152—1190).

Mit ihm gelangte eine gewaltige Persönlichkeit zur Herrschaft, ein Mann, der der Mit- und Nachwelt als das Vorbild eines Königs erschien. Friedrich I. von Hohenstaufen, der Kaiser Barbarossa, verdiente es in der Tat, der Stolz seines Volkes zu heißen, er, dessen Namen die Augen noch nach Jahrhunderten begeistert aufleuchten läßt.

Eine männlich schöne Erscheinung mit blondem Haupt- und Barthaare, blitzenden blauen Augen, war er ein echter Vertreter seines Volkes, geistig hoch begabt, kühn und leidenschaftlich, edeldenkend und vornehm, war er ein ganzer Fürst — als Staatsmann wie als Krieger gleich ausgezeichnet.

Leider unterlag auch er dem Zauber des Kaisergedankens, und suchte

die Größe seines Volkes, dem er mit ganzer Seele angehörte, da, wo sie nicht zu finden war.

Die Weltmacht des römischen Kaisers deutscher Nation, die weltliche Oberherrlichkeit über die Christenheit wollte er wieder herstellen, wie Karl, Otto I. und Heinrich III. sie für kurze Zeit geschaffen hatten — ein Gedanke, der eben so unnatürlich war, wie derjenige der päpstlichen Weltherrschaft.

Unser Herz nimmt die ritterliche Erscheinung des Rotbarts noch heute ein, stolz fühlen wir seine Tätigkeit als einen Höhepunkt unserer Geschichte — aber unser Verstand sagt, daß dieser herrliche Mensch seine Kraft an eine Aufgabe gesetzt hat, die im Widerspruch stand mit der nächsten Pflicht deutscher Politik: der Schaffung eines festen Staatsgefüges, das Mitteleuropa umfaßt und deutsch besiedelt hätte. Auch ihm gegenüber dürfen wir nicht vor der Gefahr zurückschrecken, spießbürgerlich im Urteil zu erscheinen, wenn wir bedauern, daß er nicht deutsche Politik getrieben hat; wir dürfen ihm aber auch seine Weltmachtpolitik nicht als persönliche Schuld anrechnen, sondern müssen anerkennen, daß er als Sohn seiner Zeit, als Erbe der Krone der größten Karolinger, Ottonen und Franken dem falschen Hochgedanken unterlegen ist, der den Weg nach Italien, nach Rom wies.

Großes hat Friedrich I. geleistet im Dienste der kaiserlichen Weltmacht-Überlieferung: sechsmal zieht er nach Italien; er unterwirft die oberitalienischen Städte und bleibt Sieger im Kampf mit Papst Alexander III. — alles ungeachtet mannigfacher Rückschläge und Mißerfolge im Einzelnen. Ihm zur Seite stand eine reiche Zahl hervorragender Männer der Staatskunst und des Krieges; von ihnen sei nur der gewaltige Rainald von Dassel genannt, sein Kanzler und Erzbischof von Köln — ein kühner, staatsmännischer Geist, bewußt deutsch, ein scharfer Feind des Papsttums, das er der Kirche des Reiches unterordnen wollte, daneben ein tapferer Kriegsmann, der selbst die Rüstung anlegte und zu Felde zog — seinem Kaiser manchen Sieg in Oberitalien erfechtend.

Wie sehr Friedrich schon bei Beginn seiner Regierung anerkanntes Haupt des Abendlandes war, zeigte sich auf dem Reichstage zu Würzburg (Sept. 1157): Gesandte aus Burgund und Italien, aus England und Dänemark, aus Ungarn und Konstantinopel erschienen vor ihm in der glänzenden Versammlung. Den Höhepunkt seiner Macht bezeichnet das glänzende Reichsfest bei Mainz (Pfingsten 1184), mit dem er die „Schwertleite" (Mündigerklärung und Ritterschlag) seiner Söhne Heinrich und Friedrich feierte und bei dem die Blüte der Ritterschaft des Abendlandes dem ruhmbedeckten Kaiser huldigte: die Einheit des Reiches, die Macht des Kaisertums war unbestritten.

Sie war es, nachdem Friedrich nicht nur der äußeren Feinde Herr geworden war, sondern auch seinen Jugendfreund Heinrich den Löwen, den Herzog von Sachsen und Bayern, niedergeworfen hatte.

Zum zweiten Male standen sich Hohenstaufen und Welfen gegenüber, und als wolle das Schicksal unserem Volke das einträchtige Wirken zweier so machtvoller Persönlichkeiten nicht gönnen, wie Friedrich Rotbart und Heinrich der Löwe es waren, kam es zum inneren Kriege zwischen beiden. Der Anlaß war dadurch gegeben, daß Heinrich den Kaiser trotz der sie verbindenden Jugendfreundschaft im Lombardenkampfe (1176) im Stiche gelassen hatte, so daß Friedrich in der Schlacht bei Legnano unterlegen war.

Als der Kaiser 1180 siegreich nach Deutschland zurückgekehrt war, lud er den stolzen Welfen wiederholt zur Rechtfertigung vor sich, und belegt ihn, als er nicht erscheint, mit der Reichsacht.

Auch dann noch fügte sich Heinrich nicht, so daß der Kaiser selbst gegen ihn zu Felde zog und ihn besiegte: schwer traf Friedrichs strafende Entscheidung den übermächtigen Großen.

Er wurde für drei Jahre nach England verbannt und nur mit Braunschweig und Lüneburg wieder belehnt; das Herzogtum Bayern wurde dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach verliehen; das übrige Sachsen wurde geteilt: das stark verkleinerte Herzogtum kam an die Askanier, Westfalen ans Erzbistum Köln, Lübeck wurde freie Reichsstadt, die Grafschaften Holstein, Schwerin und Oldenburg wurden reichsunmittelbar, d. h. sie standen nur noch unter dem Kaiser.

Die Welfenmacht war gebrochen — gebrochen für immer! Ein schweres Schicksal für den tüchtigen und kraftvollen Löwen, der gerade in den Jahren vorher seine Eroberungen im Nordosten zum Abschluß gebracht hatte. Diese Tätigkeit Heinrichs ist in ihren bleibenden Folgen so wichtig, daß wir darauf eingehen müssen:

Während der Rotbart — damals noch sein Freund — im fernen Süden im Dienste des Kaisergedankens kämpfte, eroberte Heinrich das ganze Obotritenland (etwa das Gebiet beider Mecklenburg) und teilte es unter die Grafen von Schwerin, Ratzeburg und Dannenburg; den östlichen Teil ließ er dem angestammten slawischen Herrscherhause unter seiner Lehnshoheit. Das Christentum wurde eingeführt und drei Bistümer, die Heinrich einrichtete, sorgten neben den Grafen für die Eindeutschung des Gebietes. Nach diesem bedeutenden Erwerb schritt Heinrich weiter nach Osten, er zwang den Pommernherzog, der seinen Sitz in Stettin hatte, sich dem Reiche als Lehnsmann zu unterwerfen, und griff über die Oder hinüber; da kam sein Bruch mit dem Kaiser und sein tiefer Fall.

Wahrlich, ein eigenartiges Schicksal: der Welfe niedergeschmettert in dem Augenblick, wo er Großes, Dauerndes geleistet hatte zur Strafe dafür,

daß er seinen kaiserlichen Freund im nutzlosen Kampf um Italien im Stiche gelassen. Die geschichtliche Gerechtigkeit gebietet es auszusprechen: mögen Friedrichs Taten glänzender, weiter sichtbar gewesen sein — die zähe, ruhige Arbeit Heinrichs des Löwen hat sie in ihren Erfolgen überdauert und ihren Meister wert gemacht, unter der Zahl der großen Deutschen genannt zu werden.

Nach dem glänzenden Reichsfest in Mainz ging Friedrich zum letzten Male nach Italien; ein weitausschauender Plan, so recht ein Kind seines Weltmachtgedankens, wurde verwirklicht, indem er Konstanze, die Erbtochter Rogers II., Königs beider Sizilien, mit seinem Sohne König Heinrich vermählte.

Ein kühner Plan, der dem schwäbischen Hause der Hohenstaufen neben der deutschen Hausmacht eine solche im äußersten Süden Italiens schaffen und gleichzeitig durch die unmittelbare Nachbarschaft dieses italienischen Hausbesitzes mit Rom den Papst in Abhängigkeit bringen sollte — ein politischer Gedanke, der den Boden des dauernd Möglichen verließ; gewiß, der Glanz des hohenstaufischen Kaisertums wurde für den Augenblick erhöht, aber gleichzeitig wurde die Entfremdung des edeln Hauses von Deutschland eingeleitet und sein Verhängnis heraufbeschworen. Um Sizilien vergessen die Nachfahren Friedrichs die deutsche Heimat, um Sizilien zu sichern, ließen sie die Dinge in Deutschland ihren Lauf gehen und vergaßen der deutschen Königspflicht; um Sizilien starb der letzte Hohenstaufe, der königliche Jüngling Konradin in Neapel auf dem Schafott. —

Nachdem Friedrich auch diesen Erfolg mit der Verheiratung seines Sohnes errungen, bestellte er ihn, den König Heinrich, zum Reichsverweser und zog als Führer des dritten Kreuzzuges zum Morgenland; er sollte Jerusalem nicht schauen; in der Südostecke Kleinasiens ertrank der heldenhafte Greis beim Durchschwimmen des Flusses Saleph.

Sein Tod in der Ferne entsprach so ganz dem Wesen dieses Mannes, der über dem Streben ins Weite, Unerreichbare die nächsten Aufgaben vergaß; das deutsche Volk, das ja selbst erst durch die harte Schule vieler Jahrhunderte zum Erkennen der politischen Notwendigkeiten gezwungen wurde, bewahrt diesem im Sinne seiner Zeit überragend großen Herrscher ein stolzes Andenken und liebt ihn noch heute, seinen Kaiser Rotbart.

Die Weltmacht der Hohenstaufen.

Größer als er noch war sein Sohn Heinrich VI. (1190—1197), ein Staatsmann ersten Ranges, ebenso kühn und groß in Plänen, wie in der Ausführung; mit eisernem Willen und rücksichtsloser Strenge ging er

vor und warf in Deutschland eine welfische Empörung nieder, im Süden setzte er die Ansprüche seiner Gemahlin Konstanze durch und brachte ganz Italien unter sein Szepter.

Das war jetzt kein Streben mehr nach Weltmacht — es war schon die Weltmacht selbst: von der Oder und der Leitha im Osten bis an die Westgrenzen Burgunds und Lothringens, von der Eider im Norden bis an die Südspitze Italiens dehnte die Herrschaft des Kaisers sich aus, mehr als das: ihm huldigten als Oberherrn der oströmische Kaiser Alexios in Konstantinopel, König Amalrich von Cypern und Kaiser Leo II. von Armenien, wie ihm auch — freilich gezwungen — König Richard Löwenherz den Lehnseid für England leistete.

Ob sich unser Verstand auch dagegen sträubt, noch heute sind wir stolz über diese Stellung des unserem Volke entsprossenen Herrschers; nimmt es uns wunder, wenn die Deutschen seiner Zeit bewundernd zu ihm aufblickten als dem Schiedsrichter der Welt?

Alles schien ihm zu gelingen — nur eines setzte er nicht durch, die gesetzliche Einführung des Erbkaisertums für sein Haus. Als staatsmännischer Kopf, der er war, hatte er erkannt, daß für das Gedeihen Deutschlands, wie für die Erhaltung des Weltreichs unbedingt die Einführung der gesetzlichen Thronerbfolge, die Abschaffung des Wahlkönigtums erforderlich sei. Sein Plan scheiterte am Widerstand der deutschen Fürsten auf dem Reichstag zu Würzburg (1196) und er konnte nur die Wahl seines Sohnes Friedrich zum König durchsetzen. Auf der Sonnenhöhe der Größe und des Ruhmes starb Heinrich am 28. September 1197 zu Messina; er wurde im Dome zu Palermo beigesetzt — der größte der Hohenstaufen.

Sein Sohn Friedrich war beim Tode des Vaters erst drei Jahre alt — wiederum erneuerte sich das Schicksal der trostlosen Zeit nach Ottos II. und Heinrichs III. frühem Abscheiden.

Auf deutschem Boden kam es sofort zur Spaltung, indem die süd- und mitteldeutschen Fürsten den Bruder Heinrichs VI. den Herzog Philipp von Schwaben, die Norddeutschen Otto von Braunschweig, den Sohn Heinrichs des Löwen zum König wählten; in Italien tat Heinrichs Witwe Konstanze den verhängnisvollen Schritt, ihren Sohn unter die Vormundschaft des Papstes Innozenz III. zu stellen.

In Deutschland und Italien brach wieder der Bürgerkrieg aus zwischen Welfen und Hohenstaufen, und das Doppelspiel, das der Papst spielte, um das Haus seines Mündels nicht in der Machtstellung zu lassen, zeigte sich darin, daß er — der Vormund des Hohenstaufen Friedrich, — den Hohenstaufen Philipp mit dem Banne belegte.

Trotz des Bannes siegte Philipp gegen Otto und vertrieb ihn, er

schien der Herrschaft sicher zu sein, als er 1208 von Otto von Wittelsbach in Bamberg ermordet wurde.

Nun kehrte Otto IV. (1198—1215) von England zurück und wurde allgemein als König anerkannt; im Jahre nach Philipps Ermordung wurde er zum Kaiser gekrönt. Als Otto, im alleinigen Besitze der Herrschaft, begann, den kurzsichtigen Versprechungen zuwiderzuhandeln, die er dem Papste gemacht hatte, um die Kaiserkrönung zu erreichen, schleuderte Innozenz den Bann gegen ihn — noch mehr, er schob sein Mündel in den Vordergrund und veranlaßte, um seinen früheren Bundesgenossen zu vernichten, Friedrichs Erhebung zum König: der junge Fürst, damals 18 Jahre alt, eilte aus Italien nach Deutschland und gewann rasch die Übermacht: am 9. Dezember 1212 wurde er in Mainz gekrönt.

Otto IV., bald von allen, selbst den sächsischen Stammesgenossen verlassen, entsagte der Krone und starb 1218 vergessen auf der Harzburg.

Friedrich II. (1212—1250) hatte, als er deutscher König wurde, eine Jugend hinter sich, vergleichbar der Heinrichs IV.

Unter die Vormundschaft des Papstes gestellt, der doch zuerst den Vorteil Roms im Auge hatte, war er von vornherein in falscher Stellung; die ungewissen Verhältnisse Süditaliens brachten es mit sich, daß selbst seine sizilianischen Erblande ihm nicht sicher waren; die päpstliche Aufsicht, die ihn überall beobachten ließ, Untreue und Verrat durch Diener seines Vaters — alles das lehrte ihn vor der Zeit Mißtrauen gegen die Menschen, ja Menschenverachtung, und erzog ihn zu einem Meister der diplomatischen Künste.

Der deutsche Fürstensproß — Sohn einer sizilianischen Mutter — hatte seine ganze Jugend im Süden verbracht und kannte das Heimatland seines Hauses nicht; heimisch geworden ist er niemals auf deutschem Boden, der ohne seine Schuld seinem Volke entfremdete Fürst.

Besondere Zuneigung brachte er dem arabisch-sarazenischen Wesen entgegen, das er in Sizilien kennen gelernt hatte; gegen welsche Untreue umgab er sich mit sarazenischen Leibwächtern.

Er war ein Mensch von glänzender Begabung, von umfassender Bildung — in kirchlichen Fragen gleichgültig; leidenschaftlich und doch fast niemals die Selbstbeherrschung verlierend; furchtlos tapfer, in allen Künsten des Krieges vertraut — und doch kein Freund kriegerischer Entscheidungen; ein Staatsmann von unerschöpflichen Mitteln, zähe und skrupellos; in Denken und Fühlen ganz ein neuzeitlicher Mensch; ein Freund und Bewunderer der Künste und des Lebensgenusses.

Alles in allem ein bedeutender Mensch, der geistvollste aller deutschen Kaiser und Könige — aber auch er befangen in den Gedanken der kaiserlichen Weltherrschaft, auch er darüber die nächsten Aufgaben seiner

deutschen Königspflicht vergessend. All sein Tun — unermüdlich und im einzelnen zu bewundern — ändert nichts daran, daß er seines Hauses und des deutschen Volkes Unglück herbeigeführt hat.

Mit seinen Kämpfen in Italien mit dem Papste, den lombardischen Städten, und seinem erfolgreichen Kreuzzug können wir uns nicht näher beschäftigen; uns geht hier nur an, was auf deutschem Boden sich ereignete.

Ein in seinen Folgen wichtiger Vorgang ist die Überführung des deutschen Ritterordens vom heiligen Lande nach dem deutschen Osten; der große Hochmeister jenes Ordens, der gleich anderen ritterlichen Kampfgenossenschaften ein Kind der Kreuzzüge war und als Aufgabe sich den Kampf gegen die Ungläubigen gesetzt hatte, Hermann von Salza, erkennt in der Unterwerfung des europäischen Ostens ein erreichbares Ziel. Nachdem er zuerst in Siebenbürgen den mißlungenen Versuch der Niederlassung seines Ordens gemacht hatte, erwirkt er vom Kaiser die Erlaubnis, gegen die heidnischen Preußen zu Felde zu ziehen.

Damit wurde die Eroberung und Eindeutschung der heutigen Provinzen Ost- und Westpreußen eingeleitet; — wir werden darauf im Zusammenhang mit der großen kolonialen Bewegung des 13. Jahrhunderts zu sprechen kommen. Von größter Bedeutung war es, daß fast gleichzeitig der Einfluß Dänemarks auf die anstoßenden Reichsteile gebrochen wurde; König Waldemar II. hatte seine Macht weit ausgedehnt und war über die Elbe bis zur Weser vorgedrungen; da schlossen sich ohne des Kaisers Zutun norddeutsche Fürsten und Städte zusammen und besiegten Waldemar in der entscheidenden Schlacht von Bornhöved (1227): Dänemark wurde über die Eider zurückgedrängt, die Gebiete an der Nord- und Ostsee wurden der deutschen Herrschaft gesichert und die Eindeutschung Mecklenburgs und Pommerns fortgesetzt. War die Berufung des deutschen Ordens durch Friedrich II. eine Quelle großer Erfolge für die Zukunft, so haben andere seiner Maßnahmen geradezu zerstörend gewirkt. Zunächst verlieh er den Fürsten, um die Wahl seines Sohnes Heinrich zum König durchzusetzen (1220), zum bleibenden Schaden der Königsgewalt eine Reihe wichtiger Rechte; später im Jahre 1231, ging er noch weiter und untergrub geradezu die Stellung des Königtums, indem er die Fürsten als Landesherren anerkannte, ihnen die Erblichkeit zugestand und außerdem ihnen das Münzrecht, das Recht der Befestigung für ihre Städte und der Gesetzgebung in ihren Gebieten verlieh. Damit war die Reichsverfassung gesprengt: aus den als königlichen obersten Beamten eingesetzten Herzögen, Markgrafen und Grafen waren selbständige Landesherren geworden; dasselbe galt von den Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten.

Im Gegensatz zu dieser Begünstigung der weltlichen und geistlichen Fürsten hemmte und hinderte Friedrich die Entwicklung der Städte auf jede Weise; das für das Königtum Richtige wäre gewesen, die Städte zu fördern und aus ihnen Gegengewichte gegen die Bestrebungen der Fürsten zu machen, aber Friedrich hielt deren Gunst für wichtiger und verbot den Städten die Aufnahme außerhalb Wohnender, sowie den Abschluß von städtischen Bündnissen zum Nachteil der Landesherren; ja, er ging soweit, sich zu verpflichten, überhaupt keine neuen Städte zum Schaden der Fürsten zu gründen.

Alle diese höchst unglücklichen Maßnahmen sind nur erklärlich aus dem Bestreben, die Weltmachtstellung des Kaisers aufrechtzuerhalten selbst auf Kosten des deutschen Königtums; er übersah nur eines, daß dieses Kaisertum, wenn überhaupt, nur auf der Grundlage eines starken deutschen Königtums möglich war. Indem er, ohne inneren Anteil an dem Schicksal des ihm fremd gebliebenen Deutschland, das Königtum dort bis zur Machtlosigkeit schwächte, hat er zugleich dem Kaisertum den Todesstoß versetzt.

Gegen das Ende seines Lebens wurden ihm in Heinrich Raspe, dem Landgrafen von Thüringen (1246—1247) und Wilhelm von Holland auf Betreiben des Papstes Innozenz IV., der ihn für abgesetzt erklärte, zwei Gegenkönige aufgestellt, die ihm aber nicht gefährlich wurden. Das Papsttum erblickte in dem Freigeist Friedrich seinen Todfeind — und es nutzte ihn nichts, als er trotz seiner völlig unkirchlichen Gesinnung, um sich der Kirche aus politischen Gründen willfährig zu erweisen, die Errichtung von Ketzergerichten zuließ, daß er selbst grausame Gesetze gegen die Ketzerei verkündete und dem schrecklichen Konrad von Marburg erlaubte, mit unmenschlichen Strafen gegen sog. Ketzer zu wüten.

Am 13. Dezember 1250 starb Friedrich in Süditalien; wie sein großer Vater Heinrich VI. fand er die letzte Ruhe im Dome zu Palermo. Ein edles Leben verloren an einer unlösbaren Aufgabe — ein Leben voll von Widersprüchen und Enttäuschungen, aber doch das Leben eines Mannes, der unsere Liebe, unsere menschliche Teilnahme verdient.

Trotz der folgenreichen Fehler seiner Politik, trotz seiner mangelnden Zuneigung für Deutschland, erblickten die Deutschen seiner Zeit und der Nachwelt in ihm einen Helden ihrer Geschichte, und beim Verfalle der Kaisermacht den letzten großen Vertreter des Kaisergedankens. Das war er gewiß, und es ist kein Wunder, daß sein Bild im Jammer des Reichsverfalls sich verklärte, daß die Erinnerung es hinübernahm in die Sage und mit der Gestalt Karls des Großen verschmolz, der im Unterberg bei Salzburg nur schlafe, um zu kommen, wenn das Reich in Not sei. So hieß es nach des letzten großen Hohenstaufen Tode bald, auch er sei nicht

gestorben, er schlafe im Kyffhäuser, dort wo die Staufenburg Tilleda gestanden hatte, und er komme wieder als Retter und Wiederaufrichter des Reichs, wenn die Not am größten sei.

So bezieht sich die Kyffhäusersage auf Friedrich II., nicht auf seinen kaiserlichen Großvater Friedrich Rotbart; erst das beginnende 19. Jahrhundert hat „den alten Barbarossa, den Kaiser Friederich" zum Helden jener Sage gemacht.

Die letzten Hohenstaufen.

Mit Friedrichs Tode neigte sich das Glück der Hohenstaufen schnell zum Untergang.

Konrad IV. sein Sohn, erwählter deutscher König, legte größeres Gewicht auf den italienischen Besitz seines Hauses und verließ Deutschland für immer; er starb schon 1254.

Sein Erbe, der zweijährige Knabe Konradin wurde in Deutschland erzogen; als sein Oheim und Vormund, der edle und tapfere König Manfred gegen den vom Papste herbeigerufenen Grafen Karl von Anjou unterlegen war (1266), zog der Sechzehnjährige aus nach Süden, ein ritterlicher Jüngling, sein väterliches Erbe wieder zu gewinnen. Er wurde von Karl von Anjou bei Tagliacozzo besiegt und endete am 29. Oktober 1268 auf dem Karmelitermarkt zu Neapel durch das Beil des Henkers.

Der letzte Hohenstaufe auf dem Schafott — dahin hatte die Verbindung des edlen Geschlechtes mit Sizilien geführt!

Die „kaiserlose Zeit".

Und Deutschland, was sollte aus ihm werden? Es wurde eine Beute des Haders und der Zwietracht, des Krieges aller gegen alle.

König Wilhelm, Graf von Holland, der nach Konrads Tode allgemein anerkannt wurde, ein tapferer, ritterlicher Herr, fiel schon 1256 im Kampfe gegen die Friesen; es kommt zur Doppelwahl: Richard von Kornwallis und Alfons von Kastilien, vou zwei Fürstenparteien gewählt, können irgend welche Bedeutung nicht erlangen — beide sind Fremde, die sich überdies nicht ums Reich kümmern.

Es war die kaiserlose, die schreckliche Zeit (1256—1273); Deutschland war kein einheitliches Reich, kein Staat mehr; die durch Friedrich II. geschaffenen Landesherren befestigen sich schnell in der Macht und erweitern ihre Gebiete durch gewaltsame Unterwerfung kaiserlicher Städte; sie leben untereinander in ewiger Fehde. Ein Raubrittertum bildet sich aus, das in frechster Weise Straßen und Ströme unsicher macht.

Die Städte, inzwischen zu Macht, Ansehen und Reichtum gelangt, und auch durch die Maßnahmen Friedrichs II. in ihrer glänzenden Entwicklung nicht aufzuhalten, schließen sich, da eine sie schützende Reichsgewalt fehlt, zum Selbstschutze zusammen: Arnold Walpod, ein Mainzer Bürger, gründet 1254 den rheinischen Städtebund, der mit Erfolg gegen das Raubrittertum vorgeht.

Wie die Bauern unfrei wurden.

Wir haben gesehen, wie die Weltmachtpolitik der Hohenstaufen die Grundlagen der Kaisergewalt zerstörte, indem Friedrich II. aus den Inhabern der großen Reichslehen Landesherren machte, und damit recht eigentlich das Lehnswesen umkehrte; es ist hier die Stelle, die Entwicklung dieser wichtigen Einrichtung im Zusammenhang zu betrachten — und wiederum in Verbindung damit zu schildern, wie es gekommen ist, daß die überwältigende Mehrheit der deutschen Freien der Unfreiheit verfiel, während andererseits aus den Unfreien ein Aufsteigen in den niederen Adel vor sich ging.

Wir wissen, daß die Bevölkerung des fränkischen Reiches in Freie (Vollfreie), Halbfreie (Freigelassene) und Unfreie (Knechte) zerfiel; nur die Freien, unter denen die besonders angesehenen und alten Geschlechtern entsprossenen Adeligen eine bevorzugte Stellung einnahmen, bildeten das Volk; nur sie hatten Stimmrecht in den Versammlungen und bei Gericht, nur sie waren zum Heeresdienst verpflichtet und berechtigt.

Die Halbfreien und Unfreien im linksrheinischen Frankenreich, im Gebiete des eroberten keltisch-romanischen Galliens sind wohl zum größten Teile undeutscher Abstammung gewesen; es waren Angehörige der unterworfenen Völker oder Kriegsgefangene; doch befanden sich darunter auch Deutsche, die durch Schuldknechtschaft oder Kriegsgefangenschaft die Freiheit verloren hatten.

Die Unfreien waren Eigentum ihres Herrn, der mit ihnen machen konnte, was er wollte; die Halbfreien — von ihrem Herrn aus der Knechtschaft entlassene bisherige Unfreie — genossen gleiche Vermögens- und Familienrechte wie die Freien, aber es fehlte ihnen das Stimmrecht und sie durften keinen Heeresdienst leisten.

Die fortgesetzten Kriege brachten es nun zuerst mit sich, daß auch Halbfreie zum Waffendienst herangezogen wurden, wodurch ihre Stellung sich hob — und sie waren es im Zusammenwirken mit der Dingpflicht (der Verpflichtung des Freien, zum Gericht und zu den über die öffentlichen Angelegenheiten entscheidenden Versammlungen zu erscheinen), die im Laufe der Zeit den minder Bemittelten ihre Vorrechte als Last

erscheinen ließen, die abzuwerfen sie gerne in den Stand der Unfreien sich begaben.

Heeresdienst und Dingpflicht waren unentgeltlich — nicht nur das, sondern der Freie mußte sich auch selbst Waffen, Kleidung und Nahrung stellen. Solange das Volk noch keine festen Sitze gewonnen hatte, solange es also nur aus Kriegführenden ohne dauernden Eigenbesitz bestand, war dies unbedenklich — anders wurde es, als Gallien erobert war und die zur Ansiedlung gelangenden Franken in der großen Mehrzahl durch ihre Seßhaftmachung Bauern wurden, begabt mit mäßigem Landbesitz und darauf angewiesen, durch den Landbau sich und die Ihren zu ernähren. Jetzt empfanden sie die Unterbrechung ihres bäuerlichen Lebens durch die Feldzüge oder Gerichtstage als Beeinträchtigung, die um so schwerer wiegen mußte, je übler sich einerseits ihre wirtschaftliche Lage gestaltete, und andrerseits je größere Opfer Kriegsdienst und Dingpflicht forderten.

So erleben wir das Eigenartige: die höchsten Vorrechte der Freien, heilig und wert gehalten von allen, solange sie nicht seßhaft waren, wurden nun für die Mehrzahl der seßhaft gewordenen die Ursache der Unfreiheit.

Das kam so: wir wissen, daß die fränkischen Könige, um das eroberte Land zu verwalten, beamtete Grafen eingesetzt hatten, die an Stelle des Geldlohnes mit Land belehnt wurden; daneben waren Kirchen und Klöster mit Königsgut beschenkt worden und es war auch durch Kauf und auf andere Art großer Grundbesitz in einzelne Hände gekommen; auf diese Weise waren große Grundherrschaften entstanden.

Diese wirtschafteten zunächst wohl nur mit unfreien und halbfreien Pächtern; ihre Zahl wird nicht genügt haben, um den Landbesitz wirklich zu erschließen und man sah sich nach anderen Arbeitskräften um.

Dies Bedürfnis der großen Grundherren (Grafen, Bischöfe, Klöster usw.) begegnete dem Wunsche der der Lasten ihrer Freiheit überdrüssig gewordenen Bauern sich in fremde Abhängigkeit zu begeben, um der Heeres- und Dingpflicht ledig zu werden; nicht nur solche, die sich als Pächter auf Herrengüter verpflanzen ließen, handelten so, sondern in Massen traten Bauern mit ihrem Eigenbesitz an Grund und Boden unter den Schutz der großen Herren, indem sie ihnen das Eigentum daran überließen und auf ihren bisherigen Hufen Hintersassen wurden.

So geschah es, daß nach und nach die überwältigende Mehrheit der Franken im Gebiete des eroberten Gallien freiwillig sich in den Schutz, in „die Munt“ reicher Grundherren gab und damit ein von Kriegsdienst und Dingpflicht bewahrtes Dasein gewann, das auch insofern wirtschaftlich gesichert war, als der Grundherr für seine Leute sorgen

mußte — aber diese Vorteile wurden erkauft durch die Preisgabe der Freiheit: die in fremde Munt Gegebenen wurden unfrei.

Diese Entwicklung setzte im eroberten Gallien wohl bald nach der Landnahme ein und war unter den ersten Karolingern schon zum Abschluß gekommen; sie hatte durch die Kriege Karl Martells gegen die Araber eine Beschleunigung erfahren, da diese mit vorzüglichen Rossen ausgerüsteten Feinde zu einer Änderung der Kriegsführung gezwungen hatten: bis dahin, also bis etwa zum ersten Drittel des achten Jahrhunderts, bestanden die fränkischen Heere nur aus Fußkämpfern — abgesehen vom Könige, dem Königsgefolge und den Anführern. Jetzt aber mußten den Arabern gegenüber Reiterheere gebildet werden, und zwar mußten die Dienstpflichtigen neben der Bewaffnung nun auch noch die Rosse auf eigene Kosten stellen.

Das war eine so schwere Belastung, daß sie der unbemittelte Freie nur mit Not erschwingen konnte — um ihr zu entgehen, begaben sich gerade zur Zeit Karl Martells bisher freie Bauern in Masse unter „die Munt" großer Grundherren. Das konnte gerade damals um so eher geschehen, als dieser mächtige Hausmeier eine Maßregel getroffen hatte, die aus ganz großen Grundherrschaften viele kleinere gebildet hatte: um die Ausrüstung und die Unterhaltung von Abteilungen des Reiterheeres zu ermöglichen, hatte er den Bischöfen und Klöstern ihren Landbesitz zum großen Teil abgenommen und an Männer seines Gefolges zu Lehen gegeben, die verpflichtet waren, nicht nur selbst Reiterdienst zu tun, sondern auch eine gewisse Zahl von Reitern zum Heere zu stellen. Diese neuen Lehnsleute des Königs brauchten Bauern und sie fanden Massen bisher freier Franken bereit, in ihren Dienst zu treten. Als Karl der Große die Herrschaft antrat, wird es auf westfränkischem Boden schon kaum mehr freie Bauern gegeben haben; im ostfränkischen Lande hatte die Entwicklung wesentlich später begonnen, war aber zu Karls Zeit immerhin schon vorgeschritten; er sah in dem Verschwinden des freien Bauernstandes eine Gefahr und suchte ihr dadurch zu begegnen, daß er die Heeres- und Dingpflicht der Bauern erleichterte. Umsonst — das Schicksal ließ sich nicht aufhalten: der Zerfall des karolingischen Reiches, die inneren Unruhen, die Rechts-Unsicherheit wirkten im östlichen Teile des Frankenreichs in derselben Weise wie früher im Westen, im eroberten Gallien; als dann das Reich von Osten her die Angriffe der madjarischen Reiterscharen zu bestehen hatte, wurden auch hier Reiterheere nötig, und ihre Ausrüstung und Unterhaltung beschleunigte rechts des Rheins die Entwicklung, wie dies die Araberkriege zur Zeit Karl Martells links des Rheins getan hatten.

Man wird sagen können, daß das ausgehende 10. Jahrhundert im

deutschen Reiche, das sich inzwischen von Westfranken endgültig getrennt hatte, im großen Ganzen keine freien Bauern mehr gesehen hat — außer in Niedersachsen, Tirol, Ostfriesland und Dithmarschen, wo sich ein selbständiger freier Bauernstand erhielt.

So war die Masse der Deutschen zu Knechten geworden; dies Volk, das mit ungestümem Freiheitsdrang in die Geschichte eingetreten war, hatte es zugelassen, daß seine überwältigende Mehrheit unter wirtschaftlichem Druck, aber aus eigenem Antrieb sich der Freiheit begeben hatte: nur der Adel, der Klerus und die städtische Bevölkerung waren frei geblieben, *das Landvolk war leibeigen geworden, war in Knechtschaft verfallen.* Es entstand der Rechtsspruch „Stadtluft macht frei — Landluft macht unfrei.“

Man darf nun nicht denken, daß diese Unfreiheit in den ersten Jahrhunderten schwer zu ertragen gewesen wäre; die Grundherren hielten ihre Leute gut, sorgten für sie und es lag in ihrem eigenen Vorteil, daß der Bauernstand voran kam; wir wissen, wie Großes er in der inneren Eroberung unseres Vaterlandes, in der Urbarmachung des Bodens geleistet hatte. Schlimm wurde die Lage der Bauern erst — wir werden später davon hören — als die eindringende Geldwirtschaft die Grundherren in Not brachte und als im Zusammenhang damit das Verhältnis zwischen ihnen und ihren Bauern entartete.

Nun kamen die Zeiten der Armut, des Druckes, des Elends, die in den ersten Jahrzehnten der Reformationszeit zu den blutig niedergeworfenen Bauernkriegen führten — *erst die Maßnahmen Kaiser Josefs II., die französische Revolution und die Reformen des Freiherrn vom Stein haben den deutschen Bauern wieder die Freiheit gebracht*, die in Preußen schon Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, in Österreich die treffliche Maria Theresia durch mannigfache Erleichterungen der bäuerlichen Lasten vorbereitet hatten.

Es ist ein Beweis der unverwüstlichen Gesundheit unseres Volkes, daß dieser wichtige Stand, der Urquell der Volkskraft, die jahrhundertelange Knechtschaft ertragen hat, ohne gebrochen zu werden.

Vasallentum, Lehnswesen, Rittertum.

Und wunderbar, während so unter den Franken in Gallien Massen freier Volksgenossen unfrei wurden, geschah es — wiederum unter der Einwirkung des Kriegsdienstes — daß Halb- und Unfreie nicht nur frei wurden, sondern in den niederen Adel aufstiegen.

Die Könige und die Grundherren hatten halb- und unfreie Knechte; je mehr Menschenkräfte die ewigen Kriege verbrauchten, je mehr die Bauern

sich vom Kriegsdienst zurückzogen, umsomehr mußten Halbfreie und endlich Unfreie dazu herangezogen werden.

Nun ist wohl einzusehen, daß infolge des Kriegsdienstes die dazu verwendeten Halb- und Unfreien gehoben wurden, daß ihnen zuerst mit Beschränkungen, und später ohne solche die Freiheit verliehen wurde.

Von besonderer Bedeutung war dies im Gefolge des Königs; auch dort fanden sich neben Freien, die sich freiwillig dazu gestellt hatten, Halbfreie und Unfreie; durch den Waffendienst wurden auch sie frei und das Königsgefolge bildete innerhalb des Heeres eine bevorzugte Schicht, ohne Rücksicht auf die Abstammung der Einzelnen, ausgezeichnet durch das besondere Vertrauen des Königs und im engsten Treu-Verhältnis zu ihm stehend.

Dieses Gefolge entlohnte der König mit Land, das er ihnen zu „Lehen" gab, wie er es schon früher seinen Beamten (Grafen und Bischöfen) getan hatte. Das Land blieb des Königs Eigen, nach Königs Willen wurde es ihnen entzogen, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllten oder die Treue verletzten; mit ihrem Tode fiel es an den König zurück, dem es freistand, ihre Erben damit neu zu belehnen oder es anders zu vergeben.

Mit dem Lehen war die Pflicht verbunden, dem König Kriegsdienst zu leisten und weitere Bewaffnete zu stellen, die obrigkeitliche Verwaltung des zu Lehen gegebenen Landes zu besorgen und ihre Lasten zu tragen.

So entstand neben dem alten Geschlechts- und Beamtenadel der mit großen Lehen begabten Grafen ein neuer niederer Adel, der sich, da auch bisher Halb- und Unfreie dem Königsgefolge angehörten, neben Freien aus solchen bildete.

Dieser Adel waren die Vasallen — und es ist für seine Entstehung bezeichnend, daß dies den neuen Stand bezeichnende Wort aus dem keltischen „gwas" = Knecht entstanden ist.

Dem Beispiel des Königs folgten im Frankenreiche links des Rheines die großen Grundherren (Grafen, Bischöfe); sie, selbst vom Könige belehnt, gaben Afterlehen aus, deren Inhaber auch in den niederen Adel aufstiegen.

Auch diese Entwicklung wird von den Araberkriegen zur Zeit Karl Martells beeinflußt; die Reiterheere machten eine Ausbreitung des „Vasallentums" nötig; auch sie greift später zur Zeit Karls des Großen auf deutschen Boden rechts des Rheines über und wird hier unter den ersten Sachsen-Herrschern durch die Madjaren-Kämpfe beschleunigt.

Und wie im West-Frankenreiche die Großen Vasallen an sich heranzogen, so geschah es auch hier, daß die Herzöge, Erzbischöfe, Markgrafen, Bischöfe und Grafen Leute aus ihrem Gefolge zu Vasallen erhoben, und

daß sich auch hier ein ausgebreiteter niederer Adel bildete, neben Freien bisher Halb- und Unfreie einschließend.

Aus ihm erwuchs das Rittertum, das auf deutschem Boden unter dem Rotbart seine Blütezeit erlebte und dessen Höhepunkt für ganz Europa die Zeit der ersten Kreuzzüge war. Der Stand der Vasallen war recht eigentlich Schwertadel, der Träger der kriegerischen Leistungen des Volkes, kampfgewohnt und tapfer; er war seinem Lehnsherrn zu Huld und Treue verpflichtet — und er schuf sich ein besonderes, stolzes Standesbewußtsein, dessen Grundlage Treue und Tapferkeit waren. Mit dem Erwachen inniger Frömmigkeit seit etwa Kaiser Heinrich III. trat hierzu die feurige Hingabe an den christlichen Glauben; das gestärkte Rechtsgefühl im Bunde mit milderem Sinne machten das Eintreten für Schwächere, für Witwen und Waisen, und den Schutz des Rechtes zur Pflicht; die verfeinerte Lebensführung und die erhöhte Bildung brachten die Verehrung der Frauen, den Minnedienst. So haben wir die Hochgedanken zusammen, denen die deutsche Ritterschaft, in Auffassung, Sitten und Gebräuchen von Frankreich aus beeinflußt, in den Tagen Kaiser Rotbarts ihr Leben weihte: Treue und Tapferkeit; Christentum und Frauendienst; Schutz des Rechtes und der Schwachen.

Diesen Hochgedanken entsprang die an Blutopfern furchtbar reiche Teilnahme der Ritterschaft an den Kreuzzügen; ihr auch die Werke ritterlicher Dichtkunst, von der wir hören werden. Von besonderer Bedeutung war die Gründung von „Ritterorden", deren Angehörige sich dem Kampfe für das Kreuz, gegen die Ungläubigen weihten, und die die mönchischen Gelübde der Keuschheit und Armut ablegten; diese geistlich-ritterlichen Orden sind recht eigentlich eine Frucht der verzückten Frömmigkeit der Kreuzzüge. Politisch bedeutsam wurde der deutsche Orden durch seine Großtat der Eroberung des Ostens. — Aber die Blüte des Rittertums war kurz: der Verfall der hohenstaufischen Herrschaft hatte neben der politischen Verwirrung in den immerwährenden Parteiungen den sittlichen Verfall des niederen Adels im Gefolge; soweit er landansässig war, litt er unter dem Eindringen der Geldwirtschaft und verarmte; eine Verwilderung, die von den früheren Hochgedanken nichts mehr wußte, riß ein, und die kaiserlose Zeit sah einen großen Teil dieses einst so strengen Rittertums als Straßenräuber und Peiniger ihrer Bauern. Strengste Maßregeln der Könige und der Landesherren, und die Selbsthilfe der Städte unterdrückten dies Unwesen und das 14. und 15. Jahrhundert hatten wieder eine im großen Ganzen ehrbare Ritterschaft, die sich hauptsächlich dem Waffenhandwerk widmete. Freilich, wo die Landesherren keine Ordnung hielten, ging es übel her und manch altes Geschlecht lebte vom Raube, wie die Quitzows in Brandenburg. Eine neue Entwicklung

leiteten die Erfindung des Schießpulvers und die nun aufkommenden Feuerwaffen ein; die Heere der Landsknechte verdrängten die reisigen Heere der Ritter und entfremden sie dem edlen Waffendienst. Fast gleichzeitig bringt der Sieg der Geldwirtschaft vielen von ihnen neue Not — und wieder gehen sie als Wegelagerer auf die Straßen, bis diesem entarteten Rittertum das anfangende 16. Jahrhundert ein Ende bereitet.

Der gesund gebliebene oder wieder gewordene niedere Adel begibt sich mit Vorliebe in den Dienst der Fürsten; seine Angehörigen haben den Territorial-Staaten als Beamte und im Heeresdienste Großes geleistet. Daneben kam der ansässig gebliebene Landadel wieder zur Kraft, nachdem erst die schlimmen Übergangszeiten in die Geldwirtschaft überwunden waren; im linksrheinischen Deutschland durch die französische Revolution beseitigt, hat er sich sonst erhalten und ist besonders rechts der Elbe noch heute von größter Bedeutung.

Doch wir sind — um ein zusammenhängendes Bild zu geben — voraus geeilt, und stellen fest, daß am Ende der hohenstaufischen Zeit das Lehnswesen seinen die Kaisergewalt zerstörenden Abschluß gefunden hatte: die Inhaber der als Reichsämter vergebenen großen Lehen waren selbständige Landesherren geworden, die ihre Länder als Eigenbesitz auf ihre Nachkommen vererbten, und in gleicher Weise wurden die kleineren und die Afterlehen vererbliches Eigentum der Vasallen.

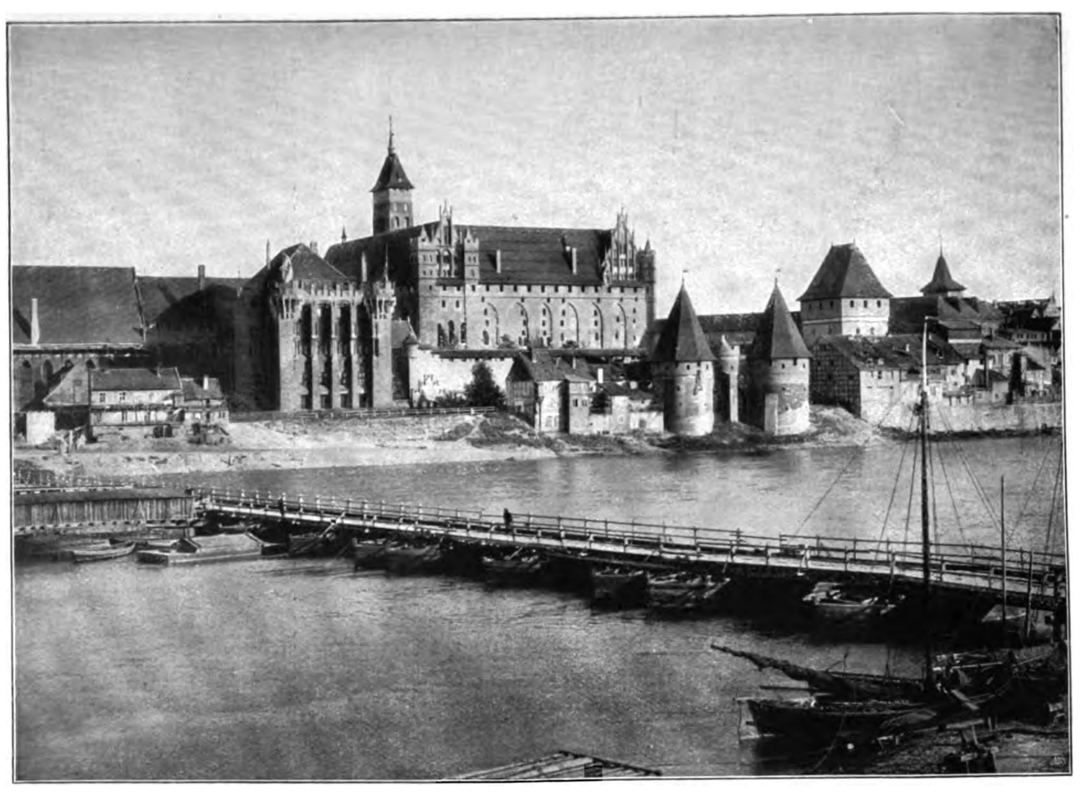
Ausdehnung nach Osten.

Und in dieser Zeit der Zersplitterung und Zerrissenheit, wie sie dem Verfall der Kaisergewalt folgte, gelingt dem deutschen Volke die größte Tat seiner mittelalterlichen Geschichte: die Eroberung und Besiedlung des Ostens.

So groß war der Reichtum, der Überschuß an Volkskraft, daß trotz der unsäglichen Opfer der Kreuzzüge und der steten Kriegsfahrten nach Italien Massen wanderfroher Männer sich bereit fanden, „gen Osten zu fahren".

Die Besiedelung des den Slawen wieder abgenommenen Landes konnte zunächst nur eine bäuerliche sein, denn es mußte erst urbar gemacht und in den Stand gesetzt werden, eine größere Einwohnerzahl zu ernähren; so ist es denn tatsächlich gewesen, und etwa bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts herrscht die Bauernsiedlung vor.

Sobald nur genügend vorgearbeitet war, erleben wir einen wunderbaren Vorgang, der uns fast „amerikanisch" anmutet: in kürzester Zeit entstehen Städte, die sich zu einer im alten Reiche nicht vorhandenen Macht entwickeln — ja, es entstehen neue Staaten, die für die Zukunft des Vaterlandes später entscheidend werden sollten.



Die Marienburg.

Wir wissen, daß das Eroberungsgebiet Heinrichs des Löwen und seiner Helfer in der Hauptsache die Ostseelande waren, das Land der Obotriten (heute beide Mecklenburg). Hier entstanden in dem ersten und zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts Städte wie Rostock, Wismar, Greifswald; als dann die Oder überschritten war, folgten Kolberg und Danzig.

Unaufhaltsam führte der Weg weiter über die Weichsel, ja über das Meer nach dem wilden Norden. Schon Ende des zwölften Jahrhunderts finden wir deutsche Siedler im heutigen Livland; im großen Maßstabe ging die Erschließung vor sich, als der Bremer Domherr Adalbert von Apeldorn 1201 die Stadt Riga gründete und einen Orden der Schwertbrüder ins Leben rief. So alt sind die deutschen Siedlungen in den jetzt russischen Ostseeprovinzen, in denen heute das Deutschtum den Kampf auf Leben und Tod zu führen hat; die Gefahr war für sie von vornherein die, daß sie vom Kerne des Mutterlandes zu weit entfernt waren und nicht in Massen besiedelt werden konnten; die Deutschen saßen nur als dünne Oberschicht, als „Herrenvolk" über der Masse der Unterworfenen.

Eine wirkliche Massenbesiedlung und damit dauernde Gewinnung der eroberten Gebiete leistete der deutsche Ritterorden, indem er von den Grenzen der Koloniallande Heinrichs des Löwen aus Schritt für Schritt vorging, stets im engsten Zusammenhang mit dem Mutterlande, stets neue Ströme von Zuwandernden heranziehend.

Hermann von Salza, wir wissen es, erwirkte von Kaiser Friedrich II. die Erlaubnis nach Osten zu ziehen; er folgte dem Rufe des Polenherzogs Konrad von Masowien, den die heidnischen Preußen schwer bedrängten.

Im Jahre 1229 kam Hermann Balke als Landmeister des Ordens mit wenigen Gefährten ins Kulmerland; es war die Geburtsstunde des weltgeschichtlichen Werkes des deutschen Ordens.

Wir können die Großtaten der jetzt folgenden wahrhaft staatsmännisch geleiteten Eroberung nicht im Einzelnen schildern, und stellen nur fest, daß nach unendlichen Kämpfen und mehrfachen Aufständen gegen 1275 das ganze Gebiet bis über die Düna hinaus unterworfen war; in mustergültiger Weise folgte der Unterwerfung stets sofort die Anlegung von Ordensburgen als fester Stützpunkte, dann die Massenbesiedlung des Landes mit Bauern und Bürgern, und die Gründung von Städten.

Ein bis ins kleinste meisterhaft vorbereiteter und durchgeführter Gang der Eindeutschung, der noch heute vorbildlich ist.

Etwa gleichzeitig mit den Anfängen der Tätigkeit des deutschen Ordens fangen die brandenburgischen Askanier an, in größerem Maßstabe,

wenn auch langsamer und in viel geringerem Umfange, die Grenzen vorzuschieben; sie gewinnen die Oder als Ostgrenze, die Spree-Lande Teltow und Barnim, dann Stargard und Wustrow, die Uckermark, Bautzen — ja um 1260 greifen sie über die Oder hinaus und besetzen die „Neumark“. Auch hier folgt der Besitzergreifung die ländliche und bürgerliche Besiedlung auf dem Fuße, so daß die Lande bald völlig eingedeutscht waren.

Die Wettiner gewannen das Gebiet zwischen Bober und Saale; die Deutschenordenskomturei Plauen das Vogtland; das Erzgebirge, die Elblande, die Abhänge der Gebirge an der Nordgrenze, alles wurde von deutschen Siedlungen bedeckt.

Das damals polnische Schlesien zog ungezählte Scharen von Einwanderern aller deutschen Stämme an sich und wurde in bewußter Weise von den slawischen Herrschern aus dem Hause der Piasten eingedeutscht. Ähnlich ging es in Böhmen und Mähren, wo gleichfalls das deutschfreundliche Haus der Přschmysliden Deutsche herbeirief und sie in jeder Weise begünstigte; blühende deutsche ländliche Ansiedlungen und Städtegründungen wie die von Pilsen, Budweis, Deutschbrod, Leitmeritz, Aussig, Iglau, Olmütz, Brünn waren die reich belohnende Folge.

Aber es wurde zum Verhängnis für das Deutschtum jener Länder (Böhmen und Mähren), daß die Einwanderung doch lange nicht ausreichte zur völligen Eindeutschung; die Masse der Bevölkerung blieb slawisch (tschechisch) und, obwohl sie alle Geschenke der höheren Kultur von den Deutschen annahm, deutschfeindlich. Die Nachwirkungen erleben wir heute, wo in diesen habsburgischen Landen das Deutschtum gegen die Anmaßungen der Tschechen sich des Lebens zu wehren hat. Wir wollen im Gedächtnisse festhalten: nicht ungebeten, nein, von den rechtmäßigen Fürsten gerufen, sind die Deutschen dorthin gekommen.

Genau wie nach Ungarn: dorthin hatte schon König Geisa II. um 1150 niederrheinische Siedler nach dem Gau „Sibin“ kommen lassen; es sind die Vorfahren der heutigen „Sachsen“ in Siebenbürgen. Später besiedelte der deutsche Orden das Burzenland; aus politischen Gründen verjagte König Andreas im Jahre 1225 die Ritter, die von hier unter Hermann von Salzas Führung, wie wir wissen, nach Preußen zogen; die bäuerliche Bevölkerung blieb sitzen und erhielt die Siedlung bis heute.

Zu größeren Massensiedlungen kam es nicht mehr; dagegen wurden zahlreiche deutsche Städte auf königliche Einladung und mit weitgehenden Vorrechten gegründet, wie Ofen, Stuhlweißenburg, Raab, Komorn u. a. Sie lagen mitten in rein madjarischer Bevölkerung und waren nicht volkreich genug, um ihre Umgebung verdeutschen zu können. So kommt es, daß sie selbst, als die Madjaren zu einem angriffsweise vorgehenden Volksbewußtsein erwachten, sich nicht halten konnten, sondern madjarisch

wurden. Doch ist es geschichtliche Wahrheit, daß die Städte Ungarns deutsche Schöpfungen sind, und daß diese Städte die Kulturbringer für das ganze Land wurden: kein Zweifel, daß alle Kultur auf dem Boden des heutigen Ungarn ein Geschenk der Deutschen ist.

Auch das verdient festgehalten zu werden angesichts des Größenwahns der heute Ungarn beherrschenden Madjaren — nicht minder die Tatsache, daß ein Teil der madjarischen Magnaten-Familien, die heute sich als entschiedene Feinde des Deutschtums gebärden, von eingewandertem deutschem Adel abstammt.

Nehmen wir zu dieser vom deutschen Orden und von deutschen, sowie slawischen und madjarischen Fürsten bewirkten Ausdehnung unseres Volkes die großartige Tätigkeit Lübecks, das die Gestade der Ostmeere mit Tochterstädten bedeckte, so müssen wir staunen über die unerschöpfliche Kraft unseres Volkes ebenso wie über die Staatsklugheit der geistigen Führer jener Bewegung.

Damals zur Zeit des tiefsten Zerfalls der Königsgewalt — es war in den Jahren, wo kein deutscher König vorhanden war — brachte dies Volk es fertig, etwa zwei Drittel des heutigen Reichsbodens deutsch zu machen.

Was sagt das heutige Geschlecht dazu, dem es nicht gelingen will, das bißchen Preußisch-Polen einzudeutschen?

Jene in ihren Folgen für die Zukunft des Deutschtums maßgebende Großtat war ein Werk aller deutschen Stämme: nach Nordosten zogen in der Hauptsache Westfalen, Niederländer, Niederfranken; die von Brandenburg und Wettin ausgehende Siedelung zog Thüringer und Ostfranken an; die Ostalpen- und Donaugebiete wurden von Bayern und Schwaben versorgt: „Nach Osten wollen wir fahren
„wohl über die grüne Heide
„da ist es schön“ — so klang es durch das Reich!

Nach Osten waren sie unverdrossen gefahren und hatten im harten Kampfe mit Natur und Menschen die Lande erobert, die den Kern der späteren Entwicklung abgeben sollten, der Hohenzollern- und Habsburgerstaaten. Der Schwerpunkt des politischen Lebens wurde damit nach dem Osten verschoben.

Innere Entwicklung.

Aber in dieser, wenn man so sagen will, körperlichen Kraftentfaltung und Ausdehnung hat sich das deutsche Leben jenes Zeitraumes nicht erschöpft, sondern wir sehen eine Entwicklung des geistigen Lebens, der

Dicht- und Baukunst, der Geschichtsschreibung, einen Aufschwung der Städte, ein Anwachsen ihres Reichtums, die uns zur Bewunderung zwingen.

Die Geldwirtschaft, von deren Beginn wir oben gesprochen haben, hatte immer größere Bedeutung gewonnen und herrschte in den Städten unbedingt, während das wirtschaftliche Leben auf dem Lande noch in der alten Form der Zahlung mit Bodenerzeugnissen sich erhielt.

Das schnelle Vordringen der Geldwirtschaft erklärt sich daraus, daß die Städte in den großen Welthandel eingetreten waren:

Augsburg, Mainz, Köln, Lübeck wurden zu wichtigen Mittelpunkten eines Handelsverkehrs, der nicht nur sein Netz über das Inland breitete, sondern sich über die Alpen nach Italien und dem Mittelmeer, den Rhein abwärts über die Nordsee nach England, von der Ostsee-Beherrscherin Lübeck nach den skandinavischen Ländern, nach Rußland und Polen ausdehnte.

Es bildete sich die Hansa, von der wir später mehr hören werden, die ihre Niederlassungen in Nowgorod und Kiew, in London, Bergen und Wisby hatte und eine politische Machtstellung ersten Ranges gewann.

Mit dem Handel wuchs schnell der Reichtum an Geld; der Vorrat baren Geldes machte die Städte zu wichtigen Steuerquellen für den König, die weltlichen und geistlichen Stadtherren; sie ließen sich die Bewilligung von Geldsteuern mit der Gewährung von Freiheiten (Markt- und Gerichtsrecht, Selbstverwaltung, Verteidigungsrecht) bezahlen. Die königlichen oder fürstlichen Beamten, die bisher die Hoheit des Staates vertreten und ausgeübt hatten, treten immer mehr in den Hintergrund; ihre Befugnisse gingen auf Grund der durch Geldleistungen erwirkten Freiheiten auf den städtischen Rat über, der, einen oder mehrere Bürgermeister an der Spitze, die ganze Verwaltung nun selbständig führte.

Der Rat setzte sich zu der Zeit, von der wir eben sprechen, aus dem städtischen „Patriziat" zusammen, das aus den adligen Geschlechtern bestand, die etwa vom Land in die Stadt gezogen waren oder dort von der königlichen oder fürstlichen Zeit her sitzen geblieben waren und aus den Familien der rasch zu Ansehen und Reichtum gelangten Handelsherren; später, als der Handwerkerstand sich ausgebildet und in „Zünften" zusammengeschlossen hatte, erzwang er sich seinen Anteil an der Stadtverwaltung in mannigfaltigen Formen, meist derart, daß ihm gewisse Stellen im Rat eingeräumt wurden.

Wenn nun eine Stadt unmittelbar dem Könige unterstand, so war sie „reichsfrei" geworden; war sie einem Bischof oder Fürsten untergeordnet, so blieb sie doch trotz der erhöhten Rechte „Landstadt".

Es ist klar, daß die Städte mit dem Anwachsen ihres Reichtums,

ihrer inneren und äußeren Machtstellung auch politisch immer wichtiger wurden.

Durch ihre Geldsteuern wurde aber auch die Hofhaltung der Fürsten eine verfeinerte, da sie durch das Geld aus den städtischen Steuerquellen in die Lage versetzt wurden, Aufwendungen zur künstlerischen, reicheren Ausstattung ihrer Sitze zu machen und das ganze äußere Leben der Höfe vielseitiger zu gestalten.

Städte und Fürstenhöfe wetteiferten so in der Begünstigung der Künste.

Die Baukunst fand an den Hohenstaufen prachtliebende und opferwillige Gönner: wer die Ruinen der Kaiserpfalzen zu Eger, Gelnhausen, Wimpfen und Trifels sieht, kann sich einen Begriff machen von der Großartigkeit jener Bauten; ihrem Beispiele folgten die Welfen, die in der Burg Dankwarderode zu Braunschweig, und die Thüringer Landgrafen, die in der Wartburg bei Eisenach würdige Denkmäler ihrer Macht errichteten. Alle diese weltlichen Bauten waren im reich ausgestalteten romanischen (Rundbogen-) Stile ausgeführt.

In der kirchlichen Baukunst, die begreiflicherweise noch im Vordergrunde blieb, herrschte gleichfalls der romanische Stil noch vor, doch begann von Nordfrankreich her der Spitzbogen seinen Einzug zu halten (etwa um 1200), der bald in Flandern und am Rhein heimisch wurde und auch für weltliche Bauten zur Anwendung kam.

In der Malerei bemühte man sich, die Stellungen bewegter Menschen zu erfassen und nachzubilden; große Fortschritte machte die Bildhauerkunst, die besonders in Standbildern von Heiligen und Grabdenkmälern schöne Werke lieferte.

Die Geschichtsschreibung blieb wesentlich noch in den Händen von Geistlichen; sie hat gerade für die Hohenstaufenzeit noch ausgezeichnete Vertreter wie Otto von Freising.

Gewaltige Fortschritte hatte die Dichtkunst gemacht; sie beweisen, wie schnell sich unser Volk geistig zu den höchsten Leistungen erhoben hat. An den Höfen der Fürsten sangen und dichteten ritterliche Sänger, indem sie Stoffe aus der alten deutschen Sage und fremde, besonders aus der französischen Sagenwelt und selbst aus dem griechisch-römischen Altertum stammende Stoffe selbständig gestalteten.

Wir finden eine Tiefe der Weltanschauung, eine Schönheit der Form, eine Reife der ganzen Gestaltung, die unsere Bewunderung erregt; es sei hier vor allem Wolfram von Eschenbachs herrlicher „Parzival" und Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde" genannt.

Die große Zeit der Hohenstaufen hat uns auch das Nibelungen-

lied beschert, die gewaltige zu den höchsten Werken des Menschengeistes zu rechnende Dichtung vom Helden Siegfried und der schönen Krimhild, von des Helden Mord und seines Weibes Rache, von der Not und dem Untergang der Burgunder im fernen Hennenlande; eine Dichtung, die neben der Schilderung des Sagenhaft-Überlieferten eine wunderbare Klarheit der Menschendarstellung gibt und eine Persönlichkeit von der düstern Größe Hagens gestaltet, die in keinem Dichtwerke eines anderen Volkes ihres gleichen hat.

Wir kennen den Dichter dieses herrlichen Liedes nicht. Es wird behauptet, daß das Nibelungenlied überhaupt nicht das Werk eines Dichters sei, sondern daß es sich um einzelne von verschiedenen Sängern herrührende, von fahrenden Spielleuten weiter verbreitete Teildichtungen über die alten Sagenstoffe handele, die etwa zur Zeit der Hohenstaufen zusammengefaßt worden seien; dieser Auffassung können wir uns nicht anschließen; es widerspricht ihr der geschlossene Charakter der ganzen Dichtung, die einheitliche Durchführung der Personen.

Selbstverständlich, daß der Dichter — einer der größten aller Zeiten — altgermanische Sagen und Überlieferungen aus den Kämpfen der Völkerwanderung aufgegriffen und verwertet hat: er hat sie aber bewußt zu einem Kunstwerk verarbeitet und damit seinem Volke ein Geschenk von unschätzbarem Werte gemacht.

Hat so die beschreibende Dichtung (das Epos) eine seitdem nicht mehr erreichte Höhe gewonnen, so entstand auch eine Empfindungs-Dichtkunst (Lyrik) von wunderbarem Reichtum; die Liebe, die Treue, Natur und Leben, Vogelsang und Waldesrauschen, Träumen und Kämpfen fanden ihre Sänger, von denen hier Hartmann von Aue und Reinmar von Hagenau genannt seien.

Den Gipfel gewann Herr Walter von der Vogelweide, ein angeblich aus dem tirolischen Meran stammender Ritter; er hat nicht nur lyrische Dichtungen von berückendem Wohllaut der Sprache und Reichtum der Empfindung geschaffen, nicht nur gedankentiefe Lehrgedichte — er ist auch der erste und bis auf die Sänger der Befreiungskriege einzige große politische Dichter geblieben. Mit hinreißender Wärme preist er sein deutsches Volkstum, mit Wucht und Freimut singt er von des Reiches Verfall, scharf bekämpft er kaiserfeindliche Päpste und Fürsten, und begeistert tritt er für die Hohenstaufen ein. Ein hochgemuter Kämpfer mit dem Schwerte, wie mit dem Liede, von dem es mit Recht heißt:

„Herr Walter von der Vogelweide,
Wer des vergäße, tät mir leide."

Eine eigentümliche Erscheinung zeigt sich im Rechtsleben der Zeit: überall auf dem Boden des alten Reiches Zersplitterung — im Rechte

aber der Drang nach Sammlung, nach Vereinheitlichung. Die alten Stammesrechte vermochte niemand mehr zu übersehen, es zeigte sich das Bedürfnis nach gemeinsamem Rechte. Wer aber hätte das schaffen sollen?

Gegen Ende der Hohenstaufenzeit kümmerten sich die Kaiser nicht um Deutschland, nach ihrem Sturze aber war keine Reichsgewalt vorhanden. Da behalf sich das allgemeine Bedürfnis in einfacher Weise: ein angesehener Schöffe Eike von Repgow hatte um etwa 1230 eine Sammlung sächsischer Rechtsgebräuche und Rechtssätze verfertigt, eine Privatarbeit, und zwar eine ausgezeichnete. Sie fand schnell Eingang bei den Gerichten, bewährte sich und gewann als „Sachsenspiegel“ die Bedeutung eines einheitlichen Gesetzes, nach dem ganz Norddeutschland bald lebte.

Dem guten Beispiele folgte etwa 50 Jahre später Süddeutschland, wo ein Schwabenspiegel entstand, der auch weithin als Gesetzbuch anerkannt wurde; er war im wesentlichen, was für die Einheit der deutschen Rechtsanschauung bedeutungsvoll ist, eine Bearbeitung des älteren sächsischen Rechtsbuches.

Wir stehen am Ende dieses Zeitabschnittes und fassen rückschauend das Ergebnis dahin zusammen: die Reichsgewalt zertrümmert, das Kaisertum ausgeschaltet, selbständige Landesherrschaften, Bistümer und freie Städte entstanden; Fehde und innerer Krieg überall.

Und trotzdem ein großartiges Ausdehnen der Grenzen nach Osten!

Eine innere Fortentwicklung unseres Volkes, die es schnell auf die Höhen geistiger Betätigung führte, eine äußere, die sich im wachsenden Reichtum zeigte.

Alles in allem: das Reich war krank, totkrank — das deutsche Volk aber gesund und strotzend an körperlicher und geistiger Kraft!

Die ersten Habsburger.

Der Anstoß, der königlosen Zeit ein Ende zu bereiten, und durch die Wahl eines Königs wieder eine Reichsgewalt zu schaffen, kam von außen — von einer Stelle, die früher alles getan hatte, das Kaisertum zu schwächen, vom Papste.

Um die Hohenstaufen aus ihrem sizilianischen Besitze zu werfen, hatte der Papst den Grafen Karl von Anjou nach Italien gerufen und ihn zum König von Neapel gemacht; nun wurde dieses Königreich dem nahen Papsttum viel gefährlicher und unbequemer, als es je die mächtigsten deutschen Kaiser gewesen waren.

Papst Gregor X. regte, um sich einen Schutz, ein Gegengewicht gegen Neapel zu verschaffen, nach Richard von Kornwallis' Tode (1273) die Wahl eines Königs an; die deutschen Fürsten gingen darauf ein und

kürten auf dem Fürstentage zu Frankfurt auf den Vorschlag des Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, eines Hohenzollern, den Grafen Rudolf von Habsburg (1273—1291), einen in der nördlichen Schweiz und im südlichen Elsaß reichbegüterten Herrn.

Keine große, überragende Persönlichkeit — ein besonnener, zäher, tüchtiger Mann, Schritt für Schritt vorgehend, geschaffen für die Tätigkeit, die der trostlose Zustand des Reiches jetzt verlangte.

Die nächste Aufgabe war, Ruhe und Ordnung zu stiften, die Sicherheit wieder herzustellen, das Raubrittertum niederzuwerfen; auch mußte, was von Reichsgut noch zu retten war, gerettet werden.

Gerade das verlangte auch Rudolfs eigenes Wohl; denn, war er auch ein reicher Graf, so war er doch ein armer König und darauf angewiesen, sich eine Hausmacht zu gründen, wenn er den mächtig gewordenen Fürsten den Oberherrn zeigen wollte.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde der Beschluß gefaßt, alles seit 1245 verschleuderte Reichsgut wieder einzufordern. Dazu gehörte in erster Reihe das Herzogtum Österreich, das König Ottokar von Böhmen sich nach dem Aussterben des Geschlechtes der Babenberger (1246) angeeignet hatte; desgleichen die Steiermark, die der Böhmenkönig den Ungarn entrissen und sich erobert, und das Herzogtum Kärnten, das er nach dem Tode des letzten Herzogs aus dem Hause Sponheim — des Reiches ungefragt — besetzt hatte.

Diese Reichsländer wurden nicht freiwillig herausgegeben, so daß es zum Kriege kommt: Rudolf besiegt den Böhmenkönig 1278 in der wichtigen Schlacht auf dem Marchfelde, gewinnt Österreich und erobert Steiermark und Kärnten zurück; die Grafschaft Krain war etwa zur selben Zeit durch Erbschaft an ihn gefallen.

So war mit einem Schlage eine stattliche Hausmacht der Habsburger begründet, indem Rudolf die gewonnenen Länder an seine Söhne und nahe Verwandte zu Lehen gab.

Mit Eifer und Erfolg ging Rudolf gegen die Raubritter vor und sicherte die innere Ruhe durch sog. „Landfrieden."

Auch nach Außen zeigte er sich als Wiederhersteller, indem er die Freigrafschaft Burgund zurückgewann.

Er hatte treue, gute Arbeit getan, als er 1291 starb und im Dome zu Speier seine letzte Ruhe fand.

Schon fürchteten die Fürsten wieder das erstarkte Königtum: deshalb wählten sie nicht Rudolfs ältesten Sohn Albrecht von Österreich, sondern den Grafen Adolf von Nassau, einen kleinen im Taunus und an der Lahn begüterten Fürsten. Er war ein tapferer, persönlich tüchtiger Mann — aber ohne eigene Macht den großen Fürsten gegen-

über ohne Einfluß; zudem hatte er seine Wahl durch Zugeständnisse an seine Wähler erkaufen müssen, die wiederum die Reichsgewalt schwer schädigten.

Als Adolf wider Erwarten den Fürsten gegenüber sich selbständig zeigt und sein Königsrecht geltend macht, setzen sie ihn durch widerrechtlichen Beschluß ab und wählen Albrecht; Adolf nimmt den Kampf um die Krone auf und fällt an der Spitze seines kleinen Heeres im Gefecht bei Göllheim am Fuße des Donnersbergs (2. Juli 1298).

Albrecht I. war nun Alleinherrscher und wurde allgemein anerkannt (1298—1308).

Er war, wie sein Vater, erfüllt von der Überzeugung, daß ein König ohne starke Hausmacht verloren sei, und arbeitete mit Entschlossenheit dahin, diejenige seines Hauses weiter zu stärken: nicht mit Erfolg, da er Holland, das erledigt war, überhaupt nicht, Böhmen nur vorübergehend für einen seiner Söhne gewinnen konnte und auch den Schweizer Waldstätten gegenüber kein Glück hatte.

Den deutschen Fürsten zeigte er sich als Meister und scheute nicht davor zurück, gerade die großen rheinischen Erzbischöfe, die sich widerspenstig zeigten, im Bunde mit den rheinischen Städten zur Botmäßigkeit zu zwingen.

Mit großen Plänen trug sich der zielbewußte und tatkräftige Herrscher, als er von seinem Neffen Johann ermordet wurde.

Heinrich VII. und Ludwig der Bayer.

Die Fürsten hatten Habsburgs starke Hand und größeren Ehrgeiz an Albrecht kennen gelernt und lehnten es ab, einen Fürsten dieses Hauses zum König zu wählen; Erzbischof Balduin von Trier lenkte die Wahl auf seinen Bruder, den Grafen von Luxemburg, der als Heinrich VII. (1308 bis 1313) den Thron bestieg.

In Frankreich erzogen, aber — obwohl er französisch sprach — nach Erscheinung, Denken und Fühlen ganz ein Deutscher, wurde Heinrich der letzte Träger des Kaisergedankens im hohenstaufischen Sinne.

Ein hochstrebender Fürst; von der Größe seiner Aufgabe durchdrungen, wollte er die alte Kaiserherrlichkeit wiederherstellen.

Nachdem er zur Befestigung seiner Hausmacht seinen Sohn Johann mit Böhmen belehnt, zieht er wirklich nach Italien. Dort herrschte völlige Zuchtlosigkeit; seit dem Verschwinden der Kaisergewalt hatte sich eine Fülle von Stadtstaaten und Kleinstaaten gebildet; gewalttätige Tyrannen hatten sich da und dort aufgeworfen, eine ununterbrochene Reihe von Fehden machten das Land verbluten; zwei Parteien, nach den Waiblingern (Hohen-

staufen) und Welfen, in italienischer Sprache Ghibellinen und Guelfen genannt, rangen fast in jedem dieser kleinen Staatengebilde in grausamster Fehde um die Herrschaft.

Das Papsttum war — zum Werkzeug der herrschgierigen Politik des Königs Philipp des Schönen von Frankreich erniedrigt — von Rom nach Avignon in Südfrankreich übergesiedelt.

Unter solchen Verhältnissen erschien Heinrich in Italien, begrüßt von einem Aufatmen des unglücklichen Volkes, von begeisterter Zustimmung der kaiserlich Gesinnten.

Es gelingt ihm wirklich, in Oberitalien Ordnung zu stiften; die wichtigen Städte Genua und Pisa huldigen ihm; er wird in Rom zum Kaiser gekrönt und zieht nach Süden, um Neapel zu unterwerfen.

Nach kurzer Krankheit starb er am 24. August 1313; im Dome von Pisa wurde der hochgesinnte Fürst, den der größte Dichter Italiens, Dante Alighieri als den Retter und die Hoffnung seines Vaterlandes begrüßt hatte, begraben.

Sein Tod hatte eine Spaltung der deutschen Fürsten zur Folge, da sein Sohn Johann noch unmündig war; es kam zur Doppelwahl, indem ein Teil für Ludwig (1314—47), Herzog von Bayern, ein anderer für Friedrich den Schönen, Herzog von Österreich stimmte.

Ein Bürgerkrieg war die Folge; Ludwig siegte über seinen Gegner in der Schlacht bei Mühldorf (1322) und führte ihn gefangen nach Burg Trausnitz; Friedrich wird von Ludwig, seinem Vetter, der Haft entlassen und als Mitkönig anerkannt; er stirbt 1330 und läßt Ludwig im unbestrittenen Besitze der Macht.

Die Doppelwahl hatte dem Papst Johann XXII., der in Avignon Hof hielt, Veranlassung gegeben zu verlangen, daß der Thronstreit seiner Entscheidung unterbreitet werde; als Ludwig sich dessen weigerte, wurde er mit dem Banne belegt.

Hervorragende Gelehrte stellten sich auf seine Seite, so vor allem Marsilius von Padua, und wiesen nach, daß die Ansprüche des Papstes nicht begründet seien; Ludwig selbst zog nach Italien, ließ Johann XXII. absetzen und einen anderen Papst wählen, und wurde in Rom zum Kaiser gekrönt.

Nun war es ein Unheil, daß Ludwig kein in sich gefestigter Charakter war, der über die Anmaßungen des Papstes sich hinausgesetzt hätte, sondern daß er hin und her schwankte zwischen kirchlich unterwürfiger Gesinnung und seinem selbständigen Königsrechte, zwischen Gewissensbissen und Empörung über die päpstlichen Zumutungen. Er konnte sich zu keinem durchgreifenden Entschlusse aufraffen, ja er ließ seine tapferen wissenschaftlichen Verteidiger fallen und knüpfte Verhandlungen mit Avignon

an; dadurch noch kühner gemacht, verlangte der Papst die Abdankung des Königs.

Dies veranlaßte Ludwig, eine Fürstenversammlung einzuberufen: am 16. Juli 1338 kamen am Königsstuhle zu Rhense am Rhein (in der Nähe von Koblenz) die Kurfürsten zusammen und sprachen den im Sinne unserer Zeit selbstverständlichen, damals aber unendlich wichtigen Satz aus: daß, wer durch die Kurfürsten zum König gewählt sei, dadurch kraft Gesetzes König sei, und zwar ohne die Bestätigung des Papstes; kurze Zeit später wurde dieser Beschluß auf einem Reichstag noch dahin ergänzt, daß der erwählte König kraft Gesetzes und von selbst auch Kaiser sei, dessen Recht und Würde von Gott stamme, und nicht vom Papste, wie dies auch Dante schon verkündet hatte.

Es war ein großer Augenblick: die deutschen Fürsten als Verteidiger der Königsrechte um den König geschart und dem Papsttum mit aller Schärfe entgegentretend; hervorragende Gelehrte mit dem Rüstzeug der Wissenschaft die Anmaßungen des Papstes bekämpfend: endlich in der Kirche selbst eine starke Bewegung, die von England ausging, und bestritt, daß das Papsttum göttlichen Ursprunges sei und daß die Kirche weltliche Gewalt haben und ausüben dürfe. Bezeichnend, daß der volkstümlichste Mönchsorden jener Zeit, die Franziskaner, dem verweltlichten Papsttum auf das schärfste entgegentraten.

Die ganze Entwicklung war für das Königtum unendlich günstig — es fehlte nur ein charaktervoller, entschlossener König, der es verstand, den allgemeinen Unwillen gegen das Papsttum dadurch zu greifbarem Erfolg zu führen, daß eine selbständige deutsche Kirche, unabhängig von Rom, gegründet wurde. Ludwig war nicht der Mann zu so segensreicher Tat; sein Gewissen war gequält von dem Banne — er fürchtete dessen Folgen im Jenseits — und so schwankte er haltlos hin und her: die große Gelegenheit wurde versäumt, die katholische Kirche Deutschlands blieb unter der Botmäßigkeit des Papstes.

Durch seine Bestrebungen zur Vergrößerung der wittelsbachischen Hausmacht (Brandenburg, Holland und Tirol hatte er gewonnen) rief er, der die Achtung der Fürsten längst verloren hatte, ihren offenen Abfall hervor; sie wählten den Enkel Heinrichs VII., König Karl von Böhmen, zum deutschen König (1346). Weder die Fürsten, noch der Gewählte durften auf diese Wahl stolz sein, die mit einer unerhörten Demütigung dem Papste gegenüber und mit schamloser Preisgabe von Königsrechten an die Fürsten erkauft war.

Wieder stand ein Bürgerkrieg bevor; er kam nicht zum Ausbruch, da Ludwig schon 1347 an einem Schlagflusse starb.

Wir wissen, er war kein starker, kein großer Mann und er ist seiner

hohen Aufgabe viel schuldig geblieben, aber er war ein bewußt deutscher Fürst, der letzte Kämpfer gegen das Papsttum.

Die Könige und Kaiser, die ihm folgten, kannten nur eins, das Gedeihen ihres Hauses; das Wohl des Reiches kümmerte sie nicht und sie machten gar nicht den Versuch, eine Reichsgewalt auszuüben. Damit war der Gegensatz zum Papsttum, der ja politischer Natur war, beseitigt, und es nahte die Zeit, da beide sich verbinden, um dem zur Freiheit eines reinen, evangelischen Glaubens erwachten deutschen Volke das Joch Roms wieder aufzuzwingen.

Karl IV. und seine Nachfolger.

Karls IV. (1347—1378) wichtigste Handlung ist der Erlaß der Goldenen Bulle (1356), die eine Art Verfassung, Reichsgrundgesetz darstellt. In der Hauptsache bestimmt sie, daß das Recht der Kaiserwahl den sieben „Kurfürsten" zustehen solle, nämlich den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier, dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Herzog von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg und dem Könige von Böhmen.

Die Kurfürsten erhalten Münzrecht und oberstes Gericht; die weltlichen Kurfürstentümer sollen im Mannesstamm erblich und unteilbar sein.

Damit war der Anteil, den Karl IV. am Reiche nahm, erschöpft; er beschränkte sich auf den Ausbau seiner Hausmacht, zu der er Brandenburg hinzugewann; vor allem förderte er die Entwicklung Böhmens — daß er dies in deutschem Sinne tat, ist sein Verdienst, wenn es auch bei der höheren Kultur der Deutschen selbstverständlich war.

Er zog Deutsche in Massen ins Land und begünstigte sie; Handel, Bergbau, Kunsthandwerk entwickelten sich rasch.

Die Hauptstadt Prag nahm einen stolzen Aufschwung; sie wurde mit prächtigen Bauten geschmückt, die noch heute von der großen deutschen Vergangenheit dieser jetzt vertschechten Stadt Zeugnis ablegen. Sie erhielt eine Universität, die erste, älteste auf deutschem Boden, die nach der Absicht des Stifters der altberühmten zu Paris gleichwertig sein sollte (1348).

Als Karl IV. starb, hatte er, der klug-rechnende, kaufmännisch-denkende, obwohl er sich um das Reich nicht kümmerte, doch manches Gute dadurch geschaffen, daß er um seines Vorteils willen in Böhmen und auch in Schlesien die Stellung des Deutschtums gestärkt hatte; auch die Herstellung geordneter Zustände in Brandenburg nach der wüsten Fehdezeit des falschen Waldemar ist ihm zu danken.

Sein Sohn Wenzel (1378—1400), eine träge und dabei grausame Natur, wurde zur unwürdigsten Erscheinung in der Geschichte des

deutschen Königtums; er verfiel nach einer von keiner bedeutsamen Tat ausgezeichneten Regierung allgemeiner Verachtung und wurde durch Beschluß der Kurfürsten des Thrones verlustig erklärt; in Böhmen regierte er noch bis 1419 weiter.

Ruprecht von der Pfalz (1400—1410), an seiner Stelle zum Kaiser gewählt, war eine tapfere, ehrenhafte Persönlichkeit, aber es fehlten ihm die Machtmittel, seinen Willen durchzusetzen.

Bündnisse und Gegenbünde von Städten und Fürsten tauchten überall auf und tobten sich in endlosen Fehden aus; besonders der Südwesten des Reiches war ein nicht zu Ruhe kommender Kriegsschauplatz. So hatte der tüchtige Fürst — ein Sprosse des Hauses Wittelsbach — das traurige Los, daß er dem Unheil nicht steuern konnte und dem Wirrsal zusehen mußte.

Ihm folgte Sigismund (1410—1437), der Bruder des abgesetzten Wenzel, der zweite Sohn Kaiser Karls IV., durch die Belehnung von seinem Vater her Markgraf von Brandenburg, durch Heirat König von Ungarn.

In seine Zeit fallen die Bestrebungen zur Reinigung der Kirche, vor allem das Konzil zu Konstanz — hierüber werden wir in anderem Zusammenhang zu berichten haben.

Ein begabter und auch tapferer Mann, war er ohne Ernst und Einsicht und lebte nur dem Tage; er vermochte es nicht, die luxemburgische Hausmacht zusammenzuhalten, noch viel weniger das Reich wirklich zu lenken.

Die Statthalterschaft über Brandenburg übertrug er dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, der sich um seine Wahl bemüht hatte; mit starker Hand bändigte Friedrich den aufsässigen märkischen Adel und stiftete Ruhe und Ordnung im Lande.

Sigismund, der froh war mit der Verwaltung des ihm ganz fremden und gleichgültigen Landes nichts zu tun zu haben, belehnte den tüchtigen Hohenzollern 1415 mit der Mark Brandenburg, wodurch dieser auch die Kurwürde erlangte.

Die Hussiten.

Furchtbares Unheil brachte Sigismund weiten Teilen des Reiches durch die Hussitenkriege (1419—1436), für die er persönlich verantwortlich gemacht werden muß.

In Prag hatte der Tscheche Johann Hus, Professor der Theologie an der Universität, entgegen der Lehre der katholischen Kirche die Ohrenbeichte und den Ablaß verworfen, weil sie mit der heiligen Schrift

im Widerspruch ständen; seine Lehre, auf die Schrift gegründet, hatte viele Anhänger gefunden.

Im Jahre 1412 war Hus vom Papste gebannt worden; er hatte aber unbehelligt in seiner Lehrtätigkeit fortfahren können, ja die Zahl seiner Anhänger war gewachsen, und dies um so mehr, als Hus immer schärfer deutschfeindlich wurde; hatten doch wegen seiner Haltung gegen die Deutschen im Jahre 1409 alle deutschen Angehörigen der Hochschule (Professoren und Studenten, an 5000) Prag verlassen und waren nach Leipzig übergesiedelt, wo Herzog Friedrich der Streitbare von Meißen eine neue Universität gründete.

Zu der großen allgemeinen Kirchenversammlung, die über die Reinigung der Kirche und alle Streitfragen entscheiden sollte — zum Konstanzer Konzil — war Hus vorgeladen worden, um sich wegen seiner „Irrlehren“ zu verantworten.

Kaiser Sigismund hatte ihm bei seinem fürstlichen Wort freies Geleite zugesichert, und im Vertrauen darauf hatte Hus sich dem Konzil gestellt.

Seine Lehre wurde als Ketzerei verdammt und er selbst zum Feuertode verurteilt; der Kaiser besaß die Ehrlosigkeit, sein Wort zu brechen und überließ Hus seinen Gegnern: am 6. Juli 1415 wurde er verbrannt.

Ungeheure und gerechte Entrüstung erhob sich unter den Tschechen, es entstehen zunächst kleinere Aufstände, bis den „Hussiten“ — so wurden sie nach ihrem Lehrer Hus genannt — in Johann Zischka ein furchtbarer Führer erstand.

Kaiserliche Heere, die den allgemein gewordenen, von wütendem Deutschenhaß getragenen Aufruhr bändigen sollten, wurden zurückgeschlagen; die von wildem Glaubenseifer und Rachgier erfüllten Scharen überschreiten Böhmens Grenzen und verheeren Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Franken, Bayern und Österreich mit Feuer und Schwert, ja bis zur Ostsee dehnten sie ihre schrecklichen Züge aus.

Es half nichts, daß Sigismund „Kreuzheere“ gegen sie aussandte; sie wurden schimpflich geschlagen.

Es war eine Schmach, wie das Reich zehn Jahre lang diesen Horden schutzlos preisgegeben war: wir wissen, eine wirksame Reichsgewalt gab es nicht, und die Landesherren waren jeder für sich zu schwach, diese Mordbrenner zu bezwingen, und sich zu verbünden waren sie zu kleinlich und selbstsüchtig.

So mußte unser Vaterland diese Banden hausen lassen, und wehe, wohin sie kamen! Das flache Land war ihnen preisgegeben, einzig die Städte gewährten Sicherheit.

Schmachvoll auch, daß es nicht gelang, sie mit Waffengewalt zurückzuwerfen, zu vernichten — in langen Verhandlungen zwischen dem Kaiser,

dem Papste und den Hussiten kam es im Jahre 1433 zum Frieden; nun spalteten sie sich in zwei Parteien, eine gemäßigte und eine schärfere; zwischen beiden kam es zum Kriege und im Blutbade von Böhmischbrod (1434) fielen auf beiden Seiten 30000 Mann. Nicht durch den Kaiser, durch eigne Zwietracht wurden sie gebändigt.

Unendlich traurig, daß das gebrochene Kaiserwort die Stellung der Deutschen in Böhmen für jene Zeit vernichtete; der Deutschenhaß tobte sich zuerst gegenüber den deutschen Städten Böhmens aus, die unter schändlichen Greueln verwüstet wurden.

Das Kulturwerk der deutschfreundlichen Přschemysliden und Karls IV. war zerstört; mochte auch später das Deutschtum sich wieder erholen und ausbreiten — es war ausgeschlossen, daß Böhmen ganz deutsch wurde.

Die Folgen jenes ehrlos gebrochenen Kaiserwortes wirken noch bis auf unsere Tage!

Albrecht II.

Sigismund starb 1437 und ließ das Reich in trostlosem Zustande zurück: Verwirrung und Zwietracht allenthalben, kein Recht zu finden, das „Faustrecht“ herrschte — es war so schlimm, wie in der kaiserlosen Zeit nach dem Sturze der Hohenstaufen. Wer Recht haben wollte, mußte sich selbst helfen — und es war schon eine Rückkehr zur Ordnung, als die heimlichen Gerichte der „Fehme“ sich auftaten, um mit Strang und Dolch gegen die Übeltäter vorzugehen; hier war doch wenigstens ein Gerichtsverfahren, wenn auch in allen Formen unheimlicher Heimlichkeit, es wurde Recht gesprochen, Urteil erlassen und vollstreckt.

Mit Sigismund sterben die Luxemburger ruhmlos aus; sein Schwiegersohn Albrecht von Österreich wird zum Kaiser gewählt, und es geht damit, abgesehen von der kurzen Herrschaft des Wittelsbachers Karl VII. (1742—45) die Kaiserwürde für die ganze Zeit bis zur Auflösung des Reiches (1438—1806) auf das Haus Habsburg über, das nach dem Aussterben des Mannesstammes im Jahre 1740 durch die Kinder Maria Theresias aus ihrer Ehe mit Herzog Franz von Lothringen fortgesetzt wurde; genauer genommen ist das heute in Österreich herrschende Haus als das lothringische zu bezeichnen, doch nennt der Sprachgebrauch es „Habsburg“.

Ehe wir weitergehen, müssen wir uns kurz die Entwicklung der Kirche und die Vorgänge an den Grenzen des Reiches betrachten: in der Schweiz, Burgund, in den Niederlanden, an der Ostsee und im Lande des deutschen Ordens, und sehen, in welcher Weise die Selbständigkeit der Landesherren und die Macht der Städte sich ausgebildet hatten.

Das Konzil von Konstanz.

Das Papsttum hatte nach dem Sturze der Hohenstaufen seine Ansprüche ins Unsinnige gesteigert: Bonifazius der Achte stellte um 1300 den Satz auf „der Papst als Stellvertreter Gottes sei die Quelle alles Rechtes und sowohl das Königtum selbst, wie das Wahlrecht der Fürsten beruhe auf jederzeit widerruflicher Verleihung durch den Papst".

König Albrecht I. verstand sich dazu, diese ungeheuerliche Zumutung anzuerkennen, und es konnte scheinen, als wäre der Sieg der kirchlichen Weltherrschaft errungen. Aber es schien nur so; denn noch im selben Jahre, in dem der deutsche Kaiser sich dem Papste unterworfen hatte, wurde der Papst von König Philipp dem Schönen von Frankreich gedemütigt. Dieser kaltblütige, skrupellose Herrscher erkannte, daß eine starke Staatsgewalt nur in völliger Unabhängigkeit von der Kirche denkbar sei und trat den kirchlichen Ansprüchen scharf abweisend entgegen; er geriet dadurch in einen Kampf mit dem herrschsüchtigen Bonifazius; um diesen Zwist einzudämmen, wählte der König ein einfaches und eingreifendes Mittel: er nahm den Papst gefangen und führte ihn nach Avignon, auf französischen Boden.

Als Bonifazius starb (1305), ließ er einen Franzosen als Clemens V. zum Papste wählen und in Avignon seinen Sitz aufschlagen: der seines Zieles bewußte, von Gewissenszweifeln freie König machte den Papst zum Werkzeug seiner französischen Politik.

Papst Johann XXII. wagte es, selbst in der Macht des französischen Königs, König Ludwig dem Bayern gegenüber die Ansprüche seines Vorgängers Bonifazius zu erneuern; wir wissen, wie die deutschen Kurfürsten zu Rhense darauf antworteten — wissen aber auch, daß Ludwig leider sich nicht zu fester, entschlossener Haltung aufraffen konnte.

Durch den Aufenthalt in Avignon „das babylonische Exil des Papsttums" dauerte die Herrschaft der französischen Könige über die Kirche unbestritten bis zum Jahre 1378; da rafften sich die in Rom verbliebenen Kardinäle auf und wählten einen andern Papst. Vierzig Jahre lang dauerte diese Kirchenspaltung, „Schisma" genannt; der römische Papst war anerkannt in Deutschland und Italien, der zu Avignon von Frankreich, Spanien und Portugal.

Um diesem unerträglichen und unwürdigen Zustand ein Ende zu machen und eine Reinigung der Kirche herbeizuführen, wurde eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa einberufen (1409), ausgehend von dem nach und nach zur Herrschaft gekommenen Gedanken, daß die unbeschränkte päpstliche Allmacht wider die Schrift verstoße, daß die Trägerin der

obersten Entscheidungen in der Kirche die Kirche selbst sein müsse, vertreten durch Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und Professoren des Kirchenrechts; diese im Konzil vereinigt, müßten über dem Papste stehen, also Päpste ein- und absetzen können.

Beide Päpste wurden zuerst aufgefordert, abzudanken, und als sie das nicht taten, wurden sie abgesetzt und ein dritter Papst gewählt; da nun die beiden abgesetzten nicht daran dachten, von ihrer Würde zurückzutreten, hatte die Kirche schließlich drei Päpste. So wurde die Spaltung nur verschlimmert und das Konzil ging auseinander.

Aber der Ruf nach Verbesserung der kirchlichen Zustände, Beseitigung der Spaltung und Abstellung der Ketzerei verstummte nicht und es wurde ein zweites allgemeines „Konzil" für 1414 nach Konstanz einberufen.

In unübersehbaren Scharen zogen von allen christlichen Völkern weltliche und geistliche Große herbei, um der Kirche zu helfen; die glänzendste Versammlung des Mittelalters kam zustande.

Die Lehre des Hus, wir wissen es, wurde ebenso verdammt, wie die des Engländers Wycliffe, von dem er sie zum Teile übernommen hatte.

Die feindlichen Päpste wurden abgesetzt, nachdem der Lehrsatz ausgesprochen war, daß das Konzil über dem Papst stehe; in Martin V. wurde ein neuer Papst gewählt.

Am meisten Sorgen bereitete die Kirchenbesserung (lat. reformatio), und gerade sie wurde vereitelt.

Die Zustände in der Kirche schrieen zum Himmel: das Papsttum wollte die weltlichen Fürsten an glänzender Hofhaltung übertreffen. Ihre weltlich-politischen Ansprüche zwangen die Päpste auch Kriege zu führen, also ein Heer zu unterhalten, und erzeugten dadurch ein nie befriedigtes Geldbedürfnis. Um Geld herbeizuschaffen, wurden Mittel angewandt, die dem Christentum schamlos ins Gesicht schlugen: kirchliche Ämter wurden gegen Geld verkauft, mehrere Ämter zusammengelegt und einer Person verliehen, die dafür hohe Abgaben zahlen mußte; kirchliche Strafen wurden gegen Geldzahlung erlassen (sog. Ablaß).

Immer üppiger gestaltete sich das Leben des Papstes, der Kardinäle, der Hofhaltung, und immer größer wurde die Geldnot; als dann der eine Papst in Rom, der andere in Avignon saß, wurde die Sache noch schlimmer; immer schamloser wurde der Menschheit das Geld aus dem Sacke gelockt: man stellte die Überreste von Heiligen aus — gegen Geld — und versprach den Gläubigen wundertätige Wirkung, kurz ohne Geld war in Rom nichts, mit Geld alles zu erreichen, und der päpstliche Stuhl war zu einem die törichten Gläubigen auswuchernden Bankunternehmen herabgewürdigt.

Alle Denkenden, wirklich Frommen waren empört über solches Treiben und erhofften vom Konzil die Abschaffung dieser Schändlichkeiten. Aber

nachdem in Konstanz der neue Papst Martin gewählt worden war, nahm er die Reinigung der Kirche für sich in Anspruch und verhandelte klug-diplomatisch mit den einzelnen Staaten, denen er eine Ermäßigung der päpstlichen Steuern und Geldforderungen versprach; da die Staaten sich damit begnügten und Verträge (sog. Konkordate) mit ihm abschlossen, bekam Martin das Spiel in die Hand und schickte das Konzil nach Hause (22. April 1418).

Die Kirchenbesserung war vereitelt! Das alte Treiben begann in Rom von neuem; es nahm unerhörte Formen an, die die Kirche zur „Buhldirne, zur babylonischen Hure“ erniedrigten; aber die geduldige Welt ertrug die Schmach und tat, worauf es dem päpstlichen Stuhle allein ankam, sie zahlte.

Es mußte der Glaubensheld aus deutschem Blute kommen, der furchtlose, gewissensstarke und gotterfüllte Martin Luther, um die Welt vom Joche dieser entarteten Kirche zu befreien.

Man kann sich denken, daß die hohe und niedere Geistlichkeit vom römischen Beispiel angekränkelt war: Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte betrachteten sich mehr als weltliche Herren, denn als geistliche Diener Christi; weltliche Zwecke und Vorteile wurden in den Vordergrund gestellt, das eigentliche Kirchenleben verkümmerte in ödem Formelkram. Ein üppiges Leben kam an den deutschen Bischofshöfen auf — weltlich, allzu weltlich, nirgends aber so gemein wie in Rom.

Das Unwesen der wilden Ehe entschädigte den hohen und niederen Klerus für die Entbehrungen der Ehelosigkeit (Zölibat); die Klöster wurden zu Sitzen der Völlerei und Laster.

Kurz, die kirchlichen Zustände in Deutschland entsprachen den allgemeinen der Kirche, wenn auch die Schamlosigkeit niemals so groß und frech war, wie in Rom.

Die Zeit war arg — mit dem Scheitern der Besserungspläne in Konstanz blieb auch in Deutschland alles beim Alten, Schlechten — und auch hier mußte Martin Luther kommen, um durch die Gewalt seiner Persönlichkeit die „Reformation“ (Besserung) zu erzwingen.

Die Grenzmarken.

Die Schwäche der Reichsgewalt mußte zuerst an den Grenzen des Reiches zum Ausdruck kommen, es sei denn, daß dort Staaten sich gebildet hatten, die stark genug waren, allen Angriffen von außen zu begegnen; es konnte dort aber auch, angesichts der trostlosen Zustände im Reich, zu Bestrebungen kommen, sich auf eigene Füße zu stellen und vom Reiche frei zu werden.

Die Schweiz ging diesen Weg.

Die Habsburger, als Herren von Argau an die Gebiete der sog. „Waldstätten“ am Vierwaldstättersee stoßend und mit der hohen Gerichtsbarkeit über sie vom Reich belehnt, strebten, aus dieser „Vogtei“ eine völlige Landesherrschaft zu machen. Als die gütlichen Mittel nicht halfen, wurde Gewalt angewandt, und Zwingburgen und strenge Landvögte sollten das Land zur Unterwerfung bringen.

Dagegen taten sich die Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden als Eidgenossenschaft zusammen; der starken Hand König Albrechts I. konnten sie sich noch nicht entziehen. Wie aber nach seinem Tode Herzog Leopold von Österreich die habsburgischen Ansprüche geltend machte, traten ihm die Eidgenossen entgegen und besiegten ihn vernichtend in der Schlacht bei Morgarten (1315).

Kaiser Ludwig der Bayer, dem die Niederlage der Österreicher als Schwächung seines Gegenkönigs willkommen sein mußte, bestätigte die Rechte der Eidgenossenschaft, die sich allmählich ausbreitete und um die Mitte des 14. Jahrhunderts außer den alten Orten noch Zürich, Luzern, Glarus, Zug und Bern (also zusammen acht Orte) umfaßte.

Noch einmal versuchte der Habsburger Leopold III. von Österreich im Bunde mit dem süddeutschen Adel die Eidgenossenschaft zu unterwerfen; er wird aber mit seinem stolzen Ritterheere in der Schlacht bei Sempach (1386) besiegt und fällt selbst; sein Nachfolger unterliegt den Schweizern bei Näfels (1388): damit war die Schweiz vor Habsburg gerettet. Die Eidgenossenschaft verblieb als reichsunmittelbar beim Reich, ging aber ihre eigenen Wege und bereitete die gänzliche politische Loslösung vor. Seiner Gesinnung nach aber blieb dies tapfere, freiheitliebende Volk deutsch, wie es auch die gemeinschaftliche Abstammung in der Erinnerung bewahrte. So bewährte es seine Treue zum deutschen Volke in den Kämpfen mit Karl dem Kühnen von Burgund (1467—77), der, um ein eigenes unabhängiges burgundisches Königreich zu gründen, die habsburgischen Teile des Elsasses und Lothringen erobern wollte. Damals erklärten sich die Eidgenossen gegen den Reichsfeind, und die Sache des Reichs vertretend, besiegten sie Karl in den Schlachten von Granſee und Murten (1476), sowie bei Nanzig (1477).

Als später Schweizer Landsknechte in allen Heeren Europas Dienst nahmen, bedangen sich nicht selten ihre Hauptleute aus „ewig nimmer gegens heilige Reich“ kämpfen zu müssen — so tief eingewurzelt war das Gefühl der Zugehörigkeit zum großen Vaterland, daß es sich so noch äußerte, als die politische Lockerung längst eingetreten war.

Ähnlich wie im Gebiete der Alpen vereinigten sich in den Niederlanden die flandrischen Städte zu einem Bündnis, das gegen Frankreichs

Eroberungsgelüste gerichtet war; freilich war die Grafschaft Flandern, obwohl rein deutscher Bevölkerung, bei der Teilung des karolingischen Reichs im Vertrag von Verdun (843) dem Westfrankenreiche (also Frankreich) als Lehen zugesprochen worden.

Doch erhielt sich das Land unter seinem Grafenhause, solange das Königtum in Frankreich noch schwach war, unabhängig und nahm eine glänzende Entwicklung: Brügge, mit der See durch Kanäle verbunden, wurde der wichtigste Hafen Europas, Gent ein Sitz ausgedehnter gewerblicher Tätigkeit. Ein großer Reichtum strömte von da über das Land aus und brachte bald eine Blüte der Kunstbetätigung auf allen Gebieten hervor: die gotische Bauform, Teppichweberei, Goldschmiedekunst und Malerei entfalteten sich zu großartigen Leistungen.

Als die Könige von Frankreich sich stark genug fühlten, das reiche Land ihrer Herrschaft ganz einzuverleiben und den Grafen Veit verjagten, stand die Bürgerschaft von Brügge auf und warf die Franzosen nach der glorreichen Sporenschlacht von Kortrijk zum Lande hinaus (1302). Dreißig Jahre später wurde der Versuch der Unterwerfung durch Frankreich wiederholt, diesmal mit Unterstützung des verwelschten Grafen Ludwig: Jakob van Artevelde besiegte im Bunde mit den Engländern die Franzosen wiederum und gründete den flandrischen Städtebund.

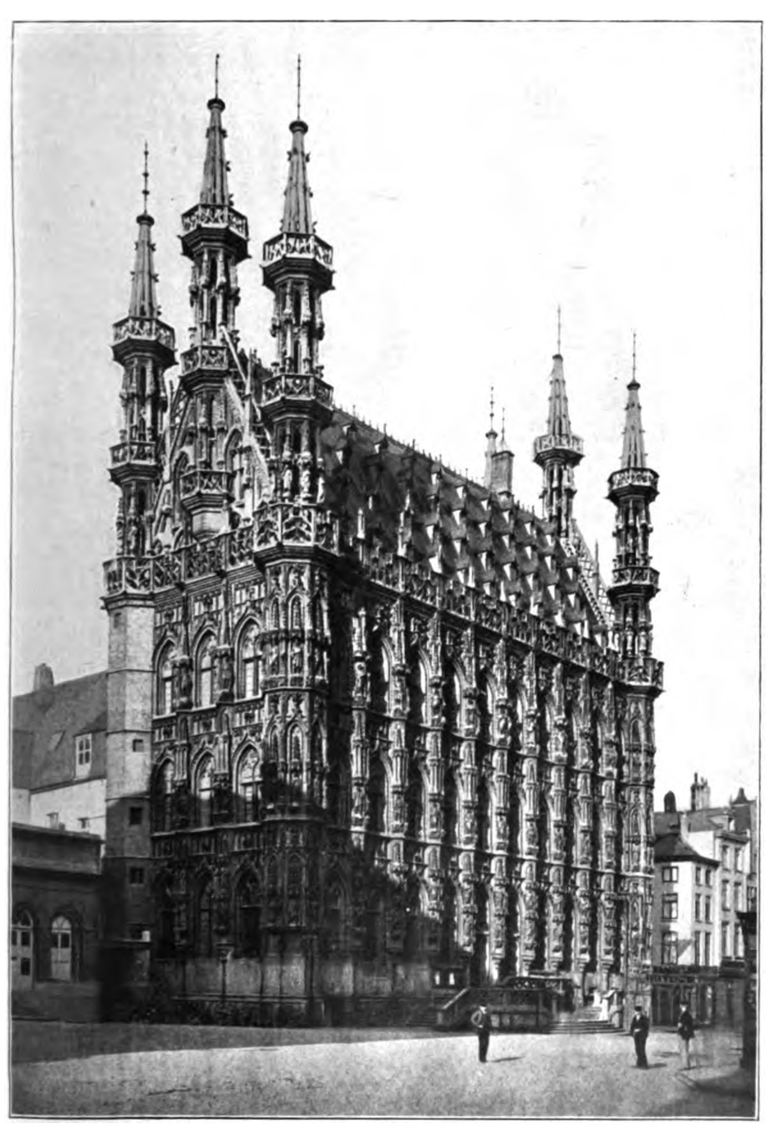
Aber die Einigkeit hielt nicht vor: Herzog Philipp der Kühne von Burgund machte als Gemahl der Tochter des Grafen Ludwig von Flandern die Ansprüche seiner Gemahlin geltend und unterwarf das Land (1385).

Damit war der Grund gelegt zu einer neuen Staatenbildung; Philipp vermehrte seine Macht rasch: er gewann vom Reich die Freigrafschaft Burgund (Hauptstadt Besançon) zu Lehen, sein Enkel Philipp der Gute erwarb die zum Reiche gehörigen Grafschaften Brabant und Limburg, sowie Holland, Seeland, Hennegau und Luxemburg. Am Ausgang des bis jetzt behandelten Zeitraumes hatte sich zwischen Frankreich und Deutschland ein mächtiger, reicher Staat gebildet, der zwar rechtlich beiden Reichen lehnspflichtig war, aber bei der Zerrissenheit beider tatsächlich selbständig geworden war und seine eigenen Wege ging; von den Plänen des Burgunderherzogs Karl des Kühnen haben wir oben gehört.

Wie im Hochland und am Fuße der Alpen, so wurde hier in den Niederungen an der Nordsee die Lostrennung vom Reiche vorbereitet.

Die Hansa.

Aus eigner Kraft der niederdeutschen Städte entwickelte sich die Hansa zu einer großartigen Machtentfaltung, zu einer Großmachtstellung, die sie zeitweilig über alle gleichzeitigen staatlichen Gewalten erhob.



Rathaus in Löwen.

Reichstes Werk der flandrischen Gotik, aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Die Anfänge der Hansa haben wir darin zu suchen, daß die deutschen Kaufleute im Auslande sich zu Vereinigungen zusammentaten zur gegenseitigen Förderung und zu ihrem Schutze. So fanden sich Niederlassungen der Ostseefahrer in Wisby auf der Insel Gotland, im russischen Nowgorod, im norwegischen Bergen — alle wohl schon im 12. Jahrhundert, und alle von dem rasch aufblühenden Lübeck als der einzigen freien Reichsstadt jenseits der Elbe beschützt und ihm unterstellt; um dieselbe Zeit schlossen sich die deutschen Kaufleute in Flandern mit dem Sitze in dem Welthafen Brügge zusammen. In London hatten Kölner Handelsherren die „Gildehalle der Deutschen" begründet, die später mit der lübeckisch-hamburgischen Niederlassung vereinigt wurde und dann im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts ihren Sitz in dem weltberühmten Stahlhof nahm.

Danebenher gingen Schutz-Vereinigungen der im neu eroberten ostelbischen Lande gelegenen Städte wie Rostock, Wismar, Greifswald, Stralsund und vor allem Lübecks, das auch hier rasch die Führung gewann: der Zweck war, die Sicherung des Verkehrs auf der See und den Landstraßen, also im In- und Ausland, durch gemeinschaftliche Maßnahmen herbeizuführen.

Von selbst flossen die großen auswärtigen Verbindungen mit den heimatlichen zusammen, was um so erklärlicher war, als Lübecks Einfluß bei beiden anerkannt war. Nachdem zuerst gegen 1240 zwischen der stolzen Beherrscherin der Ostsee und Hamburg ein förmliches Bündnis geschlossen worden war, folgte gegen 1260 ein solches mit den eben genannten ostelbischen, den „wendischen" Städten (weil sie im Gebiete der niedergeworfenen und wohl völlig ausgerotteten slawischen Wenden gelegen waren) und endlich um 1294 die Stiftung der „deutschen Hansa", des Bundes aller bedeutenden Städte an Ost- und Nordsee, von Reval im Osten bis Bremen im Westen, verstärkt durch den Beitritt zahlreicher, und zwar der wichtigsten norddeutschen Binnenstädte wie Thorn, Breslau, Berlin, Magdeburg, Braunschweig, Soest, Dortmund, Osnabrück, Köln.

Es verstand sich von selbst, daß Lübeck der Vorort dieses Städtebundes wurde, der bei dem Reichtum der „Zugetanen" über große Machtmittel verfügte und seine Zwecke mit Nachdruck fördern konnte; diese gingen auf den Erwerb von Handelsvorrechten und gegenseitigen Schutz im Ausland und auf Sicherung der Land- und Wasserstraßen.

Alljährlich fanden „Hansatage" statt, auf denen unter dem Vorsitze des Lübecker Bürgermeisters die gemeinschaftlichen Angelegenheiten beraten und Geldumlagen festgesetzt wurden; hatte eine Stadt gegen den Zweck des Bundes verstoßen oder sich den getroffenen Anordnungen nicht gefügt, so wurde sie „verhanst."

Nachdem immer mehr Städte sich dem Bündnis angeschlossen hatten, ergab sich nach der Lage eine Teilung in drei Drittel, zuletzt in vier „Quartiere“: das wendische (Vorort Lübeck), das polnische (Danzig), das sächsische (Braunschweig) und das westfälische (Köln).

Sicher und zielbewußt erfüllte die Hansa ihre Aufgabe: sie reinigte Meere und Landstraßen von Räubern, sicherte und dehnte die Handelsbeziehungen zum Auslande aus und sah alle zugetanen Städte in glänzendem Gedeihen.

Mit den skandinavischen Nachbarlanden lebte sie in Frieden und hatte es dahin gebracht, Handel und Verkehr dort ganz zu beherrschen.

Kriegerische Unternehmungen großer Art hatte sie noch nicht auszuführen gehabt, nur sicherheitspolizeiliche gegen Land- und Seeräuber.

Nachdem die Hansa fast dreiviertel Jahrhundert segensreich gewirkt hatte, wurde sie in Feindseligkeiten mit König Waldemar IV. von Dänemark verwickelt, der das prächtige Wisby auf Gotland zerstört hatte. Im ersten Feldzug unglücklich, kämpfte der Bund im zweiten nach großen Rüstungen mit glänzendem Erfolge: Kopenhagen, Helsingborg, Bergen werden erobert und König Waldemar vertrieben. Im Mai 1370 kam es zum Frieden von Stralsund; Dänemark mußte den Hansestädten freien Handel gewähren, ihnen die wegen des Heringsfangs wichtige Küste von Schonen auf 15 Jahre abtreten und sich verpflichten, keinen König zu wählen oder zum Throne zuzulassen, es sei denn mit Genehmigung der Hansa.

So war dieser Bund deutscher Städte auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes angelangt! Und das zu einer Zeit, wo es sonst im Reiche — es waren die Tage Karls des Vierten — trübselig aussah. Aus eigener Kraft hatte das Bürgertum der Hansastädte solche Machtentfaltung zustande gebracht — ein Wertmesser dafür, wie stark ein politisch denkender Gemeinsinn sich ausgebildet hatte, aber auch welch ein Reichtum sich dort angesammelt haben mußte.

Mächtige Dome, prächtige Rathäuser, schöne und reich ausgestattete Wohngebäude von Patriziern entstanden allerorten und legten Zeugnis ab von einem glücklichen Gedeihen.

Wer sich ein Bild der Größe jener Tage machen will, der beschaue Lübeck, Danzig, Bremen, Braunschweig und Köln und er wird von Stolz auf diese große Zeit niederdeutschen Bürgertums erfüllt werden.

Wir wissen, es war gesunde Kraft im Reiche da, überall, und sie suchte nach Betätigung. Nur eines fehlte: der mächtige alle Kraft zusammenfassende Wille.

Hier, auf dem großen und doch der Reichs-Gesamtheit gegenüber beschränkten Gebiete, wurde Großes geleistet, solange der Zusammenhalt da war; und wirklich sehen wir, daß die Hansa bis ins 16. Jahrhundert

hinein ihre Handelsherrschaft über Skandinavien und Rußland, ja auch über England behauptet. Es darf daran erinnert werden, daß die englische Münz-Bezeichnung „Sterling“ eine Abkürzung des Wortes „Osterling“ ist, und eine lebendige Erinnerung an die beherrschende Stellung des Stahlhofes im Wirtschaftsleben Englands darstellt.

Erleichtert wurde den Hansestädten das Zusammenhalten dadurch, daß sie fast alle im Innern dieselbe Verfassung hatten: Herrschaft der reichen Patrizier-Familien, die alle Stellen des städtischen Rates unter Ausschluß der Zünfte besetzen und die den Rat sich selbst durch Zuwahl geeigneter Männer ergänzen lassen. Es ist klar, daß auf diese Weise ein stets sich erneuernder Stamm von geschäftsgewandten, staatsklugen und weitblickenden Männern dem Gemeinwesen zur Verfügung stand, der wirklich imstande war große Politik zu machen.

Der deutsche Orden.

Der deutsche Ritterorden erreichte den Höhepunkt seiner Macht um dieselbe Zeit wie die Hansa; wie verschieden beide politische Gestaltungen nach Anlage und Ziel waren, auf dem Wege zur Förderung deutscher Kraftentfaltung nach Osten und Norden zu trafen sie zusammen und arbeiteten gemeinschaftlich.

War die Hansa ein freier Bund von Städten ohne zusammenhängendes Landgebiet, locker gefügt und vom guten Willen der Zugetanen abhängig, so war der deutsche Orden ein im neuzeitlichen Sinne straff eingerichteter und verwalteter Militärstaat, auf zusammenhängendem Gebiete errichtet.

Die Herrschaft des Ordens umfaßte zur Zeit seiner Blüte Pommerellen, Preußen, Samogitien, Kurland, Livland und Esthland; das Land zog sich von der Ostgrenze Pommerns bis nach Reval an der Ostseeküste hin und versperrte den Slawen: Polen, Litthauern wie Russen, den unentbehrlichen Zutritt zum Meere.

In steten Kämpfen unter hervorragenden Hochmeistern — unter ihnen Männer von der Größe und Bedeutung Winrichs von Kniprode (1351 bis 1382) — erstritt sich der Orden seine Stellung als erste Macht an der Ostsee. In größtem Umfang wurde die deutsche Besiedlung des Landes durchgeführt, indem aus ganz Deutschland Einwanderer herangezogen wurden; in den etwa 150 Jahren von der Eroberung Preußens bis zum Ausgang des 14. Jahrhunders wurden allein in diesem Gebiete, das nur ein Viertel der Bodenfläche des ganzen Ordensstaates bedeckte, über 1400 Dörfer und 96 Städte gegründet. Hier, in Preußen, war die deutsche Besiedlung so gründlich, daß das alte Preußenvolk völlig verschwand; je weiter nach Norden und Osten, um so geringer die Zahl der

ansässig gemachten Deutschen, ein Mangel, der zum Schicksal des Deutschtums in den russischen Ostseeprovinzen geworden ist, als der russische Staat deutschfeindlich wurde.

Ein jederzeit kampfbereites Heer, dessen Kern an 12 000 Mann schwere Reiterei bildeten, schützte das Land und stand unter dem Zeichen des Kreuzes. Eine fest geordnete Steuerwirtschaft sorgte dafür, daß dem Ordensstaate reiche Geldmittel zur Verfügung standen — man schätzt den Steuer-Reinertrag der Blütezeit des Ordens auf etwa 6 Millionen Mark heutigen Geldes jährlich, ein für jene Zeit unerhört hoher Betrag.

Über das Land hin waren feste Burgen verstreut, die unter sich durch ständigen Nachrichtendienst verbunden waren und die für die Ruhe und Sicherheit sorgten. Dort saßen die Ordensritter als „Gebietiger", unter ihnen die verhältnismäßig schwache Besatzung, dauernd dem Kriegsdienst ergebene Leute. Wenn Krieg oder Not war, wenn das „Landgeschrei" erging, war jedermann zum Waffendienst verpflichtet.

Unter der Herrschaft dieses wohlgegliederten, gutverwalteten und schlagfertigen Staates wurden die Deutschordenslande die glücklichsten und befriedetsten des Reiches.

Große Städte mit prächtigen Kirchen und weltlichen Bauten wie Danzig, Thorn, Königsberg entstanden; großartige Deichbauten und Entwässerungsanlagen gewannen den Sümpfen fruchtbaren Boden ab — der Orden zeigte sich nicht nur als Eroberer und Träger kriegerischer Macht, sondern als Begründer einer reichen, schönen Kultur, die ihren edelsten Ausdruck in den herrlichen Bauwerken jener Zeit gefunden hat.

Seit 1309 saß der Hochmeister auf der Marienburg; diese stolzeste Burg des Ordens, jetzt wieder hergestellt, legt Zeugnis ab von den Deutschrittern, die sie geschaffen.

Wir wissen, daß die Lebensaufgabe des Ordens der Kampf mit den heidnischen Preußen und anderen Slawenstämmen war — in dem Augenblick, wo jene Stämme das Christentum annahmen, war dem Orden diese Aufgabe genommen; wir wissen weiter, daß das Ordensland die Slawen von der Ostsee abschloß — in dem Augenblick, wo Polen, Litthauer oder Russen stark genug waren, mußte der Kampf um den Weg nach dem Meere beginnen.

Weiter: je mehr das Land befriedet wurde, um so schneller wuchs die Wohlhabenheit der Bevölkerung, um so größer wurde der Steuerertrag und damit der Reichtum des Ordens.

Aus diesen Quellen ist der Zerfall des stolzen Staates entsprungen.

Der Orden wurde seiner Aufgabe entfremdet; die Ritter erlagen den Gefahren des Reichtums: Üppigkeit, Laster, unkriegerische Gesinnung zogen ein.

Um 1400 entstand durch die erzwungene Ehe der polnischen Königstochter Hedwig mit dem Lithauerfürsten Jagello, der sich taufen ließ, ein christlich-slawisches Reich, das zur Ostsee vorstoßen mußte. Es kam zum Kriege zwischen dem Orden und Jagello, der wilde Tartarenhorden zur Hilfe heranzog. Am 15. Juli 1410 erlag das Ritterheer in der blutigen Schlacht bei Tannenberg der gewaltigen feindlichen Übermacht, nachdem es der deutsche Adel des Kulmerlandes im offenen Kampfe im Stiche gelassen hatte. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen fiel; der Komtur Heinrich von Plauen aus dem Hause Reuß rettete die Marienburg und verteidigte sie so tapfer, daß es zu einem noch günstigen Frieden kam (Thorn 1411).

Aber der gute Geist war von dem Orden gewichen; seine Mißwirtschaft brachte den Landadel und die Städte auf, und bestimmte sie zu dem schmachvollen Entschluß, ihr Deutschtum zu verraten und den Polenkönig Kasimir ins Land zu rufen (1454). Ein neuer Krieg bricht aus; der entartete Orden unterliegt und wird im zweiten Frieden von Thorn (1466) gezwungen, die Marienburg preiszugeben, Ermland und Westpreußen abzutreten und das als Rest verbleibende Ostpreußen von Polen zu Lehen zu nehmen.

Damit war die große Geschichte dieser eigentümlichsten Staatsschöpfung des Mittelalters, die mönchisch-kriegerisch-kulturbringend zugleich war, zum Abschluß gekommen; der Hochmeister zieht sich nach Königsberg zurück und waltet dort als polnischer Lehnsmann seines Amtes als Oberhaupt eines bedeutungslosen Kleinstaates, der zudem durch das polnisch gewordene Gebiet von Westpreußen vom deutschen Mutterlande abgeschnitten war.

Friedrich „die Schlafmütze".

Im Reiche war bis zum Ende jenes Zeitraumes, den wir eben behandeln, die Entwicklung der Einzelstaaten abgeschlossen; Kurfürsten, Herzöge, Bischöfe, Grafen waren die in bezug auf ihre Stellung vom Kaiser unabhängigen Herren ihrer Gebiete geworden.

Das Verhältnis war auf den Kopf gestellt; der karolingische Bischof, Herzog, Graf war Beamter des Kaiser-Königs und von ihm jederzeit absetzbar — jetzt waren die Nachfolger dieser Beamten die dauernden Gewalthaber geworden und der Kaiser wurde von den Kurfürsten als einem engeren Ausschuß aus ihnen gewählt!

Zunächst brachte die Bildung der Einzelstaaten dem deutschen Volke keinen Segen: Fehden tobten im Reiche an allen Ecken und Enden, eine Vergeudung von Kraft und Blut ohne große Ziele; kein Kaiser half da, keiner konnte helfen.

Um diese Zeit etwa schrieb der griechische Gelehrte Laonikos Chalkondylas von Athen in seiner Geschichte des Türkenkrieges die Worte: „wenn das deutsche Volk eines Sinnes wäre und von einem Herrscher geleitet würde, wäre es unbesiegbar".

Der Herrscher aber, der nach der kurzen Regierung Albrechts (1438—39) auf dem Throne saß, war Friedrich III. von Österreich (1440—1493), der Mann, der sich den Namen der „kaiserlichen Schlafmütze" verdient hat. Dreiundfünfzig Jahre lang regierte er, und ebenso lange tat er nichts und sah ruhig zu, wie der deutsche Orden den Polen erlag, wie in Böhmen ein tschechischer Baron Georg von Podiebrad sich zum König aufwarf, wie Schlesien, Mähren und die Lausitz dem Reiche verloren gingen und wie im Westen Karl der Kühne von Burgund seine Macht ausdehnte.

Eine seelische Kraft nur schien der träge Fürst zu haben: das unerschütterliche Vertrauen auf die Zukunft seines Hauses Habsburg.

Um diesem Vertrauen eine Unterlage zu gewähren, ließ er seinen Sohn Maximilian die Erbtochter des Burgunders zur Ehe nehmen, Maria, das „Fräulein von Burgund" und legte damit wirklich den Grund zu der zusammengeheirateten Größe seines Hauses.

Das Haus Habsburg hat Besitz vom Kaiserthrone ergriffen — nicht in glückverheißender Weise. Was wird es dem deutschen Volke bringen?

Kunst und Wissenschaft; Erfindung der Buchdruckerkunst.

Vergessen wir nicht, wenn wir schnell von dem nichtigen Friedrich dem Trägen Abschied nehmen, daß in seine Zeit eine Großtat deutschen Geistes fällt, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die um 1450 dem Mainzer Patrizier Johann Gensfleisch zum Gutenberg aus dem lichten Haupte entsprang.

Es ist hier nicht der Ort zu beschreiben, eine wie ungeheure Umwälzung des geistigen Lebens, der Begriffe, des Verkehrs sich aus jener Erfindung ergab, noch weniger zu untersuchen, ob sie mehr Segen oder Unsegen über die Menschheit gebracht hat; uns genügt festzustellen, daß Gutenberg seine „Schwarze Kunst" im rechten Augenblicke seinem Volke schenkte, wo alles dafür sprach, daß auf die Dauer doch die Knechtung der Geister und die Ausbeutung durch Rom nicht ertragen werde.

Zwar hatte das Papsttum im Konzil von Basel nochmals eine ernstliche Besserung der Kirche zu hintertreiben gewußt, doch war eine Bewegung der Geister im Gange, die die engen Banden der kirchlichen Lehre



Albrecht Dürer, Selbstbildnis.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

Um diese Zeit etwa schrieb der griechische Gelehrte Laonikos Chalkondylas von Athen in seiner Geschichte des Türkenkrieges die Worte: „wenn das deutsche Volk eines Sinnes wäre und von einem Herrscher geleitet würde, wäre es unbesiegbar“.

Der Herrscher aber, der nach der kurzen Regierung Albrechts (1438—39) auf dem Throne saß, war Friedrich III. von Österreich (1440—1493), der Mann, der sich den Namen der „kaiserlichen Schlafmütze“ verdient hat. Dreiundfünfzig Jahre lang regierte er, und ebenso lange tat er nichts und sah ruhig zu, wie der deutsche Orden den Polen erlag, wie in Böhmen ein tschechischer Baron Georg von Podiebrad sich zum König aufwarf, wie Schlesien, Mähren und die Lausitz dem Reiche verloren gingen und wie im Westen Karl der Kühne von Burgund seine Macht ausdehnte.

Eine seelische Kraft nur schien der träge Fürst zu haben: das unerschütterliche Vertrauen auf die Zukunft seines Hauses Habsburg.

Um diesem Vertrauen eine Unterlage zu gewähren, ließ er seinen Sohn Maximilian die Erbtochter des Burgunders zur Ehe nehmen, Maria, das „Fräulein von Burgund“ und legte damit wirklich den Grund zu der zusammengeheirateten Größe seines Hauses.

Das Haus Habsburg hat Besitz vom Kaiserthrone ergriffen — nicht in glückverheißender Weise. Was wird es dem deutschen Volke bringen?

Kunst und Wissenschaft; Erfindung der Buchdruckerkunst.

Vergessen wir nicht, wenn wir schnell von dem nichtigen Friedrich dem Trägen Abschied nehmen, daß in seine Zeit eine Großtat deutschen Geistes fällt, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die um 1450 dem Mainzer Patrizier Johann Gensfleisch zum Gutenberg aus dem lichten Haupte entsprang.

Es ist hier nicht der Ort zu beschreiben, eine wie ungeheure Umwälzung des geistigen Lebens, der Begriffe, des Verkehrs sich aus jener Erfindung ergab, noch weniger zu untersuchen, ob sie mehr Segen oder Unsegen über die Menschheit gebracht hat; uns genügt festzustellen, daß Gutenberg seine „Schwarze Kunst“ im rechten Augenblicke seinem Volke schenkte, wo alles dafür sprach, daß auf die Dauer doch die Knechtung der Geister und die Ausbeutung durch Rom nicht ertragen werde.

Zwar hatte das Papsttum im Konzil von Basel nochmals eine ernstliche Besserung der Kirche zu hintertreiben gewußt, doch war eine Bewegung der Geister im Gange, die die engen Banden der kirchlichen Lehre



Albrecht Dürer, Selbstbildnis.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

und Betrachtung (sog. Scholastik) sprengte und dem freien Denken, der ungefesselten Wissenschaft den Platz eroberte (sog. Humanismus).

Schon hatte der Mann das Licht der Welt erblickt, der dereinst mit Hilfe der schwarzen Kunst Gutenbergs seine lieben Deutschen durch sein gewaltiges, siegesfrohes Wort zur sittlichen Freiheit der Christenmenschen führen sollte: Martin Luther (1483—1546).

Die Vorbereitungen für seine Befreiungstat wurden durch jene Gelehrten ausgeführt, die sich losgelöst hatten von der Rücksicht auf die strenge Kirchenlehre und die nun in selbständiger Forschung die Erscheinungen dieses Lebens untersuchten (die sog. Humanisten).

Eine schier unübersehbare Zahl hervorragender Männer, die die Anregung dazu aus Italien und durch das Eindringen in das Schrifttum des griechisch-römischen Altertums empfangen hatten, arbeitete in dieser Richtung. Die heiligen Schriften wurden in ihren ursprünglichen hebräischen und griechischen Wortlauten geprüft, die Entstehung des Papsttums und seiner angeblichen Vorrechte untersucht; man schreckte nicht davor zurück, wissenschaftliche Wahrheiten auszusprechen, auch wenn sie mit der Schrift oder der kirchlichen Überlieferung im Widerspruch standen; so vor allem der Domherr Nikolaus Kopernikus, der die richtige Lehre vom Sonnensystem aufstellte.

Daneben ging eine wunderbare Entwicklung der bildenden Künste: die Malerei erlebte eine kaum wieder erreichte Blüte, die Baukunst schuf reiche und herrliche Werke, die Bildhauerkunst und Erzgießerei brachten wunderbare Leistungen hervor.

Wir können weder diese wissenschaftliche, noch die künstlerische „Wiedergeburt" (sog. Renaissance) eingehend schildern und müssen uns beschränken, einige hervorragendste Namen zu nennen, wie Konrad Celtes in Wien, Willibald Pirkheimer in Nürnberg, Konrad Peutinger in Augsburg, Johann Reuchlin in Tübingen und Erasmus von Rotterdam (Humanisten); Albrecht Dürer in Nürnberg, Mathias Grünewald im Elsaß und Hans Holbein in Basel (Maler); den Erzgießer Peter Vischer und den Bildhauer Adam Kraft, beide in Nürnberg.

Die Städte waren auf dem Höhepunkt ihres Gedeihens angelangt; sie entfalteten einen Reichtum des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, eine bewußte Förderung ihres äußeren Ansehens, daß wir staunen, woher die Mittel für diese mannigfaltige Betätigung gekommen sind.

Nürnberg und Augsburg, Köln und Lübeck, Ulm und Straßburg lassen uns heute noch einen Begriff von dem Leben jener Tage gewinnen.

Und wiederum müssen wir unterstreichen: eine solche Entwicklung auf allen Gebieten — nur nicht auf dem der Reichspolitik.

Maximilian I.

Zwar war der Nachfolger Friedrichs III., sein Sohn Maximilian I. (1493—1519) eine von jenem grundverschiedene Persönlichkeit: er war lebendig, tätig und voll inneren Anteils für die deutsche Sache; gebildet, selbst ein Schriftsteller, zeigte er großes Verständnis für die Künste und den „Humanismus“; in allen körperlichen Übungen war er Meister; eine schöne Erscheinung, verbunden mit ungezierter Leutseligkeit und Schlichtheit im Verkehre mit dem Volke, machte ihn zum erklärten Liebling der Deutschen, die in ihm den „letzten Ritter“ verehrten.

Aber diesen menschlich schönen Seiten seines Wesens, die sein Ansehen weit über den wahren Wert dieses Fürsten hoben, stand ein völliger Mangel an staatsmännischen Eigenschaften gegenüber: vor allem fehlte dem Kaiser Klarheit des Denkens und Stetigkeit der Ausführung.

So kommt es, daß seine Regierung unfruchtbar geblieben ist für das deutsche Volk; er hat wohl Versuche gemacht, die politischen Zustände zu bessern, vor allem eine starke Reichsgewalt zu schaffen — aber er ist in allem gescheitert.

Nur eines ist ihm gelungen: er hat das Haus Habsburg zum länderreichsten Herrschergeschlechte der Zeit gemacht, indem er durch Erbschaften, seine eigene Heirat und die seines Sohnes Philipp eine Hausmacht bildete, die außer den althabsburgischen Landen Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol noch Burgund (die Erbschaft Karls des Kühnen durch seine Tochter Maria, die Gemahlin Maximilians), Böhmen, Ungarn und Spanien mit seinen Nebenländern umfaßte. Des Kaisers Sohn, Erzherzog Philipp hatte Johanna, die Erbtochter Ferdinands des Katholischen und Isabellas von Spanien geheiratet und damit deren ganzen Besitz gewonnen; das war neben Spanien das Königreich Neapel und alles spanische Gebiet im neuentdeckten Amerika (1492 durch Christoph Kolumbus, geboren in Genua, wahrscheinlich germanischer Abstammung).

Maximilians Enkel, der spätere Kaiser Karl V. konnte mit Recht sagen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe.

So ist das Haus Habsburg zu einer Weltmacht geworden, nicht zum Segen für das deutsche Volk, dem es entstammte; denn es hat in seiner ganzen Geschichte nur Rücksicht genommen auf die Wahrung seiner eigenen Macht und Größe und darunter Deutschland leiden lassen.

Wir müssen deshalb von vornherein festhalten, daß Erfolge Habsburgs nicht dasselbe bedeuten, wie deutsche Erfolge, und daß das habsburgische Reich nicht das deutsche Reich war.

Die Reichs-Reform-Bestrebungen zur Zeit Maximilians hatten ihre

hervorragendsten Vertreter in Erzbischof Berthold von Mainz und Eitelfritz von Hohenzollern.

Es sollte dem Kaiser ein ständiger Reichsrat von sieben Fürsten beigegeben werden (sehr nötig zur Vertretung der deutschen Angelegenheiten gegenüber den habsburgischen); ein allgemeiner, ewiger Landfrieden sollte die innere Ruhe herbeiführen; eine feste allgemeine Reichssteuer sollte der Kaisergewalt die nötigen Machtmittel zur Verfügung stellen; die Einteilung des Reichs in zehn Kreise unter den hervorragendsten kreiseingesessenen Fürsten als Kreisobersten sollte eine Grundlage für die Verwaltung und das Heerwesen abgeben; endlich sollte das „Reichskammergericht" als höchster deutscher Gerichtshof eine einheitliche, über den Einzelstaaten stehende Rechtsprechung herbeiführen.

Nach langwierigen, unerquicklichen Verhandlungen kam es endlich zur Schaffung des Reichskammergerichts, das seinen Sitz zuerst in Frankfurt, dann in Wetzlar hatte; das war das einzige greifbare Ergebnis der mühseligen Versuche; denn die Kreiseinteilung, die später angenommen wurde, blieb für die Aufgaben, für die sie geschaffen war, wirkungslos. Das traurige Ergebnis dieser gescheiterten Bestrebungen war, daß Habsburg seinen eigenen Weg ging und daß die Einzelstaaten es ebenso machten, daß also eine wirkliche Reichsgewalt nicht geschaffen wurde.

Der Titel „erwählter römischer Kaiser", den Maximilian im Jahre 1508 annahm, bedeutete eigentlich nur eine den mächtigen Herrn des habsburgischen Reiches ehrende Bezeichnung — einen wahren Inhalt hatte er nicht.

Diesen Mißerfolgen auf dem Gebiete der inneren Politik stellten sich solche in der äußeren zur Seite: Mailand ging durch die Schlacht bei Marignano (1515) an König Franz I. von Frankreich verloren, die Hansa wurde von den Schweden im Vertrage von Malmö (1512) zur Preisgabe des schwedischen Handels gezwungen, der deutsche Orden verlor nach tapferer Gegenwehr Livland an die Russen.

Das war ein trauriges Ergebnis der Herrschertätigkeit des „letzten Ritters", von dem das deutsche Volk so viel erwartet hatte.

Als Maximilian im Jahre 1519 starb, bewarb sich — und das ist bezeichnend für die Lage, die er hinterlassen — König Franz I. von Frankreich um die Kaiserwürde; trotzdem er große Summen zur Bestechung der Kurfürsten aufwandte, wurde nicht er, sondern Maximilians Enkel, Karl, der Sohn Philipps von Österreich und der Spanierin Johanna, mit Stimmenmehrheit gewählt.

Entwicklung bis zur Reformation.

Wir stehen an der Schwelle der „Neuen Zeit". Ehe wir eintreten, müssen wir noch einige Erscheinungen kurz betrachten, die von Bedeutung für die weitere Geschichte geworden sind.

Da ist zuerst das Eindringen des römischen Rechts zu erwähnen, das darauf zurückzuführen ist, daß einmal die katholische Kirche stets nach römischem Rechte auch auf deutschem Boden gelebt hat, und daß die jungen deutschen Rechtsbeflissenen, die in Bologna und Paris auf der Hochschule waren, mit Bewunderung für den geschlossenen Bau dieses Rechtssystems heimkehrten; sie betrieben in der Heimat die Aufnahme dieses Rechtes und fanden die Zustimmung der Fürsten. Kein Wunder: denn es lehrte, daß alles Recht vom Fürsten komme!

Nun war trotz des Sachsen- und Schwabenspiegels die Zerklüftung des deutschen Rechtslebens wirklich unerträglich geworden. Was lag also näher, als das bewunderte römische Recht als einheitliches „gemeines" Recht einzuführen. Da es zudem einer Zeit fortgeschrittener Geldwirtschaft entstammte, kam es den Bedürfnissen des jetzt mächtig angewachsenen deutschen Geld- und Handelsverkehrs entgegen; endlich hatte es die Begriffe des Eigentums und Besitzes so scharf gefaßt, mit so entschiedenen Rechtsfolgen ausgestattet, daß alle Besitzenden von der Einführung Vorteil haben konnten.

So kommt es, daß unserem Volke dieses fremde Recht aufgezwungen wurde. Bedeutete immerhin seine Einführung als einheitliches Recht einen Fortschritt — so ist sie doch ein Unsegen gewesen, denn sie hat durch die unsoziale Härte und Rücksichtslosigkeit des römischen Rechts die Gegensätze zwischen den geldwirtschaftlichen (Fürsten, Städten, Handel) und den noch naturalwirtschaftlichen Ständen (Bauern und Landadel) in gefährlicher Weise vertieft und das Rechtsbewußtsein des Volkes, das sich nie mit dem fremden Rechte aussöhnte, nie Vertrauen zu ihm faßte, schwer erschüttert: so sehen wir, wie in den Bauernkriegen vor allem immer wieder die Abschaffung des römischen Rechts verlangt wird. Nicht ohne Grund: denn das Wesen des deutschen Rechtes war „sozial", d. h. es ließ keine rücksichtslose Ausübung der Befugnisse der Einzelperson zu — zwang vielmehr zur Rücksicht auf die Kreise der Gesamtheit, denen die Beteiligten angehörten: auf Familie, Genossenschaft, Gemeinde und Staat. Es galt ganz allgemein der Satz: „gemeiner Nutz geht vor sonderlichem Nutz". Dies galt vor allem für das Eigentum, das der unbeschränkten Verfügung des Einzelnen entzogen war und einer starken Bindung im Hinblick auf den „Nutz" der Ehe, der Familie und

der weiteren Kreise unterlag. Wie anders das römische Recht! Es gab dem Eigentümer die Befugnis zur rücksichtslosen Ausübung seines Rechtes — das Wohl der engeren und weiteren Kreise trat zurück gegenüber dem Vorteil des Einzelnen.

Die großen Erfindungen jenes Zeitraumes haben weittragendste Bedeutung gewonnen.

Von der Buchdruckerkunst wissen wir dies schon, und haben noch vom Kompaß (um 1320) und Schießpulver (1350 durch Berthold Schwarz in Freiburg i. Br.) zu reden: der eine machte die Schiffahrt los von den Küsten und ermöglichte einen überseeischen Verkehr im größeren Maßstabe, ist also der Vorbote der großen Entdeckungsfahrten geworden; das andere bewirkte eine Umgestaltung des ganzen Kriegswesens, indem an Stelle der Ritterheere Söldnerscharen traten, die mit der Feuerbüchse ausgestattet waren, und indem eine „Artillerie" für den Festungskrieg sich bilden konnte.

Die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien durch Vasko da Gama (1498) hatten wirtschaftliche, geistige und politische Folgen: wirtschaftlich brachte die Ausbeute der neuen Länder eine gewaltige Hebung des Handels und der Gewerbe, indem die Erzeugnisse jener Länder nach Europa eingeführt, verarbeitet und auf den Markt gebracht wurden; die reichen Gold- und Silberschätze Perus und Mexikos beschleunigten die geldwirtschaftliche Entwicklung und ermöglichten die Ansammlung ungeheurer Vermögen (so der beiden Augsburger Häuser der Fugger und Welser).

Auf geistigem Gebiete lag die Bereicherung des Denkens, der Wissenschaften (Erd- und Naturkunde) und der Einbildungskraft, die alle die Geheimnisse der „neuen Welt" zu verarbeiten hatten.

Politisch ergab sich die Bildung von großen Kolonialmächten, die naturgemäß zugleich Seemächte sein mußten; Spanien und Portugal übernahmen fürs erste diese Rolle, um am Beginn des 17. Jahrhunderts von den Niederlanden und England abgelöst zu werden.

So war eine unendliche Entwicklung eröffnet — es war die Frage, welche Völker sich daran beteiligen wollten, welches Volk die Führung in die Hand nehmen werde.

Nach seinen geistigen Fähigkeiten, seiner kriegerischen Tüchtigkeit, seinem wirtschaftlichen Aufschwung schien Deutschland dazu berufen — aber wir wissen auch, wie die politische Zerrissenheit die beste Kraft des Volkes lähmte.

Sehen wir nun, wie es in die „neue Zeit" sich findet.

Reformation und Glaubenskriege.

Karl V.

Die Wahl des jungen Karl wurde in Deutschland mit Jubel begrüßt, war es doch gelungen, die Bewerbung des französischen Königs Franz I. zurückzuweisen; man sah darin einen Erfolg der guten deutschen Gesinnung der Kurfürsten und erblickte in dem Enkel Maximilians einen Deutschen. Von dem „jungen edeln kaiserlichen Blut", wie Ulrich von Hutten Karl in seinen flammenden Flugschriften nannte, erwartete man alles, was seinem Großvater nicht gelungen war, die Neuordnung des Reichs — und noch mehr, da inzwischen der Wittenberger Augustinermönch Dr. Martin Luther den weltgeschichtlichen Kampfplatz betreten hatte, auch die Besserung der Kirche im deutschen Sinne.

Niemals sind die Hoffnungen eines Volkes schlimmer und vollständiger betrogen worden.

Karl war kein Deutscher, trotz seines habsburgischen Vaters — er hat sich niemals als Deutscher gefühlt, niemals Verständnis für deutsches Wesen gehabt, niemals auch die deutsche Sprache vollständig beherrscht.

Er war nach dem frühen Tode seines Vaters in Brüssel von burgundischen Höflingen erzogen worden, die ganz französisch dachten; mit sechzehn Jahren war er nach Madrid gegangen, um die Regierung über sein spanisches Königreich, das Erbe seiner Mutter, selbst zu übernehmen. Dort war er bald ganz unter den Einfluß des ausgesprochensten, aber auch rückständigsten Kirchentums und des spanischen Adels gekommen. Drei Jahre später wurde er zum deutschen Kaiser gewählt. Karl hat sich gezeigt als ein hochbegabter Mann, groß als Feldherr wie als Staatsmann, als wohlunterrichtet und unermüdlich tätig — aber er war kein Deutscher, konnte also noch weniger ein deutscher Kaiser sein. Wenn er sich überhaupt zu einem Volkstum hingezogen fühlte, so war es das spanische — aber er war auch kein Spanier; er war schlechthin Habsburger, d. h. er kannte nur eine höchste Aufgabe: die Macht seines Hauses zu erhalten und auszudehnen.

Doch — eines kannte er noch: die Förderung des katholischen Glaubens, dem seine Erziehung ihn bedingungslos ausgeliefert hatte.

Also Habsburgs Macht und der Kirche Größe — das waren die Ziele seines Lebens. Was kümmerten ihn die Völker, über die er als Herrscher gesetzt war? Was kümmerte ihn vor allem unser deutsches Volk!

Für ihn waren Völker und Stämme, Könige und Fürsten nur Figuren im politischen Schachspiel, das um nichts anderes ging als die neue Weltherrschaft des Hauses Habsburg.

Habsburg im Bunde mit Rom als Gebieter der Welt — durfte dieser Gedanke dem Jüngling nicht kommen, der fast alles entdeckte Land der neuen Welt, Spanien, Neapel und Sizilien, Burgund und die althabsburgischen Gebiete im Reiche seinen Hausbesitz nannte und dem jetzt noch die werteste Krone der Christenheit aufs Haupt gesetzt worden war?

Er unterlag dem Weltmachtgedanken, wie die Karolinger, Ottonen und Hohenstaufen — er setzte sein Leben daran und scheiterte mit seinem Streben; vor der Zeit gealtert, enttäuscht, tief unglücklich geworden hat er sich ins spanische Kloster S. Yuste zurückgezogen und ist dort 1558 gestorben. —

Jetzt bei seiner Wahl jauchzte dem Neunzehnjährigen das deutsche Volk zu, und die Besten erwarteten von ihm die Rettung des Reichs und der Kirche.

Beide lagen, wir wissen wie sehr, im Argen. **Kurfürst Friedrich der Weise** von Sachsen, dem die Krone auch angetragen gewesen war und der sie — der böse Geist unseres Volkes wollte es so — ausgeschlagen hatte, bereitete mit Gleichgesinnten bestimmte Reichsreformpläne vor; aber der schlichte Bergmannssohn Luther hatte auf kirchlichem Gebiete stärkere Schritte gemacht und riß sein Volk mit den Fürsten hinein in die Fragen der Kirchenbesserung, der „Reformation“.

Martin Luther.

„Aus den Tiefen des Lebens schreiten die Befreier der Menschheit“, sagt der deutscheste Dichter unserer Zeit, **Wilhelm Raabe**, in seinem „Hungerpastor“; der Mann, von dem wir jetzt zu sprechen haben, der verdient, der größte aller Deutschen zu heißen, und der ein Befreier der Menschheit, nicht nur seiner lieben Deutschen wurde, stieg empor aus den niederen Schichten der Gesellschaft und brachte das Beste mit, das sie zu geben haben: reinen unverdorbenen Sinn, körperliche und geistige Gesundheit, schlichte Gläubigkeit und das Sicheinsfühlen mit seinem Volke — aber ihm war mehr gegeben: eine leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit, ein unbeugsamer Mut sie zu vertreten, eine flammende Redegewalt sie zu verkünden. Ganz ein Mann, der in seinem unerschütterlichen Gott-

vertrauen ruhend, einer Welt von Feinden zu trotzen wagte und der deutschen Auffassung vom Christentum über Rom den Sieg erstreiten konnte.

Er war eines Bergmannes Sohn aus Eisleben (geb. 10. Nov. 1483); nach einer harten, freudlosen Jugend und dem Besuche von Lateinschulen in Eisenach und Magdeburg hatte er sich auf der hohen Schule von Erfurt der Rechtswissenschaft gewidmet; der Tod eines Freundes und eigne Todesgefahr bei einem furchtbaren Gewitter führten ihn ins Kloster der Augustiner zu Erfurt (1505); gegen den Willen seines Vaters wurde er Mönch.

Mit dem heiligen Eifer seiner gottsuchenden Seele, mit allen Ängsten des Gewissens, mit allen Qualen der nie befriedigten Glaubens-Sehnsucht, gab er sich seinem Berufe hin; was er suchte, fand er nicht in den Schriften der Kirchenväter und Gelehrten.

Er fand es nach mannigfachen Enttäuschungen seines Wahrheits-Sehnens in der heiligen Schrift, vor allem im neuen Testament. Das lehrte ihn Christus kennen und mit heißer Liebe erfassen, das führte ihn an die Quelle des christlichen Glaubens und offenbarte ihm, wie sehr die Kirche seiner Tage sich von der Reinheit des evangelischen Christentums entfernt hatte.

Unermüdlich las er seine Bibel, immer tiefer drang er in sie ein, immer klarer wurde ihm, daß es nur einen Weg gäbe, der zum wahren Glauben führe: durch die heilige Schrift.

Der Eifer, das Wissen, die Reinheit des jungen Mönches lenkten die Aufmerksamkeit der Ordens-Obern auf ihn; schon 1508 wurde er, nachdem er im Jahre vorher zum Priester geweiht war, als Prediger an die Schloßkirche nach Wittenberg versetzt und kurze Zeit darauf lehrte er als Professor an der dortigen jungen Universität.

Im Jahre 1511 sandte ihn sein Orden nach Rom, wo er geschäftlich mit dem päpstlichen Stuhle zu verhandeln hatte, und im Jahre 1512 wurde er „Doktor der Theologie".

Hatte er gleich in Rom vieles gesehen und gehört, was seinem frommen Sinne, seiner ehrlichen deutschen Natur unbegreiflich war, so schrieb er diese Mängel doch nicht dem Papsttum zu und blieb ein treuer Sohn der Kirche, nur bemüht, die Wahrheit zu finden und zu lehren.

Stille lebte er dahin, ganz erfüllt von der Tätigkeit als Seelsorger und Professor; da wurde er durch das freche Treiben des Dominikanermönchs Tetzel aus seiner Ruhe herausgerissen.

Der heilige Stuhl wollte zum Ruhme der Kirche an Stelle des unscheinbaren St. Petersdomes einen Wunderbau errichten, der an Größe, Glanz und Reichtum alles übertreffen sollte; da Papst Leos X. überaus üppige Hofhaltung die der Kurie zuströmenden Mittel verschlang, mußte

das Geld durch besondere Veranstaltungen aufgebracht werden. Dazu diente ein allgemeiner Ablaß, der gegen Geldzahlung nicht nur die Kirchenstrafen erließ, sondern auch von den Strafen im Jenseits nach dem Tode befreien sollte. Ein für unser Denken und Fühlen geradezu gotteslästerliches Verfahren!

Der Papst übergab dem selbst in steten Geldnöten lebenden Erzbischof von Mainz, Kardinal Albrecht von Brandenburg (aus dem Hause Hohenzollern) den Vertrieb des Ablasses in ganz Deutschland, der dann für die einzelnen Gebiete Beauftragte ernannte.

Einer von ihnen war der für das Erzbistum Magdeburg bestellte Johann Tetzel, der das Geschäft in so schamloser, marktschreierischer Weise betrieb, daß alle höher Denkenden über ein Vorgehen empört sein mußten, das sich nach dem Spruche richtete:

Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt.

Das Gerücht von Tetzels gotteslästerlichem Treiben drang zu Luther; er merkte auch selbst, daß Beichtkinder seiner Pfarrei nach dem nahen Jüterbog gingen, wo Tetzel damals sich zeigte, um auf bequemere Art ihrer Sünden losgesprochen zu werden: da entschloß er sich, Tetzel entgegenzutreten und den von ihm vertriebenen Ablaß zu bekämpfen, von der Überzeugung ausgehend, daß nicht Menschen, sondern nur Gott allein die Sünden nach aufrichtiger Buße und Reue vergeben könne.

Seine Überzeugung faßte er in 95 Sätze (Thesen) zusammen, die er am 31. Oktober 1517 an der Tür zur Wittenberger Schloßkirche anschlug, indem er zur öffentlichen Erörterung seiner — lateinisch abgefaßten — Sätze aufforderte.

So wenig war Luther damals am Papsttum irre geworden, daß er — selbst wahrhaftig und fromm — glaubte, mit seiner Bekämpfung des Ablasses im Sinne dieses Papstes und der entarteten Kirche zu handeln.

Die „95 Thesen" erregten ungeheures Aufsehen — der mutige Mönch fand auf der einen Seite begeisterte Zustimmung, auf der andern maßlose Anfeindung. Wir können nun nicht den weiteren Gang der Ereignisse im einzelnen verfolgen und müssen nach dem Höhepunkt hineilen.

Luther mußte aus der Haltung der Kirche ihm gegenüber und aus den Reden und Schriften seiner Gegner erkennen, daß er sich ein falsches Bild von dieser Welt gemacht hatte, — man wollte nicht die Wahrheit, nicht die evangelische Reinheit, sondern Unterwerfung und Erhaltung der trefflichen Einnahmequellen. Immer klarer wurde ihm nach jeder schriftlichen und mündlichen Auseinandersetzung, wie weltenweit seine tiefinnerliche Erfassung des Christentums verschieden war von dem äußerlichen Kirchenglauben jener; immer fester stellte er sich auf den Boden der

Bibel und sprach schließlich im Religionsgespräch zu Leipzig (6. Juli 1519) den Satz aus: allein die heilige Schrift sei die Grundlage der Kirche — auch die Konzilien (d. h. die allgemeinen Kirchenversammlungen als Vertreter der Kirche) könnten irren.

Dieser Satz erscheint uns eine Selbstverständlichkeit — damals bedeutete er den Bruch mit der kirchlichen Überlieferung, die im „Konzil", wie wir wissen, die oberste Trägerin der kirchlichen Lehre und Rechte erblickte.

Mit wütender Genugtuung konnten Luthers Gegner darauf hinweisen, daß der Wittenberger sich offen zur Ketzerei bekannte — aber alles, was deutsch dachte und eine Besserung der Kirche und des Reiches ersehnte, das jubelte auf; es ging wie ein Sturm die Nachricht durch das deutsche Land, daß Luther es wagte, die angemaßten Rechte von Papst und Konzil anzugreifen.

„Es ist eine Lust zu leben" rief Ulrich von Hutten, der bedeutendste Schriftsteller jener Tage, und sandte seine glänzenden Schriften hinaus, in denen er mit allen Waffen des Geistes, des Wissens, des Witzes und des Hohnes das entartete Kirchentum bekämpfte; eine edle Persönlichkeit, der Art Walthers von der Vogelweide verwandt, erfüllt von glühender Liebe zu seinem Volke, und von Haß und Verachtung gegen seine Ausbeuter, die herrschsüchtigen und gottlosen Pfaffen.

Es ward Frühling im deutschen Lande — ein Geistesfrühling wie ihn kein anderes Volk erlebt hat.

Am 15. Juni 1520 erschien die päpstliche Bannbulle, die Luther als Ketzer verdammte und die Ausstoßung aus der Kirche androhte, wenn er nicht seine Irrlehre widerrufe.

Luther antwortete mit drei Schriften, von denen zwei in deutscher Sprache verfaßt waren: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" und „von der Freiheit eines Christenmenschen", und eine „de captivitate Babylonica ecclesiae praeludium" (über die babylonische Gefangenschaft der Kirche) in lateinisch erschien.

Kühn und erbarmungslos ging Luther jetzt gegen den Papst und die Kirche vor; wie Keulenschläge sausten die Anklagen nieder — nichts ist hinreißender und ergreifender, als Luthers Schriften aus jenen Tagen, in denen der heldenhafte Mann seinem Volke die Geistes- und Gewissensfreiheit erkämpfte. Wie wußte der Mönch die deutsche Sprache zu handhaben — das war nicht ein barbarisches Gemenge von Mundarten — in wunderbarer Majestät ließ er dem deutschen Volke eine fertige, unendlich reiche und ausdrucksfähige deutsche Schrift-Sprache erstehen.

Ein jedes Wort aus diesem Munde, ein jeder Satz aus dieser Feder entquoll der lautersten Liebe zur Wahrheit, dem treuesten Suchen nach

Gott, der bedingungslosen Hingabe an Jesus Christus und dem ungestümen Drange, sein Volk, seine lieben Deutschen zu retten aus der Knechtschaft Roms.

Wir werden uns, wenn uns das Herz noch so voll ist beim Lesen jener Schriften, doch keine rechte Vorstellung machen können von der ungeheuren Wirkung, die sie ausübten; denn wir haben ja in sicherem Besitze, was Luther uns damals erst eroberte.

Die ganze Welt horchte auf. Mit Windeseile verbreiteten sich die Bücher, durch Gutenbergs Erfindung leicht vervielfältigt und zugänglich gemacht, über ganz Europa; in Deutschland aber war es, als löse sich ein Bann, der über den Geistern gelegen, der Hauch der Freiheit des Gewissens und der Seele blies durch das Land, und Hans Sachs, der wackere Schuhmacher und Dichter von Nürnberg, sang von der Wittenberger Nachtigall und rief es hinaus: „Wohl auf, es nahet gen den Tag!"

Die Reformation.

Luther im Banne! — Was wird er tun?

Er brach entschlossen die Brücke ab, indem er am 10. Dezember 1520 vor dem Elstertore von Wittenberg in Gegenwart zahlreicher Professoren und Studenten die päpstliche Bannbulle ins Feuer warf.

Inzwischen war der junge Kaiser endlich von Spanien nach Deutschland gekommen; am 28. Nov. 1520 traf er in Worms ein, wohin er den Reichstag entboten hatte. Auf Betreiben des Papstes sollte die Reichsacht über Luther ausgesprochen werden — aber dies ließen die ihm freundlich gesinnten Fürsten nicht ohne weiteres zu, sondern verlangten und erreichten, daß er vor dem Reichstag erscheinen solle.

Die Vorladung erging; der Kaiser bewilligte dem kühnen Ketzer freies Geleite.

Die Erinnerung an Johann Hus wurde wieder lebendig, dem 100 Jahre vorher ein deutscher Kaiser freies Geleite gegeben, und der doch in Konstanz den Feuertod erleiden mußte.

Besorgte Freunde warnten Luther und wiesen auf das Schicksal Hussens hin — er aber erklärte nach Worms zu wollen; und wenn „so viel Teufel dort seien, wie Ziegel auf den Dächern, wolle er sich doch nicht fürchten."

Seine Reise glich einem Siegeszuge: wohin er kam, strömte ihm das Volk in Massen zu; er predigte den neuen deutschen Christenglauben und überall bekannte sich das Volk, ergriffen von der Wahrhaftigkeit des Mönches und der Gewalt seiner Lehre, zu ihm.

Am 16. April 1521 traf er in Worms ein und sollte schon am nächsten Tage sich vor Kaiser und Reich verantworten.

Kein Zweifel, der Kaiser stand seiner Erziehung gemäß auf der Seite des Papstes, so auch die geistlichen Fürsten; die weltlichen spalteten sich in zwei Teile; eine starke Minderheit, an ihrer Spitze Friedrich der Weise von Sachsen und Philipp der Großmütige von Hessen, war für Luther.

Am 17. April wurde Luther vor den Reichstag geführt — der schlichte Bergmannssohn sah sich unbekanntem Glanze gegenüber — der Herr des mächtigen Weltreiches vereint mit Fürsten und Prälaten — alle gespannt auf den Mönch blickend. Wer will ihm verdenken, daß er befangen wurde und sich Bedenkzeit erbat.

Am folgenden Abend sollte er seine Erklärung abgeben. Noch einmal prüfte er sich und rang im Gebete um Wahrheit. Die Stimme seines Gewissens rief laut: daß seine Sache rein sei — da trat er, ein anderer, am 18. April wieder vor den Reichstag und gab auf die Frage, ob er widerrufen wolle, die Antwort: „Nein — es sei denn, daß ich durch das Zeugnis der Schrift überwunden werde oder durch offenbare Gründe — denn ich glaube weder dem Papst, noch den Konzilien allein, die öfter geirret und sich widersprochen haben —, sonst bin ich gefangen im Gewissen von dem Wort Gottes: deshalb ich nichts mag, noch kann widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln gefährlich und unheilsam ist.“ Empört über den Trotz des Mönches sprang der Kaiser auf und die Fürsten folgten; Luther aber rief noch aus: „Ich kann nicht anders! Hier stehe ich, Gott helfe mir! Amen!“

Wer die Weltgeschichte durchprüft — keinen größeren Augenblick wird er finden; wer Menschenschicksale überschaut — er wird keine Stunde finden, wo einem Menschen größere Verantwortung aufgeladen war; wer Menschenwirken kennt — keine menschliche Tat weiß er zu berichten, von der größerer Segen über die Welt gekommen ist.

Luther hat bestanden! Der einfache Mönch, so recht ein Sohn des Volkes, hat nicht gewankt und die Wahrheit bekannt — dem drohenden Tode, dem päpstlichen Fluche und der Reichsacht zum Trotz!

Luther hat bestanden — und er hat in diesem Augenblicke nicht nur sein Volk befreit, nein die Welt, von den Fesseln der kirchlichen Gebundenheit und der päpstlichen Gewalt.

Die Freiheit des Christenmenschen, die Freiheit der sittlichen Persönlichkeit, die nur Gott und dem eigenen Gewissen verantwortlich ist — sie waren ausgerufen, und der Ruf war nicht mehr zu übertäuben.

Vieles Große und Gute hat Luther noch getan, er hat seinem Volke die Bibel verdeutscht, und ihm damit die deutsche Schriftsprache in ihrer

heutigen Gestalt geschenkt. Er hat die neue Kirche eingerichtet und die Volksbildung durch Schulen erweitert, er hat das Kirchenlied geschaffen, er hat die unselige Ehelosigkeit des geistlichen Standes beseitigt — aber alles dies Gute und Große tritt zurück vor jener Tat in Worms.

Und man soll denken: auch der Katholik, der Luthers Glaubenslehre verwirft, er muß den Mann bewundern und lieben, der aus dem Drange seines Gewissens heraus den Mut findet, der Welt den Krieg zu erklären; nicht der Theologe, der Mensch, der Deutsche ist es, der jene weltgeschichtliche Tat getan und der den unvergänglichen Dank jedes Deutschen verdient.

Was angedroht war, geschah: die Reichsacht wurde ausgesprochen, aber der Kaiser hielt sein Wort und ließ Luther im Schutze des freien Geleites abreisen; unterwegs bei Eisenach wurde der Reisende von Rittern gefangen genommen — es waren Beauftragte des guten Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der, um Luthers Sicherheit besorgt, ihn auf die Wartburg bringen ließ. Dort lebte er als Junker Jörg und verfaßte manche Flugschrift; vor allem aber übersetzte er das neue Testament ins Deutsche (Mai 1521 bis März 1522).

Bei dieser Arbeit fragte er nach seinen eigenen Worten: „die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen und den gemeinen Mann auf dem Markte, wie man sollte gut deutsch reden." Als das schwierige Werk der ganzen Bibelübersetzung vollendet war, sagte er: „Nun es verdeutscht und bereit ist, kanns jeder lesen und meistern, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt über hin gehet, wie über ein gehobelt Brett." Besonders meint er „sträubten sich die hebräischen Schreiber deutsch zu reden, gleich als ob eine Nachtigall singen sollte die Melodie des Kuckucks."

Als in Wittenberg sein bisheriger Genosse Karlstadt eine bilderstürmerische Volksbewegung hervorrief und das Volk mit falschen Auslegungen der neuen Lehre mißleitete, da litt es ihn nicht mehr; er verließ die Wartburg und trat den „falschen Propheten" strafend entgegen.

Es war ein Glück für Luthers Sache, daß Karl V. bald nach dem Wormser Reichstag nach Spanien zurückkehren mußte und daß er dann in lange Kämpfe mit König Franz I. von Frankreich verwickelt wurde: so kam es, daß der Habsburger trotz seiner harten Strenggläubigkeit sich um die von Wittenberg ausgehende kirchliche Bewegung nicht kümmerte.

Die der neuen Lehre freundlichen Fürsten und Städte nutzten dies aus und schnell verbreitete sie sich; eine Fülle bedeutender und begeisterter Männer scharte sich um Luther und ging dann hinaus, um in seinem Sinne zu „reformieren"; sein vertrautester Mitarbeiter wurde Philipp Melanchthon, Professor der griechischen Sprache an der Universität Wittenberg.

Überall entstanden, nicht durch die Fürsten hervorgerufen, sondern aus den Gläubigen heraus, evangelische Gemeinden, alle im steten geistigen Verkehre mit Luther.

Die Verneinung des Papsttums, der Konzile, der Messe, des Ablasses, der Ohrenbeichte, erschöpfte seine Lehre nicht — er wirkte bejahend, aufbauend, indem er einen deutschen Gottesdienst schuf, in dessen Mittelpunkt die deutsche Predigt stand; Träger des kirchlichen Lebens war die Gemeinde selbst, der Geistliche war nicht mehr der Mittler zwischen Gott und den Gläubigen — einen solchen brauchte der freie Christenmensch nicht, denn jeder gläubige Christ ist sich selbst ein Priester — sondern er war der Beauftragte der Gemeinde für Predigt, Seelsorge, Lehrtätigkeit; das Abendmahl wurde der ganzen Gemeinde in beiderlei Gestalt gereicht, war also in dieser Form nicht mehr das Vorrecht der Geistlichen. Die Gemeinde verwaltete sich selbst und berief ihren Geistlichen durch freie Wahl; dieser sollte mit der Gemeinde leben, ihre Sorgen, ihre Freuden kennen, ein Vorbild sein an tugendhaftem Wandel — deshalb wurde die Ehelosigkeit abgeschafft und Luther selbst gab das Beispiel, indem er — allen gemeinen Verdächtigungen und Anfeindungen zum Trotz — Katharina von Bora, eine arme Adelige, die das Kloster verlassen hatte, zum Weibe nahm.

Es ist klar, daß diese Gestaltung der Gemeinden und des Gottesdienstes, vor allem aber der großartige, hohe Gedanke des „allgemeinen Priestertums“ die Stellung zertrümmern mußte, die in der katholischen Kirche der Priester als Mittler zwischen Gott und den Gläubigen sich errungen hatte: der Priester der neuen Kirche ist nicht mehr der Herr der Gemeinde, er ist ihr Helfer, ihr Lehrer, ihr Prediger — wie Luther es schön ausdrückte — „der Diener am Worte Gottes.“

Die heilige Schrift kennt keinen Papst, keine Klöster — deshalb wird das Papsttum selbst als unevangelisch bestritten, und erklärt, daß ein tätiges, tüchtiges Leben in der Welt Gott wohlgefälliger sei, als das untätige, der Beschaulichkeit — leider nur zu oft der Trägheit mit allen ihren Folgen — gewidmete Klosterleben.

In den Mittelpunkt der Glaubenslehre wurde der tiefsinnige Satz gestellt, daß der Mensch gerechtfertigt werde allein durch den Glauben.

In unermüdlicher Tätigkeit baute Luther mit seinen Freunden sein Werk aus, eine Fülle von Schriften bekämpfte die „Papisten“, stärkte die Zweifelnden, befestigte die Anhänger.

In diese Arbeit hinein fiel der unselige Bauernkrieg (1524—1525), nachdem schon vorher der für Luther eingenommene tapfere Franz von Sickingen, das anerkannte Haupt der rheinischen Ritterschaft, in der rheinischen Fehde (1522—1523) den Fürsten erlegen war.



Martin Luther.

Nach Lukas Cranachs gleichzeitigem Holzschnitt.

Der Bauernkrieg.

Der Bauernkrieg hatte seine doppelte Ursache: einmal die gedrückte, klägliche wirtschaftliche Lage der Bauern, die in dem Frondienst für die Herren sich abplagen mußten, nachdem sie, wie wir wissen, längst die Freiheit verloren hatten und durch das Eindringen des römischen Rechts der rücksichtslosen Ausbeutung der wieder von ihren Gläubigern ausgebeuteten Herren ausgesetzt waren — und dann die mißverstandene Lehre von der „Freiheit des Christenmenschen", die von Schwarmgeistern dahin gedeutet wurde, daß überhaupt kein Gesetz, keine Obrigkeit mehr nötig sei.

Die Verquickung beider Ursachen war ein Unglück für die Bauern — ein Schaden auch für die kirchliche Bewegung.

Denn solange es um ihre Befreiung, um menschenwürdige Behandlung und um wirtschaftliche Fragen ging, mußte jeder Gerechte auf der Seite der Bauern stehen: zwölf „Artikel" verlangten die Besserung ihrer Lage, die noch heute jeder billigen muß.

Nachdem die Bauern schnelle Erfolge errungen und weite Teile im Süden und Westen des Reiches zu den zwölf Artikeln gezwungen hatten, entwarf einer ihrer Führer Wendelin Hipler, früher im Dienste des Grafen Hohenlohe, ein bedeutender Mann, einen ganz ausgezeichneten Plan zu einer völligen Reichsreform; wir staunen, wenn wir lesen, daß er eine starke Kaisergewalt, Abschaffung der Einzelstaat-Fürsten, Volksgerichte nach deutschem Recht unter Abschaffung des römischen, Einziehung aller geistlichen Güter, Maß-, Münz- und Gewichtseinheit und Abschaffung des Wuchers verlangte.

Aber die schwarmgeistige Verwerfung jeder Obrigkeit, die jene gleichlaufende Bewegung verkündete, führte zum Umsturz, vergiftete die ganze Bauern-Bewegung aufs schändlichste und führte zu unerhörten Grausamkeiten und Freveln.

Die Fürsten taten sich zusammen, Luther schrieb und predigte wider die „räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern!" Bei Königshofen und Frankenhausen werden sie geschlagen und furchtbar bestraft: für den größten Teil des Reiches blieb der ganze Stand nicht nur der Freiheit beraubt, er wurde tiefer geknechtet und erniedrigt, bis — wie wir wissen — Kaiser Josef II., die französische Revolution und Freiherr vom Stein ihm endlich wieder die Freiheit brachten.

Luthers Seele entnahm diesen Erfahrungen den Zweifel an der Durchführung seines Hochzieles: Verwaltung der Kirche durch das Volk unter Beseitigung jedes Einflusses der weltlichen Obrigkeit. Er glaubte, daß der starke Arm der Obrigkeit nötig sei, um die Aufsicht über die

Kirche zu führen — das Amt der Bischöfe war verwaist — und so kam er dazu, an Stelle der Bischöfe den Landesherren notgedrungen die Aufsichtsrechte anzutragen: so wurde die evangelische Kirche aufs engste mit dem Staate verbunden.

Ausbreitung der Reformation.

Es geht nicht an, der Ausbreitung der Reformation im einzelnen nachzugehen, auch nicht die Verhandlungen auf den Reichstagen zu Speier (1526 und 1529), Augsburg (1530) und Nürnberg (1532) zu schildern: es sei festgestellt, daß trotz aller Machenschaften der päpstlichen Partei, trotz der Feindschaft des Kaisers sich ein Landesherr nach dem andern, eine freie Stadt nach der andern dem Luthertum zuwandte und daß auf dem Reichstag in Nürnberg den Evangelischen bis auf weiteres freie Religionsübung zugestanden wurde. Wichtig war, der weittragenden Folgen wegen, daß im Jahre 1525 der letzte Hochmeister des deutschen Ordens, der Hohenzoller Albrecht, aus der katholischen Kirche austrat und das Ordensland mit der Hauptstadt Königsberg zum weltlichen Herzogtum machte, das dann später durch Erbgang an die brandenburgischen Hohenzollern fiel und noch später dem Königreich Preußen den Namen gab.

Luther konnte mit seinem Werke zufrieden sein — waren auch nicht alle seine Gedanken verwirklicht, hatte er seine Kirche auch unter die Landesherren stellen müssen — das ungeheuer Wichtige war erreicht: Roms Macht gebrochen, die Gewissen befreit, der deutsche Geist losgemacht von den Fesseln der alten Kirche, und im evangelischen Glauben war dem Volke das Christentum in einer Gestalt geboten, die dem deutsch-germanischen Wesen angemessen war: was wunder, daß auch die anderen Länder germanischen Stammes Dänemark, Schweden, Norwegen, England sich schnell der neuen Lehre zuwandten.

Eines fehlte Luther, was seinem Volke über die geistige Befreiung hinaus hätte helfen können, der politische Sinn — und da Kaiser Karl seines Volkes Hoffnungen täuschte, was hätte Luther noch wirken können, wenn er auch ein Staatsmann gewesen wäre!

Übersehen wir nicht, daß dieser Held des Gewissens und Glaubens aufs Innerliche gerichtet sein mußte, wenn er seinen weltgeschichtlich großen Geisteskampf führen sollte, und daß ihm das weltlich-politische nach Herkunft, Begabung und Lebensgang fern war.

Gewiß: es hätte dem deutschen Volke viel Schlimmes erspart werden können, wenn neben Luther ein gewaltiger Staaten-Gestalter gestanden hätte — aber das Schicksal wollte es uns nicht leicht machen. Durch

Mißgeschick und Erniedrigung mußte dies Volk hindurch gehen — Ströme von Blut mußten fließen, bis es politisch einig und groß werden konnte.

Die Spaltung des Glaubens trat ein, da in der Hauptsache die geistlichen Lande und Bayern katholisch blieben, die habsburgischen aber, wie wir hören werden, wieder mit Gewalt dazu gemacht wurden — ein unendlicher Schaden; ein furchtbarer Krieg von 30 Jahren sollte entbrennen und uns an den Abgrund bringen — ein furchtbares Schicksal: aber es blieb bestehen die evangelische Freiheit des Glaubens und Gewissens, die Grundlage der geistigen und sittlichen Entwicklung, und sie war nicht mit Strömen von Blut zu teuer erkauft: Luthers Werk konnte nicht mehr vergehen.

Ulrich Zwingli.

Ein Jahr später als Luther war **Ulrich Zwingli in Zürich** gegen den Ablaßhandel aufgetreten; Schritt für Schritt war er weitergegangen zu einer vollständigen Reformation, die er nicht nur auf die Kirche, sondern auch auf die staatlich-städtischen Verhältnisse ausdehnte. Zwingli war, obwohl Theologe wie Luther, ein Politiker mit kühnen Gedanken — ein Schade, daß beide sich nicht vereinigen konnten; Landgraf Philipp von Hessen versuchte eine Verständigung im Religionsgespräch zu Marburg (1529); sie scheiterte an der grundverschiedenen Auffassung des Abendmahls, das Zwingli nur als ein „Erinnerungsmahl“ an Christus ansah, während Luther glaubte, daß es wirklich eine durch das Sakrament bewirkte geheimnisvolle Vereinigung der Gläubigen mit Christus sei.

Als Zwingli im Kampfe mit den katholisch gebliebenen alten Waldstätten, den Urkantonen, bei Kappel fiel (1531), kam die Bewegung zum Stocken; sie mündete ein in die 1541 zu Genf durch **Johann Calvin** begründete Richtung, die dann als **reformierte Kirche** sich außer der Schweiz in den Niederlanden, in der Pfalz, in den Hansastädten und in Frankreich, Schottland, Ungarn wie Polen ausbreitete.

Der Unterschied von der evangelischen Kirche Luthers bestand neben der Abendmahlslehre darin, daß die Reformierten sich nicht den Landesherren unterstellten, sondern das Kirchenregiment den Gemeinden und Synoden (Vertreterversammlungen mehrerer Gemeinden) übertrugen.

Die Besserung in der katholischen Kirche.

Ehe wir zur Schilderung der weltlich-politischen Vorgänge jener Zeit übergehen, müssen wir feststellen, daß die Reformation Luthers auch für die katholische Kirche, also für jenen Teil des Christentums, der sich nicht zu Luthers Lehre bekannte, von segensreichster Wirkung war.

Die schweren Anklagen, die er mit allzugroßem Rechte erhoben, und die allgemeine Zustimmung, die diese Anklagen fanden, brachten das Papsttum zur Selbstbesinnung, die Kirche zur Besserung, die Geistlichkeit zur Reinigung, womit auch eine Vertiefung der Lehre verbunden war.

Das Konzil von Trient (1545—1563) machte sich mit Ernst unter dem Eindrucke der Vorgänge in Deutschland an die Arbeit, und stellte die Lehre und Verfassung der katholischen Kirche so fest, wie sie heute sind: so war Luther auch die treibende Kraft der katholischen Kirchenbesserung geworden.

Die Kriege Karls V.

Wir wissen, daß Karl V. nach dem Wormser Reichstag in einen langjährigen Kampf mit Franz I. von Frankreich verwickelt wurde, der sich in vier Kriegen abspielt: es drehte sich dabei um den Besitz von Mailand, das inzwischen unter dem Hause Sforza Herzogtum geworden war als Lehen des Reichs; Franz behauptete Erbansprüche auf Mailand zu haben, während der Kaiser das Gebiet nach dem Tode des letzten Sforza als verfallenes Reichslehen einziehen wollte.

In der Schlacht bei Pavia (1525), wo die deutschen Landsknechte unter der Führung des Feldhauptmanns Georg von Frundsberg einen glänzenden Sieg erfochten, wird der König gefangen genommen und muß im Frieden von Madrid (1526) auf alle Ansprüche verzichten. Schon im Jahre darauf erklärt er seinen Verzicht für erzwungen und nimmt im Bunde mit Papst Clemens VII. den Kampf von neuem auf; Rom wird von deutschen Landsknechten gestürmt und geplündert. Das Endergebnis dieser Kriege, die sich in den Jahren 1536—1538 und 1542—1544 erneuern, ist, daß Mailand beim Reiche bleibt und von Karl seinem Sohne Philipp (später König von Spanien) verliehen wird; in jenen Kämpfen scheute sich der fromm-katholische Franz nicht, gegen den strenggläubigen Kaiser die Bundesgenossenschaft des türkischen Sultans Soliman zu suchen, so daß Karl auch schwere Kriege mit diesem Herrscher zu bestehen hatte, der die türkische Macht auf den Höhepunkt brachte.

Nachdem die Türken im Jahre 1453 Konstantinopel erobert hatten, war der Sitz der Sultane dahin verlegt worden und so das ganze Balkangebiet (die heutigen Königreiche Griechenland, Serbien, Bulgarien, die europäische Türkei — alles Land bis zur Donau) im Besitz der Türken. Nun fallen sie in Ungarn ein, besiegen den König Ludwig II. bei Mohacs (1526) vollständig und dringen bis Wien vor (1529), das sie ohne Erfolg belagern.

Doch behalten sie Ungarn zum größten Teile und setzen in Ofen einen Pascha als Statthalter ein.

Zur Sicherung seiner spanischen und italienischen Besitzungen, deren Küsten von tunesischen und algerischen Seeräubern beunruhigt und geplündert wurden, unternahm Karl zwei Kriege, von denen der erste (1535) gegen Tunis mit der Eroberung dieser Stadt endete, während der zweite gegen Algier (1541) unglücklich verlief.

Nachdem im Jahre 1544 König Franz I. seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht hatte, stand Karl auf der Höhe seiner Macht: sein Szepter reichte über das deutsche Reich, über den größten Teil Italiens, über Spanien und über fast alle entdeckten Gebiete Amerikas. Der Umfang des Reiches ergibt sich aus der Reichszoll-Ordnung, die das im Jahre 1521 in Worms geschaffene, aber bald wieder durch völlige Untätigkeit außer Wirkung getretene sog. „Reichsregiment" (ein engerer Fürstenrat) einführen wollte, — gleichfalls ohne Erfolg, da die großen Städte sich diesem Plane nicht unterwarfen. Dort sind die Grenzen durch beabsichtigte Reichszollstellen wie folgt gezogen: Nikolsburg, Wien, Graz, Villach, Treviso, Trient, Chur, Habsheim, Thann, Metz, Luxemburg, Brügge, Antwerpen, Bergen op Zoom, Dordrecht, Utrecht, Wesel, Hamburg, Lübeck, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Kolberg, Danzig, Königsberg, Frankfurt a. d. O., Vetschau.

Karl konnte jetzt, wo auswärtige Schwierigkeiten ihm nicht mehr die Hände banden, gegen die Reformation vorgehen, der inzwischen auch durch die Gründung des Jesuitenordens 1540 ein furchtbarer Feind erstanden war: der baskische Edle Ignatius von Loyola, ein tapferer Soldat, der wegen schwerer Verwundung seinen Beruf aufgeben mußte, stiftete eine auf dem Grundsatze des unbedingten Gehorsams beruhende, straff geleitete Religionsgesellschaft, die Compania de Jesus, der als Zweck die Ausbreitung des katholischen Glaubens durch Bekehrung der Heiden und Ketzer gesetzt war; Papst Paul III. bestätigte den Orden, dessen erster General Loyola wurde und der, selbst zweifellos ein bedeutender und von schwärmerischer religiöser Begeisterung erfüllter Mann, ausgezeichnete Nachfolger fand.

Es sei schon jetzt ausgesprochen, daß der Jesuitenorden der Träger der sog. „Gegenreformation" geworden ist, d. h. jener Bestrebungen, die mit allen Mitteln dahin arbeiteten, Evangelische wieder katholisch zu machen, vor allem aber evangelisch gewordene Landesteile wieder zum Katholizismus zurückzuführen.

Karl verlangte von den evangelischen Ständen, daß sie das inzwischen einberufene Konzil von Trient beschicken und sich seiner Entscheidung unterwerfen sollten; es war klar, daß dieses unter dem Einfluß des Papstes stehende Konzil gegen Luther entscheiden würde — also war das Begehren des Kaisers nur ein Vorwand, da er wußte, daß die Fürsten ablehnen würden.

Daneben hatte er die bestimmte Absicht, die Kaisergewalt durch Demütigung der Landesherren zu stärken — sein Ziel war also ein doppeltes: Vernichtung des Luthertums und Schwächung der Fürsten.

Er zog aus Spanien und Italien Truppen ins Reich unter spanischen Befehlshabern; seine Berater waren fast nur Nichtdeutsche; der Papst schickte Geld und Mannschaften — alles Umstände, die böses Blut im Reiche erregten und die Fürsten mißtrauisch machten.

Aber es war ein Unglück für unser Volk, daß unter den evangelischen Fürsten nicht einer war, der kraftvoll die Leitung in die Hand hätte nehmen können — doch, einer war da, der junge Herzog Moritz von Sachsen; dem lag aber nichts am Glauben, alles an der Vergrößerung seiner Macht, und er schlug sich deshalb auf die Seite des Kaisers.

Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen (aus dem ernestinischen Zweige des Hauses Wettin) und Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen waren die anerkannten Oberhäupter der evangelischen Partei, der eine ein langsamer, gottesfürchtiger und friedfertiger Herr, der andere ein tapferer Krieger und politischer Kopf mit weitem Blick — beide überzeugte Anhänger des Evangeliums und entschlossen, es zu verteidigen, der Sachse beeinflußt durch eine gewisse Scheu vor der „kaiserlichen Majestät", Philipp gerade in der schwierigsten Zeit durch eine Anstoß erregende Doppelehe in seiner Geltung beeinträchtigt. Die Lage spitzte sich immer mehr zu; der offene Kampf war unvermeidlich.

Ein Glück für Luther, daß er ihn nicht mehr erlebte; am 18. Februar 1546 ist er ruhigen Gewissens gestorben im Vertrauen auf seinen Gott — verehrt und geliebt wie ein Vater aller Evangelischen, der geistige Mittelpunkt der evangelischen Bewegung bis zuletzt.

Als der Kurfürst von Köln, Erzbischof Hermann von Wied Anstalten machte, nicht nur selbst evangelisch zu werden, sondern auch das Erzbistum dem neuen Glauben zuzuführen, brach der Kaiser los, nachdem er sich der Hilfe des evangelischen Moritz von Sachsen versichert hatte.

Das war ein Mann, geboren zum Herrscher, von unbändigem Ehrgeiz und Willen beseelt, unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, rasch und rücksichtslos in der Ausführung — ein Staatsmann ersten Ranges, der einzige deutsche Fürst, der dem Kaiser wirklich gewachsen war.

Moritz gehörte der jüngeren (albertinischen) Linie des sächsischen Hauses Wettin an, während Johann Friedrich das Haupt der älteren (ernestinischen) war, auf die die Kurwürde übergegangen war. Zwischen beiden Linien lagen Gebietsstreitigkeiten vor, die wohl schon zu Fehden geführt hatten — aber sie konnten Moritz keinen Grund geben, sich von seinen evangelischen Genossen zu trennen: ihm kam es darauf an zu herrschen, zu wachsen. Das glaubte er mit den langsamen, unentschlossenen,

bibelfrommen Fürsten nicht erreichen zu können, wohl aber gegen sie mit dem Kaiser.

Er ließ sich von Karl die Gebiete der großen Bistümer Magdeburg und Halberstadt versprechen und die Kurwürde. Um diesen Preis verriet er sein Evangelium und wurde, wie das Volk in richtigem Gefühl sagte, der Judas von Meißen.

Karl ließ Johann Friedrich und Philipp in die Reichsacht erklären; auch das konnte sie noch nicht zu entschiedenen Schritten bringen, obwohl sie über ein Heer von 60000 Mann verfügten.

Unentschlossen zogen sie an der Donau hin und her. Da brach Moritz in Johann Friedrichs Land ein und zog dessen Heer damit an die Elbe; Philipp rückte nach seinen Stammlanden ab. Damit waren die evangelischen Streitkräfte geteilt; die süddeutschen Fürsten und Städte fühlten sich im Stiche gelassen und unterwarfen sich einzeln dem Kaiser; Johann Friedrich wurde in der Schlacht bei Mühlberg (in der Nähe von Torgau) am 24. April 1547 geschlagen und gefangen; Philipp wurde überlistet, stellte sich dem Kaiser und wurde unter Bruch des kaiserlichen Wortes gleichfalls gefangen gehalten.

Karl war Sieger, die evangelische Sache lag am Boden; daneben waren zwei der angesehensten deutschen Fürsten gedemütigt und in der Hand des Kaisers, der mit aller Pracht an der Spitze seiner spanischen und italienischen Regimenter in die Lutherstadt Wittenberg einzog.

Schlimm stand es um die lutherische Sache — ein Glück für sie, daß in diesem Augenblicke Karl mit dem Papste aus politischen Gründen in Zwietracht geraten war, so daß Paul III. das Konzil von Trient (aus dem Machtbereiche des Habsburgers) nach Bologna verlegte; damit wurden die Verhandlungen der wichtigen Kirchenversammlung unterbrochen und es lagen überhaupt noch keine Beschlüsse vor, die man den besiegten Evangelischen zur Anerkennung hätte vorlegen können.

Auf dem Reichstage zu Augsburg (Mai 1548), der unter dem Drucke des kaiserlichen Sieges stand und bei dem Karl mit einem glänzenden Gefolge hochmütiger spanischer Großen erschien, sollte die Entscheidung fallen — sie konnte keine endgültige sein, weil der Kaiser ja noch nicht wissen konnte, was das Konzil beschließen werde — eine vorläufige also: das sog. Augsburger Interim.

Die Evangelischen mußten die endgültige Entscheidung dem Konzile zugestehen, doch wurde ihnen vorläufig das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe belassen.

Von den Fürsten erreichte Karl auf diesem „geharnischten" Reichstage, daß sie den Niederlanden eine Sonderstellung einräumten und bestimmten, daß für sie Reichsgesetze nicht gültig sein sollten. Wir wissen.

die Niederlande waren habsburgischer Hausbesitz aus der burgundischen Erbschaft; mit diesem Augsburger Beschluß wurde die Loslösung vom Reiche gefördert, vorläufig aber das unglückliche Land, das zum großen Teil den reformierten Glauben angenommen hatte, der Willkür seines Landesherrn, des strenggläubigen Kaisers, ausgeliefert.

Eins erreichte aber Karl nicht trotz aller Drohungen und Einschüchterungsversuche: die Zusage der Kaiserwürde für seinen ältesten Sohn Philipp; ein richtiges Gefühl leitete den Reichstag, als er diesen finsteren Frömmler, der sich als „echter" Spanier hochmütig und verachtungsvoll über die Deutschen erhob, vom Throne fernhielt — er hat später als spanischer König und Erbe der Niederlande gezeigt, zu welch unmenschlichen Grausamkeiten starrgläubige Bekehrungswut führen kann.

Moritz von Sachsen erhielt die Kurwürde, die ihm versprochen war, aber Magdeburg und Halberstadt blieben ihm vorenthalten; nicht nur hierin hielt der Kaiser sein gegebenes Wort nicht, sondern er ließ auch Landgraf Philipp von Hessen weiter in der Gefangenschaft — der war aber Moritzens Schwiegervater.

Der Sachse erkannte, in welch überlegener Weise ihn der Kaiser zur Demütigung der Evangelischen mißbraucht hatte und richtete sein Spiel darauf ein, den falschen Kaiser zu demütigen.

Er trat in geheime Verbindungen mit allen Gegnern Karls und bereitete einen Schlag vor, den dieser nicht verwinden sollte.

Er, der seine evangelischen Glaubensgenossen um der Macht willen verraten hatte, der „Judas von Meißen" scheute nicht davor zurück, sich um der Rache willen mit König Heinrich II. von Frankreich zu verbünden und ihm im geheimen Vertrag von Chambord (1551) Metz, Toul und Verdun auszuliefern.

Nachdem alle Vorbereitungen in umsichtigster, kaltblütigster Weise getroffen waren, verlangte Moritz vom Kaiser die Freilassung seines Schwiegervaters; als sie verweigert wird, marschiert er mit einem starken Heere in Gewaltmärschen über Augsburg nach Innsbruck (April 1552), wo Karl damals Hof hielt; gleichzeitig rückte König Heinrich in Lothringen ein und besetzte die ihm ausgelieferten Lande.

In fliegender Eile trieb Moritz vorwärts, Ende Mai 1552 hielt er in der Hauptstadt Tirols einen prunkvollen Einzug, nachdem der überraschte Kaiser sich gerade noch rechtzeitig hatte flüchten können. Gleichzeitig hatten die evangelischen Fürsten im Reiche losgeschlagen.

Welch ein ungeheurer Umschwung! Karl, vor drei Jahren der stolze Sieger, der unumschränkte Gebieter, auf der Flucht — die fast verlorene Sache der Evangelischen gerettet!

Und das alles das Werk des einen Mannes, der den Kaiser mit seinen eigenen Mitteln bekämpfte und schlug, die er von ihm gelernt hatte.

Kein reiner, lauterer Held, dieser Moritz, kein Mann, dessen Taten den Sinn erheben — aber doch in diesem Augenblicke der rücksichtslos zugreifende, kühne Träger einer weittragenden Entscheidung und um deswillen eine der wichtigsten Personen der deutschen Geschichte: nicht nur war die Macht des nach der Weltherrschaft strebenden Kaisers auf deutschem Boden gebrochen — mehr und wichtiger: Karl mußte zugestehen, daß die Frage der Reformation nicht auf dem Konzil, sondern durch einen Reichstag entschieden werden solle.

Das hieß: die Reformation war gerettet!

Im Vertrage zu Passau (16. Juli 1552) mußte der besiegte Kaiser diese Zugeständnisse machen, wie er sich auch wehrte.

Moritz aber suchte für sich das Gewonnene auszubauen: mit Klugheit und Scharfblick gab er seinen Landen eine neuzeitliche Verwaltung, sicherte Ruhe und Ordnung und machte sein Land zu der evangelischen Großmacht Deutschlands. Am 9. Juli 1553 besiegte er den räuberischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach bei Sievershausen, aber er selbst wurde zum Tode verwundet und starb zwei Tage später, erst 32 Jahre alt.

Deutschland dankt ihm die Errettung vor der alles niederdrückenden Macht Habsburgs und die Erhaltung des evangelischen Glaubens. Ein ungeheures Verdienst, das dafür sorgt, daß der Name des Kurfürsten Moritz von Sachsen niemals vergessen wird — schade nur, daß der Spiegel der Geschichte das Bild dieses hervorragenden, vielleicht großen Mannes nicht rein und fleckenlos zeigt.

Der Kaiser, in allen seinen Plänen gescheitert, zog sich verzweiflungsvoll aus Deutschland zurück nach den Niederlanden, wo er in Brüssel Hof hielt; die Ordnung der Dinge im Reiche überließ er seinem Bruder Ferdinand, der schon seit 1531 die Würde des römischen Königs bekleidete.

Der Religionsfriede.

Der im Passauer Vertrag vorgesehene Reichstag wurde wiederum nach Augsburg einberufen (1555); dort kam der Religionsfriede zustande, der in der Hauptsache bestimmte, daß die lutherischen Landesherren und freien Städte Religionsfreiheit erhielten und in ihren Gebieten „reformieren" durften; es wurde der Grundsatz ausgesprochen „cuius regio, eius religio", d. h. der Glaube der Bevölkerung sollte sich schlankweg nach dem Glauben des Landesherrn richten. Eine bedeutsame

Ausnahme hiervon setzten die Katholiken durch, den von den Protestanten allerdings nicht anerkannten „geistlichen Vorbehalt“, nach dem die geistlichen Fürsten, die evangelisch werden wollten, Amt, Würden und Reichslehen verlieren sollten. Die Protestanten erwirkten dagegen die wieder von den Katholiken bestrittene „Deklaration“ (Erklärung) daß evangelische Untertanen geistlicher Fürsten in ihrem Glauben nicht gestört werden durften.

Die Reformierten blieben von dem Frieden ausgeschlossen.

Diese Bestimmungen stempelten den Augsburger Religionsfrieden von vornherein zu einem Waffenstillstand. Wohl war der offene Kampf der beiden Parteien zum Abschluß gebracht — aber es war kein Zustand geschaffen, der des Volkes würdig war, das die Reformation hervorgebracht und eine wunderbare geistig-sittliche Erhebung erlebt hatte.

Die weittragende Bedeutung des „geistlichen Vorbehaltes“ liegt darin, daß er die katholische Kirche auf deutschem Boden erhalten hat — sobald sie sich stark genug fühlte, war neuer Kampf zu erwarten, und die endgültige Sicherung der Errungenschaften der Reformation war von der Macht der ihr zugetanen Fürsten abhängig.

Wir werden später sehen, in welcher Weise das Haus Habsburg die fast ganz evangelisch gewordenen Alpenländer wieder zum katholischen Glauben zurückzwang.

Es war ein Jammer, daß die herrliche Bewegung auslaufen mußte in einen Zustand, der dem Rechte der freien Überzeugung des Christenmenschen ein schmähliches Ende bereitete.

Den Männern, die in Augsburg jenen „faulen Frieden“ schlossen, waren die Hochgedanken aus Luthers Zeit verloren gegangen, sie waren des geistigen und sittlichen Schwunges bar — eines nur erstrebten sie, der höheren politischen Führung entbehrend und jeder nur an sich denkend — Ruhe, Ruhe um jeden Preis. —

Zwar in der ersten Zeit nach dem Augsburger Frieden machten die Evangelischen noch Fortschritte: ganz Norddeutschland mit Ausnahme der Bistümer Köln, Münster, Paderborn und Osnabrück war evangelisch, nachdem auch Brandenburg den neuen Glauben angenommen hatte.

Im Süden waren die Pfalz und die Schweiz reformiert, Württemberg und Hessen lutherisch, in Bayern die fränkischen Lande desgleichen; der bayrische Adel z. B. war noch im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts in der Mehrheit evangelisch.

In den habsburgischen Landen ließ Ferdinand, der nach Karls Abdankung Kaiser wurde, den Dingen ihren Lauf; ganz anders als sein immer finsterer gewordener Bruder geartet, war er für die Ausgleichung der Gegensätze, für Milde. Unter seiner Herrschaft wurde nicht von dem

Rechte der Gegenreformation Gebrauch gemacht, wie es in Augsburg 1555 geschaffen war, im Gegenteil, der Kaiser litt es, daß der evangelische Glaube immer weiter um sich griff.

Sein Sohn Maximilian (1564—1576) begünstigte diese Entwicklung; er war innerlich der evangelischen Lehre zugetan, ja, es wird behauptet, daß er heimlich selbst evangelisch geworden sei. Es kann ausgesprochen werden, daß auch der überwiegende Teil der Bevölkerung der österreichischen Lande evangelisch war. Schon aber rüstete sich die Gegenbewegung, die mit unbarmherziger Härte unter der Führung der Jesuiten den katholischen Glauben dort wieder zum alleinherrschenden machen sollte.

Ehe wir in jenen Zeitabschnitt eintreten, nehmen wir Abschied von Karl V., der an Leib und Seele gebrochen, im Jahre 1556 dem Throne entsagt hatte und in S. Yuste lebte; im Jahre 1558 starb er von der Welt vergessen: ein großer Mann, mißleitet von dem Wahngedanken einer Weltherrschaft, mißleitet auch von der Anhänglichkeit an einen Glauben, der entartet war und das deutsche Volk abgestoßen hatte. Eine traurige Erscheinung, wie dieser mit hervorragenden Gaben ausgestattete Fürst seinem Volke in einer schicksalschweren Zeit alles schuldig geblieben ist, weil er, obwohl deutschem Blute entsprossen, ein Fremder geworden war.

Die letzten Jahre seiner Herrschaft in den Niederlanden hatte er dadurch befleckt, daß er mit Feuer und Schwert an die Ausrottung der Ketzerei gegangen war und unschuldiges Blut in Strömen vergossen hatte.

Sein Weltreich zerfiel mit seiner Abdankung, da, wie wir wissen, die Deutschen seinen Sohn Philipp nicht zum Kaiser wählten; sein Bruder Ferdinand, Erzherzog von Österreich, König von Böhmen und Ungarn wurde deutscher Kaiser (1556—1564); Spanien mit den Kolonien, Neapel, Mailand, die Freigrafschaft Burgund und die Niederlande fielen an seinen Sohn Philipp.

Mit seiner Regierung werden wir uns nur insoweit zu befassen haben, als seine unmenschliche Härte im Kampfe gegen die Ketzerei zum Abfall der Niederlande führte.

Das Zeitalter der Reformation.

Wir werfen einen Blick auf die innere Entwicklung des deutschen Volkes in jenem Zeitraum, und können etwa das Jahr 1545 als den Höhepunkt bezeichnen — denn damals war die Reformation allerwärts in siegreichem Vordringen und es bestand die Aussicht, daß Erzbischof Hermann von Wied das Kölner Erzbistum evangelisch mache.

Wir wissen, wie das geistige Leben unter dem Einflusse der Reformation sich unendlich reich und fruchtbar gestaltet hatte, wie eine Fülle begabter Männer sich mit lauterer Begeisterung als Mitarbeiter zu Luther gesellten.

Aber die Fragen des Glaubens und der Kirchenbesserung erschöpften das geistige Leben jener Zeit nicht: alle Wissenschaften nahmen einen mächtigen Aufschwung. Die Kenntnis der alten Sprachen (lateinisch, griechisch, hebräisch) wurde auf sichere Grundlagen gestellt und ermöglichte ein verständnisvolles Eindringen in die Schriften des Altertums; die Geheimnisse des Himmels wurden von der Sternkunde enträtselt; die Naturkenntnis, wie die Mathematik wurden erweitert; die Philosophie schlug neue, von den Schranken der Kirchenlehre befreite Bahnen ein.

Von den Männern, die den geistigen Besitz unseres Volkes, ja der Welt, erweiterten, sei der Schwabe Johannes Kepler genannt, dessen seherischer Blick die Gesetze der Weltenordnung erkannte.

Auf dem Gebiete der Kunst wird eine erstaunliche Höhe erreicht, die großen Maler jener Tage, Albrecht Dürer und die beiden Hans Holbein, bestehen neben den größten Künstlern aller Zeiten und Länder. Der Holzschnitt fand eine Ausbildung wie seither nicht wieder und gewann eine große Bedeutung, indem er ermöglichte, die Schriftwerke ohne große Kosten mit Bildern zu schmücken. Die Baukunst ging vom gotischen (Spitzbogen) Stil über zu den aus Italien übernommenen Formen der sog. „Renaissance“, die aber eigenartig, dem deutschen Wesen entsprechend gestaltet wurde; Bauwerke wie der Friedrichs- und Otto Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses, die Rathäuser zu Köln und Braunschweig, Bremen und Breslau, das kurfürstliche Schloß in Mainz u. a. geben einen Begriff von dem sicheren Schönheitsgefühl jener Tage. Die Bildhauerkunst und Erzgießerei schufen Wunderwerke von lebendiger Schönheit.

Die Dichtung fand hervorragende Vertreter in Sebastian Brant (Narrenschiff), Johannes Fischart (Das glückhaft Schiff), Thomas Murner und Hans Sachs; es ist kein Kunstwerk darunter, das zu den höchsten Schöpfungen des Menschengeistes gezählt werden kann — aber immerhin Leistungen, die von selbständiger Betrachtung des Daseins zeugen; besonders die biederen, dem Zeitgeschmack angepaßten Arbeiten des Schuhmachers Hans Sachs erlangten eine große Volkstümlichkeit.

Viel größeres wurde auf dem Gebiete des Schrifttums in ungebundener Rede (Prosa) geleistet; wir wissen, wie Luther die deutsche Sprache meisterte und wie Ulrich von Hutten seine feurigen Flugschriften hinausgab unter das Volk.

Das städtische Leben sah seine Blütezeit; es entfaltete einen Reichtum, von dem wir uns heute kaum einen Begriff machen können; wollen wir einigermaßen ein Bild davon gewinnen, so müssen wir die herrlichen Patrizierhäuser in Nürnberg, Augsburg, Braunschweig, Hildesheim, Danzig betrachten. Die Geldwirtschaft war völlig zum Siege gelangt und fand ihre Ausbildung in den großen Bankhäusern der Welser und Fugger. Der Handel erlebte seinen höchsten Aufschwung unter dem Einflusse des



Hans Holbein, Mutter Gottes.

Verkehrs mit den amerikanischen Ländern, sollte aber bald gerade infolge der durch die Entdeckung Amerikas veränderten Welthandelswege große Beeinträchtigung erfahren.

Das Leben an den fürstlichen Höfen war reich und prächtig geworden; es fand seinen bleibenden Ausdruck in den stolzen Schlössern, die die Herren sich durch hervorragende Künstler errichten ließen.

Um so kläglicher sah es auf dem flachen Lande aus: der **Bauernstand** war gedrückt von Frohnden und Zehnten, ausgebeutet durch Wucher, und der unglückliche Verlauf der Bauernkriege machte seine Lage nur schlimmer; der Landadel war vielfach verarmt und gezwungen, sich dadurch zu erhalten, daß seine Angehörigen in den Dienst der Fürsten traten; sie widmeten sich mit Vorliebe dem Kriegsdienst und sind in jener Zeit in den Heeren aller Herren zu finden; wie viele haben ihr Blut gegen Deutsche vergossen, ebenso wie die Landsknechte, die in den Dienst jedes Herrschers traten, der sie bezahlte.

Politisch war die Selbständigkeit der Landesherren und freien Städte tatsächlich zur völligen Ausbildung gekommen; das deutsche Reich bestand aus einem Nebeneinander zahlloser größerer und kleinerer Staaten und Freistädte, die politisch machen konnten was sie wollten; das Kaisertum war darauf beschränkt, seinem Träger gewisse Ehrenvorrechte zu gewähren — aber eine wirksame Kaisergewalt, die die politische Kraft des ganzen Volkes gegen den Willen der Fürsten hätte zusammenfassen und geltend machen können, gab es nicht.

Wir wissen, daß der letzte Versuch Karls V., die Macht der Fürsten zu schwächen, durch Moritz von Sachsen vereitelt worden ist — wir wissen noch mehr: daß die Selbständigkeit der Fürsten sich bereits in ein landesverräterisches Bündnis mit König Heinrich II. von Frankreich eingelassen hatte.

Dieser „Libertät der Reichsstände" (Selbständigkeit der Fürsten und freien Städte) dem Kaiser gegenüber stand die „Libertät der Landstände" (Machtbefugnisse der „Stände" — Adel, Geistlichkeit, Städte — gegenüber den Landesherren) zur Seite.

Die Fürsten erlebten an ihren Ständen dasselbe Schicksal, das sie dem Kaiser bereitet hatten: die Vertreter des Landadels, der Städte, der Geistlichkeit verlangten Einfluß auf die Verwaltung des Landes, vor allem auf die Bewilligung von Steuern. Sie erzwangen fast durchweg diesen Einfluß und bereiteten den Landesherren manche bittere Stunden; ja in einigen Staaten rissen zeitweilig die „Herren Stände" das Regiment an sich und verurteilten die Fürsten zu derselben Machtlosigkeit, wie jene den Kaiser.

Die höhere Landesverwaltung gelangte meist in die Hand von rechtsgelehrten, besoldeten Beamten, die in ziemlich formloser Weise die Geschäfte führten; doch sehen wir in manchen Ländern, z. B. in Sachsen unter Moritz und seinem Bruder August eine straffe, strenge Ordnung, die sich neben der neuzeitlichen Verwaltung wohl sehen lassen kann.

Den Höhepunkt der inneren Entwicklung sah etwa das Jahr 1545, wie wir oben ausgesprochen haben; von da ging es abwärts. Erst brachte der Sieg des Kaisers über die Evangelischen deren Sache in Gefahr, dann kam die Rettungstat Moritzens mit dem ihr folgenden Reichstag von Augsburg.

Die evangelischen Städte waren von Kaiser Karl nach der Besiegung Johann Friedrichs und Philipps mit schweren Geldbußen belegt worden, die manch eine für immer in der Wohlhabenheit zurückwarfen; die Unruhe jener Zeit, die Anwesenheit fremder kaiserlicher Truppen wirkte lähmend auf den Verkehr — vor allem aber hatte die Entdeckung Amerikas im Gefolge, daß das Mittelmeer aufhörte der Mittelpunkt des überseeischen Handels zu sein; das Weltmeer, der atlantische Ozean wurde jetzt die große Welthandelsstraße und infolge davon wurden die Städte, die unmittelbar an diesem Meere lagen, die Mittelpunkte nicht nur des Seehandels, sondern auch der Ausweg des Landhandels. Lissabon in Portugal, London in England, Antwerpen und Rotterdam in den Niederlanden, Hamburg an der Elbmündung gewannen eine beherrschende Stellung; die alten italienischen Welthäfen Genua und Venedig verödeten und es gingen infolge davon auch die großen süddeutschen Städte wie Augsburg und Nürnberg zurück, die für Deutschland den Verkehr vom Mittelmeer her vermittelt hatten. Das war eine ganz natürliche Entwicklung.

Ebenso auch, daß die Ostsee in ihrer Bedeutung dem unbegrenzten Gebiete des Weltmeeres gegenüber zurücktreten mußte; sie blieb der Schauplatz des engeren örtlichen Handels, aber nicht mehr des Welthandels.

Nach und nach war auch die Hansa von der Höhe des Einflusses und der Macht herabgesunken; sie wurde in ihrer politischen Stellung durch innere Zwietracht, durch das Absterben des kühnen unternehmenden Hansa-Geistes und die Erstarkung der polnischen, russischen und skandinavischen Staatengebilde beeinträchtigt; damit ging auch ihre wirtschaftliche Bedeutung zurück, weil sie in ihrer Machtlosigkeit die mit der Entdeckung Amerikas geänderten Verhältnisse auf dem Weltmarkt nicht ausnutzen konnte. Die Hansa mußte zusehen, wie ihr der Stahlhof in London und die Kontore zu Kiew und Nowgorod geschlossen wurden und sie konnte nicht hindern, daß Esthland und Livland russisch, Westpreußen polnisch wurde.

Der Niedergang.

Es war vorbei mit der Herrlichkeit der Hansa.

Das Reich selbst tat nichts, um ihr in ihren Nöten beizustehen; es ließ die Ordenslande den Polen, die Bistümer Metz, Toul und Verdun den Franzosen und sah auch ruhig zu, wie sich jetzt in den Niederlanden ein Heldenkampf auf Leben und Tod zwischen diesen reformierten Niederdeutschen und dem übermächtigen Spanien abspielte; das Reich tat nichts, weil es nichts tun konnnte. Es war ja kein lebendiger Körper mehr — es war eine Leiche; es war kein Staat — nur ein Name.

Nichts geschah, nichts wurde versucht, eine Neuordnung, eine Umbildung zu unternehmen; die Bauern haben die Ehre, mit dem Entwurfe Hiplers den letzten Reichsreformversuch gemacht zu haben — erst das Jahr 1848 wagte sich mit dem deutschen Parlament zu Frankfurt wieder an dies Werk heran.

Das alles war schlimm für unser Volk — schlimmer aber war der geistige Todesschlaf, in dem alles lag.

Der faule Friede von 1555 war kein Glück; es schien, als habe der gute Geist des deutschen Volkes sich abgewandt.

Träge und gleichgültig schleppte sich das Leben hin, noch wohlhäbig, ja äußerlich reich — aber innerlich leer. Kein bedeutender Mann fast, keine geistige Bewegung zu erblicken. Das Luthertum erstarrte in den unevangelischen Formen eines harten, geistesarmen Kirchentums; von den Hochgedanken der großen Wittenberger Zeit war nichts mehr zu merken; es war eine verknöcherte Sekte geworden aus Luthers neuer deutscher Kirche,

Und in derselben Zeit war die katholische Kirche innerlich erstarkt, erfüllt von dem kampfesmutigen, begeisterungsfähigen Geiste des Jesuitismus: was sollte das werden?

Es schien, als habe dies Volk sich in den stürmischen Tagen der Reformation ausgegeben — als habe es seine ganze geistige und sittliche Kraft an diesen einen großen Wurf gesetzt. Damals eine Überfülle hervorragender Männer und überschäumendes Leben — jetzt ein kleines Geschlecht von Alltäglichen und stumpfe, öde Ruhe.

War das dasselbe Volk, das einem Luther und Hutten zugejubelt? — es war, als habe ein urgesunder Jüngling in übersprudelnder Lebenslust seine Kraft vergeudet und welke nun gebrochen dahin.

Eine trostlose Zeit — jene Jahre vom Augsburger Frieden bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges (1555—1618).

Abfall der Niederlande.

Allein in den Niederlanden wurde die Ehre des deutschen Namens gewahrt; diese Niederdeutschen — zäh und hart, voll feuriger Begeisterung für ihren reformierten Glauben und von unbändiger Freiheitsliebe erfüllt, durch keine Niederlagen zu entmutigen, durch keine Grausamkeit zu brechen — sie führten jetzt einen Heldenkampf, der sich den größten Taten des Menschengeschlechtes würdig anreiht und der nicht nur die Freiheit des eigenen engeren Vaterlandes erstritt, sondern die Gefahr einer spanisch-katholischen Weltherrschaft beseitigte, von der Karls V. finstrer Sohn Philipp träumte.

So gewaltig und wichtig der Freiheitskrieg der Niederlande (1568 bis 1648) ist, wir dürfen der Versuchung nicht erliegen, ihn eingehender zu schildern und müssen uns bescheiden, nur die bedeutsamsten Ereignisse und Personen, wie die Ergebnisse hervorzuheben.

Die Niederlande (umfassend die Gebiete der heutigen Königreiche Belgien und der Niederlande) waren, wie wir wissen, durch die burgundische Erbschaft ans Haus Habsburg gekommen und von Karl seinem Sohne Philipp zugeteilt worden; im südwestlichen Teile (heute Belgien) war das Leben ein überwiegend städtisches, auf Gewerbe und Handel gegründetes; im nordöstlichen (heute Holland) ruhte die Schwerkraft auf dem Ackerbau und der Schiffahrt; beiden gemeinsam war, daß sie dem Staatsoberhaupte gegenüber mit reichen Vorrechten einer Selbstverwaltung ausgestattet waren, deren Träger, eine ständische, nach Adel, Städten und Geistlichkeit gegliederte Vertretung „Generalstaaten“ hieß.

Diese Rechte der Generalstaaten waren dem auf unbedingte Herrschaft gehenden Streben Philipps ein Dorn im Auge; er wollte sie beseitigen.

Daneben war für ihn, den harten Katholiken, die Unterdrückung der Ketzerei, die in der Form der reformierten Lehre ihren sieghaften Einzug besonders im Nordosten gehalten hatte, eine ebenso wichtige Aufgabe, wie die weltlich-politische Unterwerfung. Wir wissen, daß es Karl V. trotz grausamer Strenge nicht gelungen war, die „Ketzerei“ auszurotten — um so größer war der gewaltsame Bekehrungseifer Philipps.

Aus der dreifachen Ursache der kirchlichen Unterdrückung, der politischen Entrechtung und der wirtschaftlichen Schädigung entstand der niederländische Freiheitskampf. Philipp schickte seinen härtesten Diener, den blutigen Herzog von Alba als Statthalter nach Brüssel; mit unmenschlicher Grausamkeit wütet er; die Führer des Adels, der liebenswürdige, tapfere Graf Egmont und der wackere Graf von Hoorne werden öffentlich auf dem Markte von

Brüssel hingerichtet; mit Feuer und Schwert sollte dies Volk gebrochen werden. Mit welchen Mitteln Alba arbeitete, geht daraus hervor, daß er in den sechs Jahren seiner Herrschaft allein in zwei Provinzen (Seeland und Friesland) über 18000 Menschen hinrichten ließ. Spanische Besatzungen lagen überall im Lande; Spione überwachten alle Verdächtigen; die katholische Geistlichkeit entfaltete eine vor keinem Mittel zurückschreckende Bekehrungstätigkeit.

Es war eine Schreckenszeit, fast sondergleichen in der Geschichte. Aber dies tüchtige selbstbewußte Volk ließ sich nicht brechen — es nahm den Kampf auf und fand Führer, die an geistiger und sittlicher Größe, an staatsmännischen und kriegerischen Eigenschaften zu den ersten Helden unserer Geschichte gehören.

Wilhelm von Nassau-Oranien (der Schweiger), dessen Name in dem Trutzliede „Wilhelmus von Nassauen" zum Kampfruf der Niederländer wurde, ist der Begründer der niederländischen Freiheit; sein Sohn **Moritz** sicherte sie durch glänzende Waffentaten, der Ratspensionär **Oldenbarnevelt** baute die neue Verfassung aus.

Der tapfere Adel, in den Zeiten des Druckes ganz verarmt, stellte zu Wasser und zu Lande die Anführer; die verachtungsvolle welsche Bezeichnung „gueux" (Bettler) wurde zum Ehrennamen der „Geusen", die den Spaniern furchtbare Gegner wurden. Die reformierten Predikanten (Prediger), andersgeartet als die mattherzigen lutherischen Pastoren jener Zeit, mahnen überall zum Widerstand und zum Ausharren, zu Wasser und zu Lande fehlen sie bei keinem Kampfe.

Es ist eine wunderbare, erhebende Erscheinung: dies kleine, ausgesogene Volk im Kampf mit dem übermächtigen Spanien!

Und diesem Kampfe auf Leben und Tod sah das Deutschtum im Reiche stumpfsinnig zu — mehr noch als das: auch die Lutherischen rührten sich nicht für ihre reformierten Glaubensgenossen; mit der ganzen verbohrten Engherzigkeit dieser „Orthodoxen" (Rechtgläubigen) sahen sie in den Reformierten Abtrünnige, deren Schicksal sie nichts angehe.

Im Vertrag zu Gent (1576) schließen sich alle Provinzen zu einem Bunde zusammen, einerlei ob sie noch katholisch geblieben oder reformiert geworden waren; so groß war der Haß gegen die Spanier, die Maastricht, Gent und andere Städte geplündert und besonders in der Antwerpener „Furie" die unglückliche Stadt in der unmenschlichsten Weise mißhandelt hatten, daß auch die Katholischen sich zum Kampfe gegen die Spanier verpflichteten und den Reformierten freie Religionsübung zugestanden.

Glänzende Siege, fast vernichtende Niederlagen wechselten ab; im Jahre 1579 gelingt es dem klugen Statthalter Prinzen Alexander Farnese

die überwiegend katholischen Südprovinzen loszulösen und zu befrieden; sie unterwerfen sich und gehen einen von den Nordprovinzen getrennten Gang der Entwicklung, indem sie unter spanischer Herrschaft blieben, bis sie durch Erbschaft im Jahre 1714 an Österreich fielen. Das heutige Königreich Belgien, das jene Südprovinzen umfaßt, ist geschichtlich auf jene Trennung des Jahres 1579 zurückzuführen.

Aber die Nordprovinzen (das heutige Königreich der Niederlande) ließen sich nicht entmutigen; sie hielten aus und fanden zeitweise Unterstützung durch Königin Elisabeth von England.

Ein Glück für sie, daß die gewaltige spanische Flotte, die Armada, im Jahre 1588 durch furchtbare Stürme und durch die Engländer in der Nordsee vernichtet wurde.

Aber auch der im Hasse erstarrte Philipp II. ließ nicht nach; er warf die ganze Kraft seines großen Reiches immer von neuem gegen die „Generalstaaten“ — immer vergeblich; sein Sohn Philipp III. schloß im Jahre 1609 einen zwölfjährigen Waffenstillstand. Nach dessen Ablauf entbrannte der Krieg von neuem (1621) und dauerte bis 1648, bis zum westfälischen Frieden, in dem König Philipp IV. die Nordprovinzen als Republik der Niederlande als selbständigen, unabhängigen Staat anerkennen mußte.

Nach glorreichem Kampfe, der zwei Geschlechter überdauert hatte, standen die Generalstaaten da groß und mächtig und frei — frei leider auch vom Reiche: sie zogen aus der jammervollen Haltung des Reichs während ihres Daseinskampfes die Folge, daß sie im westfälischen Frieden sich auch vom Reiche lossagten und ihren eignen Weg gingen.

Die Schuld Habsburgs zusammen mit der Stumpfheit und Feigheit im Reiche hat es bewirkt, daß dieses wichtige Glied verloren wurde; die Mündungen des Rheins waren nicht mehr deutsches Staatsgebiet; die deutschen Niederländer hatten längst aufgehört sich als Deutsche zu fühlen und sahen mit Verachtung auf die träge Masse im Reiche herab.

Sie hatten alles Recht dazu — wir aber müssen beklagen, daß diese Loslösung erfolgte und der unwürdige Zustand geschaffen wurde, daß die Mündung des wichtigsten deutschen Stromes der Einwirkung des Reiches entzogen wurde; wir werden hören, daß zur selben Zeit auch sein Quellengebiet, die Schweiz, ein unabhängiger Staat wurde.

Die Niederlande erlebten noch während des Freiheitskampfes einen fast unbegreiflichen Aufschwung, geistig und wirtschaftlich. Es schien, als seien alle starken, guten Gaben in der Veranlagung des deutschen Volkes hinabgeflüchtet in die sumpfigen, nebeligen Gebiete der „staaten generaal“, als ob die durch den Freiheitskampf angestrengte Spannkraft dieses Volkes zeigen wolle, was sie könne.

Kaum war man einigermaßen gewiß, daß die Spanier doch die Unterwerfung nicht mehr erzwingen könnten, da griff dies sturmerprobte Seevolk um sich: nach der 1602 erfolgten Gründung der ostindischen Kompagnie (einer mit gewissen staatlichen Befugnissen ausgestatteten Handelsgesellschaft) begann die Eroberung der großen Sunda-Inseln Java, Ceylon und Sumatra; in Südafrika wurde fester Fuß gefaßt, ja nach Brasilien griff die kühne Hand dieses Kleinstaates hinüber; mit der Erwerbung dieser Kolonieen war eine Quelle unversiegbaren Reichtums aufgetan, der rasch ins Mutterland strömte und dort eine kurze Zeit höchster Kulturblüte zeitigte.

Neben den Tatmenschen des Krieges und der überseeischen Eroberung erstanden Gelehrte vom Range eines Hugo de Groot, Künstler von anerkannter Bedeutung auf allen Gebieten.

Die höchste Ausprägung aber fand jene Zeit in der Malerei, die erste Meister wie Ruisdael, Teniers, Franz Hals, Ostade und Steen hervorbrachte, ihren Gipfel aber in dem gewaltigen, einzigen Rembrandt van Ryn fand, einem Maler, der in bezug auf die tiefste Erfassung und Darstellung der Menschen seines Gleichen nicht wieder gefunden hat.

Die Generalstaaten hatten sich eine Verfassung gegeben, die ihren Bedürfnissen entsprach: sie waren eine Republik, gebildet aus Provinzen; jede Provinz hatte ihre Volksvertretung (staaten), der Gesamtstaat desgleichen (staaten generaal = allgemeine Vertretung).

An der Spitze dieser Republik stand der erbliche Generalstatthalter, dem Hause Oranien entnommen, das sich unvergängliche Verdienste um die Lande erworben hatte. Ein kampfgeprüftes Heer, eine ausgezeichnet befehligte und bemannte Flotte machten dies kleine Land zu einer Weltmacht ersten Ranges.

Aber nur kurze Zeit: denn dieser selbständig gewordene und selbständig bleiben wollende Staat war ein künstliches, der Natur widersprechendes Gebilde.

So sehr wir begreifen können, daß im Augenblick des Sieges auf der Höhe seines Ruhmes dies Volk, das sein Schicksal selbst gestaltet hatte, in Unmut und Verachtung sich vom Reich lossagte: so ist doch kein Zweifel, daß es damit seiner Entwicklung selbst die Axt an die Wurzel gelegt hatte. Wie sollte dies kleine Gebiet auf die Dauer sich halten können? Woher sollte es die Menschen nehmen, um eine starke Land- und Seemacht zu stellen? Wie sollte es in der Lage sein, seine ungeheueren Kolonieen wirklich recht zu erschließen? Vor allem, wenn die Beziehungen mit dem großen deutschen Vaterlande und Volke abgebrochen

waren, woher sollten die geistigen Kräfte zur Auffrischung und Verjüngung hergenommen werden?

Das unerbittliche Schicksal ging seinen Gang: nachdem einmal der westfälische Friede dem Staate das Dasein sicher gestellt hatte, begann auch schon die Rückbildung.

Schnell konnten sich die Beziehungen zu den Kolonieen entwickeln; ein ausgedehnter Handel mit den Erzeugnissen der unerschöpflich reichen indischen Inseln hob an und machte dies Heldenvolk der Geusen bald zu einem Krämervolk von Pfeffersäcken. Eine unerfreuliche Umbildung! Dies Volk erlag der Macht des Reichtums. Die im Kampfe so herrlich bewährte reformierte Kirche erstarrte im Frieden, wie im Reich das Luthertum; die Generalstaaten trieben engherzige kleinmütige Krämerpolitik, und alle Anstrengungen der Oranier, alle Heldentaten ihrer Admirale (vor allen van Tromp und de Ruyter) können nicht verhindern, daß das ausgehende siebzehnte Jahrhundert noch die einst so stolzen Niederlande zu einem Kleinstaate herabgesunken findet.

Die Hansa, der Deutsch-Ordens-Staat, die Niederlande — alle zeigen in ihrer Entwicklung eindringlich: kein noch so schnelles und kühnes Aufsteigen darf darüber täuschen, daß eine dauernde Größe nur im Zusammenhang mit der Volksgesamtheit möglich ist. Wenn dieser Zusammenhang unterbrochen wird — einerlei ob mit oder ohne Schuld des kühn vorgedrungenen Teilvolkes oder Volksteiles, so ist auch der stolzeste Aufschwung nur vorübergehend; das bittere Ende kommt in Gestalt eines jähen Falles.

Die Größe der Niederlande fiel den Angriffen Englands und Frankreichs zum Opfer.

Die Nachbarstaaten.

In dieser selben Zeit, zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges (1555—1618), in der das deutsche Reich zur Machtlosigkeit verurteilt war und nirgends eine große Persönlichkeit, nirgends ein Wille zur Besserung sich zeigte, erlebten die anderen europäischen Völker eine innere Kräftigung, die sie bald so stark machte, daß sie eine Vergrößerung ihrer Macht erstreben konnten; in der Hauptsache ging dies Streben auf Kosten des deutschen Reiches.

Frankreich war nach jahrhundertelangen inneren Wirren und Kriegen mit England seit dem staatsklugen und grausamen Ludwig XI. (1461—1483) ein fest zusammengefaßter einheitlicher Staat, in dem der König unumschränkt (absolut) herrschte; wir wissen, daß Franz I., allerdings ohne Erfolg, Mailand an sich reißen wollte, daß aber sein Nach-

folger Heinrich II. die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun in Besitz genommen hatte. Noch einmal erlebte Frankreich schwere innere Kämpfe, die ihre Veranlassung in der Reformation hatten (sog. Hugenottenkriege); die Reformierten wurden besiegt, erreichten aber doch in gewissem Umfange Duldung ihres Glaubens.

Bei Beginn des 17. Jahrhunderts ist das Königtum wieder im unbestrittenen Besitz der Macht; es findet in dem großen Kardinal Richelieu einen Staatsmann, der es versteht Frankreich zur stärksten Macht Europas zu erheben und in die Geschicke Deutschlands einzugreifen.

England hatte gleichfalls Jahrhunderte schwerster innerer Verwirrung hinter sich (die Kämpfe der weißen und der roten Rose; von 1459—1485); das zur Herrschaft gelangte Haus Tudor vollzog die Trennung vom Papste, indem König Heinrich VIII. die „anglikanische" Staatskirche einführte. Seine Tochter Elisabeth baut die Macht mit größtem Erfolge aus, besteht den Krieg mit Spanien als Bundesgenossin der Niederlande als Siegerin und wird die Begründerin des englischen Kolonialreichs, indem sie Neuland in Amerika und im indischen Meere erwirbt. Noch einmal folgen Zeiten innerer Zerrüttung, als das Haus Stuart die Freiheiten des Parlaments (der Volksvertretung) antastet; dies führt zu einer Staatsumwälzung, bei der das Königtum vernichtet und abgeschafft wird; König Karl I. wird enthauptet (1649) und an die Spitze der Republik tritt der siegreiche „Lordprotektor" Cromwell, der größte Staatsmann und Feldherr, den England hervorgebracht, eine schöpferische Persönlichkeit.

Auch die slawischen Völker der Polen und Russen hatten sich nach und nach zu Staaten zusammengeschlossen; wir wissen, daß den Russen Esthland und Livland, den Polen Preußen zur Beute geworden war. Ein Glück für das willensschwache, kraftlose Deutschland jener Zeit, daß beide Länder durch Kriege unter einander und innere Kämpfe verhindert wurden, ihre Macht gegen das Reich zu wenden.

Im Norden war Schweden unter dem edeln Hause Wasa erstarkt, das endlich nach langewährenden Bürgerkriegen Frieden und Ordnung gebracht hatte; schon griff es in die russischen und polnischen Dinge ein und erwarb nach siegreichen Kämpfen weite Gebiete um das Becken des finnischen Meerbusens. Gustav Adolf, der größte Mann des nordischen Königreichs (1611—1632) hatte den schwedischen Thron bestiegen und seine Kräfte im Krieg gegen Polen geübt.

Er war berufen, eine Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung auf deutschem Boden zu erfüllen.

Die Türken waren eine dauernde Gefahr für das Reich nach Südosten geblieben; mochten die Habsburger Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. auch Könige von Ungarn heißen — der größere Teil des Landes war doch unter Abhängigkeit oder im Besitze der Türken: das Fürstentum Siebenbürgen bildete einen ihnen untertänigen Vasallenstaat, der zugleich der Hort des protestantisch-madjarischen Widerstandes gegen Habsburg war; der Paschalik Ofen, der Mittelstreifen des Landes stand unmittelbar unter türkischer Herrschaft, und nur der Westen und Norden — 37 überwiegend deutsche und slowakische Komitate waren habsburgisch.

So sah es in der Welt um Deutschland aus: überall regten sich Kräfte, zeigte sich Wille, entfaltete sich Macht — nur im Reiche eine Entwicklung nach rückwärts, zur Schwäche; im Reiche und im habsburgischen Spanien, das sich im Kampfe gegen die Niederlande verblutete und das die starre, grausame Glaubensrichtung seiner Könige bezahlen sollte mit dem schnellen Erlahmen seiner staatlichen Macht, mit der Erschöpfung seiner Volkskraft und dem Absterben des Volksgeistes.

Union und Liga.

Im Innern des Reiches sah es traurig aus — wir wissen es; aber die Reformation ging unter der stillschweigenden Duldung der beiden ersten Nachfolger Karls V., Ferdinand I. und Maximilian II. ruhig ihren Gang weiter, trotz ihrer geistigen Verknöcherung; so groß war doch noch ihre Anziehungskraft, daß sie, solange die Macht des Staates nicht hindernd in den Weg trat, Eroberungen machen konnte.

Es ist kein Zweifel: um 1600 herum war fast das ganze deutsche Volk lutherisch oder reformiert.

Ein Umschwung hob an mit Kaiser Rudolf II.; er war persönlich ein frommer Katholik, aber kein Eiferer. Ein Gelehrter, der sich um die Vorgänge am Sternenhimmel mehr kümmerte, als um die auf Erden; er lebte auf dem Hradschin, dem herrlichen Schlosse über Prag, zurückgezogen und menschenscheu, ganz seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Das Herrscheramt widerte ihn an und doch fand er nicht den Entschluß, ihm zu entsagen. Er verletzte die erste Herrscherpflicht, sein Leben dem Staate, der Allgemeinheit zu weihen, in unverantwortlicher Weise, indem er seine Zeit an persönliche Liebhabereien verschwendete; er durfte sich nicht wundern, wenn er als nutzlos zur Seite geschoben wurde.

Im Erzherzogtum Österreich hatte er seinen Bruder Matthias zum Statthalter eingesetzt; in den habsburgischen Alpenlanden regierte Erzherzog Ferdinand.

Der kaiserliche Sonderling ließ im Reiche alles seinen Gang gehen — ja, es kümmerte ihn nicht, daß die Türken neue Vorstöße machten: dies Verhältnis war unhaltbar, sowohl vom Standpunkt der habsburgischen Hausmacht, wie von dem des Reiches. Während dessen Fürsten nichts unternahmen, einigten sich die Erzherzöge, um dem Verfalle der Hausmacht ihrer Familie vorzubeugen. Matthias übernahm zuerst die Herrschaft über Ungarn (1608) und zwang kurze Zeit darauf seinen Bruder durch einen bewaffneten Zug gegen Prag, ihm Österreich und Mähren abzutreten; alles das tat er im Bunde mit den evangelischen Ständen jener Lande.

War bei Matthias die Sorge um das Haus Habsburg wohl die Triebfeder seiner Handlungen, so war sein Vetter Ferdinand aus anderem Holze geschnitzt: er war Katholik nach der Art der spanischen Philippe, von Jesuiten erzogen, ein Todfeind der Reformation, ein vor keinem Mittel des Zwanges zurückschreckender Förderer der Gegenreformation. Er wurde der Mann, der nächst Karl V., vielleicht noch mehr als jener immerhin von großen Gedanken erfüllte Herrscher, als Kaiser zum Verhängnis des deutschen Volkes geworden ist, dieser Urheber des 30jährigen Krieges, der Vollstrecker des Willens der Jesuiten — mit seinem Jugendfreunde, dem Wittelsbacher Maximilian von Bayern zusammen der blinde Diener Roms.

Sein Gesellenstück in der Gegenreformation machte Ferdinand als Erzherzog in Steiermark, Kärnten und Krain: diese Lande, die fast ganz evangelisch waren, als er in Graz einzog, eroberte er in wenigen Jahren durch grausamsten Druck der katholischen Kirche zurück, nachdem schon sein Vater Erzherzog Karl unter dem Einflusse seiner strenggläubigen Gemahlin aus dem Hause Wittelsbach durch die Berufung der Jesuiten die Gegenreformation eingeleitet hatte.

Etwa gleichzeitig begannen die geistlichen Fürsten dem Augsburger Frieden zuwider zu handeln, indem sie von ihren evangelischen Untertanen verlangten, daß sie entweder wieder katholisch werden oder auswandern sollten; andrerseits hatten die evangelischen Stände das ihnen verliehene „ius reformationis“, das Recht der Einführung der Reformation ausgeübt.

So wuchs das Mißtrauen, die Verstimmung; es sammelte sich der Zündstoff an, der nur noch des Funkens bedurfte, um zum furchtbaren Brande zu führen.

Der Rat der freien Reichsstadt Donauwörth, der evangelisch war, war gegen seine katholischen Bürger vorgegangen; deshalb hatte Kaiser Rudolf auf Betreiben der katholischen Partei die Reichsacht über sie verhängt und den Bayernherzog Maximilian mit der Vollstreckung betraut. Die Stadt wurde erobert und bayrisch gemacht (1608).

Darüber führten die Evangelischen Beschwerde auf dem Reichstage zu Regensburg; als sie kein Gehör fanden, verließen sie ihn unter der Führung von Kurpfalz und schlossen sich zur Verteidigung ihrer Rechte in einem Bunde zusammen, der sog. Union; ihm gehörten neben der Pfalz, Württemberg, Baden, Hessen zahlreiche kleinere Staaten und freie Städte an, nicht aber die evangelische Vormacht Sachsen, das — streng lutherisch und dabei habsburgisch gesinnt — nichts zu tun haben wollte mit einem Bunde, in dem der reformierte Pfalzgraf bei Rhein Führer war.

Gegen die Union begründete im Jahre darauf (1609) Herzog Maximilian einen Verband der katholischen Reichsstände (weltliche und geistliche Fürsten) die sog. Liga.

Immer mehr spitzten sich die Gegensätze zu; es kam zu einem ersten Zusammenstoße, als der letzte Herzog von Jülich, Kleve und Berg starb und katholische, evangelische und reformierte Fürsten Ansprüche auf die Erbschaft machten (1609); doch wurde nach kurzer Kriegsführung ein Vergleich geschlossen, durch den Kleve, Mark und Ravensberg an die brandenburgischen Hohenzollern, Jülich und Berg an das katholische Haus Pfalz-Neuburg fiel.

Kaiser Rudolf, der jetzt auf Böhmen beschränkt war, hatte dort dem Übermut der Stände völlig die Zügel schießen lassen. Er fürchtete, daß sie sich — ebenso wie Ungarn, Österreich und Mähren — seinem sich reformationsfreundlich gebärdenden Bruder Matthias in die Arme werfen würden.

Um das zu verhindern hatte er im Jahre 1609 dem Königreiche Böhmen den sog. Majestätsbrief verliehen, eine Urkunde, in der er den Grafen, Rittern und Städten, und ebenso den Untertanen auf den königlichen Gütern freie Religionsübung bewilligte.

Dieser Schritt reute den Kaiser, der doch wohl die ihm durch die Böhmen zugefügte Demütigung empfand; er versuchte ihn rückgängig zu machen und rief seinen Vetter Erzherzog Leopold, den streitbaren Bischof von Passau ins Land, der auch wirklich in Prag eindrang und die kaiserliche Burg, den Hradschin besetzte. Der Erfolg war, daß die Böhmen Matthias zu Hilfe riefen, der mit bewaffneter Macht anrückte und seinen Bruder zwang, auch auf Böhmen zu verzichten (1611). Matthias wird von den Ständen gewählt und teilt sich mit Erzherzog Ferdinand in die habsburgischen Erblande.

Rudolf ist nur noch Kaiser — ein Kaiser ohne Land und Leute, so recht ein Sinnbild des entarteten Kaisertums —; er stirbt, von aller Welt verlassen in Prag im Jahre 1612.

An seiner Stelle wurde Matthias zum Kaiser gewählt (1612 bis 1619). Er, der vorher im Bunde mit den evangelischen Ständen der

Lande seines kaiserlichen Bruders sich freundlich gestellt, der, weil er für einen Förderer der Reformation gegolten hatte, in Ungarn, Mähren, Österreich und schließlich in Böhmen an Rudolfs Stelle zur Macht erhoben worden war — er schwenkte, zum Herrn geworden, ins katholische Lager ein.

Über seine Seele hatte der willensstarke Grazer Ferdinand Gewalt gewonnen, und mit ihm die Jesuiten; die Gewissensbisse, die er wegen des vielfachen Verrats an seinem Bruder empfand, boten die Handhabe, diese Seele dem Papste untertan zu machen, der von allen Sünden lösen kann.

Was Ferdinand bezweckte, zeigte sich, als Matthias, trotzdem er nähere Erbberechtigte hatte, trotz des Widerstrebens der Stände durchsetzte, daß in seinen Landen Ferdinand sein Nachfolger werden sollte.

Im Jahre 1619 starb er, nachdem er gerade noch die Ereignisse erlebt hatte, die der Anfang des schrecklichsten Krieges waren, den die Geschichte kennt; wir werden sie im Zusammenhange sofort zu schildern haben und wollen nur feststellen, daß am 26. August zu Frankfurt a. M. Ferdinand zum Kaiser gewählt wurde. — Einstimmig erfolgte diese Wahl! Die Wahl dieses Mannes, der durch seine Tätigkeit in Steiermark sich als Todfeind der Reformation gezeigt hatte!

Ihn wählten die reformierten Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz, wie der lutherische Kurfürst von Sachsen, und dies, obwohl er bereits wegen der Religionsübung mit den böhmischen Ständen im Kampfe lag.

Wahrlich eine Verblendung sondergleichen — ein Schritt, der unser Volk ins Elend gestürzt hat, der fast die Früchte der Reformation vernichtet hätte, und der heute noch — man gehe nach Österreich und überzeuge sich davon — in seinen kulturfeindlichen Folgen nachwirkt.

Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Immer unerträglicher wurde die Spannung zwischen Union und Liga; schon die Tatsache, daß die zwei Religionsparteien sich in bewaffneten Bündnissen gegenüberstanden, schloß die Gefahr eines offenen Ausbruchs der Feindseligkeiten in sich.

Der äußere Anstoß kam aus dem seit den Tagen des Hus nicht mehr zur Ruhe gekommenen Böhmen, in dem auch nach dem Regierungsantritt des Kaisers Matthias die unbotmäßigen Stände Herren der Lage geblieben waren; sie schalteten und walteten in der Prager „Landstube" oben auf dem Hradschin nach Gutdünken. Da wurde anfangs 1618 die evangelische Kirche in Braunau im Gebiete der Abtei gleichen Namens

auf Befehl des Abtes geschlossen, kurze Zeit später diejenige zu Klostergrab im Gebiete des Fürsterzbischofs von Prag zerstört. Die Protestanten schrieen, hierdurch sei der Majestätsbrief verletzt und verlangten Sühne. Es kam zu erregten Verhandlungen in der Landstube, bei denen die katholische Partei bestritt, daß der Majestätsbrief für beide Kirchen in Betracht komme. Immer erhitzter wurde die Stimmung; sie entlud sich in der Sitzung vom 23. Mai 1618 dadurch, daß die beiden katholischen Räte Martiniz und Slavata mit dem Geheimschreiber Fabricius aus dem Fenster herunter in den Burg-Graben gestürzt wurden.

Der Aufstand war da; die kaiserlichen Beamten werden verjagt, Graf Matthias von Thurn, der Führer des böhmischen Adels, übernimmt an der Spitze eines ständischen Ausschusses von 30 Mitgliedern die Regierung des Königreichs Böhmen, nachdem Matthias und das Haus Habsburg der Thronrechte verlustig erklärt waren.

Die Aufständischen erhalten Zuzug durch Graf Ernst von Mansfeld und rücken auf Wien los; Matthias stirbt; Ferdinand macht sein Recht auf die Nachfolge in den habsburgischen Erblanden geltend, wird aber von den zur Mehrheit evangelischen Ständen Österreichs ablehnend empfangen.

Es war die Frage: machen die österreichischen Stände gemeinsame Sache mit den böhmischen? Öffnen die Wiener Protestanten dem Grafen Thurn die Stadt?

Weder das eine noch das andere geschah; unentschlossen schwankten die Österreicher, während Ferdinand mit Entschlossenheit auf sein Ziel losstrebte: Kaiser zu werden.

Trotz der Schwierigkeiten in Österreich eilte er nach Frankfurt und wurde dort, wie wir wissen, gewählt; Graf Thurn mußte von Wien abstehen, weil in Böhmen ein Heer der Liga eingedrungen war.

Ferdinand war gerettet; er verbündet sich mit Herzog Maximilian von Bayern, der mit ihm zusammen im Jesuitenkolleg zu Ingolstadt erzogen worden war, erhält vom Papste und von Spanien Truppen und Geld, und unterwirft zunächst die österreichischen Stände.

Die beiden Männer treten jetzt zusammen auf den weltgeschichtlichen Schauplatz, die mit harter Hand in das Geschick unseres Volkes auf Jahrhunderte bestimmend eingreifen sollten: Ferdinand und Maximilian, der Habsburger und der Wittelsbacher.

Den Kaiser kennen wir schon; der Bayernherzog war eine ihm verwandte Natur: strenggläubig, auch ein Todfeind des Protestantismus, zu seiner Ausrottung entschlossen und zur Erreichung dieses Zieles rücksichtslos, ja grausam vorgehend, ein Mann von eisernem Willen, unbeugsam und

unerbittlich; neben dem kirchlichen Streben erfüllt von der Begierde, seine eigene Macht zu vergrößern.

Als Gegner trat diesen beiden Willensmenschen der Führer der Reformierten und der Union entgegen, auch ein Wittelsbacher, der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz; er war eine liebenswürdige Persönlichkeit, aber schwach und nicht dazu geschaffen, jenen beiden standhalten zu können.

Das unbrauchbare Oberhaupt der Union — wieder ein Mißgeschick der evangelischen Sache, daß sie keinen besseren Führer fand — wurde von den böhmischen Ständen, nachdem Ferdinand und das Haus Habsburg aller Rechte verlustig erklärt waren, zum König von Böhmen gewählt; dies war eine unglaubliche Kurzsichtigkeit der Stände, ein wahres Verhängnis. Friedrich nahm die Wahl an und zog alsbald mit Glanz in Prag ein; er erwies sich aber schnell als unfähig, dieser brodelnden Gärung Herr zu werden.

Maximilian rückte zusammen mit Tilly, dem Feldherrn der Liga, in Böhmen ein; am 8. November 1620 kam es auf dem Weißen Berge bei Prag zu blutiger Schlacht, in der das Heer des Pfälzers besiegt und vernichtet wurde; Friedrich entflieht und findet erst in den Niederlanden sichere Zuflucht.

Der erste Schlag war gefallen; kein Zweifel, daß der Kaiser sich nicht mit der Bändigung seiner Stände und der Zurückgewinnung von Böhmen begnügen werde: auf Größeres ging das Spiel, Ausrottung der Ketzerei im Bunde mit dem Papst und dem spanischen König und gleichzeitig Hebung der Kaisergewalt zum Nachteil der Reichsfürsten.

Wie Ferdinand seine Aufgabe auffaßte, zeigte sich jetzt in dem besiegten Böhmen: nach dem Beispiel Albas ging er vor, indem er die Führer der Bewegung als Hochverräter hinrichten ließ, den Adel seiner Güter beraubte und den evangelischen Glauben völlig ausrottete. Furchtbar hausten die Heere der Liga in dem unglücklichen Lande — es war, als sollte dem deutschen Volke gezeigt werden, welche Kriegsführung ihm bevorstand.

Wir sind nun mitten drin in dem Kriege, der als der dreißigjährige mit unverlöschbarer Schrift in unsere Geschichte eingegraben ist. Es geht nicht an, den Gang jener Ereignisse im einzelnen vorzuführen, auch hier müssen wir uns begnügen, nur Wichtigstes zu berichten.

Es sei erwähnt, daß der schreckliche Krieg in vier Abschnitte eingeteilt zu werden pflegt: der erste, der böhmisch-pfälzische Krieg (von 1618—1625); der zweite, der dänisch-niedersächsische Krieg (von 1625 bis 1629); der dritte, der schwedische Krieg (von 1630—1635); der vierte, der schwedisch-französische Krieg (von 1635—1648).

Wir wissen, mit welchem Erfolge Ferdinand im ersten Teile des Krieges gegen den „Winterkönig" Friedrich vorgegangen war.

Nach der Schlacht bei Prag rückte Tilly in das Stammland Friedrichs, die Pfalz ein; Maximilian erhielt die Kurwürde und als Landzuwachs die Oberpfalz; der arme Winterkönig wurde geächtet.

Unter dem Eindrucke seiner Erfolge geht der Kaiser auch gegen die evangelischen Stände in Österreich vor; er demütigt sie und rottet auch dort den Protestantismus mit grausamsten Mitteln aus.

Friedrichs Bundesgenosse, der Herzog Christian von Braunschweig, wird in Westfalen von Tilly besiegt, der mit seinem Heere im niedersächsischen Kreise stehen bleibt, angeblich um die Bischöfe von Paderborn, Münster und Osnabrück zu schützen, in Wirklichkeit aber, um die Wiedereinziehung aller Kirchengüter vorzubereiten, die infolge der Reformation in weltliche Hand gekommen waren.

Das lutherische Dänemark, wie die reformierten Niederlande empfanden die Anwesenheit Tillys in Niedersachsen als eine Bedrohung; um der Gefahr eines kaiserlichen Angriffs zuvorzukommen, schließen sie ein Bündnis, dem England beitritt; als Feldherr der verbündeten Mächte soll König Christian IV. von Dänemark den Krieg führen, der den politischen Zweck hat, ein weiteres Anwachsen der kaiserlichen Macht zu verhüten, und auf dem Gebiete des Glaubens die Unterdrückung des Protestantismus zu verhindern.

Wallenstein.

Es hebt der zweite Teil, der dänisch-niedersächsische Krieg an; die oberdeutschen protestantischen und reformierten Fürsten leisten dem tapferen Dänenkönig keine Hilfe, halten sich vielmehr völlig vom Kampfe fern.

Auch diesmal ist der Kaiser vom Glück begünstigt; er hatte doch mit Sorge wahrgenommen, daß er, wenn die Liga unter der Führung Maximilians von Bayern seine Kriege mit ihren Heeren führte, während er kaum Truppen hielt, zu sehr in Abhängigkeit von dem guten Willen seiner Bundesgenossen geraten sei. Deshalb hatte er beschlossen, ein eigenes Heer aufzustellen, dessen Anwerbung und Oberbefehl er dem Fürsten Albrecht Wallenstein übertrug.

Damit betritt eine eigenartige Persönlichkeit die Weltbühne; ein Mann, groß als Feldherr, kühn in seinen Entwürfen als Staatsmann, aber unentschlossen in der Ausführung. Geboren als Protestant, war er von seinem Vormund wieder dem katholischen Glauben zugeführt worden; den böhmisch-pfälzischen Krieg hatte er als Oberst im Dienste des Kaisers mitgemacht und es verstanden, bei der Beschlagnahme der Güter evan-

gelischer Adliger so stattliche Landgebiete zu erwerben, daß er der größte Grundherr Böhmens geworden war und eine abgerundete Herrschaft Friedland mit der Hauptstadt Gitschin unter sich hatte; hier waltete er mit klugem Geiste; er hatte eine trefflich arbeitende Verwaltung eingeführt, sorgte für seine Untertanen und zeigte sich aller eisernden Strenggläubigkeit abhold. Ein ungeheurer Ehrgeiz lebte in dem Manne, der vom niederen Adel zum Herzog aufgestiegen war; eine Königskrone dünkte ihm nicht zu hoch.

Und seltsam, dieser scharfe Geist, dieser kühne Soldat des Glückes, — stand unter dem Einfluß der Sterndeuterei; er, der den Fragen des Kirchenglaubens kühl gegenüber stand, glaubte fest daran, daß die Gestirne eine geheimnisvolle Macht über das Menschenschicksal hätten und ließ sich, besonders gegen das Ende seines Lebens, zu seinem Unheil von dem leiten, was er in den Sternen zu lesen meinte.

Jetzt, als sein Kaiser ihn rief (1625), indem er ihn zum Herzog von Friedland machte, ging er nach der Art seiner Zeit vor, um sein Heer zu bilden. Er ließ an allen Ecken und Enden Deutschlands die Werbetrommel rühren; auf des Friedländers Namen strömten sie in Massen herbei, die Enterbten des Glückes, kühne, verwegene Gesellen aller Stände, Berufe und Abstammung; das konnte kein „Volksheer" geben — eine zusammengelaufene Masse von Abenteurern, die ihr Glück im Kriege versuchen wollten. Dies Heer war nicht mit der Sache verwachsen, für die es kämpfen sollte, nicht mit dem Boden, den es beschützen sollte; es stand auch den Völkern, die sein Kriegsherr, der Kaiser beherrschte, ganz fremd gegenüber, ebenso gleichgültig wie dem Glauben, für den jener so grausam kämpfte. Daher auch die furchtbar verheerende Wirkung der Kriegsführung mit solch einem Heere, das mit gleicher Rücksichtslosigkeit in Feindes- und Freundesland hauste.

Wallenstein war nichts anderes, als der geldkräftige Unternehmer des Krieges; für den Sold hatte er aufzukommen; seine Untergenerale und Obersten waren zum Teil kleinere Unternehmer, die auf eigene Gefahr und Rechnung ihre Haufen zusammengebracht hatten — ein Verfahren, das uns bei der heutigen sittlichen Auffassung des Krieges fremd, ja widerwärtig anmutet; daß Wallenstein diesen Betrieb in großer Weise ausgestaltet und wirklich mit großem Sinne leitete, bildete den Ruhm seines Lebens.

Der neue Oberfeldherr rückt der Elbe entlang in Niedersachsen ein und schlägt den lutherischen Parteigänger Ernst von Mansfeld vernichtend bei Dessau (26. April 1626); im August besiegt Tilly bei Lutter am Barenberge den König von Dänemark.

Holstein, Schleswig, Jütland, Mecklenburg, Pommern werden erobert; der kaiserliche Adler herrscht von den Ostalpen bis zur Ostsee — Habsburg

erlebt wieder Tage, wie nach der Niederlage der Evangelischen bei Mühlberg (1547) und ist Herr der Geschicke des deutschen Volkes; der Sache der Reformation scheint die Schicksalsstunde geschlagen zu haben.

Entmutigt schließt der Dänenkönig den Frieden zu Lübeck (1629): er verspricht für alle Zeit der Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu entsagen und erhält dafür seine Länder wieder zurück.

Gustav Adolf.

Der letzte Vorkämpfer hatte die evangelische Sache verlassen müssen. Was sollte werden? Wer sollte sie retten?

Der Kaiser überspannte im Gefühl seiner Erfolge und getrieben von dem tödlichen Hasse gegen die Reformation den Bogen: am 6. März 1629 hatte er das sog. „Restitutionsedikt“ erlassen, wonach auf Grund des „geistlichen Vorbehalts“ alles seit dem Passauer Vertrage (1552) an evangelische Fürsten gefallene frühere geistliche Gut wieder herausgegeben, und der Kirche ausgeliefert werden sollte; mehr noch: in diesen der Kirche auszuliefernden Ländern sollte — das war eine Folge — die Reformation vernichtet werden; endlich sollte die freie Religionsübung nur weiter für die Lutherischen gelten, während die „reformierte Sekte“ unbedingt ausgerottet werden sollte!

Dies war Wahnwitz! Die Ausgeburt eines von krankhaftem Glaubenseifer aus dem Gleichgewicht gebrachten Gehirns.

Siebenundsiebzig Jahre lang hatte der Passauer Vertrag zu Recht bestanden; alle Verhältnisse im Reiche waren danach eingerichtet; mehr als zwei Geschlechtsfolgen hindurch hatten die evangelischen Fürsten das frühere Kirchengut unbestritten besessen. Sie hatten auf Grund ihres Besitzes die Kirchen-, Schul- und Staatsverwaltung geschaffen — kurz der bestehende Zustand war den Fürsten wie den Untertanen in Fleisch und Blut übergegangen.

Und daran sollte jetzt gerüttelt werden! Alles sollte auf den Kopf gestellt werden.

Das mußte auch diesem müden Geschlechte zu viel sein — und doch zeigte sich kein Führer und Retter im nötigen Kampfe gegen diesen ungeheuerlichen Vorstoß der Gegenreformation.

Wirklich, dies Volk konnte sich nicht mehr selbst helfen; wie es, außer dem edeldenkenden und hochstrebenden Herzog Bernhard von Weimar während der ganzen langen 30 Jahre keinen wirklich großen Mann hervorgebracht hat, so mußte auch jetzt der Helfer von außerhalb kommen.

Am 26. Juni 1630 landete König Gustav Adolf von Schweden mit

einem kleinen Heere von 15000 Mann an der Mündung der Peene: der Held, der einzige fast dieses Krieges, naht.

Ihn führte ein Doppeltes herbei: einmal die Sorge um die Sache des Evangeliums, an dem er mit wahrer, inniger Frömmigkeit hing; dann die Notwendigkeit, um seines eigenen Staates willen zu verhindern, daß Habsburg an der Ostsee festen Fuß fasse.

Als der königliche Mann aus dem Hause Wasa den deutschen Boden betrat, stand er im 36. Lebensjahre; eine vornehme Erscheinung, ganz ein Germane, blond, blauäugig, hochgewachsen; ein furchtloser Krieger, ein ausgezeichneter Feldherr, ein hervorragender Staatsmann; von strengen Sitten und edler Gesinnung; wahrhaftig und fromm: so war der Mann beschaffen, der berufen wurde, das deutsche Volk und seinen Glauben vor der drohenden Knechtschaft Habsburgs und Roms zu bewahren. Kein Deutscher, aber ein Germane, in dem sich die besten Eigenschaften der Rasse verkörperten; der uns anmutet, wie eine der gotischen Heldengestalten aus der Zeit der Völkerwanderung.

Als Gustav Adolf den Fuß auf deutschen Boden setzte, stand er allein, ohne Bundesgenossen; denn die Lutherischen hatten beschlossen, sich nach wie vor der Einmischung zu enthalten; sie sahen im Kaiser den Glaubensfeind, in dem Schwedenkönig den Reichsfeind, und wollten weder einem von ihnen beistehen, noch ihn bekämpfen. Siegreich drang der König vor, bald unterstützt von einigen kleineren Reichsfürsten und freien Städten. Schon gedachte er im Frühjahr 1631 auf die habsburgischen Erblande vorzustoßen, nachdem er alles Land zwischen Ostsee und der Mark gesichert hatte, als der Hilferuf Magdeburgs zu ihm drang, das von dem Heere der Liga unter Tilly belagert wurde. Rasch entschlossen bog Gustav Adolf nach Westen ab — doch waren die Würfel gefallen: am 10. Mai war die stolze Stadt gestürmt und unter allen Schrecken der Plünderung zerstört worden; bis auf wenige Häuser und den ehrwürdigen Dom der alten Sachsenkaiser war die Stadt ein Raub der Flammen geworden.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Reich. Gleichzeitig verlangte der Kaiser von den evangelischen Kurfürsten, sie sollten Farbe bekennen, entweder sich auf seine Seite schlagen oder die Waffen niederlegen.

So in die Enge getrieben, schlossen sich diese Lutherischen dem Schwedenkönig an; da Tilly auf Sachsen losmarschiert, eilt auch Gustav Adolf dorthin; bei Breitenfeld trafen beide aufeinander und Tilly wurde bis zur Aufreibung geschlagen.

Nun flogen die Herzen dem „Reichsfeind“ zu, dem „sieghaften Löwen aus Mitternacht“. Alles evangelische Volk fühlte, daß nun die

schlimmste Gefahr abgewendet sei; die Fürsten sahen in dem Schweden das Haupt ihrer Partei; er selbst übernahm um seines Glaubens willen die Führung. Im Siegeszuge eilte er westwärts, wohin er kam, mit Jubel als Befreier begrüßt; wie wußte der ritterliche Mann, der deutsch sprach wie seine Muttersprache, mit den Deutschen zu reden. Wie hielt er sein Heer in Zucht und Ordnung, im grellen Unterschiede zu dem zuchtlosen Treiben der andern Kriegführenden.

Böhmen wird erobert, Prag besetzt; durch Thüringen und Franken geht der Siegeslauf nach Mainz, wo der König während des Winters 1631 auf 1632 „Quartier" bezieht. Im Frühjahre geht der Marsch an die Donau; nochmals wird Tilly geschlagen; München wird genommen und die Hauptstadt Maximilians sieht Gustav Adolf als Sieger einziehen.

Im Hochsommer stehen sich die schwedischen und kaiserlichen Heere in der Nähe von Nürnberg in befestigten Lagern gegenüber.

Trotz verlustreicher Angriffe kommt es zu keiner Entscheidung; Gustav Adolf zieht deshalb nach der Donau zu ab.

Sein Gegner war Wallenstein; den hatte sein Kaiser im Herbst 1630 dem Unwillen der katholischen Fürsten geopfert und des Oberbefehls entsetzt; jetzt in der Schwedennot hatte er ihn wieder gerufen und mit unumschränkten Vollmachten ausgestattet. Schnell hatte der Friedländer ein stattliches Heer zusammen, mit dem er den Schweden gegenübertreten konnte.

Nachdem Gustav Adolf nach der Donau abgerückt war, beschließt Wallenstein in Sachsen einzufallen; der geängstigte Kurfürst ruft den König zu Hilfe. In Eilmärschen naht er und stellt den Gegner bei Lützen; der Sieg gehört den Schweden — aber ihr Heldenkönig deckte tot das Schlachtfeld.

Ein furchtbarer Schlag für die Protestanten. Aber bedenken wir, daß der frühe Tod dem Schwedenkönig das Schicksal ersparte, aus dem Retter ein Feind Deutschlands zu werden; denn das hätte er werden müssen — oder glaubt wer, daß der siegreiche Fürst, der die beste Kraft seines Volkes an den deutschen Feldzug gesetzt, ruhig und beutelos in seine nordische Heimat zurückgekehrt wäre?

Es stand zu erwarten, daß er festen Fuß in Deutschland gefaßt hätte — und dann war die Rolle des Wohltäters ausgespielt.

So starb er auf der Sonnenhöhe des Ruhmes und Glücks den Tod auf dem Schlachtfelde und hinterließ ein reines, fleckenloses Andenken.

Mit dem Tode Gustav Adolfs war dem Kriege die sittliche

Persönlichkeit genommen, es fehlte der überragende Held, der den Kampf auf der Höhe gehalten hätte.

Zwar war Bernhard von Weimar, der an Gustav Adolfs Stelle den Oberbefehl übernahm, ein würdiger Nachfolger; er war ein edler, hochstrebender Fürst, ein bewußter Deutscher, ein überzeugter Protestant; der beste Mann in jenem Kriege nach dem Schwedenkönig; er war ein ausgezeichneter Feldherr und hatte auch staatsmännische Gedanken zur Errettung seines Volkes, deren Ausführung ein früher Tod hinderte. Aber er war in einer schwierigen Lage: der deutsche Oberbefehlshaber hatte nicht die Macht über die Schweden, wie ihr König; sie sahen ihn nur mit halbem Vertrauen an und er konnte nicht hindern, daß dies fromme Heer Gustav Adolfs verwilderte.

Damit entartet der Krieg: sein sittlicher Zweck, die Errettung des Protestantismus tritt zurück und es hebt ein Ringen an um die Beute, die Schweden als Ersatz seiner Opfer aus diesem Kriege heimbringen will.

Das unselige Deutschland wird der Schauplatz eines wüsten, aller höheren Gedanken baren Krieges, der sich noch 16 Jahre lang über ihm hinwälzt, und keinen Teil des Vaterlandes verschont läßt.

Das Ende des dreißigjährigen Krieges.

In den ersten Jahren nach Gustav Adolfs Tod geschehen keine entscheidenden Schläge; auch Wallenstein, der den Oberbefehl auf der kaiserlichen Seite weiterführt, vermag nichts auszurichten. Die ihm feindliche spanisch-jesuitische Partei am Kaiserhofe verdächtigt ihn, daß er die Schweden nicht besiegen wolle, sondern in geheimen Verhandlungen mit ihnen stehe, um seinen Abfall vom Kaiser vorzubereiten.

Wie weit Wallenstein auf Verrat sann, ist nicht festgestellt, wohl auch nicht mehr festzustellen; richtig ist, daß er in geheimen Verhandlungen mit Schweden und Sachsen stand. Es scheint, daß ihn die Leiden des Volkes durch den entsetzlichen Krieg, dessen Ende nicht abzusehen war, auf den Gedanken gebracht haben, den Frieden durch sein selbständiges Auftreten zu erzwingen, und so zum Wohltäter des verwüsteten Reiches zu werden; es scheint weiter, daß er sich nicht entscheiden konnte, gegen wen er als größeren Feind des Friedens sich wenden solle, gegen den Kaiser, der der Urheber dieses Elends war, oder gegen die landfremden Schweden, die jetzt wie wilde Tiere hausten. Während er noch mit seinen Sternen Rat hielt, was er tun solle, überzeugten seine Gegner den Kaiser, daß er ein Verräter sei; er wurde des Oberbefehls enthoben, und es erging der geheime Befehl, sich seiner lebend oder tot zu bemächtigen.

Wallenstein, von fast allen verlassen, die er für treu gehalten, zog von Pilsen nach Eger, von dem Reste der Treugebliebenen begleitet; in der Nacht des 25. Februars 1634 wurde er auf Befehl des Oberst Butler, eines geborenen Irländers, ermordet; seine Getreuen Illow, Kinsky und Trschka wurden beim Festmahle in der alten Hohenstaufenburg über Eger erschlagen.

Im September 1634 gelang es dem Erzherzog Ferdinand, den Schweden bei Nördlingen eine so schwere Niederlage beizubringen, daß sie ganz Süddeutschland preisgeben mußten.

Unter dem Eindrucke dieses Ereignisses trat ein Teil der evangelischen Fürsten unter der Führung Kursachsens in Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser, die am 20. Mai 1635 zum Vertrage von Prag führten.

Darin wurde festgesetzt, daß die durch das „Restitutionsedikt" von 1629 betroffenen früheren geistlichen Güter den jetzigen evangelischen Inhabern auf 40 Jahre belassen werden sollten; das Reichsheer sollte auf einen Bestand von 80 000 Mann beschränkt werden, wovon 30 000 Mann dem Befehle des Kurfürsten von Sachsen als Reichserzmarschall, der Rest von 50 000 Mann aber dem Kaiser unterstehen sollte; Bündnisse deutscher Landesherren mit fremden Staaten wurden verboten; Kursachsen erhielt die Lausitz und der Sohn des Kurfürsten Magdeburg auf Lebenszeit.

Diesem Frieden traten neben Brandenburg die meisten evangelischen Fürsten bei, indem sie das schwedische Bündnis im Stiche ließen.

Es war klar, daß das einen gewaltigen Erfolg des Kaisers bedeutete, der durch die Übermacht seines Anteils am Reichsheere ein entscheidendes Übergewicht über die Landesherren erhielt.

Aber das war kein Frieden, der endgültige Verhältnisse schaffen konnte: denn das Restitutionsedikt war nicht schlechthin aufgehoben, sondern seine Wirkung nur auf 40 Jahre hinausgeschoben. Was sollte dann werden, wenn ein reformationsfeindlicher Kaiser die Ausführung verlangen würde? Ein neuer Krieg? Zudem war eine alte Forderung der Evangelischen nicht erfüllt: die Wiederherstellung des Kurfürstentums Pfalz.

Um deswillen beschlossen die entschiedensten Protestanten lieber jetzt auszuhalten, als einen solchen Frieden einzugehen; an ihrer Spitze standen Bernhard von Weimar und Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel: die Schweden, mit denen der Krieg weitergegangen war, schlossen ein Bündnis mit Frankreich, durch das letzteres verpflichtet wurde, statt wie bisher nur durch Unterstützungsgelder, jetzt auch mit Heeresmacht einzugreifen; entscheidend war für den Leiter der französischen Staatskunst, den frommen Kardinal Richelieu, bei diesem Bündnis mit den lutherisch-ketzerischen Schweden gegen den streng-katholischen Kaiser die

Erwägung, daß das Haus Habsburg durch sein Übergewicht im Reiche so gestärkt werde, daß es Frankreich gefährlich werden könne.

In dem jetzt anhebenden vierten Abschnitte des Krieges, der als ein Glaubenskampf begonnen hatte, beweisen die sich bekämpfenden Staaten, daß es sich für sie nur noch um politische Fragen handelte: auf der einen Seite der katholische Kaiser mit evangelischen Bundesgenossen, vor allem Sachsen; auf der andern Schweden mit dem katholischen Frankreich — wohlgemerkt demselben Frankreich, das zur selben Zeit in seinem Innern mit strengen Maßregeln gegen die Hugenotten vorging.

Mit wechselndem Glück wird gekämpft — dreizehn Jahre lang tobt die Furie dieses schauderhaften Krieges sich noch aus auf dem Boden des unseligen deutschen Reichs. Die Bande der Manneszucht waren völlig gesprengt; die Heere waren auf beiden Seiten Haufen wilder, entarteter Gesellen. Wehe dem Dorf, der Stadt, durch die eine solche Bande zog, wenn sie auch zur selben Partei gehörte; dreimal wehe, wenn ein feindlicher Ort genommen wurde.

Bernhard von Weimar, den ein mißgünstiges Schicksal zwang, mit französischem Gelde sein Heer zu besolden, starb 1639, nachdem er das Elsaß erobert und Breisach gewonnen hatte; er wollte dort ein oberdeutsches Königtum gründen, das die Wacht gegen Frankreich übernehmen sollte.

Frankreich pochte darauf, daß seine Truppe mit französischem Gelde zusammengebracht sei, und übernimmt sein Heer, aber auch seine Eroberung: das Elsaß.

Gegen Ende des Krieges finden die Schweden in dem raschen Torstenson noch einmal einen bedeutenden Führer; in glänzenden Schlachten besiegte er die Kaiserlichen bei Breitenfeld (1642) und Jankau (1645); ja er rückte gegen Wien vor. Im Westen brachen die Franzosen in den Breisgau ein, eroberten Bayern und verjagten Herzog Maximilian, dessen Land furchtbar verwüstet wurde. Bereits seit dem Jahre 1645 fanden in Münster und Osnabrück Friedensverhandlungen statt; sie wurden dem Abschluß dadurch zugetrieben, daß im Sommer des Jahres 1648 der schwedische General Graf Königsmark die Kleinseite von Prag eroberte.

Ein wichtiges Hemmnis des Friedens war schon seit Jahren beseitigt: Kaiser Ferdinand II., der eigentliche Urheber dieses völkermordenden Krieges, war im Jahre 1637 gestorben, gefolgt von seinem Sohne Ferdinand III. (1637—1657), der selbst im Felde gestanden und die schreckliche Entartung des Krieges mit all den Leiden, die er dem Volke brachte, kennen gelernt hatte: er war, obwohl selbst streng katholisch, bereit nachzugeben, um den Frieden zu ermöglichen.

Nach endlosen Verhandlungen wurde am 24. Oktober 1648 der Friedens-

vertrag von den Gesandten der kriegführenden Mächte unterzeichnet; er hat als „westfälischer Friede" weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen.

Die wichtigsten politischen Ergebnisse des Krieges finden in folgenden Bestimmungen ihren Ausdruck:

Schweden erhält vom Reiche Vorpommern mit Stettin, Rügen, Usedom, Wollin, außerdem Wismar und das Bistum Verden und Bremen zu Lehen; Frankreich nimmt die österreichischen Besitzungen im Elsaß und den Sundgau, außerdem rechts des Rheins Breisach und Philippsburg; daneben wird ihm der Besitz der 1552 erworbenen lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun endgültig bestätigt; endlich wird ihm die „Vogtei" über zehn freie Reichsstädte des Elsasses übertragen, die zwar beim Reiche bleiben sollten, tatsächlich aber damit Frankreich überlassen wurden.

Im Innern des Reiches wurde bestimmt, daß das Kurfürstentum Pfalz wieder hergestellt werde, während Bayern die Oberpfalz, Brandenburg Hinterpommern, das Erzbistum Magdeburg und die Bistümer Halberstadt und Minden, Sachsen die Lausitz erhielten. Die übrigen Gebietsveränderungen im Innern des Reiches waren nicht von Bedeutung.

Um so wichtiger waren zwei Grundsätze von weittragenden Folgen, die im westfälischen Frieden ausgesprochen wurden: Abgesehen von den erwähnten Gebiets-Veränderungen wurde der Zustand des Jahres 1624 als maßgebend anerkannt und die Wiedereinsetzung in den Stand jenes Jahres festgelegt.

Den Reichsständen aber (weltlichen und geistlichen Fürsten und freien Reichsstädten) wurde das Recht der „Souveränität" verliehen, d. h. die Lehnsabhängigkeit vom Kaiser als dem Träger der Reichsgewalt wurde endgültig beseitigt und die Herrschaft der Reichsstände aus eigenem Rechte anerkannt.

Der erste Grundsatz der Wiedereinsetzung in den Stand von 1624 bedeutete einen Erfolg der Evangelischen Partei: wenn auch bei weitem nicht die Glaubens- und Gewissensfreiheit im heutigen Sinne erstritten war, so war doch der Angriff des jesuitisch-katholischen Ferdinand II., wie er im Restitutionsedikt von 1629 vorlag, abgeschlagen und die Errungenschaften des Augsburger Religionsfriedens von 1555 waren gerettet. Dies war gegenüber den Bestrebungen der Gegenreformation ein großer Erfolg: so unerfreulich uns jener faule Friede des Jahres 1555 als Abschluß der herrlichen Bewegung der Reformations-Zeit erschien, seine Aufrechterhaltung als Ergebnis des furchtbarsten aller Kriege besagte nicht mehr und nicht weniger, als daß die Reformation nicht unterdrückt worden war; daneben wurde endlich die reformierte Kirche anerkannt.

Insofern war das Blut von Hunderttausenden nicht vergebens vergossen: eine glücklichere Zeit mochte ausbauen, was dies gepeinigte Ge-

schlecht gerettet. Freilich, eine Folge der Festsetzung des „Normaljahrs 1624" war es, daß der Protestantismus in ganz Österreich, abgesehen von Schlesien, vernichtet war und am Rhein, wie in Westfalen sehr eingeschränkt wurde. Für die übrigen deutschen Lande aber war eine wenn auch sehr bedingte Glaubensfreiheit durchgesetzt: der Landesherr mußte dem Andersgläubigen, den er nicht dulden wollte, auszuwandern gestatten und konnte ihn nicht mehr zu anderm Glauben zwingen. Ein Schritt weiter: wenn der Landesherr den Glauben frei gab, so war die Freiheit der Gewissen eingeführt! Die Möglichkeit hierzu gewährte der westfälische Friede.

Die Anerkennung der Souveränität der Landesherren löste das Reich in Wahrheit auf. Wir wissen, daß die Reichsgewalt seit dem Untergange der Hohenstaufen immer mehr zum Scheine geworden war, und daß alle Reichs-Reform-Versuche nichts geholfen hatten; wir sahen auch, wie Karls V. Bestrebungen gescheitert waren. Die Lage des Reiches war also seit mehr als dreihundert Jahren trostlos; trotzdem, der Reichsverfassung nach war der Kaiser noch der oberste Lehnsherr der Landesfürsten und einem starken Kaiser mochte gelingen, sie zum Gehorsam zu zwingen und eine tatsächliche Reichsgewalt zu schaffen. Damit war es jetzt aus und vorbei.

Die Souveränität besagt die Selbstherrlichkeit der Landesherren; das Lehnsverhältnis zum Kaiser ist aufgehoben; er ist jetzt nicht mehr der Oberherr, sondern der Erste unter Gleichberechtigten.

Die tatsächliche Bedeutung dieser grundstürzenden Verfassungsänderung zeigt sich darin, daß den Landesherren das Recht zugesprochen wurde, Bündnisse unter sich und mit dem Auslande zu schließen.

Damit war auch der Schein des einheitlichen Reichs zerstört; es bestand jetzt nur noch der Name.

Das sogen. Reich zerfiel in eine Menge völlig selbständiger, größerer oder kleinerer Länder, und war unfähig, nach innen und außen Willen und Macht zu zeigen; der Kaisertitel bedeutete eine äußere Ehrung, die Anerkennung des Hauses Habsburg als der mächtigsten landesherrlichen Familie, hatte aber keinen wirklichen politischen Inhalt.

Jeder Landesherr konnte tun und treiben, was ihm gefiel — freilich er sollte kein Bündnis schließen dürfen, das sich gegen Kaiser und Reich richtete. Wer mochte glauben, daß diese einzige Beschränkung der Souveränität von den zu „Oberherren" erhobenen Reichsständen auf die Dauer beachtet werde?

Das Reich war entartet zu einem Neben-Einander zahlloser, mehr oder minder mächtiger Staaten und Stäätchen; die Geschäfte dieses Reiches ohne Reichsgewalt sollte der Reichstag in Regensburg besorgen, der aus Gesandten der Reichsstände gebildet und in seiner Hilflosigkeit bald zum Gespött der Welt wurde.

Es lohnt sich nicht, die innere Gliederung dieser von vornherein zur Nichtigkeit verurteilten Reichsvertretung zu schildern; nur das sei erwähnt, daß eine katholische Abteilung mit Österreich und eine evangelische mit Kursachsen an der Spitze gebildet wurden (corpus Catholicorum — corpus Evangelicorum), die in Glaubenssachen getrennt stimmten, sodaß eine Überstimmung der einen Abteilung durch die andere in religiösen Fragen unmöglich war: ein Ausfluß der Anerkennung des Standes vom Jahre 1624.

Schloß die Anerkennung der „Souveränität der Landesherren" die innere Auflösung des Reiches in sich, so bedeuteten die Gebietabtretungen an Schweden und Frankreich eine Schwächung der äußeren Machtstellung, wobei noch zu bemerken ist, daß Schweden als Reichsstand für Vorpommern und Frankreich als Vogt der zehn Reichsstädte im Elsaß die Möglichkeit besaßen, sich in die inneren Verhältnisse des Reiches einzumischen.

Damit nicht genug: die beiden Freistaaten am Quellgebiet und an der Mündung des Rheins, die Schweiz und die Niederlande wurden aus dem Reichsverband entlassen; die Letzteren bestätigten mit der Erwirkung ihrer Selbständigkeit die schmachvolle Tatsache, daß das Reich sie in ihren schweren Daseinskämpfen im Stiche gelassen hatte.

Dahin war es gekommen: die echtdeutschen Bewohner des niederrheinischen Flachlandes, friesischem und fränkischem Blute entsprossen, waren des Reiches müde und gingen ihren eignen Weg der politischen Entwicklung, indem sie mit Verachtung von dem Reich sich loslösten, während die kerndeutsche, dem alemannischen Stamme angehörige Bevölkerung der Alpenlande auf Betreiben des französischen Gesandten aus dem Reiche ausschied.

Wer heute die Schweiz besucht oder die Niederlande, der denke daran, durch wessen Schuld so herrlicher deutscher Volksboden dem großen Vaterlande entfrembet wurde.

Das waren die politischen Folgen des dreißigjährigen Krieges — trostlos fürwahr!

Aber trauriger noch die furchtbare Verwüstung von Stadt und Land, die Verarmung und Verwilderung der Bevölkerung, die jener Krieg herbeiführte.

Es war, als sei diesem Volke der letzte Tropfen Blutes entzogen worden — stumpf, gedrückt, gedemütigt, ausgesogen fand der Friede die Bewohner des Reichsgebiets wieder, die nach glaubwürdigen Schätzungen auf die Zahl von 4—5 Millionen zusammengeschmolzen waren; über zwölf Millionen Menschen hatte der Krieg verschlungen.

Die reiche geistige Entwicklung der Zeit der Renaissance und Reformation war vernichtet; die Städte zum großen Teil zerstört; alle verarmt und menschenleer; das flache Land verwüstet, der Ackerbau fast unmöglich, da es an allem fehlte; die Landbevölkerung in entmenschtem Zustande.

Wirtschaftlich war es von weittragender Bedeutung daß der Friede die Mündungen der fünf großen Ströme in die Hände des Auslandes, der Holländer, Schweden und Polen brachte, und ihnen damit den in besserer Zukunft wieder erwachenden Handel auslieferte.

Alles in allem: das deutsche Volk um Jahrhunderte in seiner äußeren und inneren Entwicklung zurückgeworfen. Und das in derselben Zeit, wo Schweden sich zur Großmacht des Nordens aufgeworfen hatte, wo in England der zielbewußte Aufstieg zur Weltmacht begonnen wurde, und wo in Frankreich ein ehr- und machtgieriges Königtum durch die unumschränkte Gewalt des Herrschers die Mittel hatte, seinen Ehrgeiz an dem armen zerrissenen deutschen Reiche auszulassen.

Was sollte werden? War nicht dies deutsche Volk zum Untergang verurteilt? Wer sollte es retten? Schwere Fragen, die das Schicksal stellte. Wer sich heute müht, eine richtige Vorstellung von den Zuständen zu gewinnen, die der westfälische Friede auf deutschem Boden vorfand — es gelingt ihm nicht, und er verzagt daran, seiner Einbildungskraft die schreckliche Wahrheit nackt vorzuführen.

Unser Volk am Abgrund —: um diesen Preis war die beschränkte Glaubensfreiheit des Augsburger Religionsfriedens gerettet. Aber sie war doch gerettet! Es war doch Luthers Werk geborgen, und es war damit die Möglichkeit einer schöneren, freien Zukunft bewahrt.

Wenn wir diese wichtigste Folge des furchtbaren Krieges so betrachten, müssen wir dankbar der Leiden gedenken, der Tränen und Qualen, des Blutes und der Seufzer, die unsere Ahnen durch 30 endlose Jahre zu opfern hatten: sie haben uns gerettet, ohne was der Deutsche nicht leben kann, die Freiheit des Gewissens.

Was jetzt werden sollte, alles hing ab von der Tüchtigkeit dieses niedergetretenen Volkes — davon, ob es die Kraft finden würde, sich wieder zu erheben.

Heil unserem Volke!

Was unmöglich schien, wurde vollbracht: denn jenes Geschlecht, das den 30jährigen Krieg überstanden, ging an die Arbeit — freudlos zuerst und ohne Hoffnung, nur um das elende Dasein zu fristen — aber es ging an die Arbeit und schuf in langer, schwerer Zeit, unterbrochen durch neue Kriegsstürme und Nöte, wieder, was verloren gegangen war; es schuf damit die Grundlage zur politischen Umgestaltung unseres Vaterlandes.

Eine lange Bahn von Mühen und Kämpfen lag vor ihm — aber Ehre dem Geschlecht, Ehre dem Volke, das nicht an sich verzweifelt und in redlicher Arbeit das Recht auf sein Dasein beweist und durchsetzt.

Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

Der große Kurfürst.

Unter den Männern, die berufen waren, nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges die Geschicke der Deutschen mitzubestimmen, ragt um mehr als Hauptes Länge der Kurfürst und Markgraf von Brandenburg hervor, Friedrich Wilhelm, den die Geschichte mit Fug den Großen Kurfürsten nennt (1640—1688).

Ein außerordentlicher Mann!

Als er im Jahre 1640 seinem schwachen Vater Georg Wilhelm auf dem Throne folgte, fand er das Land in unbeschreiblicher Zerrüttung. Die Kriegsfurie hatte hier so schlimm gehaust, wie irgendwo. Das Heer aufgelöst; der Staat überschuldet; die Stände unbotmäßig; die Staatsverwaltung, soweit davon gesprochen werden konnte, ganz unter dem Einfluß des Ministers Grafen Adam von Schwarzenberg, der die Geschäfte Habsburgs in Berlin besorgte. Georg Wilhelm hatte sich, wie wir wissen, dem Prager Vertrage von 1635 angeschlossen; daß sein Land deswegen von den durchziehenden schwedischen Heeren nicht geschont wurde, ist leicht begreiflich.

Es war eine verzweifelte Lage, in der der junge Fürst die Herrschaft antrat.

Aber er war eine echte Herrschernatur, auch der schwersten Aufgabe gewachsen, ein rechter Held und einer der unvergeßlichen Großen unserer Geschichte.

Mit scharfem Verstande begabt, leidenschaftlich, willensstark, klarblickend und im rechten Augenblicke sich beschränkend; gewandt in den Geschäften der inneren Verwaltung, ein kühner und doch besonnener Feldherr, ein trefflicher Diplomat, ein Staatsmann von großem Zuschnitt.

Aus den Niederlanden, wo er als Verwandter des edlen Hauses Oranien mehrere Jahre seiner Jugend verlebt hatte, brachte er neben den



Der große Kurfürst.

Mit Genehmigung der Firma Boll & Pickardt, Berlin.

bestimmenden Eindrücken, die ein großes Gemeinwesen gewähren kann, brauchbare Kenntnisse auf allen Gebieten der Staatsgeschäfte und des Kriegswesens mit.

Er fühlte bewußt deutsch, und das Elend der Zustände im Reiche brannte ihm als Schmach auf der Seele.

So war der Mann beschaffen, den ein gütiges Geschick zum Herren Brandenburgs berufen hatte.

Entschlossen befreit er sich von der Vormundschaft des Grafen Schwarzenberg; es gelingt ihm, mit Schweden Waffenstillstand zu schließen und die Einhaltung durchzusetzen.

Während ringsum noch der Krieg tobt, beginnt in seinen Landen schon die Arbeit des Friedens, überall gefördert durch den tatkräftigen Fürsten.

Das zuchtlose Soldheer wird entlassen und ein stehendes Heer geschaffen, das, wenn auch klein, so doch jederzeit schlagfertig und ein zuverlässiges Werkzeug des Fürsten war.

Der Einfluß der Stände wurde gebrochen und die unumschränkte Herrschaft des Kurfürsten eingeführt, sog. „absolutes Regiment".

Eine geregelte Verwaltung und Rechtsprechung sorgte für die innere Entwicklung; das Steuerwesen wurde geordnet und lieferte dem Staate die Mittel zur Machtentfaltung; eine eigene zuverlässige Post verband die weit auseinander gelegenen Landesteile zum Ganzen.

Was hier mit wenigen Worten erzählt ist, war angesichts der völligen Zerrüttung des Staates eine gewaltige Arbeitsleistung und hob das kleine Land zum neuzeitlichen Gemeinwesen.

Hand in Hand mit dieser inneren Neugestaltung ging die äußere Machtentfaltung Brandenburgs, das wir schon im Jahre 1656 im Bunde mit Schweden gegen Polen den Sieg bei Warschau erfechten sehen. Im Jahre darauf schlug sich Friedrich Wilhelm auf die Seite der Gegner Schwedens: sein staatsmännisches Ziel war, nachdem ihm die Unabhängigkeit des Herzogtums Preußen von Schweden anerkannt war, nun dasselbe von Polen zu erreichen und damit die wichtigste deutsche Kolonie, die das Reich preisgegeben hatte, vom polnischen Einfluß, von polnischer Umklammerung zu befreien.

Ein großes Ziel — und bewundernswert auch die Staatskunst, die, den rechten Augenblick erkennend, ihm nachstrebte.

Damals war es (1658), als Friedrich Wilhelm in Schleswig-Holstein einrückte, um es von den Schweden zu befreien, daß er die Bewohner in einem berühmt gewordenen Aufruf mahnte: „Bedenke, daß du ein Teutscher bist" — ein stolzes Wort, das beweist, daß er sich bewußt als Angehörigen seines Volkes fühlte.

Die Frucht dieses Krieges tat Friedrich Wilhelm im Frieden von Oliva ein (1660): das Herzogtum Preußen, das die Hohenzollern bisher von der Krone Polen zu Lehen gehabt hatten, wurde unabhängiger selbständiger Staat, frei von der polnischen Oberherrschaft; er hatte sein Ziel erreicht und damit nicht nur für die weitere Entwicklung seines Staates, sondern für das ganze deutsche Volk Zukunftvolles gewonnen.

Als Ludwig XIV. von Frankreich seine schnöden Raubkriege begann, von denen wir später im Zusammenhang zu reden haben, erfüllte Brandenburg seine Pflicht gegen das Reich und kämpfte im Elsaß und am Rhein (1672—75). Als die mit Frankreich verbündeten Schweden in Brandenburg einfallen, eilt Friedrich Wilhelm zurück und besiegt sie entscheidend in der Schlacht bei Fehrbellin (18. Juni 1675).

Glänzend der Erfolg, ungeheuer der Eindruck dieses Sieges: das deutsche Volk hatte wieder einen Helden!

Die Schweden werden aus Pommern vertrieben, Stettin, Rügen und Stralsund werden erobert; ein kühner Zug über das zugefrorene Haff straft den Feind für einen Vorstoß von Livland aus.

Trefflich hatte sich das neu gegründete stehende Heer bewährt, in dem der Kurfürst sich einen tapferen, zuverlässigen Offiziersstand heranzog; Männer wie die Feldmarschälle Derfflinger und Sparr verdienen allezeit mit Ehren genannt zu werden.

Aber diesmal sollte der große Kurfürst die Früchte seiner Siege nicht ernten; seine Bundesgenossen, die Niederlande und der Kaiser schlossen ohne Rücksicht auf ihn Einzelfrieden mit den Schweden und Franzosen, so daß er sich allein den beiden stärksten Militärmächten der Zeit gegenüber sah und sich zum Nachgeben bequemen mußte: der im Jahre 1679 in St. Germain (in der Nähe von Paris) geschlossene Friede zwang ihn, seine pommerischen Eroberungen bis auf einen kleinen Teil wieder herauszugeben. Zornig soll der enttäuschte Fürst damals ausgerufen haben: „Aus meinen Gebeinen soll mein Rächer erstehen."

Die Politik des großen Mannes griff über die Grenzen Europas hinaus: er gründete im Jahre 1683 in Westafrika an der Küste von Guinea die erste deutsche überseeische Kolonie mit der Feste Friedrichsburg, nachdem er seinem Lande mit Hilfe des holländischen Seemannes Benjamin Raule eine Flotte geschaffen hatte, die zum erstenmal die brandenburgische Flagge, den roten Adler im weißen Felde, auf dem Meere zeigte.

Kurz vorher hatte er in Emden eine mit Vorrechten ausgestattete afrikanische Handelsgesellschaft gegründet und dort auch den Stützpunkt für die junge Seemacht angelegt.

Die nächsten Jahre brachten seinem Lande erwünschten Zuzug: Ludwig XIV. von Frankreich, ganz in das Fahrwasser des strengsten, unduldsamsten Katholizismus geraten, hob am 22. Oktober 1685 das Edikt von Nantes auf, durch das den Reformierten die freie Ausübung ihres Bekenntnisses zugestanden war; nun wurde sie untersagt und die zwangsweise Erziehung der Kinder reformierter Eltern im katholischen Glauben befohlen, indem gleichzeitig den Reformierten die Auswanderung verboten wurde. Trotzdem gelang es einer großen Anzahl von Familien über die Grenze zu kommen, von wo sie sich nach England, den Niederlanden und Brandenburg wandten.

Ludwig XIV. forderte von dem „Markgrafen von Brandenburg", wie er in Paris höhnisch genannt wurde, daß er die Flüchtlinge zurückweise — aber stolz antwortete Friedrich Wilhelm mit dem Edikt von Potsdam vom 29. Oktober 1685 und öffnete gastlich seine Lande den Heimatlosen.

Unendlich reicher Segen ist dadurch über seinen Staat gekommen: denn es war die Blüte des französischen Volkes an Ernst, Charakter, Willen und Tüchtigkeit, die bei ihm Aufnahme suchte, zudem sicherlich überwiegend germanischer Abstammung.

Sie wurden dem immer noch armen Lande die Lehrmeister auf allen Gebieten des Gewerbefleißes, der Künste nnd der höheren Gesittung.

Diese Aufnahme der Hugenotten entsprang nicht den Erwägungen der Klugheit, sondern einem sittlichen Bedürfnis des Kurfürsten, der selbst dem reformierten Glauben anhing. Als einer der ersten Fürsten seiner Zeit gestand er den Andersgläubigen die ungehinderte Ausübung ihrer Bekenntnisse zu und verlangte nur, daß sie sich miteinander vertrügen. Diese echte Duldsamkeit hat wiederum seinem Volke unendlichen Segen gebracht.

Schon vor der Ankunft der Hugenotten hatte er mit allen Mitteln staatlicher Aufsicht und Förderung die Entwicklung der Gewerbe und des Handels erfolgreich gehoben und auch die Einwanderung brauchbarer Menschen in sein Land begünstigt — wiederum eine Quelle der überraschend schnellen Erstarkung seines Staates.

Wie es ihm gelang, auf dem Gebiete des Heerwesens einen zuverlässigen Stamm von Offizieren heranzuziehen, so arbeitete er in der innern Verwaltung an der Schaffung eines zuverlässigen, besoldeten Berufs-Beamtentums, das lediglich den Willen des Fürsten und das Wohl des Staates zu beachten hatte.

Nachdem die Stände in allen Landesteilen niedergezwungen waren, schaltete Friedrich Wilhelm als unumschränkter Herr und machte seinen Staat zum Musterland des „absoluten Regiments".

Nicht im Sinne der Willkür, nicht im Sinne der fürstlichen Laune, sondern im Sinne strengster Pflichterfüllung, so daß der Fürst

sich als der Vater seiner Landesangehörigen fühlte, die jetzt erst recht eigentlich „Untertanen" wurden; bezeichnend für die Auffassung Friedrich Wilhelms von seinem Beruf war die Lehre, die er seinen Söhnen erteilte: „Ihr sollt das Regiment so führen, als wenn es nicht eure Sache wäre, sondern die des Volkes."

Die geistige und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes hat es inzwischen dahin gebracht, daß eine solche Art der Regierung als unerträglich und überwunden betrachtet wird — es ist aber kein Zweifel, daß sie für jene Zeit und jene Zustände es allein vermochte, ein zerrüttetes Land zu heben und Ordnung zu stiften.

Habsburg und Hohenzollern im Gegensatz.

Als der Große Kurfürst zu sterben kam, konnte er auf ein gewaltiges Lebenswerk zurückblicken: der Hohenzollernstaat war eine Macht geworden, die sich, wenn auch zersplittert, von der Memel bis zum Rhein erstreckte und die einen neuen Mittelpunkt der politischen Entwicklung abgeben konnte. Der Hauptsitz der Macht dieses zur Kraft gekommenen Staates lag in den Koloniallanden des Ostens: in den Marken, Preußen, in Pommern, und er mußte seine nächsten Eroberungen und Abrundungen im Osten suchen.

So kommt es, da ja auch das Schwergewicht der habsburgischen Hausmacht nach Osten ging, daß endgültig das politische Leben des deutschen Volkes nach dem Osten verlegt wird und sich dort entscheidet.

Zur deutschen Kolonialmacht des Südens, dem habsburgischen Österreich, war eine solche des Nordens gekommen: der brandenburgisch-preußische Staat der Hohenzollern. Die älteren Staaten des Westens, vor allem die geistlichen, verfielen der Kleinstaaterei und sanken zur Bedeutungslosigkeit herab. Bayern hatte sich unter Maximilian im dreißigjährigen Kriege erschöpft. Sachsen blieb ein Binnenstaat mit beschränktem Gesichtskreis, streng lutherisch, gut verwaltet, aber ohne weitere Ziele; als Friedrich August I. die polnische Krone gewonnen hatte, um derentwillen er zum Katholizismus übergetreten war, erweiterten sich wohl Gesichtskreis und Aufgaben des Staates — aber er vermochte letztere nicht zu lösen und kam dazu, die wirtschaftlichen Kräfte des Landes für den französischem Beispiel nachgeahmten Glanz des Hofes zu verbrauchen und in der Hauptstadt Dresden einen prächtigen Mittelpunkt der Künste zu schaffen. Kein Zweifel, daß damit der Kultur des deutschen Volkes ein großer Dienst erwiesen wurde — aber für seine politische Wiedergeburt schied Sachsen endgültig aus.

Dies war, leicht begreiflich, auch bei den Mittel- und Kleinstaaten in der Mitte und im Norden des Vaterlandes der Fall: sie wurden, wenn es gut ging, anständig verwaltet, ahmten im Leben der Höfe französische Sitten und Gebräuche nach und wurden nach dem französischen Muster des absoluten Regiments beherrscht: die politische Zukunft des gesamt-deutschen Volkes hatte von ihnen wenig zu erwarten; sie mochten ins Gewicht fallen, wenn sie einem der Träger der politischen Zukunft sich anschlossen. Dies galt für Hannover und Braunschweig, für die mecklenburgischen Lande, für Thüringen, Oldenburg und Schleswig-Holstein, wie für das durch wiederholte Teilungen geschwächte Hessen. In den Mittelstaaten des Südens und Westens, in Bayern und Württemberg wurde jede größere Entwicklung durch die furchtbaren Stürme der französischen Raubkriege erstickt.

Es war also nicht anders: neben Österreich war Brandenburg-Preußen allein Träger der politischen Zukunft geworden, neben das katholische Haus Habsburg waren die reformierten Hohenzollern getreten.

Damit kommt eine neue treibende und sammelnde Kraft in die deutsche Politik und es hebt der Gegensatz zwischen beiden Mächten an, der, „Dualismus“ (Zweiheit) genannt, zwei volle Jahrhunderte überdauern und schwere Kämpfe und Opfer fordern sollte.

Aber auch sie wollen wir preisen, denn sie retteten durch das Verdienst Brandenburg-Preußens und seiner ihrer Aufgabe bewußten Herrscher das deutsche Volk davor, dem alleinigen Einfluß Habsburgs zu verfallen.

Daß das alte Erzhaus das Heraufsteigen des nordischen Nebenbuhlers mit Unlust sah und zu hemmen suchte, ist wohl begreiflich. So ergaben sich von vornherein Gegensätze, die erst auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ihren endgültigen Austrag gefunden haben.

Österreich nach 1648.

Wir wissen, daß Österreich seit den Tagen der Babenberger seine Beziehungen zum Reiche loser gestaltet hatte; nach dem dreißigjährigen Kriege ging es seinen eigenen Weg, indem, abgesehen von Schlesien, die Grundsätze für die Glaubensduldung in den Habsburger Landen nicht galten. Dort herrschte unbedingt und unbeschränkt die katholische Kirche. Das geistige Leben der Bevölkerung war dadurch von der sonstigen deutschen Entwicklung scharf getrennt. Wir wissen des weiteren, daß die habsburgische Hausmacht neben den alten deutschen Erblanden auch Tschechen in Böhmen, Madjaren in Ungarn, slawische Stämme aller Art sonst in den östlichen Alpen- und südlichen Donauländern umfaßte.

Die Vielheit der Völker bedingte ein Nebeneinander von Kronländern,

die zur Einheit verbunden wurden nur durch die Person des Herrschers und die katholische Kirche; es war keine nationale Politik in diesem Gebilde möglich, sondern nur eine solche des Herrscherhauses, eine habsburgische.

So kommt es, daß auch politisch Österreich für das deutsche Volk verloren ging, oder nur dann in Betracht kam, wenn der Vorteil Habsburgs es mit dem übrigen Deutschland zusammen führte.

Die Tatsache, daß es so war, wurde dadurch lange verschleiert, daß die Habsburger Jahrhunderte hindurch ununterbrochen dem deutschen Reiche die Kaiser gaben.

Die Vielheit der Völkerschaften verhinderte es auch, daß dies Völker-Gebilde wirklich ein einheitlicher Staat wurde, wie dies bei Brandenburg-Preußen trotz der geographischen Zerrissenheit der Fall war, und sie verhinderte, daß dort ein lebendiges Staatsgefühl sich entwickelte, wie dies für die jüngere deutsche Macht im Norden so bezeichnend und glückverheißend bald vor sich ging.

Dazu kam, daß dies Österreich sich nun vor eine wirklich große Aufgabe gestellt sah, die es nach Osten wies: den Kampf gegen die Türken und die Wiedereroberung Ungarns. Auch dies verstärkte das Herauswachsen aus dem Reiche. Alles in allem: dies streng katholische, geistig abgeschlossene, von einem Völkermischmasch bewohnte Gebilde konnte nicht der Träger der deutschen Zukunft werden, sondern nur ein Gegenstand der Nützlichkeitspolitik des Hauses Habsburg sein.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Kampf gegen die Türken auch eine Aufgabe von allgemein deutscher Bedeutung war. Ehe wir ihn schildern, wollen wir zusammenfassend die Ereignisse betrachten, die von dem Ehrgeiz und der Ländergier Ludwigs XIV. ihren Ausgang nahmen.

Französische Raubkriege unter König Ludwig XIV.

Dieser französische König fand, als er großjährig geworden die Selbstherrschaft übernahm, die Macht des Königtums durch den großen Staatsmann Kardinal Mazarin gewaltig gestärkt und den Reichtum des Landes, wie seine Kriegstüchtigkeit hoch entwickelt.

Ein grenzenloser Ehrgeiz trieb ihn zu einer Eroberungspolitik, die vor keinem Rechtsbruch zurückschreckte, die jahrzehntelange Kämpfe heraufbeschwor, die vor allem den westlichen Teil Deutschlands von neuem verwüstete und die am letzten Ende — es gibt eine geschichtliche Gerechtigkeit — die tiefe Unzufriedenheit des französischen Volkes vorbereitete, die 100 Jahre später in der großen Revolution einen so furchtbaren Ausbruch fand.

Im ersten Kriege (1667—1668), der sich gegen die spanischen Besitzungen in Belgien und Burgund richtete (die bekanntlich aus der Erbschaft Karls V. an die spanischen Könige gefallen waren), verlangte Ludwig XIV. aus erkünstelten angeblichen Rechtsgründen die Herausgabe dieser Lande; sein Feldherr Turenne eroberte Flandern, Prinz Condé die Freigrafschaft Burgund.

Die Freistaaten der Niederlande fühlten sich durch die dadurch in Aussicht gestellte Grenznachbarschaft Frankreichs mit Recht bedroht, und ihr hervorragender Staatsmann Jan de Witt brachte einen Bund aus England, Holland und Schweden zustande, der Ludwig zum Frieden von Aachen zwang: er mußte sich mit dem Erwerb einiger Grenzstädte begnügen.

Der Grimm des enttäuschten Königs richtete sich nun vor allem gegen Holland, dem er seinen geringen Erfolg zuschrieb; er bereitete den Krieg gegen dieses sorgsam vor und eröffnete ihn 1672 mit einem gewaltigen Heere von über 100000 Mann.

Der große Kurfürst, der noch rechtzeitig erkannte, welche Gefahr die Eroberung Hollands durch Frankreich für ganz Nordeuropa in sich schloß, schlug sich nach anfänglichem Schwanken auf die Seite der Holländer, während England, Schweden und ein Teil der Reichsfürsten (vor allem Köln und Münster) Frankreichs Partei ergriffen.

In dem bedrohten Holland wurde Wilhelm III. von Oranien an die Spitze des Staates gestellt, ein genialer Fürst, gleich groß als Staatsmann wie als Feldherr, nachmals als König auf den englischen Thron berufen (1688); von nun an ist er die Seele des Widerstandes gegen Ludwig XIV.

Obwohl sonach der Krieg sich ursprünglich nur gegen Holland richtete, dehnte er sich bald auf ganz Mitteleuropa aus, da auch der Kaiser, das Reich und Spanien sich bewogen sahen, auf Hollands Seite zu treten, um die französischen Anmaßungen zu bekämpfen.

So kam es, daß auch Westfalen, das Elsaß, die Reichslande, den Kriegsschauplatz abgeben mußten, auf dem mit wechselndem Glück gekämpft wurde.

In diesen Krieg fällt die Schlacht bei Fehrbellin (1675); der große Kurfürst, der damals am Rhein im Felde stand, wurde durch einen Einfall der mit Frankreich verbündeten Schweden nach Hause gerufen und vernichtete den Feind durch seinen glänzenden Sieg.

Nach drei weiteren wechselvollen Kriegsjahren kam es zum Frieden von Nymwegen (1678): Frankreich gewinnt von Spanien die Freigrafschaft Burgund und einige Grenzstädte des belgischen Gebiets (z. B. Cambrai), vom Kaiser aus den vorderösterreichischen Besitzungen

Freiburg im Breisgau; dagegen wird das gleichfalls besetzt gewesene Herzogtum Lothringen, wenn auch unter Frankreich eingeräumten Vorrechten, wiederhergestellt und das tapfere Holland ganz ohne Schaden gelassen.

Im Jahre darauf mußte sich, wie wir wissen, auch der große Kurfürst, der den Kampf fortgesetzt hatte, zum Frieden von St. Germain bequemen (1679).

Es folgten zehn Jahre eines scheinbaren, faulen Friedens. In dieser Zeitspanne setzte Ludwig XIV. seiner Anmaßung die Krone auf! Übermütig gemacht durch die Zerrissenheit des Reichs und die Schwäche der westlichen Reichsfürsten raubte er mitten im Frieden unter der frechen Vorspiegelung von Recht und Urteil ein Stück Reichsboden nach dem andern.

Dabei ging er folgendermaßen vor: er setzte Gerichtshöfe ein, die untersuchen mußten, welche Landstriche mit den ihm in den letzten Friedensschlüssen abgetretenen Gebieten jemals im Lehnsverhältnis gestanden hatten, und behauptete, daß das, was für letztere gälte, auch für die angeblichen Lehnsgebiete Recht sei: auf diese Weise sollte der Anspruch Frankreichs auf jene angeblichen Lehnsgebiete begründet werden.

Man kann sich denken, daß die eigens zu solchem Zwecke eingesetzten Gerichte (sog. „Reunions-Kammern" von réunir = vereinigen) nach den Absichten des Königs verfuhren; die „Urteile" dieser Schein-Gerichtshöfe wurden sofort von französischen Truppen vollstreckt.

So wurde am 30. September 1681 die Perle des Elsasses, die alte freie Reichsstadt Straßburg unter verräterischem Mitwissen des Bischofs Egon von Fürstenberg in Besitz genommen, nachdem vorher die württembergische Grafschaft Mömpelgard, Luxemburg und die Gebiete der Pfalzgrafen von Zweibrücken, Veldenz und Lützelstein einverleibt waren; es folgte die Einnahme von Trier 1684 und die Besitzergreifung wichtiger Plätze an der Grenze des spanischen Belgiens.

Das alles geschah im Frieden!

Und das alles duldete das deutsche Reich, duldete der Kaiser! So tief war dies Land der Karolinger, der Ottonen, der Hohenstaufen gesunken, das einst der Welt die Gesetze vorgeschrieben hatte.

Kein Schwertstreich geschah, um das geraubte deutsche Land wiederzugewinnen oder um den frechen Räuber, den „Sonnenkönig", zu strafen; der Reichstag zu Regensburg begnügte sich mit papiernen Rechtsverwahrungen und gestand sogar in einem 1684 noch abgeschlossenen Waffenstillstand Ludwig XIV. alle bis zum 1. August 1681 in Besitz genommenen Städte und Gebiete, daneben aber auch das wichtige Straßburg zu, das von nun an fast durch zwei Jahrhunderte das Ausfalltor wurde,

durch das die jetzt zum „Erbfeind“ gewordenen Franzosen ihre Waffen gegen das deutsche Volk kehren konnten.

Bald bot sich die Gelegenheit dazu!

Obwohl eben erst für 20 Jahre Waffenstillstand verabredet war, begann gerade 4 Jahre nach diesem Vertrage Ludwig XIV. von neuem Krieg, indem er nach dem Tode des Kurfürsten Karl von der Pfalz, dessen Schwester Elisabeth Charlotte (Liselotte) mit seinem Bruder Herzog Philipp von Orleans verheiratet war, im Namen dieses seines Bruders Anspruch auf einen großen Teil der Pfalz erhob, während nach deutschem (sog. „salischem“) Erbrecht das ganze Land an die pfälzische Linie Neuburg gefallen war.

Der sog. pfälzische Erbfolgekrieg (1688—1697) hebt an und bringt von neuem weite Gebiete unseres Vaterlandes an den Rand des Abgrundes.

Fast ganz Europa schließt sich gegen den Friedensstörer zusammen: der Kaiser und der größere Teil der deutschen Fürsten, Schweden und Spanien, Holland, England und Savoyen. Nach dem Einmarsche in die Pfalz und die benachbarten Gebiete verwüsteten die französischen Heere unter General Mélac das Land in der schändlichsten, in der Kriegsgeschichte unerhörten Weise, um durch die Verwüstung einen unbewohnbaren Streifen zum Schutze Frankreichs zu schaffen. Damals wurde die alte Kaiserstadt Speier zerstört und Worms wie Mannheim eingeäschert; die kurfürstliche Hauptstadt Heidelberg wurde vernichtet und mit ihr Hunderte von kleineren Orten verwüstet.

So hatte die Kriegsfurie selbst in den entartetsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges nicht gehaust!

Ein eindrucksvolles Denkmal von jener Zeiten Schande, von der Verruchtheit der französischen Kriegsführung ist die Ruine des Heidelberger Schlosses — das einst der herrlichste Fürstensitz war, damals mit allen Mitteln der damaligen Technik zerstört wurde und das heute in der romantischen Schönheit des Zerfalls den Deutschen die Lehre eindringlich vorspricht: einig und wehrhaft zu bleiben.

Durch neun lange Jahre zog sich der Krieg hin, Siege und Niederlagen der Streitenden wechselten ab, aber das Endergebnis war: Ludwig XIV. konnte die Verbündeten nicht überwinden.

Am 30. Oktober 1697 wurde zu Ryswyk (in der Nähe des Haags) der Friede geschlossen, durch den Straßburg mit zehn elsässischen Reichsstädten endgültig Frankreich überlassen wurden; alle andern besetzten Gebiete mußte es ausliefern. Insbesondere mußte der Breisgau wieder an den Kaiser und Luxemburg wieder an Spanien herausgegeben werden.

während das Herzogtum Lothringen von der französischen Oberherrschaft wieder frei kam.

Ohne Zweifel: ein ungeheurer Mißerfolg für Ludwig XIV., der alle Kräfte Frankreichs aufs äußerste angespannt hatte und doch als der eigentliche Besiegte aus dem Kampfe hervorging.

Der schwerste Schlag, der dem deutschen Ehrgefühl zugefügt wurde, war, daß Straßburg französisch blieb.

Der Kampf gegen die Türken.

Von der Westgrenze des Reichs wollen wir jetzt den Blick nach Südosten lenken und die Kämpfe gegen die Türken ins Auge fassen.

Nachdem am 29. Mai 1453 Konstantinopel, die Hauptstadt des oströmischen Reichs in die Hände des Sultans Mohammed II. gefallen war und damit dies Reich sein Ende gefunden hatte, war die Ausdehnung der türkischen Herrschaft im europäischen Südosten fast unaufhaltsam fortgeführt worden.

So wurden Bosnien und die Walachei, wie Albanien unterworfen (um 1465); im Jahre 1521 eroberte Soliman die wichtige Grenzfestung Belgrad; im Jahre 1526 unternimmt derselbe Sultan einen großen Einfall in Ungarn und besiegt König Ludwig II. in der Schlacht von Mohacs; er kam auf seinen Kriegszügen damals, wie wir wissen, bis vor Wien, das er vergeblich belagerte (1529). Unter ihm erreichte die türkische Macht in Europa ihren Höhepunkt; der Verfall begann fast unmittelbar nach seinem Tode (1566).

Wir wissen, daß Habsburg durch Heirat in Ungarn auf den Königsthron gekommen war, aber weder Ferdinand I., noch seine nächsten Nachfolger hatten die Herrschaft im größern Umfang ausüben können.

Die Zeit der Glaubensgegensätze im Reiche und die damit verbundenen Kriege verhinderten Habsburg an größerer Machtentfaltung nach dieser Richtung; auch erschwerte der unbotmäßige Adel (die Magnaten), die oft in verräterischen Beziehungen zu den Türken standen, größere Erfolge.

Wie in den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I. die Türken und der abtrünnige madjarische Adel Bundesgenossen der Franzosen gewesen waren, so geschah es auch in den Zeiten Ludwigs XIV.

So war seit dem Jahre 1677 unter Fürst Michael Apafi von Siebenbürgen und Graf Emmerich Tököly ein Aufstand ausgebrochen, der in nächsten Beziehungen zur Türkei und zu Frankreich stand.

Kaiser Leopold I. (1658—1705), der seinem Vater Ferdinand III. auch als König von Ungarn gefolgt war, versuchte umsonst die Aufständischen durch Zugeständnisse zu versöhnen; es kam zu einem offenen

Bündnis zwischen den Türken und dem madjarischen Adel, das Sultan Mohammed IV. in den Stand setzte, noch einmal einen gewaltigen Vorstoß gegen Österreich, und damit gegen das christliche Europa zu unternehmen.

In Massen wälzten sich die türkischen Heere über die Grenze; ihr Führer Kara Mustafa trieb das kaiserliche Heer unter Herzog Karl von Lothringen aus der Tiefebene zwischen Donau und Drau zurück, und erreichte, ohne ernstlichem Widerstand zu begegnen, am 14. Juli 1683 Wien.

Habsburg war schwer bedroht; mit seinem Schicksal war diesmal das des deutschen Volkes, ja das des christlichen Abendlandes verknüpft.

In dieser Erkenntnis boten dem Kaiser, dem Herrn der zunächst bedrohten Lande, nicht nur die wichtigsten Reichsfürsten wie Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Max Emanuel von Bayern, Johann Georg von Sachsen ihre Hilfe an, sondern auch der König Johann Sobieski von Polen trat ihm als Bundesgenosse bei.

Bis die Heere der Bundesgenossen zur Stelle waren, mußte Wien allein dem Angriffe der Türken standhalten, die die Kaiserstadt von allen Seiten eng umschlossen hielten. Acht Wochen währte die Belagerung: mit heldenmütiger Tapferkeit wurde die Stadt vom Grafen Rüdiger von Stahremberg verteidigt. Endlich nahten die Entsatzheere: 60000 Mann kaiserliche und Reichstruppen unter Herzog Karl von Lothringen, 26000 Polen unter ihrem König Johann Sobieski selbst. Am 12. September kam es am Kahlenberge zur gewaltigen Entscheidungsschlacht, in der die Türken dem wuchtigen Ansturm der christlichen Heere erlagen und vernichtend geschlagen wurden.

Wien war befreit, gerettet — der türkische Vorstoß ins Herz Europas zurückgewiesen: das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Schlacht vom Kahlenberg, die der türkischen Macht einen nicht mehr verwundenen Schlag versetzte.

Der Kaiser begnügte sich nicht mit der Abwehr, er trug seine siegreichen Waffen nach Ungarn; im März 1684 schloß er ein Bündnis mit Polen, dem Papste und dem Freistaate Venedig, worauf der Krieg kraftvoll zu Wasser und zu Lande fortgeführt wurde. Bedeutende Feldherrn, wie Herzog Karl von Lothringen und Markgraf Ludwig von Baden, besonders aber der große Prinz Eugen von Savoyen hefteten den Sieg an die kaiserlichen Fahnen: 1685 wurde die wichtige Festung Neuhäusel genommen; 1686 fiel Ofen vor dem Ansturm der Kaiserlichen und Brandenburger; 1687 siegte der Herzog von Lothringen bei Mohacs; 1688 erstürmte Max Emanuel von Bayern Belgrad; 1691 siegte Ludwig von Baden bei Slankamen, 1697 Prinz Eugen bei Zenta. Gereinigt war ganz Ungarn fast von dem Feinde, der aufrührerische Adel war gedemütigt.

Im Jahre 1699 wurde der Friede von **Karlowitz** geschlossen, der mit Ausnahme des Komitats von Temeswar ganz Ungarn und Siebenbürgen unter die Herrschaft des Kaisers brachte; schon vorher hatte unter dem Eindruck der ununterbrochenen Siege der ungarische Reichstag von Preßburg im Jahre 1687 dem Hause Habsburg die Krone erblich übertragen, wogegen der Kaiser dem Lande das Recht selbständiger Verwaltung und Duldung des reformierten Glaubens zugestand.

Einen gewaltigen Erfolg hatte Leopold mit Hilfe der Reichsfürsten und seiner fremden Bundesgenossen erkämpft: die Kraft der Osmanen war gebrochen, Ungarn und Siebenbürgen dauernd gewonnen.

In Verbindung mit den großen Waffentaten aller deutschen Stämme auf ungarischem Boden steht die starke Besiedlung vor allem südungarischer Landstriche mit Deutschen, von der wir später im Zusammenhang berichten werden.

Hier sei nur festgestellt, **daß damals jene Siedler dem Lande Sicherheit, Gesittung und Ordnung brachten und daß sie willkommen waren**; heute ist das längst vergessen und sie werden von dem überspannten Madjarentum als Eindringlinge und Friedensstörer betrachtet und mit allen Mitteln zu unterdrücken versucht.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Das Reich sollte nicht zum Frieden kommen; kaum hatte der Vertrag von Ryswyk (1697) den Krieg mit Frankreich im Westen und der von Karlowitz (1699) den im Osten beendigt, als die Frage der spanischen Erbschaft von neuem einen Kampf entfachte, der durch 13 Jahre wütete und zum großen Teil auf deutschem Boden geführt wurde (1701—1714). Es handelte sich dabei um folgendes:

Die spanische Linie des Hauses Habsburg starb im Mannesstamme mit König Karl II. im Jahre 1700 aus; als Erben des ungeheuren Reiches kamen in Betracht: der zweite Sohn Kaiser Leopolds, Erzherzog Karl (nachmals Kaiser Karl VI.) und ein Enkel Ludwigs XIV., Herzog Philipp von Anjou. Beide Anwärter erstrebten die ganze Erbschaft; eine Verständigung war nicht möglich, und der Enkel Ludwigs XIV. rückte in Spanien ein, von dessen Thron er als Philipp V. Besitz ergriff, während gleichzeitig französische Truppen die europäischen Nebenlande der spanischen Krone: Belgien, Mailand und Neapel besetzten.

Nun war es klar: das Wohl aller übrigen Staaten verlangte es, daß keiner der beiden Anwärter das ganze Erbe erhalte, das mit Frankreich oder mit Österreich vereinigt eine erdrückende Übermacht des Alleinerben erzeugen mußte. Deshalb ging die Politik der unbeteiligten Mächte

auf eine Teilung des Erbes: an ihre Spitze stellt sich Wilhelm III. von Oranien, der inzwischen König von England geworden war, und bringt eine „große Allianz" zu stande, in der England, Holland, Portugal und der größte Teil der Reichsfürsten, vor allem Brandenburg, auf die Seite des Kaisers traten, während Ludwig XIV. nur die Kurfürsten von Bayern und Köln, wie die Herzöge von Savoyen und Mantua als Bundesgenossen findet.

Neben Westdeutschland, das gewohnt war den Kriegsschauplatz abzugeben, wurde in den Niederlanden, in Italien und in Spanien gekämpft; in den ersten Jahren schwankt das Kriegsglück, doch verschafft die überlegene Kriegskunst des genialen kaiserlichen Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen und des großen englischen Heerführers Herzogs von Marlborough der „Allianz" das Übergewicht; hier seien nur die denkwürdigen Siege von Höchstädt und Blindheim (1704), Turin (1706), Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709) erwähnt.

Frankreich schien am Rande seiner Kräfte und Ludwig XIV. so gedemütigt, daß er zum Frieden bereit war.

Da trat für ihn ein doppelter Glücksfall ein: Kaiser Josef I., der seinem Vater Leopold I. während des Krieges im Jahre 1705 gefolgt war, starb plötzlich ohne Kinder im Jahre 1711 und hinterließ seinen Bruder Karl als Erben, eben den Anwärter auf das spanische Erbe; daneben war in England das Whig (liberale) -Ministerium gestürzt worden und eine Tory (konservative) -Regierung ans Ruder gekommen, die den siegreichen Herzog von Marlborough abrief und Friedensverhandlungen anknüpfte.

Der Tod Kaiser Josefs rückte die Gefahr nahe, daß sein Bruder, der ihm als Kaiser Karl VI. folgte (1711—1740) dasselbe Übergewicht erlangen könne durch den Erwerb der spanischen Erbschaft, wie dies bei Frankreich gefürchtet worden war; deshalb änderte sich die Haltung der verbündeten Mächte, die darauf hin arbeiten mußten, daß auch die Macht des Hauses Habsburg nicht erdrückend werde.

Diese Erwägungen führten zu den Friedensverhandlungen zu Utrecht (1712—13), durch die Ludwig XIV. vor der völligen Niederlage gerettet wurde; Kaiser Karl führte den Krieg weiter, jedoch mit Nachteil; da der französische Marschall Villars Landau und Freiburg eroberte, so bequemte auch er sich zum Nachgeben und schloß zu Rastatt Frieden, dem die Reichsfürsten im Vertrag zu Baden (Schweiz) beitraten (1714).

Das Gesamtergebnis des gewaltigen Völkerkampfes, wie es in den Verträgen von Utrecht, Rastatt und Baden niedergelegt wurde, ist folgendes:

Kaiser Karl erhält von der spanischen Erbschaft Belgien, Mailand

und Neapel; Ludwigs Enkel wird als Philipp V. anerkannt und bekommt außer dem Königreich Spanien die überseeischen Besitzungen in Amerika, Afrika und Ostindien.

England erwirbt in Amerika Neufundland und Neuschottland, sowie die Länder um die Hudsonbai, und behält die während des Krieges besetzte Feste Gibraltar und die Insel Minorka: es stärkt mit erstern seine Stellung in Nordamerika erheblich, und faßt mit letzteren festen Fuß an entscheidenden Stellen des Mittelmeeres.

Frankreich bleibt im Besitze des Elsasses und behält auch die Festung Landau in der Pfalz, hat aber seine Vormachtstellung in Mittel-, West- und Süd-Europa eingebüßt.

Brandenburg-Preußen, seit dem 18. Januar 1701 vom Kaiser zum Königreich erhoben, wird von den anderen Mächten als solches anerkannt und empfängt die Grafschaften Neuenburg (Neuchâtel) in der Schweiz und Obergeldern (an der Maas).

Der nordische Krieg.

Gleichzeitig mit dem spanischen Erbfolgekrieg und länger dauernd als er (1700—1721) tobte der nordische Krieg, an dem von den deutschen Staaten Preußen und Sachsen beteiligt waren; im Vordergrunde der Kämpfenden standen König Karl XII. von Schweden auf der einen und Zar Peter der Große von Rußland im Bunde mit Dänemark und König August II. von Polen auf der anderen Seite.

In der großen Hauptsache drehte es sich darum, daß Rußland, das noch ein reiner Binnenstaat war, um sich entwickeln zu können, den Weg ans Meer, zunächst an die Ostsee, gewinnen mußte; nun waren damals die heutigen Ostseeprovinzen Esthland, Livland, Ingermanland und Finnland schwedischer Besitz: dadurch war die Notwendigkeit eines russisch-schwedischen Zusammenstoßes gegeben. Auf beiden Seiten waren die Vorkämpfer hervorragende Männer: auf der schwedischen der geniale Querkopf Karl XII., ein glänzender, kühner Feldherr — aber ohne Maß, starrköpfig, tollkühn; auf der russischen der geniale Barbar Peter der Große, der wüste Begründer der sog. russischen Kultur, ein Mann von eisernem Willen und unbesiegbarer Tatkraft, bildungshungrig und lernbegierig, dabei unendlich roh und leidenschaftlich. Alles in allem: Karl XII. ein glänzender Abenteurer auf dem Throne, Peter der gewalttätige Schöpfer des neuzeitlichen Rußland.

Dem Charakter dieser Männer entsprechend war die Kriegsführung.

In den ersten Jahren erfocht Karl XII. glänzende Siege und warf die Bundesgenossen Rußlands nieder: Dänemark und Polen-Sachsen. Die Schlachten von Narwa (1700), Klissow (1702), Pultusk (1703),

Punitz (1704) und Fraustadt (1706) zeigen ihn auf der Höhe seiner Fähigkeiten und seines Ruhmes; er zwingt Dänemark und Polen-Sachsen zum Frieden, ja August II. muß im Vertrag von Altranstädt (1706) auf die polnische Krone verzichten.

Alle seine Erfolge setzte der Schwedenkönig aufs Spiel durch einen törichten Zug nach der Ukraine (Kleinrußland); dort kommt es am 8. Juli 1709 vor Pultawa zur Schlacht, die, von Karl tollkühn trotz der russischen Übermacht und trotz der Überanstrengung seiner eigenen Truppen angenommen, mit einer vernichtenden Niederlage der Schweden endete.

Der Schwedenkönig entkam nach der Türkei und versuchte von dort in abenteuerlichen Machenschaften, die manchmal an seinem Verstande zweifeln ließen, den Widerstand zu leiten.

Noch zwölf Jahre zieht sich der Krieg hin, in den Preußen als Bundesgenosse Rußlands eingreift, um Vorpommern zu gewinnen (1713). Im Jahre 1714 kehrt Karl nach einem tollen Ritt durch Ungarn und Deutschland in die Heimat zurück und setzt selbst den Krieg fort; bei der Belagerung von Frederikshall (1718) stirbt er, von einer Kugel tödlich getroffen, bis zum letzten Augenblick erfüllt von dem Gedanken, bis zum endgültigen Siege zu kämpfen. Er ist eine der auffallendsten Gestalten der Weltgeschichte; sein Schicksal erzwingt Teilnahme, wenn auch der prüfende Verstand sagt, daß er durch Tollkühnheit, Starrsinn und Überspannung seiner Ziele, wie der Kraft seines Volkes, dessen Sturz herbeigeführt hat. Denn das war das Endergebnis des Krieges, der durch eine Reihe von Einzelverträgen mit den einzelnen Gegnern Schwedens zum Abschluß kam: am wichtigsten ist der 1720 mit Preußen geschlossene Vertrag, durch den Preußen Vorpommern mit Stettin und den Inseln Usedom und Wollin erhält, sowie der mit Peter dem Großen 1721 zu Nystadt zustandegekommene, der Rußland außer dem an Schweden zurückfallenden Finnland und dem Polen zugeteilten Kurland sämtliche Ostseeprovinzen ausliefert. Weltgeschichtliche Folgen des nordischen Krieges waren: Schweden wird aus seiner auf die Dauer doch nicht haltbaren Vormachtstellung im Osten und Norden Europas, die Gustav Adolf begründet hatte, endgültig herausgeworfen, während Rußland sein Erbe antritt und, durch Peters des Großen Genie zur Großmacht erhoben, den Eintritt in die europäische Politik erzwingt.

Schweden wird bis auf Rügen, Wismar und einen kleinen Rest Vorpommerns (nördlich der Peene) von deutschem Boden vertrieben, die Mündung der Oder wird preußisch, die der Weser und Elbe hannöverisch, da während des Krieges Hannover die Gebiete der ehemaligen Bistümer Verden und Bremen durch Kauf an sich gebracht hatte.

Zusammengenommen mit den Folgen des spanischen

Erbfolgekrieges ergab sich eine gewaltige Umwälzung in der Welt der großen Politik: neben der Schwächung Schwedens und dem Anwachsen Rußlands die Zerschlagung der spanischen Macht, die Abwendung des französischen Übergewichts und die Stärkung Habsburg-Österreichs durch den Zuwachs aus der spanischen Erbschaft, wie Hohenzollern-Preußens durch die eben erwähnten Erwerbungen. Von allergrößter Bedeutung war, daß gleichzeitig Englands Macht gewaltig gesteigert war und daß es, über Spaniens, Hollands und Frankreichs Kolonialmacht hinauswachsend, sich anschickte, die größte Kolonialmacht der Erde zu werden; seine Staatskunst hatte es während der fortgesetzten Kriege auf dem Festlande gelernt, andere für sich kämpfen zu lassen — vor allem aber, während das Festland und hauptsächlich unser unseliges Vaterland von Kriegsstürmen durchtobt war, während kein Feind den englischen Boden betrat, über See ein Reich von unermeßlichem Reichtum zu gründen. Wir werden sehen, daß diese Lehren der politischen Selbstsucht die englischen Staatsmänner nicht vergaßen und daß sie mit unbedenklicher Kaltblütigkeit, wie mit größtem Geschick von nun an bis heute darnach verfuhren.

Festhalten müssen wir vor allem: Rußland und England sind fast zur selben Zeit eingetreten in die europäische Festlandspolitik — und wieder vor allem hatte das deutsche Volk zu erproben, was das heißen wollte.

Der Krieg um die polnische Thronfolge.

Bevor wir uns, was nötig ist, mit der weiteren Entwicklung der beiden deutschen Vormächte Österreich und Brandenburg-Preußen beschäftigen, soll noch der sog. polnische Thronfolgekrieg (1733 bis 1735) in Kürze geschildert werden. Auch er zog Deutschland in Mitleidenschaft, wenn auch hauptsächlich Italien den Kriegsschauplatz abgeben mußte.

Der Anlaß war der, daß nach dem Tode König Augusts II. von Polen, der wie wir wissen auch Kurfürst von Sachsen war, der polnische Reichstag fast einstimmig den Grafen Stanislaus Leszczinski auf den Thron erhob, während Österreich und Rußland den Sohn des letzten Königs, Friedrich August III. begünstigten; die über den Rahmen Osteuropas hinausgehenden Verwicklungen ergaben sich dadurch, daß Stanislaus Leszczinski der Schwiegervater Ludwigs XV. war, sodaß Frankreich, der alte Störenfried, wieder auf dem Plan erschien; auf seine Seite traten Spanien und Sardinien.

Kaiser Karl kämpfte unglücklich und verlor seine italienischen Be-

sitzungen Neapel und Sizilien; er mußte im Frieden von Wien 1738 diese Länder an Frankreich abtreten, das dort einen jüngeren Prinzen des königlichen Hauses als selbständigen König einsetzte; dagegen verzichtete Stanislaus Lesczinski auf den polnischen Thron, der Friedrich August III. gelassen wurde, und erhielt als Entschädigung das Herzogtum Lothringen mit der Abrede, daß dies Land nach seinem Tode der Krone Frankreichs zufallen sollte; in demselben Friedensvertrag erkennt Frankreich die von Karl VI. für die Erbfolge in Österreich verordnete sog. „Pragmatische Sanktion" an, von der wir sogleich sprechen werden.

Die Pragmatische Sanktion.

Karl VI. hatte keine Söhne — sein ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, die Thronfolge seiner Tochter Maria Theresia zu sichern: diesem Ziele ordnete er seine ganze Politik unter.

Am 19. April 1713 hatte er in der „Pragmatischen Sanktion" die Einheit und Unteilbarkeit des Reichs der Habsburger festgesetzt; das ganze Reich sollte seiner Tochter Maria Theresia zufallen. Auf diese Weise wurde wohl äußerlich eine haltende Klammer um alle die weit auseinander liegenden Gebietsteile, alle die verschiedenen Völker und Stämme gezogen — daran dachte er nicht, sie nach einheitlichem Plane zu regieren, eine geordnete Verwaltung zu schaffen: wirklich einen innerlich einheitlichen Staat zu begründen. Die aus der spanischen Erbschaft erworbenen Länder: Belgien, Mailand und Neapel schrieen förmlich nach Besserungen, so verrottet und verwahrlost waren sie unter spanischer Herrschaft. Aber nichts dergleichen geschah: man ließ alles beim Alten, vor allem bei dem übermächtigen Einfluß der katholischen Geistlichkeit.

Auch in den alten österreichischen Erblanden wurde nach dem alten Muster fortgewirtschaftet, sodaß auch hier von einem wirklichen Zusammenwachsen der Teile zu einem Ganzen nicht gesprochen werden konnte.

Prinz Eugen von Savoyen, nicht nur ein Feldherr ersten Ranges, sondern auch ein staatsmännischer Kopf, hatte es ausgesprochen, daß die Lebensaufgabe des Staates nach der Säuberung Ungarns von den Türken darin zu erblicken sei, daß das ganze Donaugebiet bis zum schwarzen Meere unterworfen werden müsse. In der Tat ein großer und kühner Gedanke. Die Durchführung schien dem tapferen Prinzen nicht schwer — aber sein Kaiser hatte nähere Sorgen und war nicht dafür zu haben.

Denkt man sich aus, daß Prinz Eugens Absichten durchgeführt worden wären und daß in den eroberten Ländern eine zielbewußte Eindeutschungs-

arbeit betätigt worden wäre — wie anders wäre die Stellung unseres Volkes nach Osten und Südosten heute gesichert.

Dorthin mußte Karl dennoch die Waffen kehren, als die Türkei im Jahre 1715 das verbündete Venedig angriff; Prinz Eugen erhält den Oberbefehl und besiegt die Türken in den glänzenden Schlachten von Peterwardein (1716) und Belgrad (1717); die letztgenannte Feste wurde erobert, nachdem schon vorher das wichtige Temeswar genommen war.

Am 21. Juli 1718 wurde in Passarowitz Friede geschlossen, in dem die Türkei an den Kaiser das Banat, die sog. kleine Wallachei und die nordöstlichen Gebiete Serbiens abtrat.

Aber gleichzeitig mit den Mißerfolgen im polnischen Erbfolgekriege verlor Karl VI. auch einen Feldzug gegen die Türken (1736—1739). Er behielt im Belgrader Vertrag von den glorreichen Eroberungen des Prinzen Eugen nur das Banat.

Am 20. Oktober 1740 starb der Kaiser, der wohl ein guter Vater, aber kein guter Herrscher gewesen war; sein Name ist verknüpft mit dem unrühmlichen Ausgange des Türkenkrieges und mit dem Verluste Lothringens, das nach dem Tode des Scheinkönigs Stanislaus Lesczinski ganz an Frankreich fallen sollte und natürlich schon jetzt völlig seinem Einfluß unterlag.

Kabinetts-Politik.

Gerade die für die heutige Anschauung unbegreifliche Tatsache, daß den Polen wider ihren Willen der sächsische Kurfürst Friedrich August III. von Österreich und Rußland als König aufgezwungen und daß der erwählte Polenkönig Stanislaus Lesczinski mit dem zum Reiche gehörigen fernen Lothringen entschädigt werden konnte, bietet Gelegenheit, auf die politische Denkungsart und Übung jener Zeit einen Blick zu werfen.

Wir wissen, daß eine der wichtigsten Folgen des dreißigjährigen Krieges das Heraufkommen des sog. „absoluten Regiments" der Fürsten gewesen war: der Fürst war unumschränkter, von keinem Gesetz behinderter Herrscher, der über Land und Leute, Leben und Tod, Krieg und Frieden, Staatsmittel und Privatvermögen nach Gutdünken verfügen konnte. Ein Schritt weiter, und es kam die Anschauung auf, daß das Land und seine Bewohner, daß der Staat Eigentum, gewissermaßen Hausgut der Fürsten sei, über das sie schalten und walten konnten, wie heute etwa der Eigentümer über Haus und Hof. Die „Untertanen", die Bewohner des Landes wurden nicht viel anders betrachtet, wie als lebendes Zubehör des Landes; sie teilten das Schicksal der Verfügung des Fürsten über das Land selbst, ohne daß sie gefragt wurden.

In der letzten Folgerung führte diese Staatsauffassung dazu, daß abgesehen von den Freistaaten der Niederlande und dem parlamentarisch regierten England, die europäischen Länder von einer kleinen Zahl von Fürsten beherrscht wurden, die mit ihnen verfuhren, wie ein Privatmann mit seinem Vermögen.

Wir haben von den großen „Erbfolgekriegen" gehört: die Erbauseinandersetzung zwischen den einzelnen fürstlichen Erbanwärtern gab Veranlassung zu blutigsten Kämpfen, ohne daß das zu erbende Land oder die Völker der Erbanwärter ein Wort dabei zu sagen hatten. Der Erbstreit wurde in der Form von Kriegen geführt.

Lediglich der Vorteil des Fürsten bestimmte die äußere Politik seines Staates — der des Volkes kam nicht in Frage.

Man bezeichnet diese Art der Staats-Leitung als Kabinetts-Politik, weil die „Kabinette" der Fürsten die Hausmacht und Familienanliegen ihrer Herren vertraten, und die Kämpfe, die sie über Europa, vor allem das in seinem Herzen sitzende deutsche Volk heraufbeschworen, als „Kabinettskriege": sie brachte es fertig, mit Ländern und Völkern zu schachern, heute zu vertauschen, was gestern erworben wurde, sie brachte es fertig, den Polen einen deutschen Fürsten aufzuzwingen und einem polnischen Adeligen das Reichsland Lothringen zu schenken.

Überall da, wo diese Staatsauffassung rücksichtslos mit all ihren Härten durchgeführt wurde, mußte ein Zwiespalt zwischen Volk und Herrscherhaus entstehen — dort aber, wo die tatsächliche Ausübung sich unter das Gewissen und das Pflichtgefühl des Fürsten gestellt hatte, konnte ein inniges Zusammenwachsen von Fürst und Volk erwartet werden.

Wir wissen, wie der große Kurfürst nach dieser Richtung ein Vorbild seiner Zeit war, und wollen sehen, wie nach seinem Tode die Entwicklung in seinem Staate weiter gegangen ist.

König Friedrich I. von Preußen.

Sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III. (1688—1713) stand dem großen Vater in jeder Beziehung nach: war dieser ein staatsmännischer, auf das Wirkliche, Dauernde gerichteter Kopf, so begnügte der Sohn sich mit dem Scheine, den sein unklares Denken für das Sein ansah. Dieser wesentliche Unterschied der Fähigkeiten beider Männer prägt sich in ihrer Führung der Staatsgeschäfte aus.

Von dem Ruhme und den Erwerbungen des Vaters zehrend, suchte Friedrich III. seine äußere Stellung und die seines Hofes zu heben: sein Ziel war, vom bescheidenen Markgrafen zum König erhoben zu werden.

Da er dies nur durch das Wohlwollen des Kaisers erreichen konnte, verzichtete er auf eine eigene, selbständige Politik und begab sich ganz ins österreichische Fahrwasser.

Sein Bestreben, das äußere Ansehen seines Hofes zu heben — wobei er die Bedeutung des Hofes mit der des Staates verwechselte — führte ihn zu einer prunkvollen Hofhaltung, der die bescheidenen Hilfsquellen des sich wirtschaftlich erst erholenden Landes auf die Dauer nicht gewachsen waren: er ahmte den Pomp der französischen Könige nach, französische Sitten und Gewohnheiten, französische Sprache hielten ihren Einzug.

An der Spitze der Staatsgeschäfte stand der Minister von Danckelmann, ein hervorragender Mann von bewährter Treue und bleibenden Verdiensten um den Staat und das Haus Hohenzollern, vom großen Kurfürsten anerkannt und geschätzt. Der suchte das Hineintreiben in eine unsachliche, aufs Äußerliche gehende Politik und die Verschleuderung der Staatsmittel, wie die Abhängigkeit von Habsburg nach Möglichkeit zu verhindern und zog sich dadurch die Ungnade seines Fürsten zu: schnöde Entlassung war der Lohn für seine aufopfernde, verdienstvolle Lebensarbeit.

Der Kurfürst erreichte das Ziel seines Ehrgeizes, indem er mit Zustimmung des Kaisers am 18. Januar 1701 die Königswürde annahm und sich im Dom zu Königsberg selbst die Königskrone aufs Haupt setzte.

Als er starb, hinterließ er den Staat mit Schulden belastet, das Heer in seiner Stärke herabgesetzt und nicht schlagfertig: alles in allem, trotz des gewachsenen äußeren Glanzes war das Werk des großen Kurfürsten nicht nur nicht ausgebaut worden, sondern es zeigte bedenkliche Brüche und Risse.

So sicherte sich der erste König Preußens kein dankbares Andenken; eine bleibende Erinnerung seiner Sorge für den Glanz seines Königtums bilden die von ihm ausgeführten Bauten in Berlin, das gewaltige Schloß und das herrliche Zeughaus, vor allem die großartigen Schöpfungen des Bildhauers Andreas Schlüter, der besonders in dem Denkmal des großen Kurfürsten ein hohes Kunstwerk schuf. Es sei auch erwähnt, daß unter dem Einflusse seiner geistreichen Gemahlin Sophie Charlotte Friedrich, als König der Erste seines Namens, nach der Art seiner Zeit die Wissenschaften und Künste zu fördern suchte: er gründete die Universität Halle, die Akademie der Künste und diejenige der Wissenschaften.

Alles verdienstvoll — wenn es geschehen wäre neben dem Ausbau und der Stärkung des Staates.

Jetzt kam es darauf an, ob der Nachfolger des ersten Preußenkönigs nach diesen Richtungen gut machen werde, was sein Vorgänger versäumt hatte.

Friedrich Wilhelm I.

König Friedrich Wilhelm I., der Sohn Friedrichs, war ein Mann von anderem Stoffe, als sein Vater, in allem fast ihm unähnlich, seinem Beispiel nur in der Anhänglichkeit an das Haus Habsburg folgend.

Sein scharfer, klarer Verstand war nur auf das Sachliche, das Wesentliche gerichtet; den höfischen Prunk verachtete er als Firlefanz; im Lebenswandel sittlich streng haßte er das französische Treiben; sparsam bis zum Kleinlichen, persönlich bedürfnislos und einfach, rauh und schroff im Auftreten, aber von Herzen gütig und volksfreundlich, ein Verächter der Wissenschaften und Künste, die ihm als Federfuchserei und kostspieliger Tand verhaßt waren, von strengstem Pflichtbewußtsein erfüllt und unermüdlich tätig, die Bedürfnisse des Staates und des Volkes in gleicher Weise übersehend und mit der Verwaltung bis in die Einzelheiten vertraut — so griff dieser Fürst mit kräftiger Hand in die Schicksale seines Landes ein und wurde sein größter Wohltäter.

Bezeichnend für ihn, daß er den kostspieligen Hofhalt seines Vaters sofort auflöste, bezeichnend auch sein politisches Leitwort: „Menschen halte ich für den größten Reichtum“.

Unverdrossen ging er an die innere Umgestaltung des ganzen Staates, an die zweckmäßige Einrichtung der Verwaltung und was er hier erreicht hat, stellt ihn neben die bedeutendsten Staatsmänner aller Zeiten.

Zuerst ordnete er die Steuern, indem den Städten eine „Akzise“ (Abgaben) nach einem festen Plane auferlegt wurde; das flache Land hatte in der „Kontribution“ eine Grundsteuer nach dem neuangelegten Kataster zu entrichten. Die in adligem Besitze befindlichen Rittergüter blieben zwar steuerfrei, da sie Träger der untersten Verwaltung und Gerichtsbarkeit waren, deren Kosten sie aufzubringen hatten, aber sie mußten für die Aufhebung des Lehnsdienstes im Kriege (d. h. der Stellung von Kriegsmannschaft auf ihre Kosten) gleichfalls Abgaben leisten.

Neben diesen Einnahmequellen wurde der eigene Besitz des Staates an Grund und Boden (Güter, Wälder, Seeen usw.) die sog. „Domänen“ gänzlich neu geregelt: die Domänen wurden ohne Ausnahme gegen festen Zins verpachtet und lieferten damit den größten Teil der Staatseinnahmen. Nach etwa 20jähriger Arbeit konnte Friedrich Wilhelm auf eine jährliche Einnahme von 7 Millionen Talern blicken, ein für jene geldarme Zeit unerhörter Betrag; davon brachten die Domänen fast die Hälfte ein.

Diese Staatseinnahmen wurden nach einem peinlich genauen Haushalts-Voranschlag für die Bedürfnisse des Landes verwendet, kein Pfennig, der verschleudert oder veruntreut werden konnte; alljährlich mußte über

die Verwendung der öffentlichen Mittel Rechnung gelegt werden, und die zur Überwachung der Behörden gegründete Oberrechnungskammer prüfte mit peinlichster Gewissenhaftigkeit jeden Nachweis auf Heller und Pfennig.

So war den Staatsfinanzen das Rückgrat gegeben; die Verwaltung wurde dahin umgebildet, daß als oberste Behörde das General-Finanz-Direktorium eingesetzt wurde, unter dem das Kriegs- und Domänen-Direktorium standen; daneben wurden vier Provinzial-Ministerien und das Justizministerium geschaffen: in dieser obersten Behörde, die unter des Königs persönlichem Vorsitz arbeitete, war die Einheitlichkeit der gesamten Staatsleitung verkörpert. Darunter standen in den einzelnen Provinzen Kriegs- und Domänenkammern, in den Kreisen die Landräte.

Mit sittlichem Ernst und unerbittlicher Strenge wirkte er auf die Bildung einer unbestechlichen, pflichttreuen und unbedingt ergebenen Beamtenschaft, und er brachte es wirklich fertig, seinem Lande einen Stand von Beamten zu erziehen, der ohne Vergleich in der Geschichte seiner Zeit dasteht und der zum Vorbild bei der inneren Neugestaltung aller deutschen Staaten gedient hat.

Hand in Hand mit diesen Maßnahmen ging die Förderung der Landwirtschaft, der Gewerbe und des Handels; auf allen Gebieten war der König zu Hause, überall sah er nach dem Rechten.

Im großen Maßstabe besiedelte er das menschenleere flache Land mit Bauern: die Neumark, Pommern und Ostpreußen wurden in geradezu mustergültiger Weise mit bäuerlichen Sitzen bedeckt und damit dem Leben des Volkes wieder gewonnen; der ganze Besiedlungsdienst war ebenso praktisch wie genau geregelt und hat unendliche Wohltaten über das Land gebracht.

Eine große Förderung hierbei fand der König dadurch, daß ihm 20000 Salzburger Protestanten, die der dortige Fürsterzbischof Graf Firmian im Jahre 1731 um des Glaubens willen vertrieben hatte, um Aufnahme baten: er willfahrte ihnen gerne und überwies ihnen Sitze in Ostpreußen, wo sie dem gastlichen Lande durch ihre treue Arbeit Dank erwiesen.

Aber auch die Rechtsunsicherheit seiner Bauern entging ihm nicht: in strengster Weise wurden Schutzmaßregeln gegen die Willkür der Gutsherrn geschaffen. So sehr der König den Wissenschaften abhold war — er wollte doch, daß seine Untertanen sich ohne Ausnahme die zum Leben und Fortkommen nötigen Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen, kurz in den praktisch nötigen Zweigen aneigneten: deshalb verordnete er schon 1717 den auf staatlichem Zwange beruhenden, durch ihn durchgeführten Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht; so wurde er für Preußen der Schöpfer der ruhmvollen preußischen Volksschule und

es verschlägt an seinem Verdienste nichts, daß erst nach und nach die Schulpflicht wirklich allgemein durchgeführt werden konnte, was bei dem Mangel an Lehrern und Schulgebäuden erklärlich war.

Man staunt über die Vielseitigkeit dieses schlichten Fürsten — aber noch sind seine Taten nicht alle erzählt: denn er ist auch der Vater der allgemeinen Wehrpflicht und der Schöpfer des preußischen Heeres.

Der klare Sinn des Königs hatte erkannt, daß mit dem äußeren Prunk nichts getan sei und daß auch die innere Ordnung des Staates zu seiner Sicherheit nicht ausreiche: er hatte erkannt, daß der Staat Macht sei, und daß er seine Bürger nur solange schützen, daß er selbst nur solange bestehen könne, wie er Macht bleibe und übe. So begann er sofort, das von seinem Vater vernachlässigte Heer wieder auf die Höhe zu bringen; unablässig war er bemüht um die Ausbildung von Offizieren und Soldaten, unterstützt von einer Reihe trefflicher Generale, vor allem von dem wackern Fürsten Leopold von Dessau, dem Erfinder des eisernen Ladstocks und des preußisch-militärischen Drills. Von Jahr zu Jahr wurde die Zahl der Truppen vermehrt und gegen Ende seiner Regierung verfügte er über ein stehendes, jederzeit schlagfertiges Heer von 83000 Mann, dessen Unterhaltung allerdings dreiviertel der Staatseinnahmen verschlang.

Seiner Zeit vorauseilend erblickte er in den Söhnen des Landes seine geborenen Verteidiger und erkannte die sittliche Bedeutung eines aus Landeskindern bestehenden Heeres, das mit dem Schicksal des Staates ganz anders verbunden war, als der Söldner, der heute diesem, morgen jenem Herrn gegen Geld sich verkauft. So kam er dazu, im Jahre 1733 den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht zu verkünden: das Land wurde in feste Ersatz-Bezirke, sog. Kantone eingeteilt, aus denen die Aushebung erfolgte; wie die Verhältnisse lagen, konnte sich bei der dünnen Bevölkerung des Landes der Grundsatz — ähnlich wie es bei der Schulpflicht ging — nicht allgemein durchführen lassen, da das menschenarme Land nicht so viel Männer zum Dienste stellen konnte; es blieb dabei, daß mehr als die Hälfte Söldlinge sein mußten, und der Kriegsdienst der Landessöhne war in der Hauptsache auf die Bauern beschränkt.

Aber auch diese durch die Not gebotene Beschränkung raubt dem König nichts von dem Ruhme: zuerst die jener Zeit unverständliche Forderung der allgemeinen Wehrpflicht aufgestellt zu haben.

Sie wurde nach seinem Tode auf mehr als ein halbes Jahrhundert vergessen und erst die Tage der napoleonischen Nöte brachten sie wieder, dann aber von der begeisterten Hingabe eines durch die Not geläuterten Volkes begrüßt und durchgeführt.

Die hohe Schule seines Heeres war Potsdam: dort übte und probierte der König mit seiner Garde, „seinen langen Kerls" alles aus, dort spielte er den Exerziermeister, der sich nicht abhalten ließ, Offiziere und Mannschaften selbst zu drillen, und auf manchen Rücken sauste sein Stock nieder, wenn er unbefriedigt war. Die Offiziere wurden nur dem preußischen Adel entnommen und waren völlig von dem Kriegsherrn abhängig, der unbeschränkt über ihr Fortkommen gebot. Aus demselben Kreise nahm der König auch die Männer seines persönlichen Verkehrs: keine bedeutenden Persönlichkeiten, aber wackere, bodenständige Herren, mit denen sich hausväterlich über den Staat reden ließ und die nach der Tagesarbeit zu einem derben Scherze zu gebrauchen waren; dann fühlte sich der König wohl und munter, wenn er mit seinem „Tabakskollegium" zusammen war und sich bei einer Kanne Bier und einer Pfeife mit seiner Umgebung vergnügen konnte; das waren freilich keine französischen Gespräche über Philosophie, die da zu hören waren.

Sein Werk der Neuordnung des Staates krönte der König, indem er ihm in dem Machtmittel des Heeres die Waffe seiner Sicherheit und Selbsterhaltung gab.

Unendlich reich war die schöpferische Kraft dieses auf das Wirkliche gerichteten Geistes! Und merkwürdig, das Wirken dieses Mannes, dessen Hand freilich schwer auf seinem Volke ruhte, der überall und nirgends war, dem nichts entging, der im Zorne überstreng, ja roh sein konnte, wurde lange Zeit von der Geschichte als kleinliche Willkür, seine Arbeit für sein Heer als Soldaten-Spielerei verurteilt: heute sehen wir klar, was dieser schlichte, seiner Königspflicht nur lebende Mann seinem Volke und seinem Staate gegeben hat: die neuzeitliche Verwaltung, die Volksbildung und sein Heer.

So ist er am letzten Ende der Vater des preußischen Großstaates geworden und das gesamtdeutsche Volk hat Grund, ihn als einen seiner größten Wohltäter zu ehren.

Von den äußeren Geschehnissen seiner Regierung sind wir unterrichtet: er mischte sich in den nordischen Krieg ein und brachte als Beute Vorpommern bis zur Peene mit Usedom und Wollin heim.

Sein aufs Nützliche gerichteter Geist vermißte an der von seinem Großvater gegründeten afrikanischen Kolonie den Ertrag; er beschloß, sie aufzugeben und verkaufte sie im Jahre 1721 an die Holländer, nachdem schon Friedrich I. die Ansiedlung hatte verfallen lassen: damit war die einzige deutsche überseeische Kolonie verloren gegangen — dem heute Urteilenden zu seinem Bedauern: aber dieser Fehlgriff kann den Ruhm des trefflichen Herrschers nicht mindern.

Die Schuld seiner geringen Erfolge in der auswärtigen Politik liegt

daran, daß er sich durch seinen vertrautesten Ratgeber, den mit österreichischem Gelde bestochenen General von Grumbkow ganz ins Schlepptau des Hauses Habsburg hatte bringen lassen.

König und Kronprinz.

Wie ernst dieser selbst der Pflicht lebende Mann die Fürstenpflicht nahm, zeigt sein Verhältnis zu seinem ältesten Sohne, dem Kronprinzen Friedrich. Den ließ er im Sinne seiner eigenen Auffassung erziehen; er sollte den Staat in allen seinen Einzelheiten kennen, er sollte den Heeresdienst von unten herauf durchmachen und er sollte an Einfachheit und Selbstbeschränkung dem Volke vorangehen, wie es der Vater selbst tat. Der rechnete aber nicht mit der ganz anders gearteten Natur seines Sohnes. Der Kronprinz war dem Vater unähnlich in allem: eine schwungvolle, mit lebhafter Einbildungskraft begabte Natur, mit dem Drange nach Selbständigkeit des Denkens und Fühlens, nach eigener Betätigung. Seine Neigungen lagen auf anderem Gebiete, als die des Vaters, ja waren den seinen zum Teil entgegengesetzt: haßte dieser die Franzosen, so erblickte er in ihnen die Träger der Kultur, der Feinheit und des Geistes; war dieser ein frommer Christ, so war er ein Anhänger der Aufklärung; verachtete dieser die Wissenschaften und Künste, so war er ihr begeisterter Verehrer und sah besonders mit Bewunderung zu den französischen Philosophen auf.

Karg und streng, ohne Schwung und Abwechselung lebte es sich am väterlichen Hofe, wo nur „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" herrschte; was Wunder, wenn der Jüngling mit seiner nach Schönheit, Lebensfreude und Selbstbetätigung dürstenden Seele einen Abscheu empfand vor der Enge in Berlin und Potsdam. Er beschloß, sich frei zu machen, zu fliehen. Eine mit dem König unternommene Reise zum Rhein sollte die Gelegenheit zur Flucht nach Frankreich bieten, wohin ihn sein Freund, der Leutnant Heinrich von Katte, begleiten sollte. Der Anschlag wurde entdeckt; Friedrich wurde in Wesel, Katte in Berlin festgenommen und in Küstrin auf die Festung gesetzt. Furchtbar tobte der Zorn des Königs; er stellte den Sohn und seinen Freund vor ein Kriegsgericht und ließ ihnen wegen Fahnenflucht den Prozeß machen. Katte wurde zu immerwährender Festungshaft verurteilt, doch wandelte der König diesen Spruch persönlich und eigenmächtig in die Todesstrafe um. Dem Kronprinzen gegenüber erklärte sich das Gericht für unzuständig und überließ dem König selbst die Entscheidung. Der strenge Mann ließ v. Katte wirklich enthaupten — von Friedrich verlangte er den Verzicht auf sein Erbrecht.

Furchtbar wirkte dies Erlebnis auf den jungen Fürsten; er schien gebrochen, unterwarf sich dem Vater, der ihm verzieh, und ordnete sich in allem seinem Willen unter: so trat er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin als „Auskultator“ ein und arbeitete mit Fleiß und Ausdauer in allen Zweigen der Verwaltung, die er bald wirklich beherrschte. Dann ging er wieder zum Heeresdienst über und erhielt das Kommando eines Infanterie-Regiments.

Gegen seine Neigung heiratete er die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, der er ohne Liebe, aber mit ritterlicher Achtung begegnete.

Die Pflichttreue des Sohnes söhnte den Vater auch innerlich aus und er duldete nun, daß der Kronprinz, genau bekannt mit allen Pflichten seines dereinstigen Königsberufs, seinen Neigungen lebe: im Schlosse Rheinsberg bei Neu-Ruppin durfte er einen Kreis geistvoller Genossen um sich sammeln und sich in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen betätigen.

Der Kronprinz erkannte, daß sein Vater mit Fug und Recht darauf bestanden, daß der künftige König sich auch mit den Dingen pflichtmäßig befassen und sie von Grund aus kennen müsse, die ihm unerquicklich, vielleicht geradezu unangenehm, seiner Liebhaberei zuwider waren; denn sein klarer Verstand sagte ihm, daß im sog. „absoluten“ Staat alles auf die oberste Leitung ankomme; versagte die, weil die Spitze von den Staatsangelegenheiten oder von einem Teile von ihnen nichts verstand oder nichts wissen wollte, so mußte das ganze Staatswesen in Unordnung kommen. Er war so gerecht einzusehen, daß die Strenge des Vaters in gleicher Weise zum Wohl des Sohnes, wie des Staates nötig war, und wir müssen es als schönen Zug des jungen Fürsten ehren, daß auch er bald völlig mit dem Vater ausgesöhnt war und sich seinen Absichten unterordnete, wie er denn auch immer mit Verehrung von seinem Vater gesprochen hat.

Diese aus wirklicher Überzeugung kommende Unterwerfung unter den Vater hinderte den Kronprinzen nicht, als er eingeführt war in die Politik, mit selbständigem Urteil des Königs Maßnahmen zu betrachten, sich darüber auszusprechen, sie zu tadeln. Aus der Rheinsberger Zeit stammen geistvolle Denkschriften, die sich über die Untätigkeit Preußens in der auswärtigen Politik scharf äußern und den Versuch machen, den König und seine Berater zu einer Ausnutzung der Weltlage zu bewegen. Darin kündete sich der scharfe Beobachter an, der entschlossen war, Preußen aus etwaigen Ungelegenheiten seiner Nachbarn Nutzen ziehen zu lassen.

So viel Gutes König Friedrich Wilhelm I. seinem Staate und Volke erwiesen — die Zukunft zeigte, daß das Beste war, daß er den Kron-

prinzen zu jenem unerbittlich strengen Pflichtgefühl erzogen, das er selbst besaß: so konnte es kommen, daß der glänzend begabte Jüngling sich zum größten aller Fürsten auswuchs. Genie im Bunde mit Pflicht schuf durch ihn Wunder!

Denn er war ein Genie, einer jener seltenen Männer, die mit geistiger Kraft und Klarheit Schwung der Seele, gezügelte Einbildungskraft, starken Willen und zähe Ausdauer verbinden. Seine Neigungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft haben ihn niemals seiner Königspflicht entzogen: seine Vorliebe für französische Sprache, Dichtung und Schrifttum hat ihn nie seinem Volke und Staate entfremdet; er bewunderte, ja verehrte den französischen Philosophen Voltaire und gleichgestimmte französische Schriftsteller — und vernichtete jauchzend französische Heere.

Religiöse Bedürfnisse kannte dieser Freigeist nicht — und er überließ es andern, in Glaubenssachen zu tun, was ihr Gefühl befahl: bei ihm durfte, als er König war, jeder „nach seiner Fasson selig werden".

Dafür richtete er sein Leben nach den Geboten der Pflicht und schon als Kronprinz sprach er den Satz aus, daß der Fürst nichts anderes sei „als der erste Diener des Staates"; darin begegnete sich der Einfluß des verehrten Lehrers Voltaire mit der Auffassung seines strengen Vaters.

Friedrich der Große.

Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I. und hinterließ dem Sohne einen innerlich festen und gesunden Staat, ausgestattet mit einem Heere von 83000 Mann und gefüllten Staatskassen. Der junge König stand im 29. Lebensjahre — aber er war ein fertiger Mann, gereift durch herbe Erfahrungen und durch ernste Arbeit.

Er wollte kein König sein, der auf den Lorbeeren der Ahnen ausruht — sein Ziel war die Vergrößerung des über den deutschen Boden zerstreut sich dehnenden Preußen.

Sein Recht zu dieser Ausgestaltung seines Landes nahm er aus der Erkenntnis, daß der preußische Staat auf die Dauer in dieser zerstreuten Lage nicht zu erhalten sei, weil er nicht verteidigt werden konnte; er sah nur zwei Möglichkeiten: entweder Preußen geht langsam unter oder es muß größer werden.

Da die Selbsterhaltung das erste Lebensgesetz für Völker und Staaten ist, war seine Aufgabe klar: er wurde zum Eroberer. Aber nicht nur um des Ruhmes und der Macht willen, sondern aus der Notwendigkeit heraus, die Zukunft sicher zu stellen.

So sind die Eroberungskriege, die Friedrich führen mußte, sittlich

gerechtfertigt; um deswillen haben sie Dauerndes erreicht und sein Volk groß gemacht.

Am 20. Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI., der letzte vom Mannesstamm des Erzhauses Habsburg; seine Erbin wurde gemäß der pragmatischen Sanktion seine Tochter, die 23jährige Erzherzogin Maria Theresia, die mit Herzog Franz von Lothringen vermählt war.

War auch die pragmatische Sanktion von den großen Mächten anerkannt worden — der Kurfürst Karl Albert von Bayern bestritt ihre Gültigkeit und behauptete auf Grund eines 200 Jahre alten Erbvertrags zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach Anspruch auf das ganze Erbe Karls VI. zu haben; ob diese Ansprüche rechtlich begründet waren oder nicht — entscheidend war, ob er die Macht hatte sie durchzusetzen.

Tatsächlich meldete Karl Albert sein behauptetes Recht an und bot damit dem jungen König Friedrich die Gelegenheit zur Einmischung: der stützte sich darauf, daß er gleichfalls auf Grund alter Erbverträge Ansprüche auf gewisse Teile Schlesiens habe, nämlich auf die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau und auf das Fürstentum Jägerndorf; auch hier kam weniger das gut genug erwiesene Recht, als die Machtfrage in Betracht.

König Friedrich bot der jungen Habsburgerin seine Unterstützung gegen den Wittelsbacher an, falls sie ihm die beanspruchten Teile Schlesiens abtrete; Maria Theresia wies ihn ab.

Da ließ der König kurz entschlossen noch im Dezember 1740 seine Truppen in Schlesien einrücken und folgte selbst dem Heere, das zunächst keinen Widerstand fand. Schon am 3. Januar 1741 zog er in Breslau ein, von der protestantischen Bevölkerung mit Jubel als Befreier begrüßt, da trotz der im westfälischen Frieden zugestandenen freien Religionsübung die Hand des katholischen Klerus schwer auf dem Lande lag. Im März wurde Glogau gewonnen, im April der österreichische General Graf Neipperg vom preußischen Feldmarschall Grafen Schwerin entscheidend bei Mollwitz geschlagen.

Kurz darauf kam ein Bündnis zwischen Preußen, Bayern und Frankreich zustande: die beiden letzten lassen Heere in Österreich einrücken und Maria Theresia entflieht nach Ungarn.

Die Franzosen und Bayern erobern Prag (26. November 1741), wo sich Karl Albert zum König ausrufen läßt; am 24. Januar 1742 wird er in Frankfurt am Main einstimmig als Karl VII. (1742—1745) zum deutschen Kaiser gewählt.

Ungebeugt von den Niederlagen ihrer Heere, gewinnt die junge tapfere Habsburgerin den madjarischen Adel für sich, indem sie auf dem



Friedrich der Große. Von Adolf Menzel.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München

Reichstage zu Preßburg die völlige Selbstverwaltung Ungarns zugesteht; auch schließt sie ein Bündnis mit England, das zusammen mit Hessen und Hannover ein Heer zur Verfügung stellt.

Während Friedrich durch die gewonnene Schlacht bei Czaslau und Chotusitz (17. Mai 1742) im Vorteil bleibt, wendet sich Karl Alberts Schicksal; er muß Österreich und Böhmen räumen, ja die Truppen Maria Theresias rücken in Bayern ein und vertreiben ihn, der nun als Kaiser ohne Land in Frankfurt lebt.

Zum erstenmal waren Hohenzollern und Habsburg zusammengestoßen; dieser Kampf, der sog. erste schlesische Krieg wird durch den Frieden von Breslau am 28. Juli 1742 beendet: Maria Theresia tritt an Friedrich Ober- und Niederschlesien, sowie die Grafschaft Glatz ab.

Allein die Ruhe war nicht von langer Dauer. Friedrich sah, wie Maria Theresia mit Erfolg Bundesgenossen gegen ihn warb und er rechnete damit, daß sie versuchen werde, die verlorenen schlesischen Gebiete zurückzugewinnen; dem beschloß er zuvorzukommen.

Er erneuerte im Jahre 1744 sein Bündnis mit Kaiser Karl VII. und Frankreich, in das diesmal auch Hessen und die Pfalz einbezogen wurden, und marschierte im August 1744 in Böhmen ein; am 16. September eroberte er Prag; allein die französische Hilfe blieb aus und die Österreicher waren so sehr in der Übermacht, daß er sich auf Schlesien zurückziehen mußte. Eine entscheidende Wendung trat ein: am 20. Januar 1745 starb Kaiser Karl VII. ruhmlos und sein Sohn Max Josef beeilte sich, seinen Frieden mit Habsburg zu machen, indem er im Vertrag von Füssen auf alle Ansprüche an Karls VI. Erbe verzichtete.

Gleichzeitig traten zur Demütigung des kecken Friedensstörers nicht nur Rußland und Sachsen auf die Seite Maria Theresias, sondern auch Preußens alter Bundesgenosse Holland und England-Hannover.

Der König sah sich einer ungeheueren Übermacht gegenüber; es galt nicht nur, die schlesischen Eroberungen zu verteidigen, sondern das Dasein des Staates stand auf dem Spiel: denn im Leipziger Teilungsvertrag hatten die Verbündeten beschlossen, Preußen unter sich aufzuteilen.

Nur die höchste Kühnheit und Schnelligkeit konnte helfen, ehe die Gegner Zeit hatten, mit vereinter Kraft über ihn herzufallen: am 4. Juni 1745 erficht Friedrich selbst den glänzenden Sieg bei Hohenfriedberg in Schlesien, am 30. September in Böhmen bei Soor, beide Male über die Österreicher und am 15. Dezember siegt der wackere, alte Leopold von Dessau über die Sachsen bei Kesselsdorf in der Nähe von Dresden.

Schon am 25. Dezember wurde in Dresden Frieden geschlossen:

Friedrich behielt seine schlesischen Eroberungen und erkannte dagegen den inzwischen zum deutschen Kaiser gewählten Gemahl Maria Theresias an: mit ihm, der als Franz I. (1745—1765) den Thron besteigt, gelangt das Haus Lothringen-Habsburg zur Herrschaft, das noch heute die Krone in Österreich-Ungarn trägt.

So war Preußen gerettet — der Kampf um die Erbschaft Karls VI. war damit aber noch nicht beendigt, da noch Frankreich im Felde stand: in Belgien war Frankreich, in Italien Österreich siegreich; zur See tat England, noch im Bunde mit Maria Theresia, der französischen Flotte bedeutenden Abbruch.

Endlich wurde der sog. österreichische Erbfolgekrieg, der neben den beiden schlesischen Kriegen hergegangen war, durch den Frieden von Aachen (30. Mai 1748) beendet: die Kaiserin Maria Theresia trat nur Parma und Piacenza an Frankreich ab und bewahrte sonst, abgesehen von den Verlusten in Schlesien, das väterliche Erbe. Ein großer Erfolg der tapferen Frau!

Das wesentliche Ergebnis aber war, daß Preußen zur Großmacht herausgewachsen war: König Friedrich hatte das ihm vom Vater hinterlassene Heer trefflich benutzt und der Welt gezeigt, daß Friedrich Wilhelm I. ernste Arbeit, nicht ödes Spiel mit der Ausbildung seiner „Kerls" getrieben hatte.

Schlesien war gesichert, und da während dieser Kämpfe durch Erbvertrag Ostfriesland (1744) an das Haus Hohenzollern gefallen war, ergab sich eine bedeutende Vergrößerung des Staatsgebiets: damit war der ganze Lauf der Oder preußisch und gleichzeitig der Zugang zur Nordsee verbreitert.

Nun begann für Friedrich die Friedensarbeit: er reiste im Lande umher, um die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen und die Verwaltung zu überwachen; Fabriken entstanden, Kanäle wurden gebaut, Häfen angelegt und der Handel gehoben. Daneben wurde die Rechtspflege durch einen festen Rechtszug neu geordnet und das Schulwesen verbessert.

Die größte Tat jener Zeit aber ist die Urbarmachung des sog. Oderbruches (in der Gegend von Küstrin), auf dem Tausende von Bauern angesiedelt wurden.

Der siebenjährige Krieg.

Knapp acht Jahre dauerte die Ruhe; sie war eine Ruhe vor dem Sturm.

Denn die alten Mächte sahen Preußens Anwachsen mit Mißgunst; Maria Theresia vor allem konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen.

Ihr bedeutender Staatskanzler Fürst Kaunitz brachte ein Bündnis zustande, das Österreich, Sachsen, Rußland, Schweden und Frankreich umfaßte und dessen ausgesprochene Absichten sich gegen Preußen richteten. Es wurde verabredet, im Jahre 1757 loszuschlagen. Friedrich, durch Verrat von den Plänen der Verbündeten unterrichtet, verlangte von der Kaiserin eine Erklärung — als diese nicht erfolgte, beschloß er, dem Angriff zuvorzukommen und marschierte am 28. August 1756 in Sachsen ein; ohne Widerstand zu finden, besetzte er das ganze Land und rückte nach Böhmen vor, wo er die Österreicher bei Lobositz schlug (1. Oktober 1756); das in Pirna eingeschlossene sächsische Heer wurde zur Übergabe gezwungen.

Kaunitz verstand es, den durch die Gefahr gerechtfertigten Angriff Friedrichs, dessen Absicht nur dahin ging, den Frieden zu erzwingen, als schnöden Friedensbruch auszubeuten und brachte den Reichstag dazu, den Reichskrieg gegen Preußen zu erklären; allerdings: die meisten evangelischen Stände hielten sich zurück.

Im Mai 1757 kommt die bestimmte Abrede zustande Preußen zu teilen: Vorpommern sollte an Schweden, Ostpreußen an Rußland, Schlesien an Österreich fallen; zur Abfindung sollte Frankreich Süd-Belgien erhalten.

Damit wäre Preußen wieder zum Kleinstaat etwa nach dem Stande des Jahres 1640 herabgedrückt worden. Dies konnte nicht in Englands Vorteil liegen, da damit unbedingt eine gewaltige Verstärkung Habsburgs erreicht worden wäre; bestimmend aber war für seine Politik die Absicht, während des Kriegs in Mitteleuropa Frankreichs amerikanische Besitzungen an sich zu bringen. So kam es, daß England sich mit seinem deutschen Nebenland Hannover auf Friedrichs Seite schlug, dem eine Reihe evangelischer Reichsstände, vor allem Hessen-Kassel und Braunschweig beitrat.

Ein ungeheuerer Kampf stand bevor: halb Europa zusammen gegen Preußen, das von Osten, Süden und Westen von den Verbündeten umklammert wurde; eine Lage, wie sie diese sog. „Kaunitzische Koalition" schuf, war geeignet, auch einen Helden in Bestürzung zu versetzen.

Aber Friedrich nahm den Kampf auf: der siebenjährige Krieg entbrannte und verwüstete weite Teile des Vaterlandes von neuem (1756—63).

Es kann, ebensowenig wie beim dreißigjährigen Kriege, unsere Absicht sein, eine genauere Schilderung der Kämpfe und der wechselvollen Kriegslagen zu geben: nur die Höhepunkte und die Endergebnisse können in Betracht kommen.

Eine Reihe glänzender Feldherren auf beiden Seiten: Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs Bruder und Herzog Ferdinand von Braunschweig, Führer ersten Ranges; Feldmarschall Schwerin, die Reiter-Generale Ziethen und Seydlitz, echte Helden; ebenbürtig an Genie war ihnen auf österreichischer Seite der General Laudon,

während Feldmarschall Daun mehr ein tüchtiger und zäher, als ein hervorragender Soldat war.

Alle aber überragte, von Freund und Feind anerkannt, der Preußenkönig, glänzend bewies er seine Fähigkeiten und erwarb sich unter den größten Feldherren aller Zeiten einen ersten Platz. Aber mehr als das: das Glück, der Erfolg machten ihn nie unbesonnen — das Unglück sah ihn nie verzagt. Er mußte Zeiten erleben, wo vernichtende Niederlagen seinen Staat zu zerstören schienen; er hat nicht gewankt, seine große Seele trug die Schläge gelassen und war unerschöpflich im Ersinnen neuer Hilfsmittel.

Das macht den reinsten Ruhm des Königs, der Schlachten und Feldzüge gewann und verlor, und der Eindruck seiner Persönlichkeit auf die Mitlebenden — Freund und Feind — war so gewaltig, daß er noch während des Krieges sich den Ehrennamen Friedrich der Große erwarb.

Er hat ihn verdient und echte, höchste Größe bewiesen. Das Jahr 1757 brachte ihm den Sieg bei Prag, und bald darauf die ernste Niederlage von Kollin; im November gewann er die glorreiche Schlacht bei Roßbach mit 22 000 Mann gegen den französischen Prinzen von Soubise, dem ein Reichsheer und Franzosen in Stärke von 62 000 Mann unterstellt waren. Ein Jauchzen ging durch die ganze deutsche Welt! Der Preußenkönig hatte die Franzosen schimpflich davon gejagt. Eindringlich schildert Goethe in „Wahrheit und Dichtung" den Eindruck jenes Sieges und berichtet, daß auch politisch Preußen feindlich Gesinnte von da ab „fritzisch" waren.

Ende November geht die Schlacht bei Breslau und damit auch die Stadt verloren, aber schon am 5. Dezember erstreitet Friedrich mit 34 000 Mann den strahlenden Sieg von Leuthen über 85 000 Österreicher unter der Führung Karls von Lothringen. Damals war es, wo nach dem furchtbar schweren Waffengang an den preußischen Lagerfeuern das Lied angestimmt wurde „Nun danket alle Gott", und das ganze Heer ergriffen einfiel.

Im Jahre 1758 treibt Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen über den Rhein zurück und besiegt sie bei Krefeld. Friedrich selbst versucht einen Stoß ins Herz des Feindes, indem er auf Wien marschieren will; den Weg dorthin soll ihm die Eroberung der Festung Olmütz öffnen, die er belagert. Inzwischen waren die Russen, die schon im Jahre vorher Ostpreußen grausam verwüstet hatten, nach Westen vorgestoßen: ihre Absicht ging auf Berlin.

Friedrich eilte herbei und rettete seine Hauptstadt durch den schwer erkauften Sieg von Zorndorf (25. August). Nun sah er durch Mar-

schall Daun das seit Beginn des Krieges in seinen Händen befindliche Dresden bedroht; er rückte ihm entgegen; unvorsichtig lagerte er sich im Vertrauen auf die oft bewiesene Untätigkeit Dauns bei Hochkirch ganz in der Nähe der Österreicher, aber in der Nacht vom 14. Oktober wagten diese einen Überfall, der die Preußen völlig überraschte, sodaß sie eine furchtbare, verlustreiche Niederlage erlitten. Aber gerade hier zeigte sich Friedrichs Feldherrngenie im glänzendsten Lichte: ein meisterhafter, in der Kriegsgeschichte berühmter Rückzug schützte ihn vor weiteren Verlusten und brachte Daun um die Früchte seines Sieges.

Schlimm endete das Jahr für den König — aber da die Bundesgenossen nicht tatkräftig die Lage ausnutzten, hatte er doch, außer dem von den Russen besetzten, unglücklichen Ostpreußen, all seine Länder mit dem eroberten Sachsen behauptet.

Im Westen hatte der treffliche Ferdinand von Braunschweig die Feinde im Schach gehalten und auch im Jahre 1759 mit Erfolg gekämpft: dem abgewiesenen Angriff auf Frankfurt a. M. folgte der große Sieg über die Franzosen bei Minden.

Inzwischen hatten sich auf dem östlichen Kriegsschauplatz die Russen und die Österreicher vereinigt; die Heere lagen bei Kunersdorf (nahe bei Frankfurt a. d. O.) im befestigten Lager. Friedrich griff sie am 12. August 1759 an und besiegte zunächst die Russen, aber die Österreicher unter Laudon wandeln den Sieg in eine zerschmetternde Niederlage: der König gibt Sachsen preis, da er einen russischen Vormarsch auf Berlin erwartet. Die Russen, selbst zu sehr geschwächt, wagen dies nicht, und sofort nimmt der König die Wiedereroberung von Sachsen in Angriff; sie wird durch die Niederlage seines Generals Fink bei Maxen vereitelt, der dort mit 12000 Mann gefangen genommen wurde.

Im Jahre 1760 erneuert er diese Versuche; er belagert und beschießt Dresden im Juli; die Niederlage seines Generals Fouqué, der bei Landshut mit 8000 Mann in Gefangenschaft fiel, zwingt ihn, nach Schlesien zu eilen, da Breslau von den Österreichern belagert wird und die Russen die Vereinigung mit ihnen anstreben. Am 15. August schlägt er Laudon bei Liegnitz, befreit dadurch Breslau und verhindert die Verbindung der feindlichen Heere.

Trotz dieses Sieges wurde die Lage für den König immer ernster; seine Heere schmolzen zusammen; seine Kassen waren geleert; er fand keine Ergänzung seiner Kräfte, es sei denn, daß er feindliche Truppen gefangen nahm, die gezwungen wurden, bei ihm zu dienen.

So konnte er nicht verhindern, daß österreichisch-russische Heeresabteilungen im Oktober Berlin besetzten und brandschatzten (9.—12. Oktober); in Gewaltmärschen eilte Friedrich herbei, um seine Hauptstadt zu erlösen;

als die Feinde sich zurückzogen, kehrt er wieder nach Süden um in der Absicht Sachsen wieder zu gewinnen und stieß am 3. November bei Torgau auf Marschall Daun: eine schwere Schlacht entspann sich und nach langem, zähem Ringen wurden die Preußen am späten Abend durch Ziethens Schluß-Angriff Sieger.

Das Jahr ging zur Reige; das folgende (1761) fand Friedrich in schwerster Not: nur noch 50000 Mann hatte er unter seinen Fahnen, ein Heer, das zwar mit Bewunderung und Hingabe an seinem großen Kriegsherrn hing, das aber durch die unerhörten Anstrengungen schlimm mitgenommen war. So konnte er große Schläge und Entscheidungen nicht mehr wagen; alles kam darauf an, daß er Zeit gewann und aushielt.

So sehen wir ihn im Jahre 1761 in Schlesien in den befestigten Lagern von Bunzelwitz und Strehlen, wo ihn die Feinde nicht ernsthaft anzugreifen wagen; Schweidnitz ging an die Österreicher und Kolberg an die Russen verloren, aber Herzog Ferdinand hält sich im Westen an der Weser und Prinz Heinrich behauptet Sachsen.

Da traf den König ein schwerer Schlag: jetzt, in der bittersten Not ließ ihn der englische Bundesgenosse im Stich; der englische Premierminister Lord Bute kündigte den Bündnis-Vertrag, sodaß von Mitte Dezember an die Zahlung der englischen Hilfsgelder eingestellt wurde. Hatte die Unterstützung durch englische Heere niemals eine entscheidende Rolle in diesem Kriege gespielt, so waren die englischen Geldzahlungen um so wichtiger für den König, dessen Land ausgepreßt, dessen Mittel erschöpft waren.

Mit Ingrimm und Entrüstung mußte Friedrich in solcher Lage den englischen Treubruch hinnehmen; er hat ihn nie vergessen, und das Wort vom „perfiden Albion“ bezeichnet das Urteil, das die Welt über jene Haltung fällte. Aber der große König hielt aus; wie verzweifelt seine Lage war, er dachte nicht daran, sich besiegt zu geben. Im Dezember 1761 schien sie hoffnungslos, da brachte das Jahr 1762 eine günstige Wendung: am 5. Januar starb Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Friedrich mit besonderem Hasse verfolgte, und ihr Neffe und Thronerbe Peter III., der ein begeisterter Bewunderer des Preußenkönigs war, schließt nicht nur schnell Frieden mit ihm, sondern bald darauf ein förmliches Bündnis; noch im Juni stößt ein russisches Hilfsheer von 22000 Mann zu den Preußen, die noch immer in Schlesien standen und Schweidnitz zurückzugewinnen suchten.

Friedrich hatte Luft, zumal auch Schweden inzwischen Frieden geschlossen hatte, durch russische Einwirkung dazu bestimmt.

Aber eine neue Verwicklung drohte: Kaiser Peter wurde am 9. Juli vom Thron gestoßen und seine Nachfolgerin Katharina II., seine eigene Gemahlin, löste sofort das preußische Bündnis und befahl dem Hilfsheer

den Abzug. Gleichwohl verzögerte dessen Anführer den Abmarsch solange, bis Friedrich die Österreicher, die von der neuesten Wendung der Dinge noch nicht unterrichtet waren, unter Dauns Führung am 21. Juli bei **Burkersdorf** geschlagen hatte: Daun mußte Schlesien räumen und Schweidnitz wurde wieder genommen.

Höher steigt Friedrichs Stern: Herzog Ferdinand besiegt die Franzosen im Sommer bei **Kassel**, Prinz Heinrich das Reichsheer im Herbst bei **Freiberg** und General Kleist beunruhigt auf kühnen Zügen das feindliche Süddeutschland — mehr noch; Frankreich ist mürbe gemacht und zieht seine Truppen aus Deutschland zurück.

So standen sich in der Hauptsache nur noch die ursprünglichen Gegner Preußen und Österreich gegenüber.

Maria Theresia erkennt, daß sie den Hohenzoller nicht niederzwingen kann und läßt sich zu Verhandlungen herbei: seit Ende des Jahres 1762 herrscht Waffenruhe, am 15. Februar 1763 kommt im Schlosse **Hubertusburg** bei Grimma der Friede zustande: **Friedrich behielt Schlesien**, den Gegenstand des Kampfes, gab Sachsen heraus und versprach dem Sohne Maria Theresias, dem Erzherzog Josef bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben.

Er hatte gesiegt!

Aber um welchen Preis!

Weite Teile Preußens, besonders Ostpreußen, Brandenburg und Schlesien waren verwüstet, ebenso Böhmen und Sachsen, Westfalen und die hessischen Lande; furchtbar hatten die Russen und die slawischen Truppen Österreichs gehaust. Alles wirtschaftliche Leben war zum Stillstand gekommen, auch in den vom Kriege mehr verschonten Gebieten; wo aber der Kampf selbst gespielt hatte, da sah es aus wie nach dem dreißigjährigen Kriege.

Nach kaum hundert Jahren wieder solch eine Prüfung! Aber so furchtbar schwer der Preis, auch diesmal, wie im dreißigjährigen Kriege hat er sich gelohnt.

Denn die Zukunft des deutschen Volkes war bei Friedrich. Er verfocht die deutsche Sache dem infolge seiner slawischen und ungarischen Kronlande nur noch halbdeutschen österreichischen Staate gegenüber; er verfocht sie gegenüber den mit Habsburg verbündeten Franzosen, Russen und Schweden.

So bedeutete der Sieg des großen Königs in Wahrheit den Sieg der deutschen Sache: die Großmacht Preußen war gerettet; sie mochte fortfahren, in ihrem natürlichen Berufe, den Mittelpunkt für eine neue Gestaltung der deutschen Dinge zu bilden.

Klar war auch, daß die Gegenüberstellung Preußens und Österreichs

durch diesen Krieg nur verschärft werden mußte, daß also die Auseinandersetzung noch nicht endgültig war: aber die Hauptsache blieb, daß Preußen sich durchgesetzt hatte; nun mochte sich zeigen, ob es der Führung würdig war.

Für das deutsche Volk jener Zeit aber hatte der furchtbar schwere Kampf einen Helden geschaffen, der zur Verehrung zwang, der die ganze Welt im Banne seines Genius hielt, der dem Ausland gegenüber der Verfechter deutschen Wertes war und auf den jeder Deutsche stolz sein mußte; so hatte das deutsche Nationalgefühl einen lebendigen Mittelpunkt gewonnen; „fritzisch“, sagt Goethe, waren alle volksbewußten Kreise, d. h. sie kümmerten sich nicht um den politischen Hintergrund des Streites, sie verehrten den großen König, der so Ungeheueres vollbracht, als Menschen und Helden.

Das preußische Volk aber war durch die Not jener Tage zur festen Einheit zusammengeschweißt und hatte seitdem ein Verhältnis zwischen Fürsten und Volk, wie es in keinem anderen Lande der Welt sich findet.

Während so König Friedrich erfolgreich verteidigt hatte, was er schon besaß, zog der ungetreue Bundesgenosse England größeren Nutzen; es hatte zu Land in Nord-Amerika und zur See auf allen Meeren mit glänzendem Erfolg den Krieg gegen Frankreich und Spanien geführt; im Frieden von Paris (1763) gewann es von ersterem ganz Kanada und die afrikanischen Besitzungen am Senegal, von letzterem in Amerika die Halbinsel Florida. Eine reiche Beute!

Daneben war die Seegewalt Englands durch die französisch-spanischen Niederlagen erheblich gestärkt.

Der alte Fritz.

Freilich der König, der mit unerschütterlicher Seele auch das Schlimmste überstanden hatte, kehrte als ein anderer aus dem Kriege zurück: er war hinausgewachsen zu übermenschlicher Größe und sah sich einsam; er hatte Falschheit, Treulosigkeit und Feigheit kennen gelernt bei seinen Bundesgenossen, und so glänzend sich die Treue und Tapferkeit seiner Preußen auch bewährt hatte, eine grimmige Menschenverachtung bemächtigte sich seiner Seele; schwer lastete auch die Armut und Not auf ihm, die er überall erblickte.

Aber auch diese Verstimmungen des Innern drückten ihn nicht nieder, als Held der Pflicht ging er an die Arbeit, um die Wunden des Krieges zu heilen.

Der Staat sorgt für Nahrungsmittel und erleichtert die am meisten geschädigten Landesteile durch Steuernachlässe; Banken werden gegründet,

um Gewerbe und Handel zu beleben, Landschaftsbanken, um dem Ackerbau aufzuhelfen. Kanäle verbessern den Verkehr; die großartige Urbarmachung des Warthe- und Netzebruchs schafft Platz für neue bäuerliche Siedelungen; das Gesetzeswerk des Allgemeinen Preußischen Landrechts bringt ein gemeinsames Recht für das ganze Land, dessen einheitliche Anwendung das Kammergericht sichert; die allgemeine Schulpflicht wird durchgeführt. Schwer fiel es dem Land, die Lasten des Heeres zu tragen, aber Friedrich wußte, daß das Dasein des Staates von der Stärke der Wehrmacht abhing, und er brachte es auf einen dauernden Bestand von 150000 Mann.

Die Mittel zu alledem mußte ein scharfes Steuer- und Zollwesen schaffen, das allerdings dem langsam sich erholenden Lande lästig war und gegen Ende der Regierung des großen Königs Verstimmung hervorrief.

Rastlos arbeitete dieser Mann, von dem alles abhing, um die Verwaltung im Gang zu halten und zu überwachen; dem Heere galt seine besondere Sorge. Unerbittlich streng war dieser erste Diener des Staates, wo er Pflichtverletzung fand. Wie sein Vater bereiste er seine Lande und sah nach dem Rechten, und förderte durch persönliches Eingreifen das Gedeihen aller Berufe.

Noch einmal zieht er das Schwert gegen Habsburg im Jahre 1778 gelegentlich des bayrisch-österreichischen Erbfolgestreits, von dem später zu sprechen sein wird. Im Reich geht seine Politik dahin, die Reichsfürsten gegen Habsburg zu sammeln; es gelingt ihm dies im deutschen Fürstenbund (1785). Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik beteiligt er sich an der Teilung Polens, von der unten im Zusammenhang erzählt werden soll.

Sonst galt seine Arbeit dem inneren Ausbau des Staates, der nun einen Umfang von 3600 Geviertmeilen mit über sechs Millionen Einwohnern hatte. Dreiundzwanzig Friedensjahre waren ihm beschieden und er erreichte es, daß nicht nur alle Wunden des Krieges geheilt wurden, sondern daß ein gewisser Reichtum in den Städten und Wohlstand auf dem Lande entstand. Nachdem er bei der polnischen Teilung Westpreußen erhalten hatte, womit die Verbindung nach Ostpreußen geschaffen war, leitete er sofort eine großartige, zielbewußte Besiedelung des Landes mit deutschen Bauern ein, die heute als vorbildlich anerkannt wird. Das unter polnischer Herrschaft herabgekommene Land wurde wirtschaftlich erst wieder erschlossen, und die Wohltaten der weisen Fürsorge des Königs kamen in gleicher Weise der deutschen Bevölkerung zu gute, die doch noch trotz der jahrhundertelangen Fremdherrschaft in Massen vorhanden war, wie den Polen, die er entrüstet über ihre Trägheit und Verkommenheit verächtlich „polnisches Zeug“ nannte.

Schon bei Lebzeiten war er, etwa wie in unseren Tagen Bismarck nach seiner Entlassung, gewissermaßen zu einer geheiligten Sagen-Gestalt geworden, trotz der ungeheueren Volkstümlichkeit, die er „der alte Fritz" genoß: wo er sich zeigte, lief die Jugend ihm nach und jubelte ihm zu — die Älteren aber blickten mit ehrfürchtiger Scheu zu ihm auf; sie wußten, daß wahre und echte geschichtliche Größe vor ihnen dahinschritt oder ritt, und ehrten und liebten diesen Mann im abgeschabten Rock auf seinem alten Schimmel, wenn er auch ihr sehr strenger Vater war. Einsam und allein starb er am 17. August 1786 in seinem Schlosse Sanssouci über Potsdam.

Wie der große Kurfürst, wie Friedrich Wilhelm I., so war auch der alte Fritz dem Staate alles gewesen, so recht der Träger des Staates; alles hing davon ab, ob seine Nachfolger die Fähigkeit und den Willen besaßen, in derselben Weise der Königspflicht zu genügen: versagte ihnen Kraft und Absicht, so mußte das „absolute Regiment" zusammenbrechen — vielleicht der Staat mit ihm.

Friedrich Wilhelm II.

Der Erbe Friedrichs des Großen, dessen Ehe kinderlos war, wurde sein Neffe Friedrich Wilhelm, der Zweite seines Namens (1786 bis 1797): ein Mann von gewisser ritterlicher Tapferkeit, mit Einbildungskraft, durchdrungen von der Bedeutung seiner Stellung — aber ohne Pflichtgefühl, ohne Stetigkeit und Fleiß, ohne Kenntnis und Liebe der Staatsverwaltung, ohne Überblick und Einsicht für die politische Lage in Gesamteuropa, dabei eitel und sinnlich, frömmelnd und um Volksgunst buhlend, alles in allem kein würdiger Nachfolger des Größten seines Hauses. Tüchtige Ratgeber vertrug er nicht und kam bald in die Hände unwürdiger Minister wie Bischofswerder und Wöllner.

Um der Volksgunst willen hob er die „Regie" auf und schmälerte damit die Staatseinnahmen erheblich; da gleichzeitig die Hofhaltung wieder in verschwenderischen Prunk ausartete, ist es klar, daß die mühsam hergestellte Ordnung der Staatswirtschaft verfiel; darunter mußte auch das Heer leiden, um das der König sich nicht kümmerte. Ein kurzer Feldzug in den Niederlanden, im Jahre 1787 unternommen, um des Königs Schwester Wilhelmine, die mit Wilhelm V. von Oranien vermählt war, Genugtuung für rohe Beleidigungen des Pöbels zu verschaffen, fand keinen ernsten Widerstand: er wurde von Schmeichlern als Heldentat gepriesen, blieb aber ohne dauernde Ergebnisse.

Wo immer auch die Gelegenheit für Preußen sich bot, einzugreifen — der König ließ sie, abgesehen von der verhängnisvollen polnischen

Teilung, unbenutzt und vertrieb seine Zeit im Verkehr mit leichtfertigen Weibern und unwürdigen Höflingen.

Dazu kam, daß der Prunk und die Liederlichkeit des Hofes ansteckend wirkte; der unter des alten Fritzen Herrschaft angesammelte Reichtum bot die Mittel zu üppigem, bald lasterhaftem Leben. Preußen entartete, und der große König war noch kein ganzes Jahr tot, als Graf Mirabeau die grausame Bemerkung niederschrieb, „daß diese Frucht faul sei vor der Reife." Er fand weiter, daß alles eben so schnell zur Kleinheit herabgesunken sei, wie es sich unter Friedrich zur Größe erhoben hatte — freilich, so scharf wie dies politische Genie sahen nur wenige, und die Bedeutung des innerlich morschen Preußen wurde höher bewertet, als sie es noch war.

Inzwischen hatten sich im Westen, in Frankreich die Wolken des staatlichen Umsturzes, „der Revolution" zusammengezogen; der nahende Gewittersturm drohte über den Rhein herüber zu ziehen. Und in solcher Zeit war die junge preußische Großmacht, auf die für Deutschland alles ankam, geleitet von einem König ohne Einsicht, Pflicht und Können.

Der Weg zu einer sicheren Zukunft sollte dem deutschen Volke nicht zu leicht gemacht werden.

Maria Theresia.

Wir müssen nun einhalten, um einen Blick auf die Entwicklung der Dinge in Österreich seit dem Jahre 1740 zu werfen.

Fast gleichzeitig mit Friedrich dem Großen hatte, wie wir wissen, Maria Theresia den Thron der Habsburger bestiegen, die letzte ihres Geschlechtes und durch die Ehe mit Franz Stephan von Lothringen, dem deutschen Kaiser Franz I., die Begründerin des neuen Hauses Lothringen-Habsburg.

Wir wissen, wie sie ihres Erbes sich wehren mußte, und wie sie in den drei schlesischen Kriegen die Waffen mit König Friedrich kreuzte, ohne ihn bezwingen zu können. Die geschichtliche Gerechtigkeit gebietet, der bedeutenden Frau die Ehre zuzuerkennen, daß sie eine würdige, daß sie die würdigste Gegnerin Friedrichs des Großen war.

Kein Genie — aber eine große Herrscherin; ohne Zweifel, von Karl V. abgesehen die bedeutendste Persönlichkeit im Geschlechte der Habsburger, aber anders als er, eine Spenderin von Wohltaten für ihre Völker.

So tapfer, wie sie für ihr Recht kämpfte, so unerschütterlich ihr Vertrauen zu ihrem Rechte war, so lebendig lebte auch in ihr das Gefühl fürstlicher Pflicht; wie ihr Feind in Preußen, so betrachtete auch sie sich als ersten Diener ihres Staates.

Von Herzen fromm und dem katholischen Glauben treu ergeben, von angeborener Güte und Wärme, ein liebendes und glückliches Weib in ihrer Ehe, ließ ihr klarer Verstand, ihre Einsicht, ihr Fleiß, ihr sicheres Gefühl für das politisch Mögliche und Nützliche sie zur besten und erfolgreichsten Beherrscherin des österreichisch-ungarischen Staatswesens sich entwickeln, deren Wirksamkeit noch heute unvergessen ist. Ihre Menschenkenntnis fand bedeutende Mitarbeiter, denen sie die eigne Ansicht unterordnete, wo sie nicht selbst über genügende Erfahrung verfügte: Männer wie Fürst Kaunitz und Graf Haugwitz zählten mit Recht zu den ersten Staatsmännern ihrer Zeit.

Wir wissen, wie sie den Staat von ihrem Vater übernahm: ein Nebeneinander von Kronländern verschiedenartigster Völker, ohne anderes Gemeinsamkeitsgefühl als das durch das gemeinsame Oberhaupt gegebene; kein einheitlicher Staat, stecken geblieben in mittelalterlichen Formen, ohne eine einheitliche Verwaltung im heutigen Sinne.

Schöpferisch ging die junge Kaiserin vor und man kann ruhig aussprechen, daß sie dabei als die verständnisvollste Schülerin des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., ja auch ihres Feindes Friedrichs II. sich zeigte.

Ob auch die Stürme dreier Kriege ihre Arbeit unterbrachen, sie wurde fortgesetzt und beendigt; nach dem Frieden von Hubertusburg richtete sie gleich dem großen Friedrich alles darauf, die Wunden des Krieges zu heilen; wie sie immer wieder sagte „wendete sie ihre Gedenkensart allein auf das Innerliche derer Länder." Aber mehr als das: sie brachte es fertig, soweit bei der Verschiedenartigkeit der von ihr beherrschten Völker das möglich war, aus den Kronländern diesseits der Leitha einen einheitlich verwalteten Staat zu machen, während Ungarn sich selbst verwalten durfte; daneben fand die höhere Einheit des Gesamtstaats ihren Ausdruck in dem kaiserlichen Heere und der kaiserlichen Staatskanzlei in Wien.

Hatte bisher das Königreich Böhmen seine eigne oberste Verwaltung für sich getrennt gehabt, so wurde nun die sog. „Böhmische Hofkanzlei" mit der österreichischen verbunden: damit wurde die oberste Leitung nach Wien verlegt, nachdem die Selbständigkeit der Wenzelskrone schon durch Ferdinands II. „vernewerte Landesordnung" beseitigt war (1626). Für die Staatswirtschaft bildete die „Hofkammer" mit dem Geschäftskreis eines heutigen Finanzministeriums den Mittelpunkt; der schon genannten Staatskanzlei unterstanden die Geschäfte der auswärtigen Politik.

Unter dem Vorsitz der Kaiserin hatte der Staatsrat die oberste Aufsicht und Entscheidung in allen Staatsgeschäften.



Maria Theresia.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

Die Trennung von Verwaltung und Rechtspflege wurde durchgeführt, indem den bisherigen Landesverwaltungen, den sog. „Regierungen oder Regimenten" in den einzelnen Kronländern die Rechtspflege zugewiesen und die eigentliche Verwaltung den neuen Kreisämtern übertragen wurde, die mit kaiserlichen Beamten besetzt waren. Neben dem richterlichen wurde so auch hier — wie in Preußen — ein festgegliederter, der Krone ergebener, ehrenwerter Stand von Verwaltungsbeamten herangebildet.

Neben diesen landesfürstlichen Behörden spielten die Landesausschüsse, die die ständische Verwaltung darstellen, eine ganz unbedeutende Rolle; selbst in der Steuerverwaltung wurde ihre Mitwirkung fast reine Formsache.

Bis heute hat dieser Beamtenstand zusammen mit dem kaiserlichen Heer den festesten Kitt in dem sonst auseinanderstrebenden Kaiserstaate abgegeben: ein Beweis, wie richtig und klug Maria Theresia rechnete.

Die Staatseinnahmen beruhten in der Hauptsache auf der Grundsteuer, der auch der große adlige Grundbesitz unterworfen war, sowie auf Zöllen.

Seit 1775 war der Staat westlich der Leitha ein einheitliches Wirtschaftsgebiet ohne Binnen-Mauthen, während die Zollgrenze gegen Ungarn bestehen blieb.

Die Rechtspflege wurde durch einheitliche Gesetze geregelt, die Kleinen den Großen gegenüber geschützt; das Schulwesen geordnet und gefördert durch Einrichtung der Volksschule (1774). Der Verkehr wurde durch treffliche Posten und Straßen gehoben; Handel und Gewerbe klug unterstützt. Nach dem Süden Ungarns, in das Banat, und nach Galizien wurden Scharen deutscher Ansiedler geführt, die unter dem besonderen Schutze der Kaiserin standen, und die in bäuerlichen Kleinsiedelungen jene Lande der Kultur erobern sollten; die blühenden Bauerndörfer des Banats loben noch heute den Weitblick der Kaiserin, und wenn sie auch umtobt sind von neidischen Anstürmen der Madjaren und Südslawen, — sie werden, von wackeren Männern verteidigt, sich deutsch erhalten.

Als wichtigstes Bindemittel der staatlichen Einheit erschien der klugen Frau die deutsche Sprache: deutsch amteten die Gerichte und Kreisbehörden, deutsch war die Sprache des Heeres; die Erlernung der deutschen Sprache war das wichtigste Lehrziel der Volksschule; bei der erfolgreichen Verbreitung der deutschen Sprache wurde aber vorsichtig jeder Zwang vermieden.

So gut katholisch die Herrscherin war, die Rechte des Staates wahrte sie entschieden der Kirche gegenüber und duldete keinen Übergriff; freilich, das brachte sie nicht übers Herz, den Evangelischen gleiche Rechte zuzugestehen.

Seinen lebendigen Mittelpunkt fand der so meisterlich gegründete Einheitsstaat in dem Leben und Treiben des kaiserlichen Wien, das jetzt erst recht die Hauptstadt des Landes wurde: der Sitz der obersten Behörden, der Sitz eines in naiver Lebensfreude und Genußsucht dahin lebenden glänzenden Hofes, der das Ziel des hohen und niederen Adels wurde.

Großes hat diese Frau auf Habsburgs Thron vollbracht und, soweit Österreich ein neuzeitlicher Staat wirklich geworden ist, hat Maria Theresia das Verdienst daran.

Im Jahre 1780 starb sie, getragen von der Liebe und Verehrung ihrer Völker, nachdem ihr Gemahl Kaiser Franz ihr schon im Jahre 1765 im Tode vorangegangen war.

Josef II. und Leopold II.

Ihr Erbe wurde Josef II., seit des Vaters Tod deutscher Kaiser, in Österreich Mitregent von da ab, ein edler Mensch von bestem und reinstem Willen, aber unglücklich fast in allen seinen Unternehmungen — eine tief tragische Persönlichkeit.

Er war ein Schüler der „Aufklärung", in seinen religiösen Gefühlen völlig frei, in staatlichen Dingen ohne Acht auf das geschichtlich Gewordene, nur losstürmend auf das nach seiner Überzeugung Notwendige, Nützliche. Hatte seine Mutter sich beschränkt, die einheitliche Verwaltung durch ihre oben geschilderten Maßnahmen zu schaffen, so wollte er den einheitlichen deutschen Staat erzwingen, der keine Kronländer, keine verschiedenen Völker mehr kannte; das ganze Staatsgebiet sollte, ohne Rücksicht auf die bisherigen Kronländer und auf das Volkstum der Bewohner in dreizehn Provinzen verteilt werden; dabei sollte Ungarn, dem doch die Selbstverwaltung zugestanden war, in gleicher Weise behandelt werden wie die Lande westlich der Leitha, und die habsburgischen Besitzungen in Belgien und Italien ebenso wie sie.

Gleichzeitig ging er gegen die altbegründete Macht der katholischen Kirche vor; nicht nur daß er durch das „Toleranzedikt" (1781) den Evangelischen gleiche Rechte und freie Religionsübung bewilligte, er ging daran, die Kirche dem Staate zu unterwerfen: die Bischöfe sollten in gewissem Sinne Staatsbeamte sein; aus eigenem Rechte gründete er neue Bistümer und zerlegte alte; aus eigenem Recht ging er gegen die Orden vor, indem er sie den Bischöfen unterstellte und an 700 Klöster aufhob. Im selben Jahre 1781 wurde die Leibeigenschaft der bäuerlichen Bevölkerung beseitigt.

Wer heute prüft und seinem Urteil die jetzige unselige Lage in Österreich-Ungarn zu Grunde legt, wird zugeben, daß die Absichten Kaiser

Josefs vom staatlichen, wie vom Standpunkt des Hauses Habsburg aus berechtigt waren: denn ein dauerndes Ganzes konnte nur ein Staat mit einer Sprache, einer Verwaltung sein.

Aber er unternahm zu viel auf einmal, er ging zu hastig und gewalttätig vor — und vor allem, er machte sich zu gleicher Zeit zwei Feinde: die nichtdeutschen Völker und die Kirche.

Überall in seinem Reiche wühlte die Geistlichkeit gegen ihn; in Belgien schürte sie solange, bis offener Aufruhr ausbrach, in Ungarn bereitete der stolze madjarische Adel selbst den Abfall vor; seine eigene Familie ließ ihn im Stich.

Seine Deutschen aber verstanden den guten, edlen Kaiser nicht, fast durchweg, besonders die Bauern, unter dem Einfluß der Kirche stehend.

So war er allein, seiner Zeit weit vorausgeeilt.

Auch in seiner auswärtigen Politik hatte er kein Glück. Er war ein persönlicher Verehrer Friedrichs des Großen, aber ein Feind der preußischen Großmacht; dagegen warf Friedrich sich ihm gegenüber als Führer der Reichsfürsten auf.

Als im Jahre 1777 mit Max Josef die bayrische Kurlinie ausgestorben war, kam als Erbe nur Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz in Betracht; Josef verabredete einen großen Länderaustausch mit ihm: Karl Theodor sollte von ihm Belgien erhalten, wogegen Bayern an ihn fallen sollte.

Es ist klar, daß damit die beherrschende Übermacht Habsburgs in Süddeutschland begründet gewesen wäre, abgesehen davon, daß das dann abgerundete Staatsgebiet eine bedeutende Stärkung erhalten hätte: dagegen lehnten sich alle Reichsfürsten auf, Friedrich der Große stellt sich an ihre Spitze und erklärt den Krieg, gleichzeitig in Böhmen einrückend (1778 bis 1779); ohne daß eine Schlacht stattgefunden hätte, kommt es zum Frieden von Teschen, der Josef nur das Innviertel läßt; dagegen willigt er ein, daß beim Aussterben des markgräflichen Hauses Hohenzollern Ansbach, Culmbach und Bayreuth an Preußen fallen sollten.

Josef hatte also seine Absicht aufgeben müssen.

Auch nach Südosten, gegen die Türkei, hatte er keinen größeren Erfolg: sein Plan ging dahin, Bosnien und Serbien zu gewinnen. Er schloß ein Bündnis mit Katharina II. von Rußland, das zum Kriege gegen die Türkei führte (1787—91); zwar gelingt es dem Feldmarschall Laudon, Belgrad zu erobern, aber sonst werden keine Fortschritte gemacht, obwohl der Kaiser selbst beim Heere ist.

Niedergedrückt und schwer erkrankt kehrt er nach Wien zurück und stirbt am 20. Februar 1790, vereinsamt, verlassen, enttäuscht und mit sich selbst zerfallen. Ein edler, aber unglücklicher Fürst, heute von allen deutsch-

bewußten Kreisen Österreichs als Vorkämpfer des deutschen Wesens ihres Staates verehrt.

Unter seinen Nachfolgern wurde vieles preisgegeben, was er geschaffen und gewollt hatte: als dauernde Frucht seiner Regierung blieben erhalten die Beseitigung der Leibeigenschaft und die Gleichberechtigung der Evangelischen.

Auf Josef folgte sein Bruder Leopold II. (1790—92), ein kluger besonnener Mann, ohne die Schroffheit des Bruders, bewährt als Ordner des Großherzogtums Toskana; ihm lag es ob, die Unruhen zu dämpfen, die im Innern durch Josefs Vorgehen angefacht waren, und den Türkenkrieg zu Ende zu bringen. Das erstere gelang durch Nachgiebigkeit, das letztere geschah im Jahre 1791 durch einen Sonderfrieden, der Österreich nur Alt-Orsowa ließ.

Vor der Zeit starb auch dieser Sohn Maria Theresias; er hinterließ das Reich seinem Sohne Franz II., dem letzten römischen Kaiser deutscher Nation.

* * *

Wir stehen an der Schwelle des 19. Jahrhunderts; bevor wir sie überschreiten, müssen wir im Zusammenhang die drei Teilungen Polens betrachten und dann einen kurzen Überblick über die geistige und kulturelle Entwicklung des deutschen Volkes vom westfälischen Frieden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts geben.

Die drei Teilungen Polens.

In Polen waren die Dinge bis zur Unhaltbarkeit gediehen. Dieses Königreich war in Wahrheit ein Freistaat mit einem auf Lebenszeit gewählten Oberhaupt, das den Namen König führte, in seinen Befugnissen aber eng begrenzt war; die wirklichen Herren waren die Adligen, die Schlachzizen, die mit schwerer Hand auf die unglücklichen leibeigenen Bauern drückten; einen polnischen Bürgerstand gab es eigentlich nicht; die städtische Bevölkerung, soweit sie in Handel, Handwerk, Gewerben und höheren Berufen sich betätigte, bestand aus Deutschen und Juden.

Neben dem Adel stand die katholische Kirche mit reichen Bistümern und zahllosen Klöstern; sie sorgte dafür, daß alle Ketzerei unterdrückt blieb und schaltete über ihre Bauern nicht besser als der Adel.

Eine Leitung dieses Gemeinwesens aus selbstherrlichen, unbotmäßigen, nur den eigenen Vorteil verfolgenden Schlachzizen war unmöglich; die oberste gemeinsame Behörde war der Reichstag, dessen Beschlüsse aber nur gültig waren, wenn sie einstimmig gefaßt wurden. Es genügte also die Stimme eines einzigen, um den Reichstag zu sprengen.

Es ist klar, daß ein solcher Staat nicht lebensfähig war, sobald seine Nachbarn zu einer gewissen Macht gekommen waren; es ist auch klar, daß er an der Zuchtlosigkeit seiner führenden Volksschicht zu Grunde gehen mußte. Polens Schicksalsstunde schlug mit dem Eintritt Rußlands in die europäische Politik und mit der Erhebung Preußens zur Großmacht.

Das Heranwachsen dieser Nachbarstaaten hätte dem polnischen Adel die Augen öffnen, ihn zur Selbstzucht zwingen müssen — aber dies geschah nicht; die inneren Unruhen dauerten an, die Könige aus dem sächsischen Hause Wettin vermochten auch nicht Ordnung zu stiften, und wir wissen, daß nach dem Tode König Augusts II. Rußland und Österreich bereits sich einmischten und dem Lande Friedrich August III. als König aufzwangen, obwohl der Reichstag fast einstimmig Stanislaus Lesczinski gewählt hatte (1733). Nach Friedrich Augusts Tod (1764) kam es von neuem zu äußerer Einmischung: Katharina II. von Rußland und Friedrich der Große setzten es durch, daß Graf Stanislaus Poniatowski, ein Günstling der ersteren, zum König erwählt wurde. Der Adel empörte sich dagegen und verbündete sich mit der Türkei; ein Bürgerkrieg brach aus und Rußland unterstützte Stanislaus mit einem Heere. Sowohl im Kampfe gegen die Türken, wie gegen den aufständischen polnischen Adel waren die Russen glücklich und schickten sich an, die Früchte ihres Vorgehens einzutun.

Da greifen Preußen und Österreich ein, die es nicht zulassen können, daß eine sie bedrohende einseitige Gebietsvergrößerung Rußlands erfolge: es kommt durch Vertrag im Jahre 1772 zur ersten Teilung Polens.

Um ein Urteil über diese und die folgenden Vorgänge zu haben, muß man wissen, daß damals dies Reich über 13 000 Geviertmeilen umfaßte und über zwölf Millionen Einwohner zählte, also um die Hälfte fast größer als heute das Deutsche Reich, mit der doppelten Einwohnerzahl wie damals Preußen.

Sein Gebiet erstreckte sich östlich weit hinaus über die Düna und den Dniepr, westlich bis fast an die Oder, südlich bis an die Nordgrenze Ungarns und den Dnjestr (etwa die heutige Nordgrenze Rumäniens).

Alles in allem für jene Zeit ein gewaltiges Gebiet mit großer Einwohnerzahl: an sich also wohl in der Lage bei geordneten Zuständen sich zu erhalten, und nur machtlos durch die Zuchtlosigkeit seiner führenden Adelsschicht.

Jene erste Teilung lieferte alles Land östlich der Düna und des Dniepr an Rußland, Westpreußen ohne Danzig und Thorn an Preußen, Südgalizien an Österreich.

Der Rest blieb unter der Herrschaft Poniatowskis bestehen, doch war russischer Einfluß maßgebend.

Unter den Einflüssen der französischen Revolution und in Ausnutzung des Krieges, in dem Rußland und Österreich seit 1787 mit der Türkei begriffen waren, wurde im Jahre 1791 von dem besseren Teile des Adels der Versuch einer inneren Erneuerung gemacht, indem statt des Wahl- das erbliche Königtum eingeführt und eine brauchbare Verfassung geschaffen wurde, die auch das Los der Bauern erleichterte.

Aber wieder war es, und zwar auf Rußlands Veranlassung, der andere Teil des Adels, der das Werk verhinderte; es kommt wiederum zum Bürgerkrieg und zur Einmischung Rußlands und Preußens, die im Jahre 1793 die zweite Teilung Polens vollziehen, zu der der Reichstag von Grodno gezwungen die Genehmigung erteilte: Rußland erhielt große Teile Litthauens, Wolhyniens und ganz Podolien, Preußen die Städte Danzig und Thorn, das Land Posen und Kalisch (Südpreußen).

Österreich ging leer aus und fand sich dadurch in scharfem Gegensatz zu Preußen, der von folgenschwerster Bedeutung wurde; daß dies geschah, entsprach den Absichten der Kaiserin Katharina, die beide Nachbarmächte entzweien wollte, um ihre eigene Machtentfaltung zu erleichtern.

Diese zweite Teilung brachte alle besseren Teile des Volkes zur verzweifelten Empörung; unter der Führung des edlen Thaddäus Koscinsko, „des letzten Polen", brach der Aufstand los, der nach anfänglichen Erfolgen schon im Jahre 1795 niedergeworfen wurde: er führte zur dritten Teilung Polens.

Preußen nimmt Masowien mit Warschau und Neu-Ostpreußen, d. i. das Land zwischen Weichsel, Bug und Niemen, sowie einen Teil vom Krakauer Gebiet (Neu-Schlesien); Österreich erhielt den Rest von Krakau ohne diese Stadt selbst und Westgalizien; Rußland verleibt sich alles übrige Land ein.

Polen hat aufgehört zu sein.

Das Gesamtergebnis der drei Teilungen war, daß Preußen an 2700 Geviertmeilen polnischen Landes mit $2^1/_2$ Millionen polnischer Bevölkerung erhielt, Österreich an 2000 Geviertmeilen mit rund 4 Millionen und Rußland an 8500 Geviertmeilen mit fast 6 Millionen.

Für Preußen war der Zuwachs unverhältnismäßig groß und er barg die Gefahr in sich, daß der Staat mit einer so starken undeutschen Bevölkerung dem deutschen Leben und der deutschen Entwicklung entfremdet werde: ein Glück, daß ihm der größere Teil dieser Erwerbungen durch die napoleonischen Kriege wieder abgenommen wurde. Polen war vernichtet, es hatte nichts anderes verdient.

Welches aber waren die Gründe, die die Nachbarmächte veranlaßten, den Gebietszuwachs durch die Teilungen zu wünschen?



Der Zwinger in Dresden.

Für Preußen lag die Sache so, nachdem es Schlesien erworben hatte, daß eine Verbindung zwischen Schlesien und Ostpreußen, zwischen Königsberg und Breslau fehlte und daß die Landeshauptstadt Berlin zu nahe und ungeschützt vor der polnischen Grenze lag: die preußische Grenze war nach Osten zu überhaupt nicht zu verteidigen. Es mußte eine Verbindung zwischen Königsberg und Breslau geschaffen werden; das zu diesem Zwecke zu nehmende Land legte sich gleichzeitig als Schutzwehr gegen Osten vor die Hauptstadt Berlin; Ostpreußen mußte auch eine Verbindung mit Pommern und Brandenburg erhalten, die durch Westpreußen zu gewinnen war.

Durch diese unbestreitbaren Notwendigkeiten, zusammen mit dem inneren Verfall Polens ist die preußische Polenpolitik gerechtfertigt — jedoch nur in dem Maße und Umfang als der Erwerb polnischen Landes jenen Zwecken diente.

Daneben muß betont werden, daß Preußen mit diesem Erwerb bei den beiden ersten Teilungen zum überwiegenden Teile verlorenes deutsches Ordensland für das deutsche Volk wieder gewann: die Polen haben hier ja nicht als eingeborene Bevölkerung gesessen, sondern die Preußen, die im Kampfe mit dem Orden aufgerieben worden waren. Dann war das Land fast rein deutsch gewesen und erst die Siege der Polen über den Orden leiteten eine starke polnische Besiedlung ein; aber davon, daß das Land ganz polnisch geworden sei, konnte nicht gesprochen werden; nicht nur waren die Städte deutsch geblieben, sondern auch das platte Land zum großen Teile.

Also soweit Westpreußen in Betracht kam, handelt es sich um Wiedergewinnung einst unter deutscher Herrschaft gewesenen Landes, das zur Zeit dieses Vorganges zum guten Teil von Deutschen bewohnt war.

Die russische Polen-Politik erklärt sich aus dem russischen Streben nach dem Balkan; sie ist ein Bestandteil der Balkan-Politik des nordischen Kaiserstaates.

Österreich, für das eine Notwendigkeit des Erwerbs polnischer Gebietsteile nicht vorlag, ist nur zögernd und widerwillig vorgegangen und hat sich nur beteiligt, um das Machtverhältnis im Osten nicht zu sehr zu seinen Ungunsten verschieben zu lassen.

Viel Freude haben alle drei Großmächte an dem polnischen Zuwachs nicht gehabt — aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Preußen zu seiner Selbsterhaltung an der durch Polens Schuld unvermeidbaren Auseinandersetzung teilnehmen mußte.

Die Trennung von Verwaltung und Rechtspflege wurde durchgeführt, indem den bisherigen Landesverwaltungen, den sog. „Regierungen oder Regimenten“ in den einzelnen Kronländern die Rechtspflege zugewiesen und die eigentliche Verwaltung den neuen Kreisämtern übertragen wurde, die mit kaiserlichen Beamten besetzt waren. Neben dem richterlichen wurde so auch hier — wie in Preußen — ein festgegliederter, der Krone ergebener, ehrenwerter Stand von Verwaltungsbeamten herangebildet.

Neben diesen landesfürstlichen Behörden spielten die Landesausschüsse, die die ständische Verwaltung darstellen, eine ganz unbedeutende Rolle; selbst in der Steuerverwaltung wurde ihre Mitwirkung fast reine Formsache.

Bis heute hat dieser Beamtenstand zusammen mit dem kaiserlichen Heer den festesten Kitt in dem sonst auseinanderstrebenden Kaiserstaate abgegeben: ein Beweis, wie richtig und klug Maria Theresia rechnete.

Die Staatseinnahmen beruhten in der Hauptsache auf der Grundsteuer, der auch der große adlige Grundbesitz unterworfen war, sowie auf Zöllen.

Seit 1775 war der Staat westlich der Leitha ein einheitliches Wirtschaftsgebiet ohne Binnen-Mauthen, während die Zollgrenze gegen Ungarn bestehen blieb.

Die Rechtspflege wurde durch einheitliche Gesetze geregelt, die Kleinen den Großen gegenüber geschützt; das Schulwesen geordnet und gefördert durch Einrichtung der Volksschule (1774). Der Verkehr wurde durch treffliche Posten und Straßen gehoben; Handel und Gewerbe klug unterstützt. Nach dem Süden Ungarns, in das Banat, und nach Galizien wurden Scharen deutscher Ansiedler geführt, die unter dem besonderen Schutze der Kaiserin standen, und die in bäuerlichen Kleinsiedelungen jene Lande der Kultur erobern sollten; die blühenden Bauerndörfer des Banats loben noch heute den Weitblick der Kaiserin, und wenn sie auch umtobt sind von neidischen Anstürmen der Madjaren und Südslawen, — sie werden, von wackeren Männern verteidigt, sich deutsch erhalten.

Als wichtigstes Bindemittel der staatlichen Einheit erschien der klugen Frau die deutsche Sprache: deutsch amteten die Gerichte und Kreisbehörden, deutsch war die Sprache des Heeres; die Erlernung der deutschen Sprache war das wichtigste Lehrziel der Volksschule; bei der erfolgreichen Verbreitung der deutschen Sprache wurde aber vorsichtig jeder Zwang vermieden.

So gut katholisch die Herrscherin war, die Rechte des Staates wahrte sie entschieden der Kirche gegenüber und duldete keinen Übergriff; freilich, das brachte sie nicht übers Herz, den Evangelischen gleiche Rechte zuzugestehen.

Seinen lebendigen Mittelpunkt fand der so meisterlich gegründete Einheitsstaat in dem Leben und Treiben des kaiserlichen Wien, das jetzt erst recht die Hauptstadt des Landes wurde: der Sitz der obersten Behörden, der Sitz eines in naiver Lebensfreude und Genußsucht dahin lebenden glänzenden Hofes, der das Ziel des hohen und niederen Adels wurde.

Großes hat diese Frau auf Habsburgs Thron vollbracht und, soweit Österreich ein neuzeitlicher Staat wirklich geworden ist, hat Maria Theresia das Verdienst daran.

Im Jahre 1780 starb sie, getragen von der Liebe und Verehrung ihrer Völker, nachdem ihr Gemahl Kaiser Franz ihr schon im Jahre 1765 im Tode vorangegangen war.

Josef II. und Leopold II.

Ihr Erbe wurde Josef II., seit des Vaters Tod deutscher Kaiser, in Österreich Mitregent von da ab, ein edler Mensch von bestem und reinstem Willen, aber unglücklich fast in allen seinen Unternehmungen — eine tief tragische Persönlichkeit.

Er war ein Schüler der „Aufklärung", in seinen religiösen Gefühlen völlig frei, in staatlichen Dingen ohne Acht auf das geschichtlich Gewordene, nur losstürmend auf das nach seiner Überzeugung Notwendige, Nützliche. Hatte seine Mutter sich beschränkt, die einheitliche Verwaltung durch ihre oben geschilderten Maßnahmen zu schaffen, so wollte er den einheitlichen deutschen Staat erzwingen, der keine Kronländer, keine verschiedenen Völker mehr kannte; das ganze Staatsgebiet sollte, ohne Rücksicht auf die bisherigen Kronländer und auf das Volkstum der Bewohner in dreizehn Provinzen verteilt werden; dabei sollte Ungarn, dem doch die Selbstverwaltung zugestanden war, in gleicher Weise behandelt werden wie die Lande westlich der Leitha, und die habsburgischen Besitzungen in Belgien und Italien ebenso wie sie.

Gleichzeitig ging er gegen die altbegründete Macht der katholischen Kirche vor; nicht nur daß er durch das „Toleranzedikt" (1781) den Evangelischen gleiche Rechte und freie Religionsübung bewilligte, er ging daran, die Kirche dem Staate zu unterwerfen: die Bischöfe sollten in gewissem Sinne Staatsbeamte sein; aus eigenem Rechte gründete er neue Bistümer und zerlegte alte; aus eigenem Recht ging er gegen die Orden vor, indem er sie den Bischöfen unterstellte und an 700 Klöster aufhob. Im selben Jahre 1781 wurde die Leibeigenschaft der bäuerlichen Bevölkerung beseitigt.

Wer heute prüft und seinem Urteil die jetzige unselige Lage in Österreich-Ungarn zu Grunde legt, wird zugeben, daß die Absichten Kaiser

Josefs vom staatlichen, wie vom Standpunkt des Hauses Habsburg aus berechtigt waren: denn ein dauerndes Ganzes konnte nur ein Staat mit einer Sprache, einer Verwaltung sein.

Aber er unternahm zu viel auf einmal, er ging zu hastig und gewalttätig vor — und vor allem, er machte sich zu gleicher Zeit zwei Feinde: die nichtdeutschen Völker und die Kirche.

Überall in seinem Reiche wühlte die Geistlichkeit gegen ihn; in Belgien schürte sie solange, bis offener Aufruhr ausbrach, in Ungarn bereitete der stolze madjarische Adel selbst den Abfall vor; seine eigene Familie ließ ihn im Stich.

Seine Deutschen aber verstanden den guten, edlen Kaiser nicht, fast durchweg, besonders die Bauern, unter dem Einfluß der Kirche stehend.

So war er allein, seiner Zeit weit vorausgeeilt.

Auch in seiner auswärtigen Politik hatte er kein Glück. Er war ein persönlicher Verehrer Friedrichs des Großen, aber ein Feind der preußischen Großmacht; dagegen warf Friedrich sich ihm gegenüber als Führer der Reichsfürsten auf.

Als im Jahre 1777 mit Max Josef die bayrische Kurlinie ausgestorben war, kam als Erbe nur Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz in Betracht; Josef verabredete einen großen Länderaustausch mit ihm: Karl Theodor sollte von ihm Belgien erhalten, wogegen Bayern an ihn fallen sollte.

Es ist klar, daß damit die beherrschende Übermacht Habsburgs in Süddeutschland begründet gewesen wäre, abgesehen davon, daß das dann abgerundete Staatsgebiet eine bedeutende Stärkung erhalten hätte: dagegen lehnten sich alle Reichsfürsten auf, Friedrich der Große stellt sich an ihre Spitze und erklärt den Krieg, gleichzeitig in Böhmen einrückend (1778 bis 1779); ohne daß eine Schlacht stattgefunden hätte, kommt es zum Frieden von Teschen, der Josef nur das Innviertel läßt; dagegen willigt er ein, daß beim Aussterben des markgräflichen Hauses Hohenzollern Ansbach, Culmbach und Bayreuth an Preußen fallen sollten.

Josef hatte also seine Absicht aufgeben müssen.

Auch nach Südosten, gegen die Türkei, hatte er keinen größeren Erfolg: sein Plan ging dahin, Bosnien und Serbien zu gewinnen. Er schloß ein Bündnis mit Katharina II. von Rußland, das zum Kriege gegen die Türkei führte (1787—91); zwar gelingt es dem Feldmarschall Laudon, Belgrad zu erobern, aber sonst werden keine Fortschritte gemacht, obwohl der Kaiser selbst beim Heere ist.

Niedergedrückt und schwer erkrankt kehrt er nach Wien zurück und stirbt am 20. Februar 1790, vereinsamt, verlassen, enttäuscht und mit sich selbst zerfallen. Ein edler, aber unglücklicher Fürst, heute von allen deutsch-

bewußten Kreisen Österreichs als Vorkämpfer des deutschen Wesens ihres Staates verehrt.

Unter seinen Nachfolgern wurde vieles preisgegeben, was er geschaffen und gewollt hatte: als dauernde Frucht seiner Regierung blieben erhalten die Beseitigung der Leibeigenschaft und die Gleichberechtigung der Evangelischen.

Auf Josef folgte sein Bruder Leopold II. (1790—92), ein kluger besonnener Mann, ohne die Schroffheit des Bruders, bewährt als Ordner des Großherzogtums Toskana; ihm lag es ob, die Unruhen zu dämpfen, die im Innern durch Josefs Vorgehen angefacht waren, und den Türkenkrieg zu Ende zu bringen. Das erstere gelang durch Nachgiebigkeit, das letztere geschah im Jahre 1791 durch einen Sonderfrieden, der Österreich nur Alt-Orsowa ließ.

Vor der Zeit starb auch dieser Sohn Maria Theresias; er hinterließ das Reich seinem Sohne Franz II., dem letzten römischen Kaiser deutscher Nation.

* * *

Wir stehen an der Schwelle des 19. Jahrhunderts; bevor wir sie überschreiten, müssen wir im Zusammenhang die drei Teilungen Polens betrachten und dann einen kurzen Überblick über die geistige und kulturelle Entwicklung des deutschen Volkes vom westfälischen Frieden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts geben.

Die drei Teilungen Polens.

In Polen waren die Dinge bis zur Unhaltbarkeit gediehen. Dieses Königreich war in Wahrheit ein Freistaat mit einem auf Lebenszeit gewählten Oberhaupt, das den Namen König führte, in seinen Befugnissen aber eng begrenzt war; die wirklichen Herren waren die Adligen, die Schlachzizen, die mit schwerer Hand auf die unglücklichen leibeigenen Bauern drückten; einen polnischen Bürgerstand gab es eigentlich nicht; die städtische Bevölkerung, soweit sie in Handel, Handwerk, Gewerben und höheren Berufen sich betätigte, bestand aus Deutschen und Juden.

Neben dem Adel stand die katholische Kirche mit reichen Bistümern und zahllosen Klöstern; sie sorgte dafür, daß alle Ketzerei unterdrückt blieb und schaltete über ihre Bauern nicht besser als der Adel.

Eine Leitung dieses Gemeinwesens aus selbstherrlichen, unbotmäßigen, nur den eigenen Vorteil verfolgenden Schlachzizen war unmöglich; die oberste gemeinsame Behörde war der Reichstag, dessen Beschlüsse aber nur gültig waren, wenn sie einstimmig gefaßt wurden. Es genügte also die Stimme eines einzigen, um den Reichstag zu sprengen.

Es ist klar, daß ein solcher Staat nicht lebensfähig war, sobald seine Nachbarn zu einer gewissen Macht gekommen waren; es ist auch klar, daß er an der Zuchtlosigkeit seiner führenden Volksschicht zu Grunde gehen mußte. Polens Schicksalsstunde schlug mit dem Eintritt Rußlands in die europäische Politik und mit der Erhebung Preußens zur Großmacht.

Das Heranwachsen dieser Nachbarstaaten hätte dem polnischen Adel die Augen öffnen, ihn zur Selbstzucht zwingen müssen — aber dies geschah nicht; die inneren Unruhen dauerten an, die Könige aus dem sächsischen Hause Wettin vermochten auch nicht Ordnung zu stiften, und wir wissen, daß nach dem Tode König Augusts II. Rußland und Österreich bereits sich einmischten und dem Lande Friedrich August III. als König aufzwangen, obwohl der Reichstag fast einstimmig Stanislaus Lesczinski gewählt hatte (1733). Nach Friedrich Augusts Tod (1764) kam es von neuem zu äußerer Einmischung: Katharina II. von Rußland und Friedrich der Große setzten es durch, daß Graf Stanislaus Poniatowski, ein Günstling der ersteren, zum König erwählt wurde. Der Adel empörte sich dagegen und verbündete sich mit der Türkei; ein Bürgerkrieg brach aus und Rußland unterstützte Stanislaus mit einem Heere. Sowohl im Kampfe gegen die Türken, wie gegen den aufständischen polnischen Adel waren die Russen glücklich und schickten sich an, die Früchte ihres Vorgehens einzutun.

Da greifen Preußen und Österreich ein, die es nicht zulassen können, daß eine sie bedrohende einseitige Gebietsvergrößerung Rußlands erfolge: es kommt durch Vertrag im Jahre 1772 zur ersten Teilung Polens.

Um ein Urteil über diese und die folgenden Vorgänge zu haben, muß man wissen, daß damals dies Reich über 13 000 Geviertmeilen umfaßte und über zwölf Millionen Einwohner zählte, also um die Hälfte fast größer als heute das Deutsche Reich, mit der doppelten Einwohnerzahl wie damals Preußen.

Sein Gebiet erstreckte sich östlich weit hinaus über die Düna und den Dniepr, westlich bis fast an die Oder, südlich bis an die Nordgrenze Ungarns und den Dnjestr (etwa die heutige Nordgrenze Rumäniens).

Alles in allem für jene Zeit ein gewaltiges Gebiet mit großer Einwohnerzahl: an sich also wohl in der Lage bei geordneten Zuständen sich zu erhalten, und nur machtlos durch die Zuchtlosigkeit seiner führenden Adelsschicht.

Jene erste Teilung lieferte alles Land östlich der Düna und des Dniepr an Rußland, Westpreußen ohne Danzig und Thorn an Preußen, Südgalizien an Österreich.

Der Rest blieb unter der Herrschaft Poniatowskis bestehen, doch war russischer Einfluß maßgebend.

Unter den Einflüssen der französischen Revolution und in Ausnutzung des Krieges, in dem Rußland und Österreich seit 1787 mit der Türkei begriffen waren, wurde im Jahre 1791 von dem besseren Teile des Adels der Versuch einer inneren Erneuerung gemacht, indem statt des Wahl- das erbliche Königtum eingeführt und eine brauchbare Verfassung geschaffen wurde, die auch das Los der Bauern erleichterte.

Aber wieder war es, und zwar auf Rußlands Veranlassung, der andere Teil des Adels, der das Werk verhinderte; es kommt wiederum zum Bürgerkrieg und zur Einmischung Rußlands und Preußens, die im Jahre 1793 die zweite Teilung Polens vollziehen, zu der der Reichstag von Grodno gezwungen die Genehmigung erteilte: Rußland erhielt große Teile Litthauens, Wolhyniens und ganz Podolien, Preußen die Städte Danzig und Thorn, das Land Posen und Kalisch (Südpreußen). Österreich ging leer aus und fand sich dadurch in scharfem Gegensatz zu Preußen, der von folgenschwerster Bedeutung wurde; daß dies geschah, entsprach den Absichten der Kaiserin Katharina, die beide Nachbarmächte entzweien wollte, um ihre eigene Machtentfaltung zu erleichtern.

Diese zweite Teilung brachte alle besseren Teile des Volkes zur verzweifelten Empörung; unter der Führung des edlen Thaddäus Kosciusko, „des letzten Polen", brach der Aufstand los, der nach anfänglichen Erfolgen schon im Jahre 1795 niedergeworfen wurde: er führte zur dritten Teilung Polens.

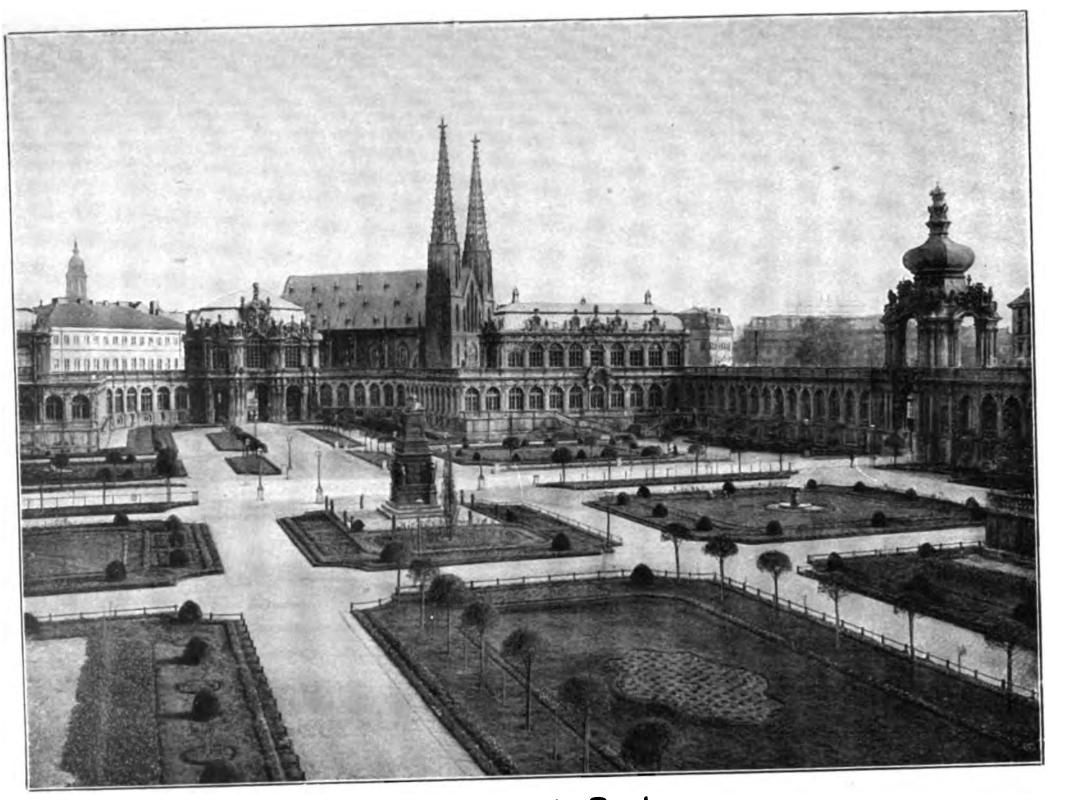
Preußen nimmt Masowien mit Warschau und Neu-Ostpreußen, d. i. das Land zwischen Weichsel, Bug und Niemen, sowie einen Teil vom Krakauer Gebiet (Neu-Schlesien); Österreich erhielt den Rest von Krakau ohne diese Stadt selbst und Westgalizien; Rußland verleibt sich alles übrige Land ein.

Polen hat aufgehört zu sein.

Das Gesamtergebnis der drei Teilungen war, daß Preußen an 2700 Geviertmeilen polnischen Landes mit $2^1/_2$ Millionen polnischer Bevölkerung erhielt, Österreich an 2000 Geviertmeilen mit rund 4 Millionen und Rußland an 8500 Geviertmeilen mit fast 6 Millionen.

Für Preußen war der Zuwachs unverhältnismäßig groß und er barg die Gefahr in sich, daß der Staat mit einer so starken undeutschen Bevölkerung dem deutschen Leben und der deutschen Entwicklung entfremdet werde: ein Glück, daß ihm der größere Teil dieser Erwerbungen durch die napoleonischen Kriege wieder abgenommen wurde. Polen war vernichtet, es hatte nichts anderes verdient.

Welches aber waren die Gründe, die die Nachbarmächte veranlaßten, den Gebietszuwachs durch die Teilungen zu wünschen?



Der Zwinger in Dresden.

Für Preußen lag die Sache so, nachdem es Schlesien erworben hatte, daß eine Verbindung zwischen Schlesien und Ostpreußen, zwischen Königsberg und Breslau fehlte und daß die Landeshauptstadt Berlin zu nahe und ungeschützt vor der polnischen Grenze lag: die preußische Grenze war nach Osten zu überhaupt nicht zu verteidigen. Es mußte eine Verbindung zwischen Königsberg und Breslau geschaffen werden; das zu diesem Zwecke zu nehmende Land legte sich gleichzeitig als Schutzwehr gegen Osten vor die Hauptstadt Berlin; Ostpreußen mußte auch eine Verbindung mit Pommern und Brandenburg erhalten, die durch Westpreußen zu gewinnen war.

Durch diese unbestreitbaren Notwendigkeiten, zusammen mit dem inneren Verfall Polens ist die preußische Polenpolitik gerechtfertigt — jedoch nur in dem Maße und Umfang als der Erwerb polnischen Landes jenen Zwecken diente.

Daneben muß betont werden, daß Preußen mit diesem Erwerb bei den beiden ersten Teilungen zum überwiegenden Teile verlorenes deutsches Ordensland für das deutsche Volk wieder gewann: die Polen haben hier ja nicht als eingeborene Bevölkerung gesessen, sondern die Preußen, die im Kampfe mit dem Orden aufgerieben worden waren. Dann war das Land fast rein deutsch gewesen und erst die Siege der Polen über den Orden leiteten eine starke polnische Besiedlung ein; aber davon, daß das Land ganz polnisch geworden sei, konnte nicht gesprochen werden; nicht nur waren die Städte deutsch geblieben, sondern auch das platte Land zum großen Teile.

Also soweit Westpreußen in Betracht kam, handelt es sich um Wiedergewinnung einst unter deutscher Herrschaft gewesenen Landes, das zur Zeit dieses Vorganges zum guten Teil von Deutschen bewohnt war.

Die russische Polen-Politik erklärt sich aus dem russischen Streben nach dem Balkan; sie ist ein Bestandteil der Balkan-Politik des nordischen Kaiserstaates.

Österreich, für das eine Notwendigkeit des Erwerbs polnischer Gebietsteile nicht vorlag, ist nur zögernd und widerwillig vorgegangen und hat sich nur beteiligt, um das Machtverhältnis im Osten nicht zu sehr zu seinen Ungunsten verschieben zu lassen.

Viel Freude haben alle drei Großmächte an dem polnischen Zuwachs nicht gehabt — aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Preußen zu seiner Selbsterhaltung an der durch Polens Schuld unvermeidbaren Auseinandersetzung teilnehmen mußte.

Inneres Leben seit 1648; Wirtschaft; Kultur; Künste.

Nun bleibt nur noch ein Blick auf das innere Leben, die innere Entwicklung, das Wachsen und Werden unseres Volkes übrig, ehe wir in die neueste Zeit eintreten.

Wir wissen, wie jammervoll die Zustände in Deutschland waren, die der dreißigjährige Krieg hinterlassen hatte: bettelarm, verroht, geknechtet die Bevölkerung; jedes geistige Leben erstorben; alle edlere Kultur erstickt. Wir wissen auch, daß dies Volk unverdrossen an die Arbeit gegangen ist, und wollen nun sehen, ob es auch geistig sich wieder emporgerungen hat.

Zunächst und auf lange Zeit erlag Deutschland, das auf politischem Gebiete den Kampfplatz für die fremden glücklicheren Staaten hergeben mußte, vollständig fremden Einflüssen. Frankreich, dessen Gebiet vom großen Kriege ganz verschont geblieben war, trat in den Frieden ein als das reichste der Völker; der königliche Hof zu Paris und Versailles entfaltete unter dem Sonnenkönig Ludwig XIV. unerhörten Glanz; der Adel sammelte sich am Hof und buhlte um die Gunst des Fürsten; alle Künste wetteiferten, sich in den Dienst seines Ruhmes zu stellen und nahmen höfischen Charakter an.

Wir wissen, die deutschen Landesfürsten ahmten das Beispiel Ludwigs nach, indem sie das „absolute Regiment“ einführten; bald wollte ein jeder ein kleiner Ludwig sein, so daß überall in deutschen Landen Fürstensitze nach dem Muster des Versailler Schlosses entstanden; die Hofhaltung wurde ganz nach französischem Vorbild zugeschnitten. Die Kleidung richtete sich nach der Pariser Mode, die Sprache war die französische.

Der höchste Stolz des deutschen Adeligen war es, ganz „à la mode“ zu sein, d. h. möglichst nach französischer Art daherzugehen.

Es ist klar, daß diese Nachäffung fremder Sitten und Gebräuche in den obersten Schichten wiederum ihre Nachahmung unten fand, so daß auch das Bürgertum der welschen Art verfiel.

Die stolze Sprache Luthers und Huttens, sie war zur Magd geworden; kein Besserer nahm sie in den Mund, nur den Bauern und dem kleinen Bürger schien sie angemessen; wer etwas auf sich hielt, schrieb und sprach französisch, während in den gelehrten Berufen lateinisch die Herrschaft behielt.

Doch der deutsche Geist ließ sich nicht unterdrücken und die deutsche Sprache schöpfte nur neue Kraft aus der zeitweisen Knechtung.

Philander von Sittewald (Johannes Moscherosch) warf sich zu ihrem Verteidiger auf und schlug mit den Keulen seiner empörten Worte auf die Welschsüchtigen drein; der wackere Grimmelshausen

schrieb seine prächtigen „Abenteuer des Simplizius Simplizissimus“, ein Buch von unvergänglichem Werte für die Kenntnis der Zustände während und nach dem 30 jährigen Kriege, verfaßt in einem lebendigen vollblütigen Deutsch.

Das geistige Leben der katholischen Landesteile stand ganz unter dem Einfluß der Jesuiten, die sich der gelehrten Schulen und Universitäten bemächtigten und dafür sorgten, daß kein selbständiger Gedanke aufkam.

Der äußere Prunk des Gottesdienstes und die Pracht der Gotteshäuser beschäftigte die Einbildungskraft der Gläubigen hinreichend, sodaß eine Sehnsucht nach Besserem nicht aufkam; wir erleben es, daß gerade unter dem Einfluß der äußeren Schönheit des katholischen Gottesdienstes bedeutende Männer vom evangelischen Glauben abfielen, abgestoßen von der Nüchternheit des kirchlichen Lebens dort.

In der lutherischen und reformierten Kirche war eine Erstarrung eingetreten; beide standen sich in schroffer Feindschaft gegenüber; die Predigten ihrer Geistlichen wurden nicht müde, die Irrlehren des anderen Bekenntnisses und den Fehlglauben der Päpstlichen zu bekämpfen. Aber hier war doch das Kirchenlied die Kraft, die ein neues Leben hervorbrachte. Das Kirchenlied in deutscher Sprache spiegelte die Nöte des Lebens, die Angst der Gewissen, das Hilfsbedürfnis der suchenden Seele und das Vertrauen auf Gottes und des Erlösers Hilfe wieder: es hat in toter Zeit Wunder an unserem Volke gewirkt. Dazu kam, daß die schwere Zeit des 30jährigen Krieges die Gemeinden mit ihren Geistlichen enge zusammenführte, und wir haben viele Beispiele, wo die Pfarrer die tapferen Verteidiger ihrer von den Obrigkeiten verlassenen Gläubigen waren.

Ein Vorbild solches glaubensstarken, unbeugsamen Mutes ist Paul Gerhard, der Verfasser zahlreicher Kirchenlieder, die nicht nur hohen sittlichen Wert, sondern auch künstlerische Bedeutung besitzen.

Aber im evangelischen Volke erwachte das Bedürfnis nach einer Verinnerlichung, einer Verjüngung des Glaubens: Ph. J. Spener und A. H. Francke verliehen ihm Ausdruck, indem sie der starren Glaubensformel das Gefühl, die Sehnsucht, das innerliche Einigsein mit Gott gegenüber stellten. Es entstand die „pietistische“ (frömmelnde) Bewegung, in ihrem Streben nach einer seelischen Lebendig-Machung des Glaubens gewiß berechtigt, aber bald ausartend in weichliche, süßliche Frömmelei.

Während nun auf der einen Seite mit größter Inbrunst ein Streben zu Gott sich betätigte, setzte auf der anderen die „Aufklärung“ mit ihrer Arbeit ein. In England aus der Beschäftigung bedeutender Köpfe mit den Naturwissenschaften entstanden, kam sie auf dem Wege über Frank-

reich nach Deutschland. Sie ging nur aus von dem durch die Erfahrung Festgestellten, von dem durch den wissenschaftlichen Versuch Beweisbaren, und machte auch nicht Halt vor dem durch die Kirchen Gelehrten. Nicht der Glaube ist maßgebend, sondern die Vernunft; nicht die Überlieferung, sondern das Bewiesene, das Nützliche.

Die Aufklärung legte ihre Sonde an alles Bestehende: an den herrschenden Gottesglauben, an das Kirchentum, an den Staat, an das Fürstenrecht, an die Gegensätze der Völker und sie kam — das geschichtlich Gewordene übersehend — in vielem zu einer völligen Verneinung des Bestehenden: dadurch ist sie die Vorkämpferin der französischen Revolution geworden.

Bei wirklich bedeutenden Geistern mochte sie zur Selbstprüfung führen, wie wir dies bei ihrem größten Jünger Friedrich II. gesehen haben, also günstig wirken, im allgemeinen barg sie die Gefahr in sich, eine geistige Öde, eine Gefühlsleere herbeizuführen.

Das wirtschaftliche Leben erholte sich langsam; zuerst waren die Niederländer und die Franzosen unumstritten die Herren der deutschen Märkte; das geldarme Deutschland, besonders der Nordwesten war ganz abhängig von dem reichen Holland, französische Erzeugnisse drangen überall hin.

Wir wissen, daß die Landesherren, besonders in Preußen, Sachsen, Österreich sich bemühten, vom Auslande unabhängig zu werden und den heimischen Gewerbefleiß förderten, ja von Staats wegen Fabriken anlegten; die fremde Ware wurde nach und nach durch hohe Zölle fern gehalten; Straßen, Posten, Kanäle schufen bessere Verbindungen und erleichterten den Handel.

Die Torheit Ludwigs XIV., der den Protestanten die freie Religionsübung nahm, führte viele hugenottische Familien nach Deutschland, wo sie von evangelischen Fürsten mit offenen Armen aufgenommen wurden; wir wissen, daß vor allem der große Kurfürst an 40000 in sein Brandenburg zog: sie gaben die Lehrmeister in allen Künsten und Gewerben ab, in denen Frankreich damals unübertroffen war.

So kam es, daß sich um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts wieder ein bodenständiges Wirtschaftsleben gebildet hatte; wir sehen Mittelpunkte des Gewerbefleißes in Sachsen, in Mark und Kleve, in Berlin, in Wien, im deutschen Böhmen. In Meißen wird 1709 das Porzellan erfunden, in Krefeld wird vorzügliche Seide hergestellt, Bielefeld und sächsische Orte bewähren sich in der Tuchweberei, kurz der deutsche Boden hat wieder eigene Gewerbe.

Auch die Landwirtschaft erholte sich allmählich, von den Behörden begünstigt, und vermochte wieder bescheidenen Gewinn abzuwerfen; das war

um so wichtiger, als weitaus der größte Teil der Bewohner von ihr leben mußte.

So sehr auch das ganze Wirtschaftsleben unter der Vielstaaterei litt — jedes Städtlein schloß sich vom Nachbarn durch Zollschranken ab und in den größeren Staaten wurden die Binnenmauthen erst spät abgeschafft — das deutsche Volk kam doch wieder durch seinen unverdrossenen Fleiß zu Wohlstand. Freilich sehr große Reichtümer fanden sich eigentlich nirgends angesammelt, dafür waren die Betätigungsgebiete zu eng, aber eine erfreuliche Wohlhäbigkeit war wieder erreicht.

Diese Entwicklung ist nun nicht ungestört vor sich gegangen, sondern, wie wir wissen, durch häufige Kriege unterbrochen worden. Wie oft mußte der Landwirt, der Handwerker, der Fabrikherr wieder von vorn anfangen, nachdem die Kriegsfurie seine Arbeit zerstört oder geschädigt hatte!

Der wachsende Wohlstand brachte wieder den Bürgerstand zu Ehren und verschaffte die Mittel zu besserer Lebensführung, zu verfeinerter Bildung.

Leider betätigten sich beide in französischer Abart — und eine Folge davon war auch, daß die Schattenseiten der französischen Lebensführung jener Zeit, Leichtfertigkeit, Lüderlichkeit, Sittenlosigkeit Eingang fanden und über die längst angesteckten deutschen Höfe ins Bürgertum drangen.

Es kam darauf an, ob rechtzeitig die innere Befreiung des Volkes vom fremden Wesen durchgeführt werden konnte.

Von den Künsten hat in jenem Zeitraum die Malerei auf deutschem Boden nichts wirklich Großes hervorgebracht; die Baukunst bewegte sich zunächst in Norddeutschland in der Nachahmung niederländischer Vorbilder, kam aber schließlich zu selbständigen Leistungen, wie im Berlin König Friedrichs I.

Von Frankreich und Italien drang der Barock-Stil ein, der aufs Großartige, Wuchtige, durch kühne Linien den Beschauer Berückende ausgeht, später folgte das Rokoko, der Stil des Leichtfertig-Spielenden, Schäkernden, Heimlichen.

Die schönsten Bauwerke des Barock finden wir in den Kirchen der siegenden Gegenreformation, wie sie die Jesuiten z. B. in München, Wien, Kloster Melk, Passau und Mainz errichteten; von weltlichen Bauten seien die prächtige Hofburg in Wien, ein Werk Fischer von Erlachs und das Zeughaus in Berlin erwähnt, letzteres von Schlüter geschaffen, der auch als Bildhauer wahrhaft Großes geleistet hat.

Die Blüte des Rokoko auf deutschem Boden findet sich in Dresden, wo in der katholischen Hofkirche und dem Zwinger wirklich entzückende Bauten in diesem Stile errichtet wurden.

Auch die deutsche Wissenschaft begann sich zu regen.

Der Rechtslehrer Thomasius brach mit dem Zwange der lateinischen Sprache und hielt seine Vorlesungen in deutscher Sprache, mußte dafür allerdings von Leipzig nach Halle weichen.

Bedeutende Staatsrechtslehrer wie Samuel von Pufendorf beschäftigten sich mit den Grundlagen der Reichsverfassung. Die Weltweisheit fand in Leibniz einen großen Vertreter; seine Lehre gipfelte in dem Satze, daß die Lehren des christlichen Glaubens zwar übernatürlich seien, aber deshalb nicht widernatürlich. Neben seiner umfassenden Tätigkeit auf fast allen Gebieten der Wissenschaft trat Leibniz mit rühmlichem Eifer für die deutsche Sprache ein.

Seine Lehre wurde ausgebaut von Christian Wolf, und war bald in den Kreisen der Gebildeten heimisch; er schied Wahrheiten der Vernunft und Offenbarungen des Glaubens und bewies, daß wahre Sittlichkeit unabhängig ist von der Unterwerfung unter bestimmte Lehrsätze.

Ihren Höhepunkt gewinnt die Weltweisheit mit Immanuel Kant (1724—1804) dem Weisen von Königsberg; er vertrat in seinem Lehrgebäude die Majestät der Pflicht (sog. kategorischer Imperativ-unbedingter Befehl) und verfocht die Freiheit des sittlichen Willens. Indem er die Unmöglichkeit eines strengen Beweises für das Dasein Gottes nachwies, hob er das religiöse Bewußtsein hoch über das Gebiet des grübelnden Verstandes empor und machte das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu Forderungen unseres sittlichen Empfindens (der „praktischen Vernunft"). Die Lehre Kants ist von gewaltigster Wirkung gewesen: sie hat die Männer erzogen und gebildet, die später in der Not der napoleonischen Zeit Preußens Wiedergeburt heraufführten.

Die Musik erschöpfte sich lange in dem, was für den Gottesdienst und das Kirchenlied, für höfische Feste und die bürgerliche Gesellschaft nötig erschien: nun erhoben sie Johann Seb. Bach und Händel, — beide an den Werken italienischer Meister gebildet, aber selbständig aus deutschem Geiste und unendlich reicher Erfindung schaffend — auf die Höhe der Vollendung (beide im Jahre 1685 geboren): gewaltige Werke von unvergänglichem Werte, wie die Mathäus- und Johannespassion Bachs und die Oratorien Händels wurden von diesen hohen Meistern geschaffen. Ihnen folgten die Österreicher Gluck, Haydn und Mozart mit ihren wunderbar reichen Schöpfungen auf allen Gebieten der Tonkunst.

Am längsten lag die Dichtkunst in den Fesseln fremden d. h. französischen Einflusses; gespreizt und unnatürlich bewegte sie sich in schwülstigen Bildern und war durch und durch unvolkstümlich. Begabte Männer, wie der Schweizer Albrecht von Haller, Friedrich von Hagedorn in Hamburg, Gleim in Halberstadt, Gottsched und Gellert in Leipzig, Ewald von Kleist und Ramler haben das Verdienst, sie aus dem Banne der Franzosen-

Nachahmung erlöst zu haben; aber der erste große Dichter war doch erst Friedrich Gottlob Klopstock (geb. 1724 in Quedlinburg), eine hinreißende Persönlichkeit, ein begeisterter Deutscher: sein „Messias" wirkte wie eine Offenbarung und fand eine Aufnahme, von der wir uns heute keinen Begriff machen können.

Die deutsche Sprache war wieder zu Ehren gekommen!

Der eigentliche Zertrümmerer der französischen Vorherrschaft aber wurde Gotthold Ephraim Lessing aus Kamenz in Sachsen (1729—1781): in unerbittlicher Schärfe zog er in seinen Schriften gegen das Franzosentum zu Felde und enthüllte seine Unnatur, die dem deutschen Wesen zuwider sein müsse; er wies auf die Vorbilder des Griechentums hin und auf die uns wesensverwandten Engländer, vor allem auf den unvergleichlichen Shakespeare.

Aber er riß nicht nur zusammen, sondern gab dem deutschen Volke in „Emilia Galotti" das erste deutsche Trauerspiel und in „Minna von Barnhelm" ein Lustspiel von bis heute unerreichtem Werte.

Es war, als wenn der Bann gelöst sei: eine unerschöpfliche Reihe bedeutender Männer, in allen Teilen des Vaterlandes, stand auf, und führte eine Blütezeit des deutschen Geistes herbei, die uns staunen macht. Es ist nicht möglich, auch nur annähernd hier ihre Namen zu nennen, ihre Werke zu erwähnen; wir müssen auf die Geschichte des Schrifttums verweisen und uns darauf beschränken, die Größten zu nennen.

Der Zeit des „Sturmes und Dranges", die neben Wildem, Unausgeglichenem köstlich Schönes geschaffen hat, folgte die Zeit der Reife.

Johann Gottfried Herder (1744—1803) führte in seinem großartigen Werke über „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" die Dichtkunst an die Quelle des Volkstums und wies nach, daß jedes echte Dichtwerk mit dem Mutterboden des Vaterlandes und Volkstums unzertrennlich verbunden sei; er macht den Schatz von Volksliedern aller Zeiten und Völker zugänglich.

Gottfried August Bürger (1747—1794) nahm diese Heilbotschaft mit der ganzen Begeisterung auf, deren seine Seele fähig war, und dem Sturm und Drang entwachsend, schenkte er den Deutschen Balladen von kaum wieder erreichtem Werte und wundervolle Liebesgedichte.

Den Gipfel erklimmen der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe (1749—1832) und der Schwabe Johann Friedrich Schiller (1759—1805): sie haben das Höchste geschaffen, was dem deutschen Geiste auf dem Gebiete der Dichtkunst bisher entsprungen. Beide beginnen im Sturm und Drang: Goethe mit seinem ewig jungen „Götz von Berlichingen", Schiller mit seinen kühnen „Räubern" und

dem aufreizenden bürgerlichen Trauerspiel „Kabale und Liebe“; beide klären sich aber und schenken, in schönster persönlicher Freundschaft verbunden, ihrem Volke eine Fülle herrlichster Werke: Goethes „Faust“ und Schillers „Wallenstein“ bilden die Höhe ihres Schaffens.

Und wunderbar: während alles dies sich vorbereitete, ja zum Teil schon geworden war, lebte der größte Erwecker des deutschen Volkes noch, der alte Fritz, und er wollte von dem allem nichts wissen; er lehnte die deutschen Dichtungen, die er kannte, als „barbarisch“ ab, wollte von Lessing nichts wissen, dessen scharfer Geist seinem eigenen nah verwandt war, und fand Goethes Götz von Berlichingen abscheulich; er blieb bei seiner Vorliebe für alles Französische, sprach fast nur französisch und schrieb seine eigenen politischen, geschichtlichen, kriegswissenschaftlichen Werke nur in dieser Sprache.

Welch ein Widerspruch!

Und doch, wie versöhnend die Vorhersage in einem seiner letzten Werke; da sieht er die Zeit kommen, wo in deutscher Sprache Unvergänglich-Schönes geschaffen werde!

Sie war schon da, diese Zeit, nur sah der große einsame Greis nicht, was sie geschaffen, und verstand nicht die pochende Seele dieses an den Born seines Volkstums wiedergekehrten Volkes.

Und seltsam ein anderes: diese Blüte der Dichtkunst blieb politisch ohne Folgen. Die Deutschen waren nach dem Wort einer welterfahrenen Französin, der Frau von Staël, „das Volk der Dichter und Denker“ — sie begnügten sich mit der Herrschaft im Reiche der Gedanken und blieben gleichgültig bei der politischen Zerrissenheit ihres Volkes.

Ja, die Versenkung in die Welt des Geistig-Schönen zog sie ab von der Beschäftigung mit den Dingen der politischen Wirklichkeit, die ihnen einerlei waren. Das Reich der Kunst meinten sie, trotz Herders Lebensarbeit, kenne keine Schranken, und kamen in einen Taumel des „Kosmopolitismus“, jene Auffassung, die alle Menschen als Brüder ansieht und das eigne Volk vergißt.

Ein Mann wie Schiller hatte schreiben können, daß er „den Patriotismus als heroisches Laster“ ansehe!

Was war diesem Geschlecht der Staat!

Was war ihm die Volksgesamtheit!

Bis es politisch zur Erkenntnis und zur Tat geführt wurde, mußte dies Geschlecht von politisch Gleichgültigen hart in die Zucht genommen werden.

Dann aber, als es politisch erwachte und sich — inzwischen durch den großen Zwingherrn Napoleon geknechtet — auf sich selbst besann und die Befreiung ersehnte, da wirkten die späteren Werke desselben Schiller begeisternd

und erhebend; in seiner „Jungfrau von Orleans“ hatte er das Wort hinausgeworfen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“ und im „Wilhelm Tell“ das Recht auf Selbsthilfe kraftvoll verkündet: „Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist uns das Schwert gegeben.“ Diese beiden Schauspiele, jedes in seiner Art ein hohes Lied der Freiheit und völkischer Würde, zeigten zwei glänzend durchgeführte Befreiungen von fremdem Joch und riefen mit starken Mitteln zur Nacheiferung auf.

Dann zeigte sich auch, daß das geistige Band, das die Dichter ohne es zu wollen, um unser Volk geschlungen, und das die Gebildeten, ohne daß sie daran dachten, umklammerte, doch auch politisch zusammenfassend wirken mußte, so daß auch das reiche geistige Leben des Volkes schließlich dem Drange nach nationaler Einheit zu gute kam.

Fall und Erhebung.

Die französische Revolution und ihre Ursachen.

Das „absolute Regiment“ betrachtete seine Landesbewohner als „Untertanen“, als lebendes Zubehör zum Lande, und verfügte über sie nach Wohlgefallen.

Mit dem Erwachen des Selbstbewußtseins der Einzelnen und der Gesamtheiten mußte dieser Zustand als unwürdig und unerträglich empfunden werden und der Kampf um das Recht und die Freiheit des Einzelnen, wie der Völker anheben.

Für Europa hat den Vorkampf für die andern Völker das Volk der Franzosen geführt und sich dadurch ein hohes, unverjährbares Verdienst erworben.

Die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Kampfes und die Folgen, die er für unser eigenes Volk hatte, verlangen, daß wir jene Vorgänge eingehender schildern, auch wenn sie jenseits unserer Grenzen sich abgespielt haben: es ist dies für das Verständnis der weiteren Entwicklung unbedingt erforderlich. —

Die Schriftwerke der Aufklärung untersuchten offen und ungescheut, ob die angemaßten Befugnisse des „absoluten Regiments“ mit der Natur und der Vernunft im Einklang stehen, und sie kamen selbstverständlich zu dem Ergebnis, daß dies nicht der Fall sei.

Wurde so durch die Lehren der Aufklärung die herrschende Staatsauffassung untergraben, so tat die schmachvolle Lebensführung Ludwigs XV. und seines Hofes ein übriges, um auch tatsächlich die Krone um alles Ansehen zu bringen.

Dazu kam, daß Bürger und Bauern allein die ungeheueren Staatsausgaben aufzubringen hatten, während der Adel und die Geistlichkeit steuerfrei waren: in schamloser Weise drückten die Steuerpächter auf diese geplagten Volksschichten — den Bauer und Kleinbürger — um ihnen die Steuern herauszupressen; in weiten Teilen Frankreichs herrschte seit Jahren Hungersnot. Das ganze wirtschaftliche Leben stockte — aber

der Hof in Versailles verpraßte frech, was der Notdurft der Ärmsten abgestohlen war.

Eine ungeheuere Erbitterung sammelte sich an und die gebildeten Kreise der Bürgerschaft, die Schüler der Aufklärung stellten der zur Verzweiflung getriebenen untersten Schicht ihre Führer.

Dies Volk sah nun, wie jenseits des Weltmeeres die koloniale Bevölkerung der englischen Besitzungen in Nord-Amerika den vom Mutterlande leichtfertig aufgedrungenen Kampf aufnahm und unter der Führung echter Volksmänner wie George Washington und Benjamin Franklin in achtjährigem schwerem Kriege (1775—1783) ihre Freiheit erstritt: am 4. Juli 1776 erklärten die Vertreter des Volkes der Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit ihrer Länder aus eignem Rechte nach den ewigen Gesetzen der Natur und der Vernunft, und verkündeten die „allgemeinen Menschenrechte."

Ungeheuer war die Wirkung dieser Vorgänge in Europa; aus Frankreich und Preußen erhielten die kühnen Neuerer im fernen Nordamerika Zuzug — sie siegten, und im Frieden von Versailles (1783) mußte England ihre Unabhängigkeit anerkennen.

Die unter dem „absoluten Regiment" stehenden Völker Europas hatten gesehen, daß ein Kampf um die Freiheit von Person und Volk siegreich durchgeführt war. In Frankreich, das mit besonderer Spannung der Entwicklung jenseits des atlantischen Meeres zugesehen hatte, trieb alles zur Entscheidung, und nun vollzog sich, was Jahrhunderte vorbereitet hatten, mit fürchterlichen Ausbrüchen gerechten Volkszornes, mit einer Gewaltsamkeit, die ohnegleichen ist in der Geschichte. Auf Ludwig XV., den Schamlosesten und Verächtlichsten, der je einen Thron verunziert hatte, folgte Ludwig XVI., ein Mensch von gutem, aber schwachem Willen, nicht ohne Einsicht in die Schäden des Landes, aber ohne die Kraft zu rettendem Entschluß und zu ganzer Tat. Als er die Herrschaft antrat, fand er eine ungeheure Staatsschuldenlast vor, die durch die ewigen Kriege seiner Vorgänger, ihre wahnsinnigen Prunkbauten, verschwenderische Hofhaltung und schandbare Mätressenwirtschaft herbeigeführt war; die Staatsausgaben überstiegen die Einnahmen um das Doppelte. Ein so reiches Land wie Frankreich hätte wohl diese Geldnot überwinden können, wenn der König, wie der Finanzminister Turgot riet, eine gerechtere Steuerverteilung angeordnet hätte; aber der Hofadel stürzte den unbequemen Berater; sein Nachfolger Necker, ein Bankherr aus Genf, erwies sich als unzureichend.

In seiner Not beschließt der König die Reichsstände zu berufen, die seit Ludwig XIV. nicht mehr getagt hatten. Wird es ihm gelingen,

mit der Vertretung eines Volkes fertig zu werden, das längst am Königtum irre geworden war?

Zwei Drittel von Grund und Boden gehörten dem Adel und der Geistlichkeit; das letzte Drittel konnten die ausgesogenen Bauern nicht ausnutzen, weil ihnen die Mittel zur Bestellung fehlten.

In den Städten hatte eine unvernünftige Gesetzgebung Gewerbe und Handel lahmgelegt; die Verwaltung arbeitete willkürlich, die Rechtspflege versagte gegenüber der „Kabinets-Justiz", d. h. den Eingriffen des unbeschränkten Königs und seiner Umgebung gegen die Freiheit, das Leben und Eigentum seiner Untertanen. Alle Ämter waren käuflich geworden — ein schamloses Mittel, um der Geldnot zu steuern; das Heer zuchtlos und herabgekommen. Eine dumpfe Wut hatte sich des Volkes bemächtigt, die schon zu wiederholten Aufständen geführt hatte; der Haß gegen alles Bestehende, der Neid gegen die Besitzenden, ein wilder Zorn gegen den Staat, den König und seine Beamten, das Verlangen nach Vergeltung für unendliches Unrecht: das war die Stimmung der gedrückten Masse, in der die Reichsstände zusammengerufen wurden.

Solange die Regierung es nur mit den Volksvertretern zu tun hatte, spielte sich der politische Kampf verhältnismäßig ruhig und geordnet ab; als aber das Volk selbst, als der Pöbel von Paris eingreift, als seine Helden die Führung an sich reißen, geht alles Maß verloren.

Ein Mann war da, der vielleicht helfen konnte, der geniale Graf Mirabeau, der Tuchhändler geworden war, um als Abgeordneter des Bürgerstandes gewählt werden zu können, ein Mann von schärfstem Verstand, unermüdlicher Arbeitskraft, von leidenschaftlichem Willen und hinreißender Redegewalt: er hatte das Vertrauen des Volkes und warb um das Vertrauen seines Königs, dem er helfen wollte. In dem Augenblick, wo es auf ihn ankam, stirbt er plötzlich, und keiner ist da, der ihn ersetzt.

Der Sturm wächst, immer lecker wird das Staatsschiff, immer ratloser und feiger werden seine Lenker. Bald gibt es nur noch einen Herrn, den Pöbel. Durch Ströme von Blut, durch Gemeinheit sondergleichen, durch Verrat und Treubruch, durch Grausamkeit und Mord wird er von seinen Führern gezerrt; das Haupt des Königs fällt auf dem Schafott, wie das seiner schönen Gemahlin Maria Antoinette, der Tochter Maria Theresias; Gott selbst wird entthront und die Vernunft an seine Stelle gesetzt.

Eine Schreckensherrschaft bricht an, gegen die selbst die schrecklichsten Tage des entarteten Roms harmlos waren; die Revolution verschlingt ihre Söhne, bis ermattet das Volk reif ist, von neuem unter einen Zwingherrn zu kommen.

Kriege der Republik.

Im Jahre 1792 hatte die Revolution über die Grenzen Frankreichs hinübergegriffen, indem im April an Franz II., den Neffen der unglücklichen Maria Antoinette der Krieg erklärt wurde; König Friedrich Wilhelm II. von Preußen tritt auf des Habsburgers Seite, der nur die Absicht hatte, die Franzosen von den Reichsgrenzen fernzuhalten. Dementsprechend wird der Krieg geführt. Im Oktober 1792 bringt der Revolutionsgeneral Custine in Mainz ein, besetzt die Stadt, mit der das ganze linke Rheinufer erobert wird; auch Belgien fällt den Franzosen zu. Noch gelingt es den Verbündeten, Mainz wieder zu nehmen und die Revolutionsheere zurückzuschlagen, aber die aus den polnischen Teilungen herrührenden Verstimmungen zwischen Preußen und Österreich lähmten die Kriegsführung, sodaß die Siege nicht ausgenutzt wurden.

Im April 1795 zerfällt das Bündnis ganz und Preußen schließt den traurigen Sonderfrieden von Basel, in dem es das linke Rheinufer preis gibt; für sich bedingt es Entschädigungen im Innern des Reiches aus.

Franz II. (1792—1806) kämpfte im Bunde mit England weiter, in Deutschland durch seinen tüchtigen Bruder Erzherzog Karl mit Erfolg, in Italien gegen den jungen Revolutionsgeneral Napoleon Bonaparte mit Unglück. Nach langen Verhandlungen kommt am 17. Oktober 1797 der Friede zu Campo Formio zu stande, in dem der Kaiser die Abtretung des linken Rheinufers anerkennt.

Doch die Waffenruhe währte nicht lange: die europäischen Mächte sahen mit Angst die Einwirkung der Revolution auf ihre Völker und dachten daran, sie zu ersticken.

Zu diesem Zwecke kam schon 1799 ein zweiter Bund zwischen Rußland, Österreich und England zu stande; der Krieg spielte in Oberdeutschland und Oberitalien; lange schwankte die Entscheidung. Als aber die Österreicher von Napoleon bei Marengo und von Moreau bei Hohenlinden aufs Haupt geschlagen werden, verliert Franz den Mut und schließt am 9. Februar 1801 den Frieden von Luneville, der die Abtretung des linken Rheinufers bestätigt.

Napoleon Bonaparte.

Inzwischen hatte die Revolution sich in Frankreich ausgetobt; das Land hatte seinen neuen Herrn gefunden in Napoleon Bonaparte, der sich durch den Staatsstreich vom 9. November 1799 zum ersten Konsul

aufgeworfen hatte und der sich am 2. Dezember 1804 als der Erwählte des Volkes die Kaiserkrone aufs Haupt setzte.

Eines der größten Genies aller Zeiten betrat die Weltbühne, ein Mann, der die Welt in ihren Fugen erzittern machte.

Er war in Ajaccio auf Korsika als der Sohn eines armen italienischen Adelsgeschlechtes geboren, hatte also keinen Tropfen französischen Blutes in seinen Adern. Beim Beginn der Revolution war er noch Leutnant bei der Artillerie, bei der Belagerung von Toulon Hauptmann, nach der Einnahme dieser Stadt mit 24 Jahren Brigadegeneral, und bald durch seine glänzenden Siege in Italien der erste Mann des Heeres — ein Feldherr, der den größten Kriegsmeistern aller Zeiten zugerechnet werden muß.

Seine Weise der Kriegführung war völlig neu und entsprach der Art der ihm unterstellten Truppen: Schnelligkeit der Bewegungen und gewaltsame Massenstöße waren die Mittel, mit denen er die Heerführer der alten Schule überraschte, und es dauerte lange, bis seine Gegner von ihm gelernt hatten.

Genial wie seine Kriegskunst, war auch seine Tätigkeit in der Staatsverwaltung: er brachte es fertig, in Frankreich, das seit der Revolution an 25 000 Gesetze hatte über sich ergehen lassen müssen und das über 47 Milliarden Papiergeld ausgegeben hatte, eine Verwaltungsmaschine zu schaffen, die trefflich arbeitete und seinen Zwecken diente.

Mit der Sicherheit des Menschenkenners durchschaute er die Franzosen; er sah, daß diesem Volke äußerer Glanz genügte, daß es für eine freie Verwaltung gar kein Verständnis hatte.

Frankreich, dem er ja nicht dem Blute nach angehörte, sondern durch Zufall, blieb ihm innerlich immer fremd — für ihn nur ein Mittel für seine Zwecke: die Unterwerfung der Welt.

Wir haben gesehen, daß mehr als ein Herrscher an diesem unnatürlichen Gedanken gescheitert ist: die Ottonen, die Hohenstaufen und Karl V. Sollte diesem kühnen Soldaten des Glückes gelingen, was jenen versagt war?

Eines hatte er vor jenen voraus: den völligen Mangel an Gemüt, an Mitleid; ihm war es gleichgültig, was aus Frankreich wurde, ihn kümmerte nicht das Schicksal der Hunderttausende, die seinetwillen den Schlachtentod sterben mußten, er dachte nur an sich, dieser größte aller Selbstsüchtigen, den die Geschichte kennt.

Kein liebenswürdiger Zug ist von ihm überliefert; treulos, gewissenlos, verlogen und innerlich roh, von Verachtung gegen Menschen und Gedanken erfüllt, ohne Verständnis für Großmut und Hochherzigkeit — so war der Mann beschaffen, der den frechen Anspruch erhob, der Herr der Welt zu werden — und der in Wahrheit doch nichts anderes war als der großartigste Abenteuerer der Weltgeschichte.

Die Auflösung des Reiches.

Der Friede von Luneville bedeutete genau genommen das Ende des heiligen römischen Reiches deutscher Nation: das linke Rheinufer ging verloren und es war verabredet, daß die weltlichen Fürsten, die dadurch zu Schaden kamen, rechts des Rheins entschädigt werden sollten durch die Einziehung aller geistlichen Kleinstaaten, die sich dort fanden. Das längst Notwendige geschah, und die Unnatur dieser geistlichen Stäätlein verschwand: schlimm nur, daß das an sich Notwendige so häßlich geschah.

Denn es hob jetzt ein Jagen an um die Gunst Bonapartes und seiner Minister, das ewig eine Schande bleiben wird für die deutschen Fürsten; nach Paris eilten sie selbst oder ihre Gesandten, und trieben sich in den Vorzimmern des Allmächtigen herum, bis sie gnädig vorgelassen wurden; Bestechungen und Erniedrigungen spielten ihre Rolle; glücklich diejenigen, denen der Konsul ein Stück Land zuwarf, vernichtet, wem er seine Gunst versagte. Auf diese Weise verschwanden 112 deutsche Staaten, oder besser Stäätlein; der letzte Kurfürst von Mainz wurde als „Primas" des Reiches mit einem neuen Gebilde aus Regensburg und Wetzlar versorgt; die freien Reichsstädte wurden bis auf Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Hamburg, Bremen und Lübeck aufgehoben; die ganze Reichsritterschaft verlor die Selbständigkeit.

Das alles wurde niedergelegt in dem sog. „Reichsdeputationshauptschluß" (1803); wie es bei den Entschädigungen zuging, die er gewährte, wird dadurch ins rechte Licht gesetzt, daß z. B. Preußen fünfmal, Hessen-Darmstadt achtmal, Baden gar zehnmal soviel Land rechts des Rheines erhielten, als sie links an Frankreich verloren hatten. Und doch, so häßlich und unvornehm diese Fürsten-Revolution des Reichsdeputations-Hauptschlusses war, was sie durchführte, war nötig: denn alle diese Zwergstaaten waren im Sumpfe ihres engen Lebens verkommen, die Bevölkerung dem großen Gesamtvolke entfremdet, ja verloren. Sollten sie dem Vaterlande wieder gewonnen werden, so mußten sie aufgehen in größeren staatlichen Gebilden — vorausgesetzt, daß diese ihres Volkes selbst bewußt waren oder dazu gemacht wurden.

Wie tief aber damals das Selbstgefühl der Deutschen gesunken war, geht daraus hervor, daß der Verlust des linken Rheinufers ohne Klage hingenommen wurde, ja daß man den Rhein als die natürliche Grenze Deutschlands annahm und Preußen für den kläglichen Frieden von Basel belobte.

Wie war das möglich? Es gibt nur die eine Erklärung, daß das Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit in dem Jammer des heiligen

aufgeworfen hatte und der sich am 2. Dezember 1804 als der Erwählte des Volkes die Kaiserkrone aufs Haupt setzte.

Eines der größten Genies aller Zeiten betrat die Weltbühne, ein Mann, der die Welt in ihren Fugen erzittern machte.

Er war in Ajaccio auf Korsika als der Sohn eines armen italienischen Adelsgeschlechtes geboren, hatte also keinen Tropfen französischen Blutes in seinen Adern. Beim Beginn der Revolution war er noch Leutnant bei der Artillerie, bei der Belagerung von Toulon Hauptmann, nach der Einnahme dieser Stadt mit 24 Jahren Brigadegeneral, und bald durch seine glänzenden Siege in Italien der erste Mann des Heeres — ein Feldherr, der den größten Kriegsmeistern aller Zeiten zugerechnet werden muß.

Seine Weise der Kriegführung war völlig neu und entsprach der Art der ihm unterstellten Truppen: Schnelligkeit der Bewegungen und gewaltsame Massenstöße waren die Mittel, mit denen er die Heerführer der alten Schule überraschte, und es dauerte lange, bis seine Gegner von ihm gelernt hatten.

Genial wie seine Kriegskunst, war auch seine Tätigkeit in der Staatsverwaltung: er brachte es fertig, in Frankreich, das seit der Revolution an 25 000 Gesetze hatte über sich ergehen lassen müssen und das über 47 Milliarden Papiergeld ausgegeben hatte, eine Verwaltungsmaschine zu schaffen, die trefflich arbeitete und seinen Zwecken diente.

Mit der Sicherheit des Menschenkenners durchschaute er die Franzosen; er sah, daß diesem Volke äußerer Glanz genügte, daß es für eine freie Verwaltung gar kein Verständnis hatte.

Frankreich, dem er ja nicht dem Blute nach angehörte, sondern durch Zufall, blieb ihm innerlich immer fremd — für ihn nur ein Mittel für seine Zwecke: die Unterwerfung der Welt.

Wir haben gesehen, daß mehr als ein Herrscher an diesem unnatürlichen Gedanken gescheitert ist: die Ottonen, die Hohenstaufen und Karl V. Sollte diesem kühnen Soldaten des Glückes gelingen, was jenen versagt war?

Eines hatte er vor jenen voraus: den völligen Mangel an Gemüt, an Mitleid; ihm war es gleichgültig, was aus Frankreich wurde, ihn kümmerte nicht das Schicksal der Hunderttausende, die seinetwillen den Schlachtentod sterben mußten, er dachte nur an sich, dieser größte aller Selbstsüchtigen, den die Geschichte kennt.

Kein liebenswürdiger Zug ist von ihm überliefert; treulos, gewissenlos, verlogen und innerlich roh, von Verachtung gegen Menschen und Gedanken erfüllt, ohne Verständnis für Großmut und Hochherzigkeit — so war der Mann beschaffen, der den frechen Anspruch erhob, der Herr der Welt zu werden — und der in Wahrheit doch nichts anderes war als der großartigste Abenteurer der Weltgeschichte.

Die Auflösung des Reiches.

Der Friede von Luneville bedeutete genau genommen das Ende des heiligen römischen Reiches deutscher Nation: das linke Rheinufer ging verloren und es war verabredet, daß die weltlichen Fürsten, die dadurch zu Schaden kamen, rechts des Rheins entschädigt werden sollten durch die Einziehung aller geistlichen Kleinstaaten, die sich dort fanden. Das längst Notwendige geschah, und die Unnatur dieser geistlichen Städtlein verschwand: schlimm nur, daß das an sich Notwendige so häßlich geschah.

Denn es hob jetzt ein Jagen an um die Gunst Bonapartes und seiner Minister, das ewig eine Schande bleiben wird für die deutschen Fürsten; nach Paris eilten sie selbst oder ihre Gesandten, und trieben sich in den Vorzimmern des Allmächtigen herum, bis sie gnädig vorgelassen wurden; Bestechungen und Erniedrigungen spielten ihre Rolle; glücklich diejenigen, denen der Konsul ein Stück Land zuwarf, vernichtet, wem er seine Gunst versagte. Auf diese Weise verschwanden 112 deutsche Staaten, oder besser Städtlein; der letzte Kurfürst von Mainz wurde als „Primas" des Reiches mit einem neuen Gebilde aus Regensburg und Wetzlar versorgt; die freien Reichsstädte wurden bis auf Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Hamburg, Bremen und Lübeck aufgehoben; die ganze Reichsritterschaft verlor die Selbständigkeit.

Das alles wurde niedergelegt in dem sog. „Reichsdeputationshauptschluß" (1803); wie es bei den Entschädigungen zuging, die er gewährte, wird dadurch ins rechte Licht gesetzt, daß z. B. Preußen fünfmal, Hessen-Darmstadt achtmal, Baden gar zehnmal soviel Land rechts des Rheines erhielten, als sie links an Frankreich verloren hatten. Und doch, so häßlich und unvornehm diese Fürsten-Revolution des Reichsdeputations-Hauptschlusses war, was sie durchführte, war nötig: denn alle diese Zwergstaaten waren im Sumpfe ihres engen Lebens verkommen, die Bevölkerung dem großen Gesamtvolke entfremdet, ja verloren. Sollten sie dem Vaterlande wieder gewonnen werden, so mußten sie aufgehen in größeren staatlichen Gebilden — vorausgesetzt, daß diese ihres Volkes selbst bewußt waren oder dazu gemacht wurden.

Wie tief aber damals das Selbstgefühl der Deutschen gesunken war, geht daraus hervor, daß der Verlust des linken Rheinufers ohne Klage hingenommen wurde, ja daß man den Rhein als die natürliche Grenze Deutschlands annahm und Preußen für den kläglichen Frieden von Basel belobte.

Wie war das möglich? Es gibt nur die eine Erklärung, daß das Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit in dem Jammer des heiligen

römischen Reichs abhanden gekommen war und daß die Gebildeten sich in der Welt der Gedanken so verloren hatten, daß die politischen Wirklichkeiten des Tages sie gleichgültig ließen.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Auch das Preußen des nichtigen Friedrich Wilhelm II. versagte in solcher Zeit, der einzige Staat, der hätte helfen können.

Dort war inzwischen Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) seinem Vater gefolgt; schlimme Zustände fand er vor: die Staatskassen waren leer, das Heer stehen geblieben und von zu alten Offizieren befehligt, die auf des großen Friedrich Ruhm pochten, selbst aber mit den Mannschaften träge und friedensselig geworden waren. Die letzte Teilung Polens hatte dem Staat ein zu großes Stück polnischen Landes gebracht, so daß nun die schwere Aufgabe gestellt war, es einzudeutschen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren faul und morsch geworden; Berlin mochte getrost in der Unsittlichkeit mit Paris wetteifern; man lese die Schilderung in dem furchtbaren Romane von Willibald Alexis „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", um zu erkennen, wie faul und entsittlicht die Gesellschaft jener Zeit war. Freilich der junge König selbst bot mit seiner Gemahlin, der schönen und klugen Luise von Mecklenburg-Strelitz ein Vorbild reinen Ehelebens, aber ihm fehlte der Mut, einzugreifen.

Er erkannte wohl die Schäden des Staates und den Unwert der Ratgeber seines Vaters, wie den Rückgang des Heeres; aber er ließ alles gehen und behielt sogar die unwürdigen Minister im Amt. Ein langsamer Geist, stärker im Ertragen als im Handeln; unsicher der Welt gegenüber; ängstlich in seinen Urteilen; schwer zu einem Entschluß zu bringen — so war der König nicht geeignet, seine Zeit wieder einzurenken.

Die Königin Luise, feuriger und rascher als ihr Gemahl, und mit ihr ein enger Kreis wahrer Vaterlandsfreunde drängte auf Verbesserungen, allein der König war zu nichts Wesentlichem zu bewegen.

Kaiser Napoleons Kriege.

Inzwischen war Napoleon Kaiser geworden; noch im Winter 1804 unternahm er eine Rundreise in die eroberten rheinischen Lande, und wurde in Aachen als der neue Karl der Große begrüßt; im kurfürstlichen Schlosse zu Mainz huldigten ihm zahlreiche süd- und westdeutsche Fürsten, die sich als seine Vasallen geberdeten.

Ein neuer Waffengang mit Österreich stand bevor; dem Kaiser kam

es darauf an, in diesem Kriege Preußen von Österreich getrennt zu halten; er überbot sich deshalb in Liebenswürdigkeiten gegen Friedrich Wilhelm.

Dabei war er fest entschlossen, daß nach Habsburgs Niederlage der Hohenzoller an die Reihe kommen sollte, und war genau unterrichtet über die inneren Zustände Preußens, vor allem die Altersschwäche seines Heeres. Schon jetzt, während er dem König noch schmeichelte, bereitete er den Krieg gegen ihn diplomatisch vor in der Absicht, Preußen zu vereinsamen.

Das geschah so: mit England lebte er weiter im Krieg; da er dem Inselvolke zur See nichts anhaben konnte, hatte er Hannover, das deutsche Stammland der dort herrschenden Welfen mit seinen Truppen besetzt. Dies Hannover, dessen Zuwachs für Preußen allerdings höchst erwünscht war, bot er Friedrich Wilhelm an, der dafür die Markgrafschaft Ansbach an Bayern abtreten sollte. Ging Preußen darauf ein, so war der Riß mit England vollzogen, mehr noch: es war auf lange Zeit wegen solchen Treubruchs verachtet, vereinsamt, und nicht bundesfähig. Des Königs Berater, Graf Haugwitz und die beiden Welschen Lombard und Luchesini waren von Napoleons Vorschlag entzückt, denn ihnen galt als höchstes Ziel der Staatskunst, ohne Opfer einen Fetzen Landes zu erschnappen, und sie hatten keine Ahnung davon, daß der Staat sittlich handeln muß; der König aber fand es unrecht, einen Fürsten zu berauben, der mit ihm im Frieden lebte, und ging auf den Tausch nicht ein.

Rußland und Österreich hatten ein Bündnis mit England zur Herstellung des europäischen Gleichgewichtes geschlossen: sie verlangten die Zurückziehung aller rechts des Rheines stehenden französischen Truppen und erklärten den Krieg, als Napoleon dies verweigerte (1805).

In eiligen Märschen rückte der Kaiser durch Bayern auf die Grenzen Österreichs zu und befahl dem in Hannover stehenden Marschall Bernadotte, auf dem kürzesten Wege zu ihm zu stoßen. Dieser Weg führte durch Ansbach-Bayreuth, die fränkischen Besitzungen der Hohenzollern.

Bernadotte marschierte durch diese Gebiete, obwohl Preußen am Kriege nicht beteiligt war — ein frecher Bruch des Völkerrechts, der denn doch den König so empörte, daß er sein Heer auf Kriegsfuß setzte und den Russen den Durchmarsch durch Schlesien erlaubte.

Graf Haugwitz erbot sich, Genugtuung zu verschaffen und reiste zu Napoleon.

Der Krieg verlief ungünstig für die Verbündeten: in der Dreikaiser-Schlacht von Austerlitz erlitten sie am 2. Dezember 1805 — genau ein Jahr nach Napoleons Kaiserkrönung — eine schwere Niederlage, die den kleinmütigen Franz veranlaßte, sofort Frieden nachzusuchen,

während Kaiser Alexander von Rußland seine Truppen nach Nordosten zurückzog und unter preußischen Befehl stellte. Haugwitz war schon in Mähren zu Napoleon gestoßen, der aber die Unterhandlungen hinausschob und ihn mit sich zog, bis die Entscheidung bei Austerlitz gefallen war; nun, nach diesem Siege der Franzosen verging dem preußischen Abgesandten der Mut, und, statt Genugtuung für den Bruch des Völkerrechtes zu verlangen, schloß er auf eigene Verantwortung, ohne Vollmacht, gegen seinen Auftrag, ein Schutzbündnis mit Napoleon, nahm Hannover aus seiner Hand an und trat Ansbach an Bayern ab, während Frankreich die rechtsrheinischen Teile von Kleve und Berg und Neuenburg erhielt.

Der König genehmigte diesen in Schönbrunn am 15. Dez. 1805 geschlossenen Vertrag nur mit einigen Änderungen und Vorbehalten, zu denen Napoleon zunächst arglistig schwieg; Haugwitz blieb aber trotz seines an Staatsverrat grenzenden Verhaltens im Amt und sollte nach Paris reisen, um dort die Angelegenheit in Anstand zu Ende zu führen.

Daneben geschah das Unglaubliche: in solcher Lage, wo das Schwert schon halb gezogen war, wo Preußens Ehre auf dem Spiele stand, wurde aus kleinlicher Sparsamkeit das Heer wieder auf Friedensfuß gesetzt.

Der eitle Haugwitz fand in Paris schlimmen Empfang: Napoleon stellte sich entrüstet über des Königs Verhalten; er könne die Schönbrunner Bedingungen nur dann einhalten, wenn Preußen seine Flüsse und Küsten gegen England schließe. Haugwitz war vernichtet — diese Forderung Napoleons bedeutete den Seekrieg mit England!

Aber was tun: das Heer nicht mehr kriegsfähig, der Kaiser aber zum Einmarsch bereit. Der König erteilte seine Zustimmung, da er den Mut zum Kriege nicht fand; der Vertrag wurde ausgeführt und hatte die Kriegserklärung Englands zur Folge, das in leichtem Kaperkrieg die schöne preußische Handelsflotte vernichtete.

So hatte sich des Königs Unentschlossenheit, so Haugwitzens feige, friedensselige, von Krämergeist erfüllte Politik gerächt: Preußen hatte eine schwere Demütigung davongetragen.

Der Rheinbund; des Reiches Ende.

Im Preßburger Frieden (26. Dez. 1805) zwischen Österreich und Frankreich war bestimmt worden, daß die süddeutschen Fürsten, Napoleons Verbündete, aus dem Reiche ausscheiden und „souveräne“ Herren ihrer Länder werden sollten. So geschah es, daß sechzehn deutsche Fürsten — vom Inn bis zum Rhein — sich vom Reiche lossagten und im Juli 1806 unter Napoleons Schutzherrschaft den Rheinbund schlossen.

Wieder erfolgte ein Umsturz von oben: alle kleineren bis dahin selbständigen Herren (Fürsten und Grafen) im Gebiete des Rheinbunds verloren ihre Selbständigkeit und wurden den zum Rheinbund gehörigen Staaten einverleibt, unter ihnen alte Häuser wie die der Fürstenberg und Hohenlohe. Um ihr Erbe rissen sich Napoleons Vasallen und die Teilung des Raubes war noch widerlicher und gemeiner als die Verhandlungen des Reichsdeputationshauptschlusses.

Mit besonderer Absicht bedachte Napoleon die Fürsten Bayerns und Württembergs mit reichlichem Landzuwachs und erhob sie mit dem Kurfürsten von Sachsen zu **Königen**. Er wollte durch diesen Machtzuwachs und die Standeserhöhung den Zusammenschluß der deutschen Stämme erschweren oder gar unmöglich machen. Seine Absicht erreichte er — zwei Menschenalter währte es, bis die Staatskunst Bismarcks und die Siege auf Frankreichs Schlachtfeldern diese schlimmen Hindernisse überwanden; jetzt ließ sich Napoleon seine Wohltaten bezahlen mit dem Blute der Untertanen der drei neu geschaffenen Königreiche, die ihm ihre Söhne für seine unaufhörlichen Kriege stellen mußten; dasselbe verlangte er von seinen anderen „rheinbündischen Vasallen."

Damit war nun auch tatsächlich das Ende des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gekommen — ohne Sang und Klang sank es ins Grab: **am 6. August 1806 erklärte Kaiser Franz II. wider alles Reichsrecht die Würde des deutschen Kaisers für erloschen und das Reich für aufgelöst.**

Das war ein Staatsstreich, denn er war nur befugt, für seine Person abzudanken; vorher hatte dieser kleine Mensch aber noch eine Probe seiner Auffassung gegeben, indem er seinen Pariser Gesandten Grafen Metternich angewiesen hatte, zu sehen, welchen Vorteil er aus der Kron-Entsagung herausschlagen könne.

Soweit war es gekommen: die Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, an die sich die stolzesten Erinnerungen unserer Geschichte knüpften, war für ihren Inhaber zum Gegenstand eines niedrigen Handels geworden. Im Volke wurde auch das Ende des Reichs mit Gleichgültigkeit hingenommen, ja in den Rheinbundlanden mit schamloser Freude; so schrieb eine Mainzer Zeitung: „Deutschland ist tot, endlich und für alle Zeit!"

Preußens Niederlage.

In Preußen hatte man nun die Gefahr erkannt und beschloß ihr vorzubeugen; es wurde versucht, die norddeutschen Staaten unter Preußens Führung zu einem norddeutschen Kaiserreich zusammenzufassen.

Der König berief den Reichsfreiherrn Karl vom und zum Stein zum Finanzminister; der arbeitete eine Denkschrift aus, in der er die Gebrechen der Staatsverwaltung offen darlegte und die Wege zur Abhilfe zeigte. Fünf Prinzen des königlichen Hauses und mit ihnen Stein, sowie die Generale Blücher und Rüchel richteten eine Vorstellung an den König und erbaten die Entlassung der schlechten Minister, wurden aber von ihm ungnädig zurückgewiesen.

Bald zeigten sich Napoleons wahre Absichten; er verhandelte mit dem noch immer unbesiegten England wegen des Friedens und bot ihm dabei die Wiederabtretung Hannovers an, desselben Landes, das er vor einem Jahre Preußen förmlich aufgezwungen hatte.

Als diese Hinterlist in Berlin bekannt wurde, ging auch die Geduld der Geduldigsten zu Ende. Es war klar, Napoleon hatte es auf eine neue, schwerere Demütigung Preußens abgesehen; man beschloß, ihm diesmal zuvorzukommen: am 1. Oktober 1806 wurde die Forderung gestellt, daß alle französischen Truppen aus Deutschland rechts des Rheins zurückgezogen werden sollten und daß der zu gründende norddeutsche Bund anerkannt werde.

Napoleon antwortete gar nicht, sondern setzte sofort seine Heere in Bewegung. Der preußische Aufmarsch vollzog sich in Thüringen und war rasch vollendet, aber der Vorsprung ging dadurch verloren, daß der unselige Haugwitz — noch immer im Amt — das Losschlagen verhinderte, weil er noch eine günstige Antwort Napoleons erwartete. Um was es in diesem Kriege ging, war wenigen klar, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sein werde.

Das Volk blieb gleichgültig, das Heer kalt. Die Offiziere meinten hochmütig, mit den Banden Napoleons schnell fertig zu werden; an der Spitze des Heeres stand der alte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der auch 1792 die verbündeten Preußen und Österreicher gegen die Revolutionsheere geführt hatte.

In Thüringen stießen die Gegner aufeinander: Bei Saalfeld verlor Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, der Führer der Vorhut, Schlacht und Leben, ein Feuerkopf von Geist und Einsicht, mit sich aber zerfallen und vor der Zeit aufgerieben in zügellosem Leben.

Das war ein schlimmer Anfang!

Vier Tage später kam es zur Schlacht zwischen den Hauptheeren bei Jena und Auerstädt, in der die Preußen eine zerschmetternde Niederlage erlitten (14. Oktober 1806). Das Heer war völlig aufgelöst. Die Sünden seit des großen Friedrich Tod rächten sich fürchterlich. Die Offiziere waren dem gemeinen Mann fremd und verhaßt; die Gemeinen

zum Dienste gepreßt; ohne Anhänglichkeit an den Staat, der ihr Blut erkauft, ohne inneres Band zu dem Lande, das sie verteidigen sollten.

Die Führer verloren den Einfluß über die Mannschaft; der Rückzug artete in wilde Flucht aus; ganze Truppenteile wurden fahnenflüchtig.

So verlor an einem Tage Preußens Heer Ruhm und Ehre!

Ein Zusammenbruch ohnegleichen folgte der Niederlage. Es zeigte sich, daß auch das Volk und die Verwaltung jeden Halt verloren hatten. Wohin die Franzosen kamen, öffneten sich die Tore der Festungen ohne Schwertstreich, die Beamten lieferten freiwillig die Kassen ab und versahen für den Eroberer den Dienst weiter. Bürger und Bauern empfingen die fremden Sieger mit knechtischer Unterwürfigkeit, ja als Befreier.

Der Minister des Innern, Graf von der Schulenburg-Kehnert erließ die schmachvolle öffentliche Kundgebung in Berlin: „der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist jetzt erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Bevölkerung dazu auf. Der König und die Prinzen sind gesund."

So tief war der Heldenstaat des großen Friedrich gesunken: der Feind im Herzen des Landes und dieser Minister hat nichts anderes zu tun, als zu ruhiger Ergebung aufzufordern!

Wahrlich dies Volk mußte gezüchtigt werden, daß es erwachte.

Trostlos und traurig ist es, die Geschichte jener Tage zu erzählen, — um so erhebender der Anblick jener Wenigen, die ihre Pflicht taten. In ungestörter Ordnung führte General von Blücher seine Division zurück; Oberst von York deckte ihm den Rücken, Oberst Scharnhorst die linke Flanke. Bis Mecklenburg schlägt die wackere Schar sich durch, verfolgt von drei französischen Heerkörpern, und nach verzweifeltem Kampf bei Lübeck ergibt sie sich erst, als die Lebensmittel ganz ausgegangen und alles Pulver verschossen war.

In Graudenz hielt sich der alte General von Courbière mit Heldenmut; in Kolberg übernahm Major von Gneisenau auf Befehl des Königs die Verteidigung, unterstützt von dem wackeren Seemann Nettelbeck, und hielt die Festung bis zum Frieden. In Schlesien führte Graf Götzen, in Pommern von der Marwitz, in Westfalen Freiherr von Vincke auf eigene Faust den kleinen Krieg; Major von Schill bildete eine Freischar und belästigte die Franzosen unermüdlich.

Diese Tapferen waren es, an die die Hoffnung der Verzweifelten sich klammerte.

Im Oktober noch war Napoleon in Berlin eingezogen, während die königliche Familie sich nach Memel in die äußerste Nordost-Ecke des Staates geflüchtet hatte. Der König bot dem Kaiser entmutigt den Frieden an und wurde erst wieder fest, als Napoleon verlangte, daß er dem

russischen Bündnis entsage. Auf Steins und der Königin Drängen wurde der Krieg fortgesetzt; mit Rußland wurde zu Bartenstein vereinbart, daß nicht eher die Waffen niedergelegt werden sollten, als bis Napoleon aus Deutschland vertrieben sei.

Am 7. und 8. Februar 1807 kam es im Osten zur Schlacht bei Eylau; unter General Lestocqs Führung, dem Oberst Scharnhorst als Generalstabschef zur Seite stand, wurde die Waffenehre wieder hergestellt, ein voller Sieg aber nicht errungen. Bei Friedland erfolgte dann am 14. Juni der entscheidende Kampf, in dem Napoleon den unfähigen russischen Feldherrn von Bennigsen besiegte. Der Zar, die Treue Friedrich Wilhelms und den Bartensteiner Vertrag vergessend, schloß Frieden mit Napoleon, ohne den König, über seinen Kopf hinaus. Damit war Preußen dem Sieger auf Gnade und Ungnade preisgegeben.

In Tilsit kam am 7. und 9. Juli 1807 der Friede zustande: es hieß darin, daß „Napoleon dem König aus besonderer Achtung vor seinem erhabenen Freunde, dem Kaiser Alexander, einen Teil seines Landes lasse."

War je ein Fürst tiefer gedemütigt als dieser Hohenzoller?

Von 5700 Geviertmeilen behielt er nur 2800, von 10 Millionen Einwohnern nur $4^1/_2$: Polen fiel an Sachsen, die Lande links der Elbe erhielt mit Kurhessen und Braunschweig Jérôme, der jüngste Bruder Napoleons als Königreich Westfalen. Preußen sollte von französischen Truppen bis zur Tilgung der Kriegskosten besetzt bleiben; wie hoch die waren, wurde nicht gesagt. Und endlich: es durfte nicht mehr als 42000 Mann unter den Waffen halten.

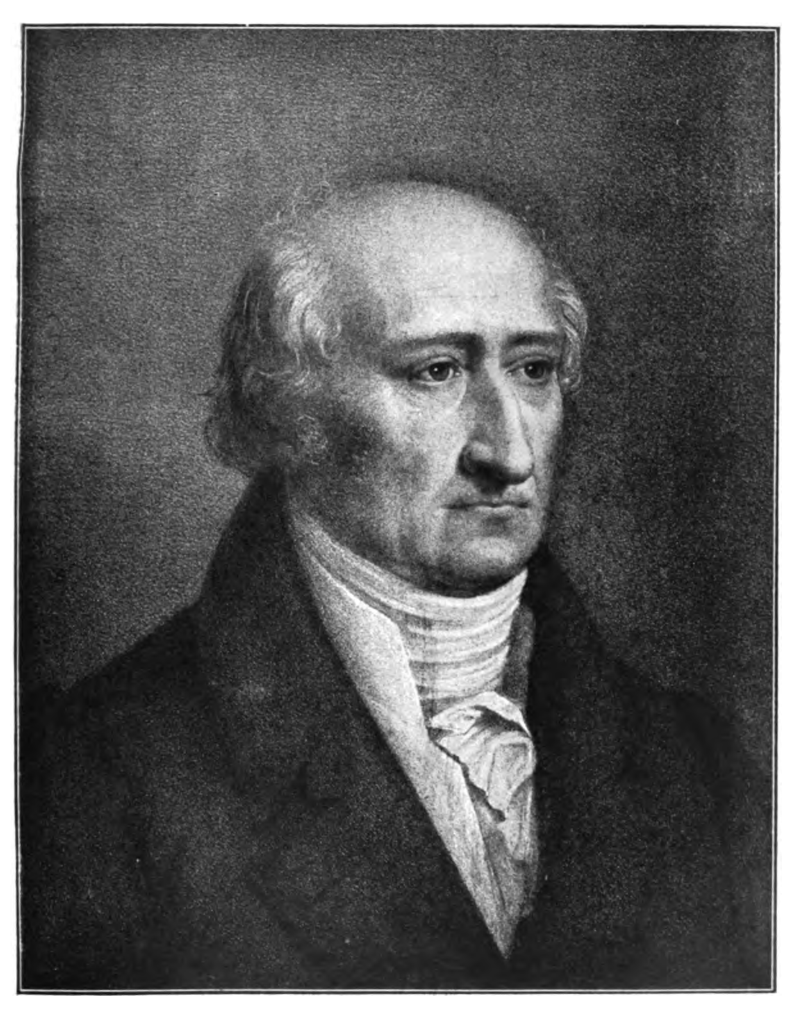
Damit war der Staat des alten Fritz aus der Reihe der Großmächte gestrichen! Dem Rheinbunde beizutreten, weigerte sich der König; dagegen lehnte der letzte Rest von Stolz in ihm sich auf.

Noch in Tilsit ruft er auf der Königin Drängen den Mann zurück, den er in Memel ungnädig entlassen: den Freiherrn vom Stein. Damit beginnt die Wiedergeburt Preußens.

Reichsfreiherr vom Stein.

Sechs schwere Jahre der Knechtschaft, der Not, der Unterdrückung mußte dies Volk ertragen: sie haben es geläutert und gestählt, erzogen zur Tapferkeit und Treue, zur Frömmigkeit und Tugend; sie haben einen sittlichen Haß gegen alles Fremde in ihm erweckt und den heiligen Zorn gegen die Unterdrücker.

Und wieder zeigt sich der deutsche Beruf Preußens: deutsche Männer aus allen Stämmen, nicht geborene Preußen sind es, die den Staat wieder aufrichten! Allen voran der Rheinfranke Stein, der



Freiherr vom Stein.

Mit Genehmigung der Firma Boll & Pickardt, Berlin.

Mecklenburger Blücher, die Hannoverer Scharnhorst und Hardenberg, Gneisenau, der nicht wußte, wes Landes Kind er war, der Sachse Fichte, der Pommer Arndt und alle die andern.

Die letzten bewußten Deutschen sammeln sich in der Nordostecke des Landes und gehen an die Arbeit, eine Fülle geistesgewaltiger Männer, die wissen, daß ihr Tun nicht Preußen allein gilt, daß es dem ganzen deutschen Vaterlande zugute kommt.

Schöner niemals hat sich die unverwüstliche Tüchtigkeit unseres Volkstums gezeigt, sein Glauben an den Sieg des Guten, als in jenen Tagen schlimmster Not.

Unter den Helden des Erhebungswerkes steht einer als Erster unter Gleichen, der gewaltige Schöpfer des neuen Preußen: der Reichsfreiherr Karl vom und zum Stein. Der entstammte uraltem, reichsfreiem Geschlechte, das an der Lahn begütert war; er selbst hatte noch die Herrschaft über das Erbe seiner Väter angetreten; im Reichsdeputationshauptschluß wurde er als Untertan dem neuen Herzogtum Nassau einverleibt.

Damals rief er in einem prächtigen Briefe Gottes Gericht über den Herzog herbei und sprach den Wunsch aus, daß es dem dereinst ergehe, wie jetzt ihm selbst.

Früh war er in preußische Dienste getreten und hatte in der Grafschaft Mark und als Vorsitzender der Domänenkammer in Münster sich als ausgezeichneten Meister der Verwaltung bewährt. Ganz ein Mann der nützlichen Arbeit, war er schöngeistigem Wesen abhold; wahrhaftig, echt, schlicht, war er ein Feind des glänzenden Scheins.

Eine gewaltige Leidenschaft lebte in dem Manne, der uns anmutet, wie ein Recke aus alter deutscher Zeit, dieser Held des heiligen Zornes. Mit Verachtung blickte er auf die rheinbündischen Vasallen Napoleons; Kaisern und Königen hielt er sich ebenbürtig als der Sohn eines uralten, edeln Hauses; er verkehrte mit ihnen mit einer ungeschminkten Offenheit, die es begreiflich macht, daß sie immer eine innere Abneigung gegen den stolzen, unabhängigen Mann hatten.

Aus der Verwaltungsgeschichte Englands hatte er gelernt, daß ein Volk, um mit dem Staat im Zusammenhang zu bleiben, Anteil nehmen müsse an der Führung der Staatsgeschäfte; er selbst hatte als Beamter immer mit allen Kreisen der Bevölkerung Berührung gesucht, und haßte nichts mehr als die „Bürokratie“.

Schade nur, daß dieser echte, große Staatsmann zum Diplomaten verdorben war in seinem Abscheu gegen alles Unwahre und Hinterhaltige; deshalb blieb er später nach den Befreiungskriegen seiner Aufgabe manches schuldig, als die Arbeit der „Federfuchser“, der Diplomaten, anhob. Aber

wahr ist, was Kronprinz Ludwig von Bayern, nachmals König Ludwig I., von ihm gesagt hat: er war der „Eckstein der Deutschheit".

* * *

Die Nachricht vom Tilsiter Frieden hatte den Leidenschaftlichen zu Hause auf seinem Schlosse aufs Krankenlager geworfen; als der König ihn ruft, schüttelt er sein Fieber ab und eilt nach dem fernsten Nordosten des Reiches. Die Verwaltung und Leitung des gesamten Staatswesens wird ihm übergeben — eine ungeheuere Aufgabe für einen Mann und in solcher Zeit.

Das Land war besetzt von 160000 Franzosen; die Kassen waren leer, das Heer vernichtet, die Verwaltung aufgelöst. Er aber schritt hochgemut ans Werk.

Längst hatte er die Mängel des Staates erkannt: die ständische Ordnung der Gesellschaft, die Bevorzugung des Adels im Heere, die Abgeschlossenheit des Beamtentums vom Staate.

Er verlangte zur Gesundung des öffentlichen Lebens, daß das Volk mit dem Staate leben müsse, daß Heer und Volk eins seien und daß allen Tüchtigen die Bahn offen stehe, als Offiziere oder Beamte dem Vaterlande zu dienen.

Wie aber dies dem Staate fremde Geschlecht gewinnen?

Mit der Sicherheit des echten Staatsmannes fand er das Mittel: mitarbeiten sollten alle Stände und Berufe an der Staatsverwaltung im Ehrenamt. Eine selbständige politische, verantwortliche Mitarbeit war das Erziehungsmittel dieses Volkes — sein Werk: die preußische Selbstverwaltung.

Wunderbar der Erfolg! Fast unfaßbar, welch reicher Schatz von ungebrochener und ungeweckter Kraft in diesem scheinbar zerschmetterten Volke verborgen lag.

Großartig, planvoll und maßvoll ging Stein voran: durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 wurde die Erbuntertänigkeit aufgehoben und damit Zweidrittel aller Untertanen erst die Freiheit gegeben.

Eine den verwickelteren Verhältnissen der Zeit entsprechende Regierung wurde geschaffen, indem ein Ministerium von Fachministern gebildet wurde, in deren Händen die Staatsgeschäfte zusammenliefen. Die Rechtspflege wurde von der Verwaltung streng getrennt.

Am 19. November 1808, kurz vor seiner zweiten Entlassung, wurde die Städte-Ordnung verkündigt, Steins eigenstes schönstes Werk. So tief der Grundgedanke, so einfach die Ausführung.

Alle Städte wurden mit gleichem Rechte ausgestattet, und allen für Haushalt, Polizei, Armen- und Schulwesen die Selbstverwaltung ge-

geben. Ein gewählter Magistrat führte die Geschäfte und vertrat die Stadt nach außen und innen, gewählte Stadtverordnete berieten, beschlossen und überwachten den Magistrat. Alle Bürger waren zum unentgeltlichen Dienste im Ehrenamt verpflichtet — und dieser öffentliche Ehrendienst war bestimmt, das Volk zur Mitarbeit am Staate zu erziehen.

Scharnhorst.

Wie Steins schöpferischer Geist die Verwaltung aufbaute auf unzerstörbaren Grundlagen, so fand Preußen auch den Wieder-Erwecker des Heeres, den ruhmwürdigen Waffenmeister, der an Steins Seite in vollem Einklang mit ihm wirkte: Gerhard Scharnhorst wurde an die Spitze des Kriegswesens gestellt.

Er war ein hannöverischer Bauernsohn und hatte es nach schweren Entbehrungen und Kämpfen in der Heimat zum Offizier gebracht; dann war er in preußische Dienste getreten und bald hatte er sich durch seinen Charakter, seine Tüchtigkeit, sein Wissen ausgezeichnet.

Wer ihn sah, wie ihm die Haare über die Stirne herabfielen, wie er vorwärtsgebeugt dahinschritt, mit den tiefen, schönen Augen scheinbar in die Unendlichkeit hinausblickend — der hätte ihn trotz der Uniform nicht für einen Soldaten gehalten; eher glich er einem in den Waffenrock verirrten Gelehrten.

Und doch, wenn es zum Schlagen kam, welch ein straffer, entschlossener, geistesgegenwärtiger Krieger, ganz ein Feldherr, kalt, ruhig und kühn wie keiner.

Im Lager von [illegible] schon hatte Scharnhorst den Kameraden seine Gedanken über die Schaffung eines Volksheeres entwickelt, [illegible] sein damaliger Vorgesetzter Blücher ihm, als der Jüngere von [illegible] wurde, [illegible] konnte „vor einer Nationalarmee zu sorgen, bei der niemand eximieret sein soll".

Scharnhorsts Grundgedanke war: das Heer soll sein das Volk in Waffen, auf daß es durch ein [illegible] Band mit Volk und Staat verbunden sei — keine Söldnerschar, die dem Vaterlande fremd.

Der Heeresdienst soll ein Ehrenrecht sein und eine Pflicht, die allen gleich sei. [illegible] wurde die allgemeine Dienstpflicht eingeführt.

Die Vorrechte des Adels wurden beseitigt; es fiel die [illegible] und die Prügelstrafe wurde abgeschafft.

Große Schwierigkeiten standen der Ausführung im Wege [illegible] her, das Land erschöpft. Waffen und Ausrüstung [illegible] von den Franzosen [illegible] — nur [illegible] mehr als [illegible] Mann [illegible] nach dem [illegible]

wahr ist, was Kronprinz Ludwig von Bayern, nachmals König Ludwig I., von ihm gesagt hat: er war der „Eckstein der Deutschheit“.

* * *

Die Nachricht vom Tilsiter Frieden hatte den Leidenschaftlichen zu Hause auf seinem Schlosse aufs Krankenlager geworfen; als der König ihn ruft, schüttelt er sein Fieber ab und eilt nach dem fernsten Nordosten des Reiches. Die Verwaltung und Leitung des gesamten Staatswesens wird ihm übergeben — eine ungeheuere Aufgabe für einen Mann und in solcher Zeit.

Das Land war besetzt von 160000 Franzosen; die Kassen waren leer, das Heer vernichtet, die Verwaltung aufgelöst. Er aber schritt hochgemut ans Werk.

Längst hatte er die Mängel des Staates erkannt: die ständische Ordnung der Gesellschaft, die Bevorzugung des Adels im Heere, die Abgeschlossenheit des Beamtentums vom Staate.

Er verlangte zur Gesundung des öffentlichen Lebens, daß das Volk mit dem Staate leben müsse, daß Heer und Volk eins seien und daß allen Tüchtigen die Bahn offen stehe, als Offiziere oder Beamte dem Vaterlande zu dienen.

Wie aber dies dem Staate fremde Geschlecht gewinnen?

Mit der Sicherheit des echten Staatsmannes fand er das Mittel: mitarbeiten sollten alle Stände und Berufe an der Staatsverwaltung im Ehrenamt. Eine selbständige politische, verantwortliche Mitarbeit war das Erziehungsmittel dieses Volkes — sein Werk: die preußische Selbstverwaltung.

Wunderbar der Erfolg! Fast unfaßbar, welch reicher Schatz von ungebrochener und ungeweckter Kraft in diesem scheinbar zerschmetterten Volke verborgen lag.

Großartig, planvoll und maßvoll ging Stein voran: durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 wurde die Erbuntertänigkeit aufgehoben und damit Zweidrittel aller Untertanen erst die Freiheit gegeben.

Eine den verwickelteren Verhältnissen der Zeit entsprechende Regierung wurde geschaffen, indem ein Ministerium von Fachministern gebildet wurde, in deren Händen die Staatsgeschäfte zusammenliefen. Die Rechtspflege wurde von der Verwaltung streng getrennt.

Am 19. November 1808, kurz vor seiner zweiten Entlassung, wurde die Städte-Ordnung verkündigt, Steins eigenstes schönstes Werk. So tief der Grundgedanke, so einfach die Ausführung.

Alle Städte wurden mit gleichem Rechte ausgestattet, und allen für Haushalt, Polizei, Armen- und Schulwesen die Selbstverwaltung ge-

geben. Ein gewählter Magistrat führte die Geschäfte und vertrat die Stadt nach außen und innen, gewählte Stadtverordnete berieten, beschlossen und überwachten den Magistrat. Alle Bürger waren zum unentgeltlichen Dienste im Ehrenamt verpflichtet — und dieser öffentliche Ehrendienst war bestimmt, das Volk zur Mitarbeit am Staate zu erziehen.

Scharnhorst.

Wie Steins schöpferischer Geist die Verwaltung aufbaute auf unzerstörbaren Grundlagen, so fand Preußen auch den Wieder-Erwecker des Heeres, den ruhmwürdigen Waffenmeister, der an Steins Seite in vollem Einklang mit ihm wirkte: Gerhard Scharnhorst wurde an die Spitze des Kriegswesens gestellt.

Er war ein hannöverischer Bauernsohn und hatte es nach schweren Entbehrungen und Kämpfen in der Heimat zum Offizier gebracht; dann war er in preußische Dienste getreten und bald hatte er sich durch seinen Charakter, seine Tüchtigkeit, sein Wissen ausgezeichnet.

Wer ihn sah, wie ihm die Haare über die Stirne herabfielen, wie er vorwärtsgebeugt dahinschritt, mit den tiefen, schönen Augen scheinbar in die Unendlichkeit hinausblickend — der hätte ihn trotz der Uniform nicht für einen Soldaten gehalten; eher glich er einem in den Waffenrock verirrten Gelehrten.

Und doch, wenn es zum Schlagen kam, welch ein straffer, entschlossener, geistesgegenwärtiger Krieger, ganz ein Feldherr, kalt, ruhig und kühn wie keiner.

Im Lager von Gadebusch schon hatte Scharnhorst den Kameraden seine Gedanken über die Schaffung eines Volksheeres entwickelt, sodaß sein damaliger Vorgesetzter Blücher ihn, als der Jüngere nun Kriegsminister wurde, auffordern konnte „vor einer Nationalarmee zu sorgen, bei der niemand eximieret sein soll“.

Scharnhorsts Grundgedanke war: das Heer soll sein das Volk in Waffen, auf daß es durch ein sittliches Band mit Volk und Staat verbunden sei — keine Söldnerschar, die dem Vaterlande fremd!

Der Heeresdienst soll ein Ehrenrecht sein und eine Pflicht, die allen gleich sei. Deshalb wurde die allgemeine Dienstpflicht eingeführt.

Die Vorrechte des Adels wurden beseitigt; es fiel der Zopf, und die Prügelstrafe wurde abgeschafft.

Größte Schwierigkeiten standen der Ausführung im Wege: die Kassen leer, das Land erschöpft, Waffen und Ausrüstung von den Franzosen erbeutet — vor allem aber, mehr als 42000 Mann durften nach den Be-

stimmungen des Tilsiter Friedens nicht bei den Fahnen gehalten werden. Aber alle diese Hemmnisse wurden überwunden.

Scharnhorst hatte das Glück, einen Stab glänzend begabter Offiziere zur Mitarbeit zu finden: Clausewitz, Grolmann, Boyen, und allen voran Neidhardt von Gneisenau, der nachmals der Vollstrecker seines Willens wurde.

Ein Gedanke und Entschluß lebt in ihnen allen: ein Heer zu schaffen und, wenn es bereit, den Volkskrieg zu beginnen. Die Dienstzeit wurde herabgesetzt, häufige Beurlaubungen ermöglichten einen Wechsel in der Mannschaft: so gelang es die Tilsiter Abmachung zu umgehen und in fünf Jahren 150 000 Mann für das Heer auszubilden.

Innere Wandlung in Preußen.

Welch ein Umschwung ging in dem preußischen Volke vor sich während dieser Zeit! Die Not der Fremdherrschaft erweckte die eingeschlafene Vaterlandsliebe, und jetzt, so kurz nach dem Untergang des alten Reiches, entstand der Traum von der deutschen Einheit.

Heldenhafte Männer übernahmen die Führung des Volkes und rissen es fort durch den Schwung ihrer Hochgedanken und ihrer Begeisterung. Die Sehnsucht nach Gott erwachte; die Kirchen füllten sich wieder und wackere Priester stellten sich in den Dienst des Vaterlandes; vor allen Schleiermacher, der Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin wirkte wie der Verkünder einer großen, sittlichen Zukunft. Hinreißend waren seine Predigten — dieser fromme Christ wußte, daß er Gottes Willen vertrete, wenn er das Volk aufrief zum gerechten Kriege.

Ernst Moritz Arndt schrieb sein unvergeßliches Buch „vom Geist der Zeit“; Fichte begeisterte durch seine „Reden an die deutsche Nation“ Jung und Alt und sprach „als Deutscher schlechthin zu Deutschen schlechthin über Deutsche schlechthin“. Jahn erzog die Jugend durch eifrige Körperpflege zu gestählten Männern. Bedeutende Dichter beschworen den Geist der deutschen Vorzeit und ließen die Heldengestalten unserer Geschichte lebendig werden. Der Rhein, vor kurzem ohne Klagen und Zorn verloren, wurde der Gegenstand vaterländischer Sehnsucht. Heinrich von Kleist, der große, aber unglückliche Dichter, der als preußischer Offizier die Schmach der Niederlage miterlebt hatte, schrieb seinen wilden Katechismus aller Deutschen, und schrie nach

„Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt.“

Das hohe Lied der Rache schleudert er hinaus, die aufreizende, mit Herzblut geschriebene Hermannsschlacht, in der er den ersten Befreier Deutschlands verherrlicht. Auch die wirtschaftliche Not tat das ihre, den Fremdenhaß zu schüren; bedenken wir nur, daß aus Preußen allein in den ersten zwei Jahren der französischen Besetzung 1 Milliarde und 129 Millionen Mark herausgepreßt wurden! So wirtschafteten die Beamten des „Befreiers" Napoleon.

Österreichs Erhebung.

Der Kaiser war dem Weltherrschafts-Wahne unrettbar verfallen: ganz Italien und Spanien hatte er erobert und dort Brüder und Schwäger als Scheinkönige eingesetzt.

In Spanien erhob sich das Volk zum Aufruhr: ein grausamer Kleinkrieg brach aus, dessen Bekämpfung große Anstrengungen forderte.

Österreich, das ja von den Kriegsfolgen viel weniger zu leiden hatte als das gedemütigte Preußen, fand den Erneuerer seiner Verwaltung in dem hervorragenden, deutschgesinnten Grafen von Stadion; das Heer wurde von dem bewährten Erzherzog Karl auf die Höhe gebracht. Beide Männer erreichten es, daß der Staat sich bald vom letzten Kriege erholt hatte.

Kaiser Franz wurde bestimmt loszuschlagen, sobald eine günstige Gelegenheit da sei; sie bot der spanische Aufstand, der seit Mai 1808 tobte.

Sobald Stein von Österreichs Absicht erfuhr, drängte er den König zum Kriege; an den in Westfalen begüterten Fürsten Wittgenstein schrieb er, er möge nach spanischem Muster in der Provinz einen Volksaufstand hervorrufen. Dieser Brief wurde von den Häschern Napoleons aufgefangen und am 8. September 1808 im Pariser Amtsblatt veröffentlicht. Von Erfurt aus, wo der Kaiser auf dem Gipfel seiner Macht im Oktober 1808 den glänzenden Fürstentag hielt, umgeben von seinen Vasallen des Rheinbundes, erging die Aufforderung an König Friedrich Wilhelm, den Verschwörer zu entlassen: es ging nicht anders, Stein mußte weichen und schied am 24. November aus seinen Ämtern, nachdem er die Städteordnung noch veröffentlicht hatte.

Kaum ein Jahr hatte seine Verwaltung gedauert — und doch, was hatte er in dieser Spanne Zeit geleistet.

Mit Steins Entlassung kam die Arbeit ins Stocken.

* * *

Im Frühjahr 1809 brach der Krieg zwischen Österreich und Frankreich aus: Kaiser Franz ruft das Volk zum Kampfe.

In Preußen drängten die Königin, Blücher, die Freunde Steins zum Kriege, allein der König weist sie ab, weil er die Rüstungen noch nicht für stark genug hält und es nicht verantworten kann, mit ungenügenden Kräften den Kampf aufzunehmen, der endgültig über Preußens Sein oder Nichtsein entscheiden mußte.

In stürmischer Begeisterung hatte sich Österreich erhoben: Erzherzog Karl besiegt in der schweren Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai 1809) Napoleon zum ersten Male, in zahllosen Volksliedern jubelnd gepriesen.

Unter Andreas Hofers Führung erhoben sich die wackeren Tiroler und jagten die Bayern, Napoleons Bundesgenossen, aus dem Lande; in Preußen führte Major von Schill seine Husaren vom Übungsplatz hinweg in den Kleinkrieg, fand aber nach tapferem Widerstand vor Stralsund ein rühmliches Ende. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig unternimmt mit seiner „schwarzen Schar" von Böhmen aus den Zug nach seinem Lande und schlägt sich heldenmütig bis zur Nordsee durch, als sein Unternehmen mißlingt.

Napoleon zog nach seiner Niederlage Verstärkungen heran: am 5. und 6. Juli 1809 kam es bei Wagram wieder zur Schlacht, in der Erzherzog Karl besiegt wird. Wieder gibt Kaiser Franz kleinmütig vor der Zeit das Spiel verloren und schließt Frieden, der ihm nur geringe Opfer auferlegt.

Dafür mußte er seine Tochter Maria Luise dem von ihm als Emporkömmling verachteten Napoleon zur Gemahlin geben und die treuen Tiroler seiner Rache überlassen: der wackere Sandwirt von Passeier wurde als Rebell in Mantua erschossen — Maria Luise aber zog als Kaiserin der Franzosen nach Paris.

Vor dem Entscheidungskampfe.

In Preußen war der edlen Königin Luise über allem Elend und Kummer das Herz gebrochen; am 19. Juli 1810 starb sie und empfahl, die fromme Christin, ihren Söhnen ihre Rache. Ihr Lieblingssohn Wilhelm, nachmals der erste Kaiser des neuen Reiches, wurde vom Schicksal zum Vollstrecker des mütterlichen Wunsches berufen.

Der König selbst wurde unwillig über den Stillstand in dem Erneuerungswerke, wie er nach Steins Abgang eingetreten war. Er entließ seine tatlosen Ratgeber und berief den Grafen Hardenberg in die Ämter Steins, der von Napoleon geächtet, mit Arndt sich nach Rußland begeben hatte. Der neue Lenker der preußischen Politik entstammte einem alten hannöverischen Hause. Früh war er in preußische Dienste getreten

und hatte als Statthalter von Ansbach und Bayreuth Treffliches geleistet. In vielem von Stein verschieden, teilte er mit ihm eine feste, preußische Staatsgesinnung; wo jener versagte, in den Künsten der Diplomatie, war er Meister; wo jener unvergleichlich war, in der Verwaltung, zeigte er sich minder groß. Aber er war ein Mann von Einsicht, Pflichtbewußtsein und Arbeitskraft, eine zweifellos bedeutende Persönlichkeit, und wohl der Einzige, der der Lage gewachsen war. Zum Staatskanzler ernannt, übernimmt er die Ministerien des Äußern, Innern und der Finanzen und setzt das Werk wieder in Gang.

Er führt die Gewerbefreiheit ein und verteilt durch gerechte Steuergesetze die öffentlichen Lasten gleichmäßig; seine Ackergesetze ermöglichen die Bildung eines gesunden Standes von Kleingrundbesitzern. Während er im Innern Steins Werk mit Erfolg fortsetzt, gelingt es ihm, durch kluge Vorsicht und hinhaltende Politik die zur Vollendung der Rüstungen nötige Zeit zu gewinnen. Inzwischen war die unnatürliche Freundschaft zwischen Zar Alexander und Kaiser Napoleon dadurch brüchig geworden, daß letzterer den Polen Hoffnung auf Wiederherstellung eines selbständigen Staates machte, was für Rußland unerträglich sein mußte; außerdem hatte er einen nahen Verwandten Alexanders, den Herzog von Oldenburg vertrieben und dadurch den russischen Hof tief erbittert.

Die Spannung zwischen Frankreich und Rußland wuchs schnell, der Krieg stand vor der Tür. Preußen befand sich in schwieriger Lage; es mußte zwischen beiden wählen. Wieder drängte die Umgebung des Königs zum Krieg, Blücher vor allen, und Scharnhorst entwarf mit Gneisenau die Pläne zu einer allgemeinen Volkserhebung.

Aber der König, an sich ängstlich und langsam, war durch seine Erfahrungen mit Alexander nach Bartenstein und Friedland bedenklich gemacht; er wollte nur losschlagen, wenn entweder Preußen so stark war, daß es sich auf die eigene Kraft allein verlassen konnte, oder wenn es durch Bündnisse hinreichend gesichert war: da keines von beiden der Fall, wollte er das Wagnis des Entscheidungskampfes nicht auf sich nehmen.

Napoleon verlangte, daß er zum Krieg gegen Rußland eine Hilfstruppe von 30000 Mann stelle; auch dem fügte sich Friedrich Wilhelm, während Blücher und Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und Clausewitz entrüstet aus dem Dienst schieden.

Der strenge General von Yorck übernahm den Befehl über jenen Heeresteil, der dem Heere des französischen Marschalls Macdonald angegliedert wurde.

Napoleon stand jetzt auf der Höhe seiner Macht — nichts dünkte ihm mehr unmöglich; der Wahngedanke seiner Weltherrschaft schien der Verwirklichung nahe: nur Rußland und England mußten noch gedemütigt

werden. Er sammelte ein Heer von 650 000 Mann, gebildet aus der Blüte aller Völker und Stämme Europas, das zuerst Rußland niederwerfen sollte: dann wollte er von da südwärts vordringen und England in Indien den Todesstoß geben.

Der russische Feldzug nahm ein Ende mit Schrecken: von dem gewaltigen Heere kehrten nur 30 000 Mann aus der eisigen Einöde zurück, und das waren Schatten; alle andern hatten der nordische Winter, Hunger und Durst oder feindliche Waffen dahingerafft.

Napoleons Herz blieb auch von diesem Furchtbaren ungerührt; in rasender Eile kehrte er nach Paris zurück, um neue Rüstungen zu betreiben. Am 17. Dezember 1812 brachte sein Amtsblatt die Nachricht „die große Armee ist vernichtet; die Gesundheit Seiner Majestät war niemals besser.“ Die Welt schauderte — er aber tat, als sei nichts vorgefallen.

Jeder fühlte, daß Gottes Gericht hier gewaltet — daß die Stunde der Befreiung und Vergeltung da sei.

Aber trotz der ungeheuren Niederlage Napoleons war Preußen doch in schwierigster Lage, da 170 000 Franzosen im Lande lagen und alle Festungen besetzt hielten. Wieder drängte die Kriegspartei zum Losschlagen, und die Treuesten wurden irre am König, als er zögerte.

Hardenberg stand auf der Höhe seiner Aufgabe: er rüstete mit aller Macht und erklärte Napoleon, er tue dies zu seinem Vorteil, zur Vorbereitung eines neuen russischen Feldzuges. Da geschah ein Schritt, der seine ganze Politik in Gefahr brachte, aber bestimmt war, den König fortzureißen.

General von York, der Führer der preußischen Hilfstruppen, schloß eigenmächtig einen Vertrag mit dem russischen General von Diebitsch, wonach er nicht mehr am Kriege teilnahm. Das geschah am 30. Dezember 1812 auf der Mühle zu Tauroggen. Ein heller Jubel ging auf die Nachricht davon durch das preußische Volk.

Der Mann aber, der den schicksalvollen Schritt getan — einst war er als Kornet wegen Widersetzlichkeiten aus dem Heere gestoßen worden und jetzt ein Muster der Manneszucht, eisern und streng gegen sich selbst, wie gegen seine Untergebenen — bot dem König in einem ergreifenden Briefe sein Haupt zur Sühne.

Hardenbergs Geschicklichkeit half auch diesmal: Yorcks Verhalten wurde öffentlich scharf mißbilligt, die Rüstungen aber wurden verdoppelt. Und nun entwickelten sich die Ereignisse rasch: am 13. Januar 1813 wurde ein Schutz- und Trutzbündnis mit Rußland geschlossen, am 23. Januar begab sich der König nach Breslau; Blücher und Scharnhorst wurden zurückgerufen. Am 13. Februar erging an Napoleon die Aufforderung, seine

Truppen hinter die Elbe zurückzuziehen: lehnte er ab, so war der Krieg da. Inzwischen war Yorck, wiederum eigenmächtig, jubelnd begrüßt in Königsberg eingezogen; Stein war ihm gefolgt und hatte die Regierung der Provinz übernommen.

Eigenmächtig berief er den Landtag zusammen, und die völlig ausgesogene Provinz rüstete ein eigenes Heer. Zu Yorcks Abteilung, die noch 20000 Mann stark war, stellte sie 13000 Mann Reserve und 20000 Mann Landwehr. Als erster trat der frühere Kriegsminister Graf Alexander Dohna als Gemeiner bei der Landwehr ein.

Am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, stiftete der König das eiserne Kreuz.

Eine Woche später fiel die Entscheidung: Napoleon hatte die preußischen Forderungen abgelehnt — der König erklärte den Krieg.

Der Befreiungskrieg.

Ein Sturm der Begeisterung ging durch das Volk, ein Jubel sondergleichen stieg zum König empor; mächtig ergriff der am 17. März erlassene Aufruf „an mein Volk" die Gemüter; wer konnte, eilte zu den Waffen. Arm und reich überbot sich in Opferwilligkeit.

Dies Volk war geläutert, war erwacht — und das Heer, das es zum heiligen Kriege stellte, war, wie Scharnhorst es wollte, wirklich: das Volk in Waffen, vom ersten bis zum letzten Mann mit sittlichem Ernste erfüllt.

Die Lieder der Freiheitssänger erschallen, erhebend, begeisternd, Todesmut atmend: der tapfere Arndt, des Reiches Herold Max von Schenkendorf, und Theodor Körner, der Schöpfer von „Leyer und Schwert" beschenkten ihre Deutschen mit Kriegsliedern, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat.

An die Spitze des preußischen Heeres wurde Gebhard Leberecht von Blücher gerufen, seit Jahren die Hoffnung aller Mutigen.

Auch er war kein Preuße; dem Mecklenburger Landadel entsprossen, war er in früher Jugend in schwedischen Dienst getreten und als Kornet von preußischen Dragonern gefangen genommen worden. Seitdem war er preußischer Reitersmann.

Wo preußische Husaren im letzten halben Jahrhundert sich gezeigt hatten, überall war Blücher dabei, mit Ausnahme einer aufgezwungenen Pause, als der alte Fritz ihn als unbotmäßigen Rittmeister zum Teufel gejagt hatte. Im ganzen Heere war er berühmt als „Husarenkönig", und er hatte sich durch List und Tollkühnheit seinen Namen wohl verdient.

Ohne jeden Unterricht aufgewachsen, fehlte ihm eigentliche Bildung;

was ihm daran abging, ersetzte ein klarer, gesunder Menschenverstand. Fromm und schlicht, formlos und wahrhaftig schritt er durch das Leben, ein Mensch mit heißem Herzen und großer Seele, ein geborener Redner, wenn der Drang über ihn kam, obwohl er niemals richtig hochdeutsch sich ausdrücken konnte.

Jetzt zählte er 70 Jahre — aber er fühlte sich als Jüngling, und wo er auf seinem Schimmel sich zeigte, da flogen die Herzen ihm zu.

Zum Befehlen schien er geboren; hassen konnte er wie nur einer, aber sein Herz auch in echtem Humor erschließen und allen öffnen, die, wie er, die Befreiung des Vaterlandes ersehnten.

Er war kein gelehrter Soldat — aber mit dem Instinkt des großen Heerführers begabt, ein Kriegsheld, zu dem seine Offiziere mit unbedingtem Vertrauen aufblickten und den der gemeine Mann vergötterte.

Ihm zur Seite stand als Generalstabschef der junge Generalmajor Neidhardt von Gneisenau, auch einer von den wahrhaft Großen unserer Geschichte; von allen Feldherren, die gegen Napoleon kämpften, war er ohne Zweifel der hervorragendste. Eine stolze Erscheinung, von unbezwinglicher Ruhe, war er die Zuversicht des Heeres, das denkende Haupt des mächtigen Körpers, die treibende Kraft zu Napoleons Vernichtung.

Der Krieg begann; Napoleon gebot über 180000 Mann auf deutschem Boden, die Preußen und Russen zunächst nur über 100000 Mann.

Den ersten Sieg errangen am 5. April Bülow und Yorck bei Möckern; am 2. Mai kam es bei Großgörschen zur Schlacht, in der Napoleon infolge der Unfähigkeit des russischen Generals Fürsten Wittgenstein trotz des heldenmütigen Widerstandes der Preußen siegte; ungeheuer waren die Verluste auf beiden Seiten; den größten Verlust aber brachte Scharnhorsts Tod.

In der Schlacht verwundet, war er trotzdem fortgeeilt nach Wien, um Kaiser Franz zu bewegen, dem Bündnis beizutreten; auf der Reise, in Prag, starb er am Wundfieber. Ein hartes Geschick: er sollte, der Schöpfer des Heeres, seine herrlichen Siege und Napoleons Sturz nicht erleben. Schlimm war auch die politische Folge des französischen Sieges: Franz II. konnte sich nicht entschließen und hielt sich dem Bunde fern.

Am 20. und 21. Mai kam es zu einer Schlacht bei Bautzen, in der Napoleon wieder siegreich blieb; aber sein Heer war so mitgenommen, daß er den Gegnern eine zehnwöchentliche Waffenruhe bewilligte.

Gneisenau nutzte diese Frist trefflich aus; er eilte nach Schlesien und brachte zu Blüchers Freude 68 Bataillone Landwehr auf die Beine.

Während des Waffenstillstands versuchte Kaiser Franz, den Frieden zu vermitteln; Napoleon gab nicht nach, so daß die Verhandlungen scheiter-

ten; nun traten auch Österreich, England und Schweden dem Bündnis gegen ihn bei.

Napoleon hatte inzwischen 440 000 Mann zusammengezogen, während die Verbündeten über 480 000 Mann verfügten.

Auf ihrer Seite führte Fürst Schwarzenberg den Oberbefehl, kein großer Führer, aber kaltblütig und zäh, fast mehr Diplomat, als Soldat; sein Stabschef war der feurige Feldmarschall-Leutnant v. Radetzky, schon damals ein mit Ruhm bedeckter Soldat, später mit Fug und Recht der Stolz des österreichischen Heeres.

Schwarzenberg selbst führte das Hauptheer mit 235 000 Mann; unterstellt waren ihm Blücher mit dem schlesischen Heere, das 95 000 Mann stark war, und das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, der bis vor kurzem als Marschall Bernadotte Napoleons Untergebener gewesen war, mit 150 000 Mann.

Der Kampf hob wieder an; seine Seele wurde das kleine schlesische Heer, in dem die besten Kräfte Preußens standen.

Blücher geht vor und erficht am 26. August 1813 den glänzenden Sieg an der Katzbach, nachdem schon drei Tage vorher der ausgezeichnete General von Bülow den Marschall Oudinot bei Großbeeren entscheidend geschlagen und dadurch Berlin vor den Franzosen gerettet hatte.

Schwarzenberg selbst war mit seinem Hauptheer gegen Napoleon vorgegangen, von ihm aber am 26. u. 27. August bei Dresden besiegt worden; in den folgenden großen Rückzugsgefechten vernichten Prinz Eugen von Württemberg und General von Kleist den Marschall Vandamme bei Kulm und Nollendorf.

Nun wirft Napoleon seinen besten Führer, Marschall Ney, „den Tapfern der Tapfern“, auf Berlin, aber wieder erfolgt durch Bülow eine blutige Zurückweisung in der für Preußen siegreichen Schlacht von Dennewitz (6. Sept.).

Seit Anfang September stand Napoleon inmitten der drei feindlichen Heere; der Rückzug auf der Leipzig-Frankfurter Straße stand ihm offen — aber sein Hochmut ließ ihn nicht zu.

Fürst Schwarzenberg und der Kronprinz von Schweden unternahmen nichts, um die Gunst der Kriegslage auszunutzen, da geht Blücher, ohne Befehle des obersten Führers abzuwarten, aus eigenem Antrieb vor, um die anderen zum Eingreifen zu zwingen. Er rückt zur Elbe, wo York im ruhmreichen Gefecht bei Wartenburg den Übergang erkämpft. Schwarzenberg und Bernadotte setzen sich in Bewegung, die Folge ist, daß Napoleon bei Leipzig von den drei verbündeten Heeren gestellt wird.

In dreitägigem heißem Ringen (16. 18. u. 19. Oktober 1813) erfüllte

sich sein Geschick — die Völkerschlacht bei Leipzig geht ihm verloren!

Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Nachricht auf das deutsche Volk. Der Bann war gebrochen, des Kaisers Heer vernichtet, der Zwingherr selbst auf der Flucht, Deutschland frei!

Die treibenden Helden des Kampfes, Blücher und Gneisenau, kannten keine Ruhe nach dem gewaltigen Siege; dem Feinde nach, ins Feindesland, ihn dort endgültig zerschmettern, das war ihr Verlangen.

Marschall Vorwärts, — so hatten die Russen in der Leipziger Schlacht den alten Blücher getauft, — macht seinem Namen Ehre: rastlos treibt er vorwärts zum Rhein, übern Rhein nach Frankreich hinein und nach Paris.

In der Neujahrsnacht 1813 auf 14 überschreitet er bei Kaub den Rhein, nachdem ein Versuch des Kaisers Franz, seinen Schwiegersohn zu retten, gescheitert ist.

Auf französischem Boden treffen die Preußen Napoleon bei La Rothière und schlagen ihn; aber noch einmal leuchtet sein Feldherrnruhm in hellstem Glanze: Schwarzenberg hatte Blücher die Deckung seiner linken Flanke zugesagt, sein Versprechen aber nicht gehalten. Während die Preußen nun, darauf bauend wegen der schwierigen Verpflegung in vier Abteilungen auseinander gezogen werden und die Flanke ungedeckt lassen, überfällt Napoleon sie einzeln und schlägt sie in den Tagen vom 10. bis 14. Februar 1814 in vier glänzenden Gefechten.

Blücher muß zurück und sammelt seine Streitkräfte wieder. Noch einmal winkt Napoleon ein erträglicher Frieden: auf Kaiser Franzens Betreiben werden Verhandlungen angeknüpft; aber sie scheitern, weil Napoleon, durch seine Siege übermütig gemacht, Unerfüllbares verlangt.

Sofort setzt sich Blücher wieder in Bewegung; bei Laon tritt ihm der Kaiser entgegen, wird aber geschlagen. Der Weg nach Paris war damit frei!

Nun rücken die verbündeten Heere auf die feindliche Hauptstadt los; noch einmal kommt es am Berge Montmartre zum Kampf, dann muß sich Paris ergeben.

Am 31. März 1814 fällt die französische Hauptstadt.

Das Schicksal war erfüllt — der Zwingherr Europas, der sich vermessen der Herr der Welt zu werden, lag am Boden. Am 11. April dankt er ab; gegen Steins und Gneisenaus Rat wird ihm die Insel Elba als Fürstensitz angewiesen, während das alte durch die Revolution verjagte Königshaus der Bourbonen wieder auf den Thron erhoben wird. Die Arbeit der Diplomaten beginnt: nach Wien werden die Vertreter aller beteiligten Mächte berufen, um die Beute zu teilen.

Darüber kommt es bald zu offenem Zwiespalt, ja die Gefahr eines Krieges zwischen ihnen rückt nahe.

Da bricht Napoleon den Frieden, verläßt Elba, betritt die Südküste Frankreichs und zieht im Triumph nach Paris, aus dem König Ludwig XVIII. schleunigst flieht; für hundert Tage ist er noch einmal Frankreichs Herr. Schnell strömt dem großen Abenteurer ein Heer zu; alle Veteranen eilen zu seinen Fahnen und bald verfügt er über 120 000 Mann, die kriegstüchtigste Truppe, die er jemals zusammen hatte.

Die verbündeten Mächte setzten ihre Heere schleunigst auf Kriegsfuß; Preußen allein stellt 250 000 Mann auf, deren Oberbefehl wiederum Blücher, jetzt Fürst von Wahlstatt übernimmt; ihm ist der treue Gneisenau als Generalstabschef beigegeben.

Diesmal kommen sie auf den rechten Flügel; in Belgien sollen sie gemeinsam mit dem Herzog von Wellington vorgehen, dem Führer des englisch-niederländischen Heeres. Anfang Juni 1815 schon stehen Blücher und Wellington in der Nähe von Brüssel; Napoleon wendet sich gegen sie und es kommt dort in sechstägigem schwerstem Kampfe zur letzten Auseinandersetzung mit dem Friedensstörer.

Bei Ligny (16. Juni) wird das preußische Heer geschlagen, nachdem es den Kampf gegen die französische Übermacht nur im Vertrauen auf die fest zugesagte Hilfe des englischen Führers aufgenommen hatte.

Blücher selbst war in größter Gefahr; im Handgemenge war er mit dem Pferde gestürzt und wurde stundenlang vermißt; Gneisenau befiehlt auf eigene Verantwortung den Rückzug nach Norden, d. h. auf das englisch-niederländische Heer zu.

Am 18. Juni kam es zur entscheidenden Schlacht: bei dem Pachthofe Belle-Alliance griff Napoleon das in trefflicher Verteidigungsstellung befindliche Heer Wellingtons an — 72 000 gegen 68 000 Mann.

In gewaltigen Stößen spielt der Kampf sich ab; Fuß um Fuß drängen die Franzosen vor, schon werden Wellingtons Truppen erschüttert und gegen 4 Uhr nachmittags meint er selbst, daß nur die Nacht ihn retten könne oder die Preußen.

Der greise Marschall Vorwärts wußte, was auf dem Spiele stand; er hatte sein Wort gegeben und drängte vorwärts; trotz heftigster Schmerzen besteigt er sein Pferd und führt seine Heersäulen im Eilmarsch dem Kampfplatze zu; gießender Regen hat die Straßen aufgeweicht und erschwert das Gehen, die Kanonen kommen kaum von der Stelle. Aber es war, als ströme das Feuer aus der Seele der Führer in die Mannschaften über: unermüdlich streben sie voran und rücken um 4½ Uhr in die Gefechtslinie ein, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, bewußt der Größe der Stunde.

Der Tag war entschieden: Napoleon zum zweiten Male überwunden.

Der Herzog von Wellington stellte sich so, als ob er allein das Verdienst an dem Siege habe und taufte die Schlacht nach dem Dorfe „Waterloo“; freilich war dort gar nicht gekämpft worden; dafür hatte er aber dort sein letztes Nachtquartier gehabt.

Gneisenau sorgt dafür, daß der besiegte Feind nicht zur Ruhe kommt; an der Spitze frischer Truppen nimmt er selbst die Verfolgung auf und ruht nicht eher, als bis die Reste der Franzosen ganz zersplittert sind.

Unverzüglich wird dann der Marsch auf Paris angetreten und am 7. Juli 1815 zieht Blücher zum zweiten Male in der eroberten Stadt ein.

Napoleon hatte nach der Schlacht die Flucht ergriffen und versucht, ein Schiff zu gewinnen, auf dem er nach Amerika entkommen wollte; als dieser Plan mißlang, ergab er sich den Engländern, um nicht in die Hände der Preußen zu fallen.

Ruhmlos endete er seine Tage als Gefangener auf St. Helena. Europa hatte wieder Frieden!

Der unnatürliche Versuch eines großartigen Abenteurers, sich der Welt zum Herrn zu setzen, war gescheitert. So sehr die verbündeten Mächte sich betätigt hatten im Kampfe gegen Napoleon, darüber waren alle Gerechten sich klar, daß den Preußen das größte Verdienst zukam, wie sie auch die größten Opfer hatten bringen müssen.

Und so hell der Ruhm der preußischen Feldherren strahlte, der wahre Held dieses Kampfes war doch das preußische Volk!

Wie schwer es durch Gleichgültigkeit und Genußsucht, Friedensseligkeit und mangelnde Vaterlandsliebe nach Friedrichs Tod sich versündigt hatte, es war gereinigt, geläutert und hatte seine Ehre wieder hergestellt.

Seit den Tagen der Reformation hatte unser Volk durch die Preußen zum ersten Male wieder Zeiten der höchsten, sittlichen Erhebung erlebt, einen herrlichen Völkerfrühling: klar war der Menschheit an seinem Schicksal geworden, daß ein Volk ohne Ehre nicht leben kann — klar, daß es in seiner Stärke unerschöpflich ist, wenn es um seine Ehre kämpft.

Was dies ausgesogene, niedergetretene Volk vollbracht, bildet den schönsten Ruhm der deutschen Geschichte; und so laut sie Blücher und Stein, Hardenberg und Gneisenau und alle die andern Großen lobet, mehr preist sie noch die zum Äußersten entschlossene Vaterlandsliebe der Millionen, die alles zu opfern bereit waren und alles opferten, der Ungekannten und Ungenannten: ein jeder ein Held, das ganze Volk heldenhaft.

Was Preußen hier tat, konnte der Gesamtheit der Deutschen nicht verloren gehen.

Der deutsche Bund.

Der Wiener Kongreß.

Wir wissen, daß schon nach der ersten Einnahme von Paris die Staatsmänner der verbündeten Mächte in Wien zu Beratungen zusammengetreten waren, in denen über die Verteilung und Neuordnung der den Franzosen wieder abgenommenen Länder und über die Gestaltung der deutschen Dinge entschieden werden sollte; durch Napoleons hunderttägige Herrschaft unterbrochen, wurden die Verhandlungen nach der zweiten Eroberung von Paris wieder aufgenommen; sie leben in der Geschichte als „Wiener Kongreß“ und sind von weittragender, leider höchst unerfreulicher Bedeutung für das deutsche Volk geworden.

Eine glänzende Versammlung von regierenden Fürsten und führenden Diplomaten der Mächte, begleitet von einer unübersehbaren Schar ihrer Berater und Gehilfen, fand sich in der Kaiserstadt an der Donau ein und zeigte durch ihr Leben und Treiben, daß diesen Kreisen der heilige sittliche Ernst der Befreiungskriege unverstanden geblieben war.

Rauschende Feste jagten sich, Ränke wurden gesponnen, leichtfertige abenteuernde Frauen aus aller Herren Ländern suchten den Herrschaften die Stunden zu kürzen, es wurde gespielt, geliebt, getanzt — und zwischendurch schwere diplomatische Arbeit geleistet.

Die war denn auch danach!

Bezeichnend der Zorn und die Verachtung, mit der ein Blücher auf dieses Treiben blickte; er fluchte auf die „Diplomatiker“, die mit der Feder verdürben, was das Schwert erworben!

Opferwillig, zum äußersten entschlossen war das preußische Volk in den Krieg gezogen, hochgemut und siegesstolz kehrte es zurück, und diese treuen Söhne ihres Vaterlandes waren überzeugt, daß eine herrliche Zeit kommen müsse, daß Deutschland jetzt geeint werde, daß dem im Kampfe bewährten Volke durch die Fürsten in der Form freier Verfassungen Anteil an der Staatsleitung eingeräumt werde. Ernst Moritz Arndt

sang vom deutschen Vaterlande, das so weit sei, als die deutsche Zunge klinge; Max von Schenkendorf jubelte der Heimat zu:

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft nach dem Streit,
Vaterland ich muß versinken
Hier vor deiner Herrlichkeit";

er und die andern begeisterten Sänger der Freiheitskriege wurden nicht müde, im Lied nach dem deutschen Kaiser zu rufen.

Eine grausame Enttäuschung wartete auf alle diese wackeren Männer, auf alle, die eine bessere politische Zukunft des Vaterlandes als Folge des glorreichen Krieges erhofften.

Es zeigte sich, daß die sog. führenden Staatsmänner Österreichs, Rußlands und Englands, denen sich bald die Vertreter des wieder eingesetzten Königs Ludwig XVIII. von Frankreich anschlossen, in der Niederwerfung Napoleons eine solche der Revolution erblickten, daß sie als höchstes Ziel die Niederhaltung des „revolutionären Geistes" ansahen und daß sie bald jede freiheitliche Volksregung als Ausfluß dieses gefährlichen Geistes betrachteten.

Damit war den Hoffnungen auf die innere freiheitliche Neugestaltung der wichtigsten deutschen Staaten vorläufig der Todesstoß versetzt, und ähnlich erging es den auf die Neubildung eines starken einigen Deutschlands gerichteten; hier waren die englischen, russischen und französischen Diplomaten die Totengräber, da sie nicht zulassen wollten, daß im Herzen Europas ein mächtiger deutscher Staat erstehe.

Preußen war bald auf dem Kongreß in die Hinterhand gedrängt und konnte nicht wagen, angesichts der geschlossenen Haltung aller andern es auf einen Bruch ankommen zu lassen.

Stein, der übrigens nicht beauftragt war, sein Preußen zu vertreten, sondern als Privatmann in Wien weilte, und seine Leute waren empört und verzweifelt; der gewandte Hardenberg erlebte Abweisung auf Abweisung, nicht einmal die Herausgabe des Elsasses durch das besiegte Frankreich konnte er durchsetzen.

Das Ergebnis dieses traurigen „Wiener Kongresses" war in der Hauptsache, daß Preußen die heutige Rheinprovinz, Teile Westfalens und Sachsens und das heutige Posen, sowie die letzten bisher schwedischen Teile Pommerns mit der Insel Rügen erhielt; Österreich bekam alle seine von Napoleon abgerissenen Lande zurück und außerdem Venedig und Salzburg. Rußland behielt seine polnischen Erwerbungen, abgesehen von dem an Preußen abgetretenen Posen, und bildet ein Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau.

Das frühere österreichische Belgien und die Generalstaaten werden als Königreich der Niederlande verbunden und dem Hause Nassau-Oranien erblich verliehen, dem auch das Großherzogtum Luxemburg zugeteilt wird.

In allen Staaten, wo Napoleon die Fürsten verjagt und entthront hatte, wurden die alten Herrscherhäuser wieder eingesetzt; Frankreich selbst kam glimpflich durch; es hatte nur eine Kriegsentschädigung zu zahlen und behielt sogar das Elsaß und Lothringen.

Das glänzendste Geschäft machte das geschäftsgewandte England: es hatte während der napoleonischen Kriege zur See fortgesetzt mit Glück gekämpft und Frankreich, sowie den ihm zeitweilig zwangsweise einverleibten Kolonialstaaten Spanien, Portugal und den Niederlanden eine Reihe wichtiger Gebiete über See abgenommen; diese behielt es jetzt zum großen Teile, vor allem in Südafrika das Kapland, und in Europa die wichtigen Inseln Malta und Helgoland; durch die Niederlage der Franzosen zur See hatte es jetzt geradezu seine alleinige Seeherrschaft aufgerichtet.

Das ersehnte deutsche Kaiserreich kam nicht zu stande, sondern eine nicht viel bessere Auflage des alten Reiches ohne Oberhaupt, der deutsche Bund: 35 Fürsten und 4 freie Reichsstädte traten zu einer Vereinigung zusammen, die ihnen ihre volle „Souveränität" (Selbstherrlichkeit) ließ und die sie nur zu gewissen engumschriebenen gemeinsamen Zwecken (Landes-Verteidigung, u. ä. m.) zusammenfassen sollte; der Bund hatte seine dauernde Vertretung im Bundestag zu Frankfurt a. M., der aus den Gesandten der Verbündeten bestand; dort führte der Vertreter Österreichs dauernd den Vorsitz.

Es sollte ein Bundesheer aus den Anteilen der Einzelstaaten gebildet werden, die im Frieden vor allem die Besatzung der Bundesfestungen Mainz, Ulm, Rastatt, Landau und Luxemburg zu stellen hatten.

Die Rheinbundstaaten blieben im großen und ganzen unbehelligt, nur daß Bayern Tirol an Österreich und Sachsen seine nördliche Hälfte an Preußen abgeben mußten; sie traten mit dem Gebietumfang und so in den Bund ein, wie sie durch den Rheinbund geworden waren, also Bayern, Württemberg, Sachsen als Königreiche, Hessen-Darmstadt, Baden, Weimar als Großherzogtümer usw.; Hannover wurde zum Königreich erhoben; Luxemburg zum Großherzogtum. Es genügte nicht, daß der König von England in seiner Eigenschaft als König von Hannover Mitglied des deutschen Bundes war und so jederzeit Einfluß auf die deutschen Dinge nehmen konnte, es wurden auch der König der Niederlande für Luxemburg und der König von Dänemark für die Herzogtümer Schleswig-Holstein Angehörige des Bundes, der sonach drei fremde Staatsoberhäupter mit umfaßte; andererseits blieben die östlichen Provinzen Preußens (Ost-,

West-Preußen und Posen), sowie die habsburgischen Kronländer jenseits der Leitha (Ungarn, Kroatien, Slawonien und Siebenbürgen), sowie Galizien außerhalb des Bundes. Ein künstliches Gebilde! Von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt.

Brachte diese Mißgeburt allen treuen vaterländisch Gesinnten eine ungeheuere Enttäuschung, so war dasselbe innerhalb der Einzelstaaten, vor allem in Preußen der Fall.

Rückschritte.

Noch während des Aufenthalts in Paris nach der zweiten Einnahme hatte Kaiser Alexander von Rußland den Gedanken einer „heiligen Allianz“ gefaßt und den Herrschern Preußens und Österreichs unterbreitet; sie, die Europa von dem „Ungeheuer Napoleon“ und von den Gefahren der Revolution befreit, wollten sich zusammentun, um nicht nur ihre eigenen Länder nach den „Lehren des Christentums“ zu lenken, sondern auch dahin zu wirken, daß dasselbe in den anderen Staaten geschehe; vor allem sollten „die Mächte des Umsturzes“ niedergehalten werden. Kaiser Franz, der mit seinen Ratgebern erkannte, daß ein solcher Bund in der Hauptsache die bestehenden politischen Zustände aufrecht erhalten werde, und König Friedrich Wilhelm III., der sich nach all den Stürmen Ruhe wünschte, waren schnell gewonnen (September 1815); so trat die „heilige Allianz“ ins Leben, und bald schlossen sich die Könige von Holland, Frankreich, Spanien, kurz alle „nicht-revolutionären“ Staatsoberhäupter ihr an. Hatte im Anfang der frömmelnde, dabei aber durchaus unwahrhaftige, stets kalt seinen Vorteil berechnende Kaiser Alexander die Führung, so übernahm sie bald der Staatskanzler Österreichs Fürst Clemens Wenzel von Metternich.

An sich ein bedeutender Mann, vielseitig gebildet, welterfahren und gewandt, aber vor der Zeit ruheselig und tatenschen geworden; nur ein Vertreter des Vorteils seines Herrscherhauses, ohne Verständnis für das, was im Volke vorging; zufrieden damit, daß Napoleon gestürzt war und nun nur eines wünschend: Ruhe nach innen und außen. So wurde dieser Mann der böse Geist Deutschlands durch mehr als dreißig Jahre, immer nur bedacht auf die Erhaltung des Bestehenden, das er salbungsvoll als das Gottgewollte, Gute zu schildern wußte; jede Neuerung war ihm verdächtig als „revolutionär“, und bald wurde der geistvolle Lebemann ein träger, gedankenloser Vertreter des Rückschritts, der sein engeres Vaterland Österreich an den Rand des Abgrundes brachte. Nur Ruhe — alles andere war gleichgültig: im Bunde mit der katholischen Kirche brachte er es schnell dahin, daß alles geistige Leben, das sich in den Stürmen

der napoleonischen Zeit auch in den habsburgischen Landen gezeigt hatte, wieder erstarb; ein dumpfer Druck lag auf den Geistern, die Verwaltung wirtschaftete stumpfsinnig und gleichgültig weiter und tat nichts für die Hebung der Bildung, des Verkehrs, des wirtschaftlichen Lebens, — kurz es herrschte die Ruhe eines Kirchhofes, bis der gewaltsame Volksausbruch des Jahres 1848 diesem Geist- und Tatkraft mordenden Zustand ein Ende machte.

Franz II. „unser guter Kaiser Franz" ließ seinen Staatskanzler gerne gewähren; was kümmerte ihn das Volk, oder vielmehr seine Völker — wenn nur das „Erzhaus Habsburg" mächtig blieb; engherzig und kalt sah dieser Fürst auf seine Untertanen herab, die ihm nur zur höheren Ehre Habsburgs da zu sein schienen.

Und so stumpf wurden diese Untertanen bald, daß sie zu einem solchen Herrscher mit einer gewissen Liebe, die an Hundetreue grenzte, hinaufsahen; erst die Nachkommen haben seinen Unwert erkannt.

Beide, der Kaiser wie der Staatskanzler sahen mit Mißtrauen auf die freiheitlichen Regungen der besten Männer des Volkes in den anderen Ländern des Bundes, besonders in Preußen und Süddeutschland. Unausgesetzt warnten sie dort die Staatslenker vor dem Gift des Umsturzes und mahnten zur Unterdrückung der „der göttlichen Ordnung der Staaten" drohenden Gefahren. Leider nicht ohne Erfolg.

Was wollten nun diese freieren Geister, was wollten sie besonders in Preußen?

Sie waren durch die französische Revolution, durch den furchtbaren Fall des Vaterlandes, durch die Erhebung der Befreiungskriege zum Selbstbewußtsein erwacht und verlangten ihren Anteil an der Leitung der Geschicke des Landes durch eine Volksvertretung. Die Zeit des „absoluten Regiments" war vorüber; die Untertanen wollten „Staatsbürger" werden; und wie in England das Parlament als Vertretung des Volkes die Politik mitbestimmte, so wollten auch diese Männer eine „Verfassung", in der auf deutschem Boden dem Volke dasselbe gewährt werde.

War dies unrecht? War es verfrüht?

Wer billig denkt, wird nicht verkennen, daß der Wiener Kongreß alle deutschen Staaten innerlich in einem unfertigen Zustande fand; das waren doch zum größten Teil ganz willkürliche Gebilde, die erst durch eine straffe Verwaltung zu lebensfähigen Einheiten zusammengeschweißt werden mußten. Es lag eine Gefahr darin, diese neuen unfertigen Staaten sofort mit Verfassungen zu begaben, ehe sie innerlich zusammengewachsen waren. Man denke z. B. nur an Preußen, wo die alten hohenzollerischen Erblande, die ganz evangelischen Marken und Ostpreußen, durch eine lange Geschichte

mit dem Herrscherhaus verwachsen, zusammengeworfen wurden mit den katholischen, stark mit französischem Geist erfüllten Rheinlanden und dem auch katholischen, staatsfeindlichen Posen Konnte da schon jetzt eine gedeihlich arbeitende, das Wohl des ganzen Staates fördernde Volksvertretung gebildet werden?

Insofern ist es richtig, daß die Regierungen vorsichtig verfahren mußten; sie hätten Schritt für Schritt vorgehen, jede Überstürzung vermeiden und den Anteil des Volkes an der Regierung nach und nach erweitern können; das hätte die Zustimmung aller ruhig Denkenden gefunden.

Aber unsittlich und unpolitisch war es, einem Volke nach solchen Leistungen nicht nur bescheidene Rechte vorzuenthalten, sondern eine häßliche Verfolgung der freiheitlich Gesinnten zu beginnen. Daß das geschehen konnte, ist die Schuld Friedrich Wilhelms III. und sie brachte es bald dahin, daß auch die treuesten Deutschen an dem deutschen Berufe Preußens irre wurden. Er, der König, der seinem Volke gewiß zu unerschöpflichem Danke verpflichtet war, geriet ganz in das Fahrwasser Metternichs; er verzichtete auf die selbständige äußere Politik seines Staates und verhärtete nach innen sein Herz gegen die berechtigten Wünsche der Besten seines Volkes. Traurig, daß sein Mißtrauen gegen die überragende Größe Steins so tief war, daß er den Mann, der für ihn und das Vaterland so Unermeßliches getan, nicht wieder in seinen Dienst rief, sodaß die Kraft und Erfahrung dieses politischen Genies ungenutzt blieb.

Traurig war auch, daß der König sein Versprechen nicht einlöste, das er am 22. Mai 1815 auf Hardenbergs Rat gegeben: die Gewährung einer Verfassung; wir haben eben gehört, welche Schwierigkeiten einer solchen in Preußen entgegenstanden — aber es war schlimm, daß das Volk an dem Worte seines Königs zu zweifeln lernte.

Vergessen schienen ihm die Tage der Not, des Sturmes und der Erhebung — und wenn nicht die Verwaltung des Staates durch bedeutende, zum Teil hervorragendste Staatsmänner das Land innerlich weiter gebracht hätte, wäre der Rest seiner Regierung ohne Verdienst und Ruhm geblieben.

Zum Unterschiede gegen Österreich fanden die Preußen sich nicht so bald in die Politik der Regierung; eine verbitternde Enttäuschung bemächtigte sich vor allem der Gebildeten und wuchs zu schlimmem Grolle. Den geistigen Mittelpunkt für die Bestrebungen nach einem einigen deutschen Vaterlande bildeten die Universitäten; zahlreiche bedeutende Hochschullehrer, besonders im Südwesten, dann in Jena und Gießen traten offen für die Forderung nach Verfassungen ein; aus den Hochschülern

entstand die Bewegung der „Burschenschaft", die sich in den Dienst des Einheitsgedankens stellte.

Jahn pflegte in seiner Turnerschaft dieselben Gesinnungen. Beide, Turner wie Burschenschaften, legten sich die schwarz-rot-goldenen Farben bei, angeblich diejenigen des alten Reiches, und trugen sie an Fahnen, Bändern, Binden zur Schau, um sich als Anhänger des ersehnten neuen Reiches kenntlich zu machen.

Es ist nun richtig, daß in den Kreisen der Burschenschaft und Turner manches Überschwängliche geschah, auch manches unbedachte Wort gesprochen wurde, auch daß mancher schreibende oder lehrende Professor übers Ziel hinausschoß; es soll auch nicht geleugnet werden, daß besonders im Südwesten die Nachbarschaft Frankreichs und die dortigen geistigen Strömungen ihre für die deutschen Verhältnisse nicht eben förderliche Wirkung übten. Aber, was auch gefehlt wurde, die Männer und Jünglinge, die im Überschwang des Freiheitsdranges sich einmal überschlugen, waren doch treue Söhne ihres Volkes, keine Hochverräter.

Da geschah etwas, was Metternich eine Handhabe zu ungescheutem Einschreiten bot: der Student Sand erstach in Mannheim den russischen Staatsrat von Kotzebue, einen deutschen Lustspielschreiber, der im Verdacht stand, russischer Spion zu sein (1819); obwohl nun Sand die Tat allein ausgeführt hatte und ohne Mitwisser und Helfer war, wurde behauptet, daß sie ein Ausfluß der „demagogischen Umtriebe" sei, daß Verschwörungen bestünden, deren Träger die Burschenschaft und die Turner seien. In Karlsbad traten die Minister unter Metternichs Vorsitz zusammen und beschlossen eine strenge Überwachung der Hochschulen, Verbot der Burschenschaft, Verbot des Turnens und strenge Zensur (Aufsicht und Nachprüfung) für Zeitungen und Bücher; es wurde eine besondere Behörde zur Überwachung und Bekämpfung der „demagogischen Umtriebe" eingesetzt, die Zentral-Untersuchungs-Kommission mit dem Sitze zu Mainz. Der Bundestag genehmigte diese Ministerbeschlüsse und Preußen beeilte sich, sie auszuführen; das Unglaubliche geschah: der treue E. M. Arndt — jetzt Universitäts-Professor in Bonn — durfte nicht lesen; der Turnvater Jahn wurde nach Freyburg a. d. U. verwiesen und dort polizeilich beobachtet; ja noch mehr, der Schöpfer des neuen Preußen, der gewaltige Freiherr vom Stein wurde als verdächtig überwacht, sogar Gneisenau galt als „Demokrat".

Das konnte geschehen knapp vier Jahre nach der Schlacht bei Belle-Alliance.

Nun hatten einige Mittelstaaten inzwischen Verfassungen eingeführt, Sachsen-Weimar (1816), Bayern auf Betreiben des ehrlich deutsch gesinnten Kronprinzen Ludwig, und Baden (beide 1818), sowie Württem-

berg 1819. Dort wurde also den polizeilichen Verfolgungen durch die Volksvertretung die Spitze abgebrochen; Preußen aber hatte noch keine einheitliche Volksvertretung und dort konnte eine gehässige, verbitternde, kleinliche „Demagogen-Riecherei" entstehen, die heute lächerlich wirkt, damals aber die besten Männer mit Recht tief erbitterte.

Die süddeutschen Verfassungen waren englischen und französischen Mustern nachgebildet; sie schufen als Volksvertretung zwei Kammern, von denen die zweite (als Unterhaus) vom Volk gewählt wurde, die erste (das Oberhaus) aus dem alten hohen Adel, den Vertretern des großen Grundbesitzes und ernannten Vertrauensmännern der Krone bestand. Zum Zustandekommen von Gesetzen war die Übereinstimmung beider Kammern und der Krone erforderlich; die Regierung wurde von verantwortlichen Ministerien geführt.

Hier hatten also die Wünsche des Volkes ein Sprachrohr; und es war trotz mancher Bestimmung, die im einzelnen nicht zu billigen war, doch gegenüber dem früheren Zustand ein gewaltiger Fortschritt: in diesen Staaten hatte die führende Schicht es durchgesetzt, daß die „Untertanen" nun „Staatsbürger" geworden waren.

Nun war es ein unendlicher Schaden für die deutsche Einheitsbewegung, daß in Preußen ein solcher Fortschritt nicht gemacht wurde, auch nicht vorsichtig und tastend; die Regierung fürchtete eine Volksvertretung des ganzen Landes und schuf nur „Landtage" für die einzelnen Provinzen mit engen Befugnissen. Das war nichts Halbes und nichts Ganzes, und hatte zur Folge, daß bald der deutsche Zukunftsstaat Preußen in Süddeutschland als rückständig galt und seine Anziehungskraft für die freiheitlich Gesinnten verlor.

Das törichte Zaudern der Regierung in der Verfassungsfrage sollte schlimme Früchte zeitigen.

Die wirtschaftliche Einigung; der Zollverein.

Während so Preußen in der Frage der inneren freiheitlichen Ausgestaltung des Staates in verhängnisvoller Weise versagte und in derjenigen der politischen Einigung Deutschlands, ebenso wie in der auswärtigen Politik unter Metternichs Einfluß auf jede selbständige Betätigung verzichtete, gelang ihm in Bezug auf die wirtschaftliche Einigung ein großer Wurf, der die Fähigkeiten und die Kenntnisse des hohen Beamtentums in hellstem Lichte erscheinen läßt und ein unvergängliches Verdienst der führenden Männer bildet.

Als man erkannte, daß der Wiener Kongreß die politische Einheit des ganzen deutschen Volkes nicht bringen werde, entstand die Frage, ob nicht

zum wenigsten ein größeres einheitliches Wirtschaftsgebiet geschaffen werden könne, um die Entfaltung der deutschen Volkswirtschaft zu ermöglichen.

Wir wissen, daß der Bund aus 35 selbstherrlichen Staaten und vier freien Reichsstädten bestand; jeder Staat hatte sich nicht nur mit Zollschranken von den anderen abgeschlossen, sondern in einem großen Teil bestanden noch Binnenmauthen. Es war klar, daß dabei Handel und Gewerbe nicht gedeihen konnten, daß insbesondere die Industrie unterbunden war, wie andererseits dem Schmuggel an den zahl- und endlosen Grenzen Tür und Tor geöffnet war.

Die wirtschaftlichen Kräfte dieses fleißigen Volkes konnten in großem Maßstabe erst nutzbar gemacht werden, wenn ein großes einheitliches Zollgebiet entstand, in dem alle Binnenmauthen beseitigt waren und das dem Zoll-Ausland gegenüber durch leicht zu überwachende Grenzen abgeschlossen war.

Den wissenschaftlichen Vorkampf für einen solchen „Zollbund“ eröffnete der Schwabe Friedrich List, ein Sohn der württembergisch gewordenen Reichsstadt Reutlingen. Ein Mann von glänzender Begabung, ein Gelehrter von tiefem Wissen, ein Schriftsteller von hinreißender Schreibweise, ein leidenschaftlicher Deutscher durch und durch, dabei von praktischem Sinn und selbst wirtschaftlich erfahren — alles in allem einer der besten Söhne Deutschlands und bis heute sein größter Lehrer der Volkswirtschaft (National-Ökonomie).

Er gründete den „deutschen Handelsverein“, dessen geistiger Führer er wurde und klärte in rastloser Arbeit durch Vorträge und Aufsätze die beteiligten Kreise über die Wichtigkeit eines größeren Wirtschaftsgebietes auf. Der große Mann fand bei seiner Wirksamkeit solche Widerstände, daß er sich tief enttäuscht dem öffentlichen Leben abwandte und nach Amerika übersiedelte. Von da (1841) zurückgekehrt, entfaltete er in seinem alten Vaterlande eine unermüdliche Tätigkeit, um den Bau der ersten Eisenbahnen zu ermöglichen, und brach in seinem ausgezeichneten Buche über „das nationale System der politischen Ökonomie“, gestützt auf Erfahrungen, die er in Amerika gesammelt hatte, mit der englischen Lehre vom Freihandel; er verlangte zur Förderung der einheimischen Unternehmungen Schutzzölle, und sein klarer Geist sah die Notwendigkeit, ein größeres Zollgebiet zu bilden, die er mit unwiderleglichen Gründen verfocht. Die Mitlebenden haben dies Genie im Stich gelassen, sodaß er, in seinen großen Entwürfen enttäuscht, sich selbst den Tod gab. Heute weiß unser Volk, daß der Begründer des deutschen Handelsvereines zu seinen fruchtbarsten Geistern zu rechnen ist.

In Baden vertrat der hochbegabte, verdienstvolle Geheimrat Nebenius den Gedanken eines Zollbundes, und in Preußen erstanden die

Staatsmänner, die den Gedanken in die Tat umsetzten: der geniale Finanzminister von Motz und sein unentbehrlicher Mitarbeiter Maaßen. Nach unendlich mühsamen Vorarbeiten, einen Berg von Schwierigkeiten übersteigend, führten sie ihr Werk aus, das für Preußen mit seinem noch immer zerrissenen Staatsgebiete und seinen schwierigen Grenzen besonders dringend war.

Im Jahre 1818 wurden die Verhandlungen begonnen; zehn Jahre später schloß als erster Staat unter Führung des Ministers du Thil das Großherzogtum Hessen den Zollbund mit Preußen (1828), dem Kurhessen 1831 folgte. Der treffliche Erfolg dieser Vereinigung und wirtschaftliche Notstände wirkten dahin, daß 1833 Bayern, Württemberg, die Thüringer Staaten und Sachsen in den „Zollverein" eintraten; nach und nach schlossen sich Baden, Nassau, Luxemburg, die Reichsstadt Frankfurt und Braunschweig an und Anfang der vierziger Jahre war ein großes einheitliches Zollgebiet geschaffen, dem das ganze heutige Reich ohne Hannover, Mecklenburg, Oldenburg und die Hansastädte angehörte; diese hatten sich zu einer besonderen Zollvereinigung zusammengetan.

Ausgeschlossen war die habsburgische Monarchie, die wegen ihrer ganz anderen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht zum Eintritt geeignet war.

Großes hatte Motz mit seinen Getreuen geschaffen; klug und geduldig, entgegenkommend und vom preußischen Standpunkt auf manchen Vorteil verzichtend, hat er die Verhandlungen geführt und das Mißtrauen gegen Preußen beseitigt. Dieses Werk lobt seinen Meister und hat die Grundlage geschaffen für eine schnell einsetzende glänzende Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte unseres Vaterlandes, die es jetzt zu einem reichen Lande gemacht hat; aber mehr als das: der Zollverein legte auch den Grund zum heutigen Deutschen Reiche — die wirtschaftliche Einigung war die Vorstufe zur politischen!

Das tolle Jahr 1848.

In Frankreich hatte das Regiment König Karls X. durch törichte freiheitfeindliche Maßregeln sich so verhaßt gemacht, daß im Juli 1830 eine neue Revolution ausbrach, durch die er verjagt wurde; an seine Stelle wurde der Herzog Ludwig Philipp aus dem Hause Orleans von den beiden Kammern zum König erwählt, und es trat wieder Ruhe ein.

Auch diese französische Revolution zog ihre Kreise: in Deutschland brachen gleichfalls Unruhen aus, die aber bald gedämpft wurden. So verjagten die Braunschweiger ihren tollen Herzog Karl, an dessen Stelle sein Bruder Wilhelm die Regierung übernahm, und in Sachsen wie Kurhessen wurden verhaßte Ministerien gestürzt und Verfassungen erzwungen.

Die geistige Erregung aber überdauerte diese kurzen Wirren und gab den freiheitfeindlichen Regierungen von neuem Anlaß zur Verfolgung „hochverräterischer Demagogen"; grausam wurden verdächtige Schriftsteller, Studenten, Politiker verfolgt, eingekerkert, ja zum Tode verurteilt. Ein ergreifendes Bild seiner Leiden hat der Mecklenburger Fritz Reuter in seiner „Festungstid" entworfen; sein Verbrechen hatte darin bestanden, als Student schwarz-rot-goldenes Band getragen und von der Einheit Deutschlands geschwärmt zu haben; dafür wurde er zum Tode verurteilt, zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt und wirklich Jahre lang in Haft gehalten, die seine Gesundheit untergrub. Wie ihm ging es vielen andern, die nicht schuldiger waren als er!

Eine schlimme Zeit — häßlicher Erinnerungen voll, eine Schande der führenden Staatsmänner jener Tage.

Anders ging es im Ausland: in Spanien, Italien und Polen brachen Empörungen aus, die wir nicht näher betrachten wollen, nur sei erwähnt, daß in Folge der Juli-Revolution im nahen Belgien ein Aufruhr entstand mit dem Ziele der Losreißung von dem Königreich der Niederlande, das wie wir wissen durch den Wiener Kongreß unter dem Hause Nassau-Oranien gebildet worden war und die früheren habsburgischen Niederlande (das katholische Belgien) mit umfaßte. Obwohl die Regierung König Wilhelms den Aufstand mit Tatkraft und Erfolg bekämpfte, mischten sich England und Frankreich ein und erwirkten die Anerkennung des neuen Zustandes: es wurde ein selbständiges Königreich Belgien gebildet unter Leopold I. aus dem Hause Koburg (1831).

Im Reiche war wieder Stille eingekehrt; schwer ruhte die Hand der freiheitfeindlichen Regierungen auf dem Volke; immer anmaßender wagte sich die „Reaktion" hervor. So in Hannover, wo der neue König Ernst August (im Jahre 1837 nach der Trennung von England zum Throne gelangt) die Verfassung eigenmächtig durch einen Rechtsbruch aufhob; mit Mannesmut erklärten sieben Professoren der Universität Göttingen auf Grund ihres Verfassungseides dieses Vorgehen für rechtswidrig und unverbindlich; sie wurden abgesetzt, zum Teil des Landes verwiesen.

Empört bäumte sich die öffentliche Meinung gegen solche offene Gewalt, gegen solchen offenen Rechtsbruch auf; aber der Welfe auf dem Throne Hannovers kümmerte sich nicht darum.

Nach und nach sammelte sich wieder Zündstoff in den Geistern an; immer grimmiger wurde die Volksstimmung, der Riß zwischen Regierungen und Regierten, zwischen Krone und Volk wurde immer tiefer.

In solcher Zeit bestieg in Preußen Friedrich Wilhelm IV. als Nachfolger seines Vaters den Thron (1840—61), ein Mann, den ein

unseliges Geschick zum König bestimmt hatte und der seinen Staat, wie sich selbst unglücklich machte. Ausgestattet mit schönen Geistesgaben; von lebendiger, leider ungezügelter Einbildungskraft; vielseitig gebildet; ein Kenner der Künste und der Geschichte; ein guter Redner — aber ohne Klarheit des Erkennens, ohne Festigkeit, ohne Stetigkeit des Handelns und des Willens, spielerisch seine Gedanken hin und her werfend, heute aufgebend, was er gestern als festen Entschluß verkündet, dabei eitel und rechthaberisch, und ohne Mut vor jedem ernsten Widerstand zurückweichend. Kurz ein Mann, der zu allem taugte, nur nicht zum König, und der zu allem Unheil die Einbildung besaß, als Fürst von Gottes Gnaden erleuchtet zu sein, so daß er keinem Ratgeber entscheidenden Einfluß einräumte.

Er konnte sich, nach seines Vaters letzten, durch die Verfolgung der Freigesinnten getrübten Jahren mit Jubel und Hoffnungen begrüßt, nicht entschließen, seinen Preußen eine Verfassung zu geben, weil er nicht haben wollte, „daß zwischen ihm und seinem Volke ein Stück Papier stehe." Er erschöpfte seinen Geist in allen möglichen und unmöglichen Plänen; zustande kam aber nichts.

Er erstarb in unendlicher Verehrung vor dem alten, edeln Erzhause Habsburg und vor seinem Schwager, dem willensstarken, rücksichtslosen Kaiser Nikolaus I. von Rußland; so geriet seine Politik völlig ins Fahrwasser Metternichs, der auch nach dem Tode des Kaisers Franz (1835) unter dessen geistesschwachem, unzurechnungsfähigem Sohne Ferdinand allmächtiger Minister blieb. Auch in bezug auf die Neugestaltung des Reiches, die politische Einigung, war der neue König unendlich fruchtbar an Entwürfen; nur schade, daß sie unausführbar waren.

So vergingen in Preußen einige Jahre in nutzlosen Erörterungen und Erwägungen, und die ihm feindlichen Kreise Süddeutschlands, besonders die Liberalen, die auf die „reaktionären Barbaren im Norden" mit Verachtung blickten, konnten mit Erfolg darauf hinweisen, daß von diesem Staate weder für die Freiheit, noch für die Einheit des Vaterlandes etwas erhofft werden könne.

Anfang 1847 entschloß sich der König zu einem wichtigen Schritt; für den Bau von Eisenbahnen sollten große Geldmittel aufgebracht werden, die nur durch eine Anleihe flüssig gemacht werden konnten; um eine solche bewilligen zu lassen, berief Friedrich Wilhelm IV. die acht Provinziallandtage als vereinigten Landtag nach Berlin. Alle Verfassungsfreunde sahen darin den ersten Schritt zu der ersehnten Verfassung, durch die eine einheitliche Volksvertretung für das ganze Königreich geschaffen werden sollte.

Der König konnte nicht zu einem festen Entschluß kommen, und so war es nicht zu vermeiden, daß die Regierung und der vereinigte Landtag

bald in scharfen Gegensatz gerieten; die Folge war, daß diese mit freudigen Erwartungen begrüßte Volks-Vertretung nach Hause geschickt wurde, ohne auch nur die Anleihe genehmigt zu haben.

Die Regierung war durch die Halbheit des Königs in schlimmer Lage; in allen freiheitlichen Kreisen aber wuchs die Verstimmung bedenklich.

Da brachte das Frühjahr 1848 eine neue Revolution in Frankreich, die auch auf deutschem Boden als Wirkung des allgemeinen Unwillens Aufruhr und Empörung auslöste.

Der „Bürgerkönig“ Ludwig Philipp hatte seine anfangs gewonnene Volkstümlichkeit verloren; er stemmte sich gegen die Erweiterung des Wahlrechts und verschärfte dadurch das vorhandene Mißtrauen des verhetzten Pariser Pöbels zu grimmem Hasse.

Am 22. Februar kam es, als die Truppen gegen einen Volksauflauf feuerten, zum blutigen Straßenkampf, der bis zum 24. dauerte; da die Truppen versagten, blieben die Herren der Barrikaden Sieger und es wurde die Republik ausgerufen, während der König nach England floh.

Auch dieser Umsturz fand in Frankreich bald seinen Meister; Prinz Ludwig Napoleon, ein Neffe des großen Napoleon, wurde zum Präsidenten der Republik erwählt und warf sich durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 zum Herrn des Staates und nach einem Jahre zum Kaiser auf; sein Sturz erfolgte durch den glorreichen Sieg der Deutschen bei Sedan.

Die sog. Februarrevolution in Paris rief ähnliche Erscheinungen jenseits des Rheins hervor; noch Ende Februar und Anfang März 1848 kam es in Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Württemberg zu stürmischen Volkskundgebungen, vor denen die eingeschüchterten Regierungen zurückwichen. Ein Aufstand im großen Maßstabe brach am 13. März in Wien aus, wo blutige Straßenkämpfe stattfanden und der niederösterreichische Landtag eine Verfassung stürmisch forderte; der alte Metternich mußte vor der Volkswut fliehen, kein fester Wille der Behörden zeigte sich, so daß Studenten und Arbeiter die Herren der Reichshauptstadt wurden. Am 18. März entstanden auch in Berlin blutige Straßenkämpfe, die viele Opfer kosteten, angestiftet und geschürt von polnischen Umstürzlern; obwohl die treuen, zuverlässigen Truppen siegreich blieben, befahl der schwache König, der ganz den Kopf verloren hatte, ihren Abzug und lieferte damit die Stadt den Aufständischen aus; er legte die schwarz-rot-goldene Binde an und zeigte sich so dem Volke.

Zwei Tage später (20. März) folgten auch in München Unruhen, durch die der einst gut deutsch gesinnte König Ludwig I., der jetzt in die Hände einer hartkatholischen Sippe gefallen war und sich durch seinen

Lebenswandel um alle Achtung gebracht hatte, zu gunsten seines Sohnes Maximilian dem Thron entsagen mußte.

Der 18. März brachte den Preußen die ersehnte Volksvertretung, indem der König die Berufung einer National-Versammlung bewilligte; in Wien zögerte die Regierung, so daß es zu einem zweiten häßlichen Aufruhr kam (15. Mai): der blöde Kaiser Ferdinand entfloh nach Innsbruck, mußte aber die Berufung des österreichischen Reichstags gewähren.

Infolge dieser Vorgänge und angesichts der Haltlosigkeit der Regierung erhoben sich auch die slawischen Stämme Österreichs und traten zum folgenschweren „Slawenkongreß“ zu Prag zusammen (Juni 1848); unter der geistigen Führung des bedeutenden Gelehrten Palacki forderten sie die Anerkennung des „böhmischen Staatsrechts“, d. h. der Selbständigkeit eines tschechischen Königreichs Böhmen und beschlossen, in Böhmen, Mähren und Schlesien das Vorrecht der Tschechen zu fordern und die Verdrängung der deutschen Sprache zu betreiben; damit war der bis heute nicht ausgetragene Streit zwischen den Völkern Österreichs, der sog. „Nationalitätenkampf“ zum Ausbruch gekommen.

Das Frankfurter Parlament.

In Preußen, in Österreich, überall da wo die Revolution siegreich geblieben war, herrschte in diesen Tagen ein wüstes, unübersehbares Durcheinander; die unteren Volksmassen gefielen sich in der Herrschaft; das gebildete und besitzende Bürgertum war nicht im stande, die tatsächliche Führung zu übernehmen; die Regierungen schwankten und zeigten sich der Lage nicht gewachsen. Es war, als müsse sich auch in Deutschland eine solche Bewegung einmal austoben, — leider aber war kein überlegener Geist und Wille vorhanden, sie schon jetzt zum Guten zu führen.

Und doch verfügte das zur Freiheit erwachte Volk über eine erstaunliche Fülle geistig hervorragender Männer, die geleitet wurden von reinem Streben und begeisterter Vaterlandsliebe; aber es fehlte auch diesen unvergeßlichen Männern, wie sich bald zeigte, das Wichtigste: die klare Erkenntnis des politisch Durchführbaren und die Macht zur Erzwingung des einmal Beschlossenen. Aber obwohl sie scheiterten, was sie sprachen und schrieben, blieb doch unverloren, denn es ließ sich zusammenfassen als das leidenschaftliche Verlangen nach dem deutschen Einheits-Staat, und gab die Veranlassung, daß die Frage der Einigung nicht mehr aus der öffentlichen Erörterung verschwand.

Am 31. März 1848 trat in der alten Kaiserstadt Frankfurt eine

Schar von Mitgliedern deutscher Volksvertretungen zusammen, um im Einvernehmen mit dem nachgiebig gewordenen Bundestage über die Bildung einer allgemeinen deutschen Nationalversammlung zu verhandeln; dies sog. *Vorparlament* kam zum Beschluß, daß die Zeit für die Erfüllung der Volkswünsche reif sei und verlangte unter der jubelnden Zustimmung aller Freiheitlichen die *Berufung des deutschen Parlaments*; der Bundestag stimmte zu; die Wahlen wurden in den Einzelstaaten ausgeschrieben und vorgenommen, und am 18. Mai 1848 trat in der *Paulskirche* unter Glockengeläute und überströmender Begeisterung die langersehnte Volksvertretung zusammen, die lebendige Verkörperung des Gedankens der deutschen Einheit.

Und das deutsche Volk konnte stolz sein auf diese seine erste Vertretung: eine Fülle glänzend begabter Männer, besonders aus den Kreisen der Gelehrten; Rebner von hinreißender Gewalt; das an geistigen Kräften vielleicht reichste Parlament der Geschichte.

Der anerkannte Führer wurde bald der edle *Heinrich von Gagern*, eine durchaus sittliche Persönlichkeit, auch die Gegner zur Achtung zwingend; der stattliche Mann wurde so recht der Vorkämpfer jener Bewegung, ein Volksmann im besten Sinn des Wortes; mochte sein „kühner Griff“, durch den er die Schaffung einer Reichsverweserschaft erreichte, nicht die Lösung der deutschen Frage bringen, so ist doch kein Zweifel, daß er mit scharfem Verstande die politische Zukunft vorhersah und nicht scheiterte an seiner eigenen Unzulänglichkeit, sondern an der bald eintretenden Uneinigkeit der Parteien des Parlaments und daran, daß ihm, der dem Mittelstaate Hessen entstammte und dort März-Minister gewesen war, die Zwangsmittel fehlten, über die ein Großstaat verfügen konnte, um seinem Willen Geltung zu verschaffen. Neben ihm sei noch der Geschichtsschreiber *Dahlmann* genannt, einer der „Göttinger Sieben“; er bemühte sich, die Reichsverfassung auszuarbeiten und war unermüdlich am Werke, etwas politisch Brauchbares zu schaffen.

Auf österreichischer Seite war *Anton von Schmerling* der hervorragendste und einflußreichste Abgeordnete; ein bedeutender Mann, aber mit seinen engeren Landsleuten vor die unlösbare Aufgabe gestellt, ein deutsches Reich schaffen zu helfen, ohne den österreichischen Großstaat zu zerstören.

Bald nach seinem Zusammentritt wählte das Parlament auf Gagerns Antrag in dem volkstümlichen, aber nicht eben bedeutenden *Erzherzog Johann* einen *Reichsverweser* in der Zuversicht, daß das Reich ja doch zustande kommen werde; gleichzeitig damit löste sich der traurige Bundestag auf, und der in übersprudelnder Begeisterung in Frankfurt empfangene Reichsverweser setzte ein Reichsministerium ein, das leider sehr

schnell die Erfahrung machen sollte, daß eine Regierung ohne wirkliche Macht ein Unding ist.

Bald zeigte sich, daß Begeisterung und Begabung noch nicht ausreichen, um Staatsmänner zu machen; die schönen Tage des Parlaments waren rasch zu Ende; in uferlosem Redekampf wurde über die „Grundrechte" gestritten und die Zeit verloren, in der die eingeschüchterten Regierungen willfährig gewesen wären. Als man dann zur Feststellung der Reichsverfassung kam, die wiederum zu endlosen Wortgefechten führte, war es zu spät: Preußen und Österreich waren wieder zu sich gekommen und ihre Regierungen warfen die Frage auf, wie dies Parlament und die Reichsregierung ohne Heer ihnen seinen Willen aufzwingen wolle. Es geht nicht an, die Einzelheiten jener wechselvollen Verhandlungen und des Ränkespiels der Regierungen zu schildern; es genügt die Feststellung, daß endlich in der Hauptsache zwei Parteien sich gegenüberstanden: die Großdeutschen und die Kleindeutschen; daneben bestand eine lärmende republikanische Gruppe, die aber ohne besondere Bedeutung blieb.

Die Kleindeutschen erkannten, daß der österreichische Kaiserstaat das Hindernis der deutschen Einheit sei; denn das zukünftige deutsche Reich wollte und durfte die Slawen und Madjaren Österreichs gewiß nicht aufnehmen, während die österreichische Regierung nicht zugeben wollte, daß nur ihre deutschen Kronländer in das Reich einträten, weil dadurch der Staat zerrissen worden wäre; aus dieser unlösbaren Schwierigkeit schien der schmerzliche Ausweg allein der zu sein, Österreich auszuscheiden — leider mit seinen Deutschen —, und unter Preußens Führung das engere Reich, „Kleindeutschland" zu schaffen. Mit staatsmännischem Weitblick faßte Gagern, der Führer dieser Partei, eine Ergänzung dieses Reichs dadurch ins Auge, daß Kleindeutschland mit Österreich in ein dauerndes Bundesverhältnis komme, etwa wie es unter Bismarck das Jahr 1879 gebracht hat.

Die Großdeutschen wollten nicht auf die Volksgenossen in Österreich verzichten; sie sagten mit Recht, daß ein deutsches Reich ohne die Millionen Deutschen Österreichs keine endgültige Lösung der deutschen Frage sei, und wollten die Schwierigkeit, die sich aus dem dortigen Volksgemisch ergab, nicht als entscheidend gelten lassen; es müsse eine Form gefunden werden, die die Deutschen Österreichs dem neuen Reiche erhalte.

Schließlich bekannte sich die Mehrheit des Parlaments zu der kleindeutschen Politik und wählte den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen am 28. März 1849 zum deutschen Kaiser; am 3. April stand die Abordnung des Parlaments vor dem Hohenzollern und trug ihm die Kaiserwürde an.

Der aber erklärte, daß er nur aus der Hand der Fürsten die Krone

annehmen wolle und lehnte ab; schlimm war es für das Ansehen des Königs unter den treuen Vaterlandsfreunden, daß ein böses Wort von ihm bekannt wurde; er sprach davon, daß er die Kaiserkrone abgelehnt habe, „weil der Ludergeruch der Revolution an ihr hafte.“ Damit war die hoffnungsvolle Bewegung gescheitert; weder das große, noch das kleine Deutschland waren zustande gekommen und es herrschte vollste Verwirrung.

Inzwischen war das Leben im Parlament entartet, während die einzelstaatlichen Regierungen nach der Niederwerfung von Aufständen in der Pfalz und Baden, in Sachsen und Böhmen sich wieder kräftig genug fühlten, der Volksbewegung entgegenzutreten.

Noch im Frühsommer 1849 beriefen viele die Vertreter ihrer Wahlkreise aus dem Parlament ab, andere Abgeordnete schieden aus eigenem Entschlusse aus, wie besonders die Österreicher — kurz der Sommer sah die einst so glänzende Versammlung vor dem ruhmlosen Ende; nur eine Schar von „Unbedingten“, in der Hauptsache süddeutsche Republikaner, blieb als „Rumpfparlament“ zusammen und verlegte seinen Sitz nach Stuttgart; dort ergingen sie sich in nutzlosen Kundgebungen, deren Torheit nur durch die Machtlosigkeit dieser Versammlung überboten wurde; am 18. Juni 1849 wurden sie durch die württembergische Regierung mit Waffengewalt auseinandergetrieben. Im Dezember 1849 legte der Reichsverweser sein jeden Inhalts beraubtes Amt nieder. Ein bitteres Ende! Aber unverloren blieb doch die treibende Kraft des tollen Jahres: die Sehnsucht der Besten im Volke nach der politischen Einheit.

Schlimm wurde für die weiteren Bestrebungen nach dieser Richtung, daß König Friedrich Wilhelm IV., der Erwählte der Kleindeutschen, so völlig versagt hatte und daß dadurch auch dem preußischen Staate weiter das Zutrauen der Süddeutschen verloren ging: wenn Preußen alle Hoffnungen betrog, wenn sein König die Kaiserkrone zurückwies, wie sollte dann Deutschland geeinigt werden können?

Dabei verlangt die Gerechtigkeit, daß anerkannt werde, daß die Weigerung Friedrich Wilhelms an sich wohlbegründet war, da die Annahme der Kaiserkrone den Krieg mit Österreich und Rußland gebracht haben würde. Dazu aber war Preußen nicht gerüstet — das war die Schuld des Königs; dazu hatte es sein Spiel nicht diplomatisch vorbereitet — wiederum durch des Königs Schuld.

Und dann war der Grund, den Friedrich Wilhelm angab „nur aus den Händen der Fürsten wolle er die Krone annehmen“, geeignet, ihn selbst als Verächter des Parlaments und des Volkes erscheinen zu lassen; gleichzeitig konnte man andererseits den Entschluß daraus lesen, daß er die Krone annehmen würde, wenn sie ihm durch die Fürsten angeboten werde.

Als ob in diesem Falle der Krieg mit Österreich und Rußland nicht gekommen wäre!

Oder dachte jemand im Ernste daran, daß auch Habsburg dem jüngeren Hause Hohenzollern freiwillig die Kaiserkrone anbieten werde?

Mit dieser Fragestellung ist gekennzeichnet, wie unklar im Erkennen, wie haltlos im Entschließen der König sich in dieser schwierigen Zeit erwies.

Der preußisch-österreichische Gegensatz.

Wir wissen, daß seit dem Wiener Kongreß Preußen darauf verzichtet hatte, eine eigene selbständige auswärtige Politik zu betreiben und daß es sich ganz unter den Einfluß Metternichs gestellt hatte; unter Friedrich Wilhelm IV. blieben die Verhältnisse, wie unter seinem Vater. Auch in den Fragen der inneren Politik war es ähnlich. So ist es klar, daß der preußisch-österreichische Gegensatz viel von seiner früheren Schärfe verloren hatte, ja fast ganz verwischt schien: Hohenzollern, und vor allem Friedrich Wilhelm IV., ordnete sich freiwillig dem „vornehmen Erzhause" unter.

Nur auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik herrschte Selbständigkeit und damit der Gegensatz zu Österreich: denn die führenden Männer der Zoll-Einigung vertraten die richtige Ansicht, daß Österreich mit seinen Slowaken, Polen, Tschechen und Madjaren nicht in den Zollverein passe, da sowohl die Gütererzeugung, wie der Verbrauch dort ganz anders seien, als in Preußen, Sachsen und den süddeutschen Staaten; die Bestrebungen der österreichischen Staatsmänner, mit der Monarchie in den Zollverein aufgenommen zu werden, waren standhaft zurückgewiesen worden. Sonst aber war durch die Selbstbescheidung der preußischen Könige Eintracht zwischen den beiden deutschen Großmächten.

In dem Augenblick aber, wo infolge der März-Revolution die Frage der politischen Einigung des gesamten Deutschtums brennend wurde, mußte auch die Frage entstehen, unter welcher Führung sie vollzogen werden solle, ob unter Österreich oder Preußen, ob der neue Kaiser ein Habsburger sein werde, oder ein Hohenzoller: damit mußte dann sofort der alte Gegensatz wieder aufleben. Daran änderte auch die Haltung Friedrich Wilhelms IV. nichts, der in Verehrung dem ältern Geschlechte Habsburg den Vorrang einräumte; denn in solchen politischen Lebensfragen der Völker sind die Verhältnisse stärker als die Menschen.

Wir wissen, wie in Frankfurt die Dinge sich zugespitzt hatten: es erschallten die Rufe: „Hie kleindeutsch" — „hie großdeutsch"; die Partei der Kleindeutschen hatte die Mehrheit gewonnen und dem Preußenkönig die Kaiserwürde angetragen. Es ist uns bekannt, daß der sie ablehnte.



Der Stephansdom in Wien.

Aber nun zeigte sich sofort: mit Friedrich Wilhelms Absage war die Frage nicht erledigt; denn der Drang des Volkes nach der Einheit konnte durch den unsteten, unklaren Willen eines schwachen Fürsten nicht lahmgelegt werden.

So kam es, daß der wieder erwachte Gegensatz auch durch Friedrich Wilhelms IV. Zurückweisung der Kaiserkrone nicht zur Ruhe gebracht wurde: Der König mußte auch trotz der Auflösung der Nationalversammlung den Strömungen in allen gebildeten Kreisen seines eigenen Landes Rechnung tragen und konnte die politische Arbeit für das kleindeutsche Reich, für das sich doch die Mehrheit in Frankfurt ausgesprochen hatte, nicht zur Ruhe kommen lassen.

Welche Gefahren sie mit sich bringen mußte, wissen wir; die Frage war, ob der König ihrer durch eine kluge und tatkräftige Politik Herr werden konnte.

Nachdem er in Preußen Anfangs 1850 die sog. „revidierte Verfassung" verkündet und beschworen hatte, die in der Hauptsache noch heute gültig ist, wagte er sich an die deutsche Frage heran; sein Berater war der geistvolle General von Radowitz, eine bedeutende Persönlichkeit, leider im Charakter dem Könige allzu ähnlich und deshalb, wie er, zur Unfruchtbarkeit verdammt.

Noch im Jahre 1849 hatte Preußen mit Hannover und Sachsen das „Dreikönigsbündnis" geschlossen; jetzt im Frühjahre 1850, gründete es mit ihnen und den meisten kleineren Staaten, besonders den norddeutschen, die sog. „Union" und berief eine neue Versammlung von Volksvertretern der verbündeten Staaten nach Erfurt, die dort über die Verfassung der neuen Bildung beraten sollte. Das „Erfurter Parlament" stand von vornherein unter der Führung der kleindeutschen Partei und das geplante neue Reich war in der Hauptsache als norddeutsches Kaiserreich gedacht.

Diesem Streben des Hohenzollern sah Habsburg nicht ruhig zu; es wollte nicht dulden, daß die Macht des Nebenbuhlers im Norden durch die neue Gründung gefährlich gestärkt werde.

Österreich nach der Revolution.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in Österreich gründlich geändert; ein Mann war dort auf den Schauplatz getreten, der gewillt war, unter keinen Umständen von den alten Ansprüchen Habsburgs auch nur den geringsten aufzugeben: Fürst Felix von Schwarzenberg war der erste Berater der Krone geworden, die seit dem 2. Dezember 1848 der junge (damals erst 18jährige) Franz Josef trug, nachdem sein schwachsinniger Oheim Ferdinand zur Abdankung veranlaßt worden war.

Schwarzenberg, der Sprosse einer der ältesten und reichsten Familien des deutsch-böhmischen Adels, war ganz ein Mann des Willens; mit Verachtung sah dieser Feudalherr auf die Bürgerlichen herab, mit Verachtung auch auf alles, was öffentliche Meinung oder geistige Strömung hieß; für ihn gab es nur eines, die Macht, und ohne Gewissensbedenken richtete er seine ganze Politik nur nach der einen Frage, habe ich die Macht den erhobenen Anspruch mit Gewalt durchzusetzen? Er war ein „Kavalier“ der alten Schule ohne tiefere Bildung, durch leichtfertigen Lebenswandel vor der Zeit gealtert — aber, was ihm abging an geistiger und sittlicher Kraft, ersetzte er durch einen bis zur Roheit entschlossenen Willen. So unerfreulich diese Persönlichkeit ist, die für die Rechte des Volkes, für die Gebote der Sittlichkeit nur ein hochmütiges Achselzucken hatte, sie zwingt doch zur Bewunderung und Anerkennung: durch die Kraft seines Willens wurde dieser Mann der Retter der habsburgischen Hausmacht und der Bändiger Preußens.

Vor einem solchen kühnen Spieler war für Friedrich Wilhelm IV. von vornherein keine Möglichkeit des Gewinnens.

Schlimm genug stand es um Habsburg, als Schwarzenberg das Ruder des Staates ergriff; im Inneren tobende Unordnung, in Oberitalien der Aufruhr und Krieg mit dem Königreich Sardinien; in Ungarn Empörung, die sogar das Haus Habsburg vom Throne stoßen wollte.

Noch im März 1848 hatten sich Mailand und Venedig erhoben, um die verhaßte Herrschaft Habsburgs abzuschütteln, die wirklich unerträglich schwer auf dem Lande lastete und jede freiheitliche Regung grausam unterdrückte; die Bewohner jener Lande hatten Ursache, ihre Befreiung zu ersehnen, und bereiteten in geheimen Verschwörungen seit langem den Tag der Rache vor. Im Zusammenhang mit dieser Bewegung hatte König Karl Albert von Sardinien den Plan gefaßt, die Österreicher zu vertreiben und den italienischen Einheitsstaat zu begründen; er hatte den Kampf eröffnet.

Feldmarschall Radetzky, ein glänzender Soldat, der Abgott seines Heeres, der volkstümlichste Mann in Österreich seit Maria Theresias Tod, stellte die Herrschaft seines Kaisers durch eine Reihe ruhmvoller Siege wieder her, so bei Custoza am 25. Juli 1848 und Novara am 23. März 1849; Karl Albert mußte sich geschlagen geben und dankte zu Gunsten seines Sohnes Viktor Emanuel ab; die empörten Gebiete wurden wieder erobert und streng gezüchtigt. Gegen Ende des Jahres 1849 war Habsburg Dank der Siege des prächtigen Radetzky und seiner Tapfern wieder Herr in Oberitalien.

Im Sommer 1848 hatte Fürst Windischgrätz, ein Schwager Schwarzenbergs, das aufständische Prag bezwungen und im Herbst zu-

sammen mit dem Banus (=Statthalter) von Kroatien Freiherrn von Jellachich Wien aus der Hand der Freiheitsmänner genommen und zur Botmäßigkeit gebracht.

In Ungarn war unter dem Eindruck der Revolution im April 1848 dem Drängen des madjarischen Adels und der mit ihm verbündeten gebildeten Schichten des Bürgerstandes nachgegeben und ein Ministerium gebildet worden, in dem der gemäßigte Graf Batthyany den Vorsitz führte, dessen treibende Kraft aber bald der Finanzminister Ludwig Kossuth wurde. Dieser verhängnisvolle Mann, ein glänzender Redner und Schriftsteller, aber maßlos eitel und ehrgeizig, verstand es den Haß der Madjaren gegen Habsburg so zu schüren, daß sich die Kluft zwischen Volk und Herrscher immer mehr vertiefte, bis schließlich die offene Empörung ausbrach.

Da, wie in Österreich selbst, auch in Ungarn die Verhältnisse unter Metternichs freiheitfeindlichem, ruheseligem Regiment wirklich unhaltbar geworden waren, stand der größere Teil der Deutschen auf der Seite der Madjaren und stellte ihnen in dem anhebenden Bürgerkrieg die fähigsten Offiziere. So war General Görgei, der Oberbefehlshaber, deutscher Abkunft, während Kossuth, der Erreger madjarischen Größenwahns, aus slowakischem Blute stammte.

Die Gegensätze spitzten sich rasch zu und am 14. April 1849 erklärte der ungarische Reichstag das Haus Habsburg für alle Zeit abgesetzt und des Thrones verlustig. Fürst Windischgrätz, der Bezwinger von Prag und Wien, rückte mit einem Heere in Ungarn ein, hatte aber keine größeren Erfolge; dagegen fochten die Revolutionsheere unter fähigen Führern wie Görgei und Bem glücklich und es schien, daß Ungarn wirklich dem Hause Habsburg verloren gehen solle. In dieser Not rief Schwarzenberg, der seinen umständlichen Schwager Windischgrätz rücksichtslos beiseite geschoben hatte, russische Hilfe an, nachdem er die madjarenfeindlichen Bevölkerungen von Siebenbürgen, Slawonien und Kroatien unter des hervorragenden Jellachich Führung den Bürgerkrieg hatte eröffnen lassen. General Haynau, der neue Oberbefehlshaber, führte die zurückgezogenen kaiserlichen Truppen von Westen her wieder vor; Jellachich kämpfte im Süden, und von Osten her rückte ein 80000 Mann starkes russisches Heer unter General Paskewitsch ein. Solcher Übermacht waren die Streitkräfte der Empörer nicht gewachsen und am 13. August 1849 mußte sich Görgei bei Vilagos mit seinem Heere ergeben. Mit furchtbarer Strenge ging Haynau vor und unterdrückte bald die letzten Regungen des Aufstands; grausam strafte der mit unbeschränkter Macht ausgestattete General das Land und die Führer der Empörung. Es kann jedoch nicht bestritten werden, daß die Aufständischen selbst die Veranlassung zu solcher Vergel-

tung gegeben hatten, indem sie geradezu barbarisch sich gegen die kaisertreu gebliebene Bevölkerung vergangen hatten. Der „madjarische Nationalstaat“, wie ihn Kossuth und seine Anhänger wollten, hatte ein Ende mit Schrecken genommen — und es verdient festgestellt zu werden, daß er nicht nur durch das Eingreifen Rußlands vernichtet wurde; auch ohne diese fremde Gewalt hätte er am Widerstande der Nationalitäten scheitern und im Kampfe gegen die Krone unterliegen müssen; es sei daran erinnert, daß Kossuth selbst es ausgesprochen hat, daß die Madjaren der Krone und den Nationalitäten nicht gewachsen seien.

So standen die Dinge um die Wende der Jahre 1849—50: überall hatte Schwarzenberg seinen Willen durchgesetzt und die Volksbewegung niedergeworfen; nun regierte er unumschränkt und man kann sich denken wie, wenn man hört, daß er, um seine nächsten Absichten für die innere Politik befragt, die kaltblütige Antwort gab: „Zuerst noch ein bißchen hängen lassen“.

Eine Volksvertretung stand ihm nicht im Wege; denn der Reichstag, zunächst nach der Eroberung Wiens nach dem Landstädtchen Kremsier verlegt, war Anfangs 1849 aufgelöst worden; dafür war durch einseitigen kaiserlichen Erlaß vom 4. März 1849 eine Verfassung für das habsburgische Gesamtreich verkündet worden, die freilich Schwarzenberg nicht hinderte, selbstherrlich zu regieren.

Hand in Hand mit dieser gewaltsamen Herstellung der Ordnung ging die innere Erneuerung des Staates, für die er, ohne Verständnis, Anteil und Kenntnisse für diese Dinge, seinen Amtsgenossen freie Hand ließ. Eine überraschende Fülle bedeutender Männer machte sich an die Arbeit, um die verrottete Erbschaft Metternichs auseinanderzusetzen und die Monarchie zu einem neuzeitlichen Staate zu machen. Der edle Graf Franz Stadion bemühte sich um die Neugestaltung der Verwaltung und eine für die verwickelten Verhältnisse brauchbare Verfassung; der Handelsminister Bruck, ein geborener Rheinländer, erwarb sich größte Verdienste um die Ordnung der Staatswirtschaft, wie um die Hebung von Gewerbe und Handel, Eisenbahnen und Schiffahrt; Graf Leo Thun setzte den allgemeinen Schulzwang durch und gründete die Gymnasien als Mittelschulen, wie er auch den Universitäten durch Gewährung der Lehr- und Lernfreiheit eine sichere Grundlage schuf; Schmerling, uns von Frankfurt her bekannt, ordnete als Justizminister das Gerichtswesen. Neben ihnen standen als Gehilfen und Mitarbeiter zahlreiche bedeutende und verdiente Männer.

Die hervorstechendste Persönlichkeit des erwachten Österreich war neben Schwarzenberg der junge Alexander von Bach, bald der Träger

der inneren Politik, der er einen bestimmten Stempel aufdrückte. Er war als liberaler Volksführer durch die Revolution in die Höhe gehoben worden und sah sich — heute noch Anwalt in Wien, — morgen zum Justizminister ernannt; als die Tage der kurzen liberalen Herrschaft zu Ende waren, blieb er zur Entrüstung seiner früheren Gesinnungsgenossen im Amte; er diente unter Schwarzenberg weiter, und er, der bei Beginn der März-Revolution einer der entschiedensten Freiheitsmänner gewesen war, machte nun mit dem volk-verachtenden Feudalherrn eine Politik mit, die die politischen Rechte des Volkes wieder aufs engste zurückschraubte, den Reichstag auflöste, den Belagerungszustand verhängte, Zeitungen unterdrückte und — mit einem Worte — eine schlimme Polizeiherrschaft heraufführte. Nach dem Ausscheiden Stadions, dessen geistige Kraft unter den Aufregungen und der Arbeitslast jener stürmischen Tage zusammengebrochen war, hatte Bach kurze Zeit neben dem Ministerium der Justiz auch das des Innern zu verwalten; das erstere Amt gab er an Schmerling ab und behielt das letztere bis zum Jahre 1859; er setzte Stadions Werk selbständig fort und schuf die innere Verwaltung der Kronländer um; dem Gemeindewesen widmete er in Stadt und Land seine besondere, erfolgreiche Fürsorge; sein größtes Werk ist die Durchführung der vom Reichstag noch beschlossenen und von Stadion eingeleiteten Grundentlastung, durch die der bäuerliche Grundbesitz von den Frohnden, Roboten und anderen Lasten zu Gunsten des großgrundbesitzenden Adels befreit wurde.

In der Tat, eine völlige Umwälzung hatten die „Reform-Minister“ Stadion, Thun, Bruck, Schmerling und Bach im Innern des Kaiserstaates hervorgerufen, und was sie von bleibendem Werte geschaffen, erzwingt die Achtung der Nachwelt; eigentümlich nur, daß ihre Reformen Hand in Hand gingen mit der von Schwarzenberg eingeleiteten „Reaktion“, eigentümlich vor allem, daß ein Bach ihr seine Dienste leisten konnte; war er in den Tagen der Revolution irre geworden an der Fähigkeit des Volkes, sein Schicksal selbst zu gestalten, oder trieb ihn der Ehrgeiz, der Drang sich im Großen zu betätigen, dazu, die Macht, die er durch die Revolution in die Hand bekommen hatte, als ihr Gegner zu behalten?

Und, in diesem verjüngten Österreich sofort welch ein Widerspruch zu der auf die Stärkung der Staatsgewalt gerichteten Tätigkeit der Reform-Minister, daß Graf Thun mit dem Papste das ungeheuerliche Konkordat vom 18. August 1855 abschloß, durch das die römische Kirche „alle ihr nach der Anordnung Gottes und nach den Bestimmungen der Kirchengesetze zukommenden Rechte“ erhielt! Das hieß in die Tat übertragen, daß der katholische Klerus beherrschenden Einfluß auf das geistige Leben gewann — aber mehr als das: er schrieb der gesamten äußeren und inneren

Politik des Staates die Bahnen vor. Bezeichnend, was Bischof Riccabona von Triest wenige Jahre später sagen konnte: „Österreich wäre der unnützeste Staat der Welt, wenn es nicht als katholische Vormacht im Auftrag des Papsttums Mitteleuropa vor dem protestantischen Norden und dem glaubenlosen, umstürzlerischen Westen verteidigte".

War die unter höfischen Einflüssen begonnene politische und kirchliche Reaktion ein folgenschwerer Fehler, so sollte sich auch bald herausstellen, daß die von Bach geschaffene sog. „zentralistische" Regierung unhaltbar war; nach der Niederkämpfung der Aufstände in Wien, Prag, Italien und Ungarn war das ganze Staatsgebiet ohne Rücksicht auf die verschiedenen Völker zu einem Einheitsstaat zusammengeworfen worden, der von Wien aus einheitlich regiert wurde, und zwar in der Hauptsache von deutschen Beamten in deutscher Sprache.

Was Maria Theresia vorsichtig vermieden hatte, was dem edeln Josef mißglückt war, wurde durch Bach in die Tat umgesetzt: ein Reich, das auf die Verschiedenheit der Völker und Stämme keine Rücksicht nahm, von einer absoluten Regierung durch deutsche Beamte von Wien aus unter Ausschaltung jeder Volksvertretung straff verwaltet. Wir werden sehen, daß dieses „zentralistische Regiment" auf die Dauer nicht durchzuführen war, wahrscheinlich weniger, weil es zentralistisch als weil es absolut war — ein „konstitutioneller Zentralismus" wäre vielleicht damals den Tschechen und Madjaren wie den Deutschen gleich annehmbar gewesen, aber der Versuch wurde nicht gemacht; als Anton von Schmerling ihn 1861 nachholte, war es zu spät.

Wie dem auch sei, für den Augenblick verstärkte dies Regiment die Staatsgewalt, und es ist kein Zweifel: jetzt, wo Habsburg und Hohenzollern zusammenprallten, hatte die kühne auswärtige Politik Schwarzenbergs, sein rücksichtsloses Niederschlagen der Empörungen, zusammen mit der tüchtigen Arbeit der Reform-Minister auf dem Gebiete der inneren Politik ein Österreich geschaffen, das die Stürme der Revolution überstanden hatte, und das neu gekräftigt den Kampf mit Preußen aufnehmen konnte. Wir wissen, daß das klein-deutsch gesinnte Erfurter Parlament seit dem 20. März 1850 tagte und wollen sehen, wie die Versuche, eine „Union" unter Preußens Führung zu begründen, sich weiter entwickelten.

Preußens Demütigung.

Noch ehe das Erfurter Parlament zusammentrat, war das Dreikönigsbündnis dadurch aufgelöst worden, daß Sachsen und Hannover ausgeschieden waren, durch russisch-österreichische Machenschaften dazu bestimmt.

Das war eigentlich eine so schlechte Vorbedeutung für die „Union",

daß man die Volksvertreter hätte zu Hause lassen können; indessen, sie wurden berufen und brachten bald eine Verfassung für dieses kleindeutsche Gebilde zu stande, in dem auch Bayern und Württemberg von vornherein fehlten.

Im Mai fand sodann auf Friedrich Wilhelms Einladung ein Fürstentag in Berlin statt; dort zeigte sich der größere Teil der kleineren Landesherren der Union geneigt, aber ein endgültiges Ergebnis kam nicht zustande.

Schon aber hatte Schwarzenberg Bundesgenossen gewonnen: zur selben Zeit kamen die der Union feindlichen Fürsten in Frankfurt zusammen und berieten über die Wiedereröffnung des deutschen Bundestages.

Der preußische König benutzte den Sommer zu fruchtlosen Verhandlungen; Schwarzenberg aber ließ über seinen Kopf hinaus durch seine Verbündeten den Beschluß fassen, daß — ohne Preußen zu fragen — der selig entschlafene Bundestag am 2. September 1850 wieder ins Leben trat.

Damit war der Traum des tollen Jahres vom einigen Vaterlande zerstört, Preußen aber hatte mit echt schwarzenbergischer Rücksichtslosigkeit die erste Kaltstellung erfahren.

Trotzdem verzichtete der König nicht auf die Unions-Pläne. Nun war Anfang September in Kurhessen, das zur Union gehörte, ein Verfassungskampf zwischen dem geduldigen, treuen Volke und dem wüsten Kurfürsten Friedrich Wilhelm entstanden; der hatte durch den Kabinettsminister Hassenpflug — im Lande war er gekennzeichnet mit dem Namen „Hessenfluch“ — den Versuch gemacht, die nach der Pariser Julirevolution im Jahre 1831 eingeführte Verfassung aufzuheben oder in volksfeindlichem Sinne umzugestalten; als die Volksvertretung die Zustimmung verweigerte und wiederholte Neuwahlen keine gefügigen Stände ergaben, verhängte der übel beratene Fürst kurzer Hand den Belagerungszustand über das ganze Land. Aber aufrecht und tapfer erklärten die Gerichte und Verwaltungsbehörden sich au den Verfassungseid gebunden und verweigerten den rechtswidrigen Anordnungen der Regierung den Gehorsam; das Volk versagte die Zahlung der Steuern und die Mehrzahl der Offiziere nahm den Abschied. Ein schönes Beispiel bürgerlichen Selbstbewußtseins und Rechtsgefühls! Der Kurfürst wandte sich an den ihm gesinnungsverwandten Schwarzenberg um Hilfe, die hessischen Stände, da das Land zur Union zählte und in Erfurt durch Abgeordnete vertreten gewesen war, an den König von Preußen.

Und — eine Schmach für sein Andenken durch alle Zeit — der wieder aufgelebte Bundestag, verfassungsgemäß ja noch gar nicht bestehend, begann sein trauriges Dasein damit, daß er dem Kurfürsten Bundeshilfe zusagte und Bayern mit Württemberg beauftragte, die ihr gutes Recht vertreten-

den hessischen Stände und das tapfere Land mit Waffengewalt zum Gehorsam zu zwingen.

Dies konnte um seiner Ehre willen Preußen nicht dulden, dies durfte der König nicht zulassen, wenn er nicht den letzten Rest von Achtung verlieren wollte.

Er ließ also preußische Truppen zum Schutze der Verfassung in Kurhessen einrücken (24. Okt. 1850); eine Woche später marschierten als Gegner die Bayern ein und mit ihnen, um den Nachdruck zu erhöhen, eine Abteilung von Österreichern.

Schon war der König schwankend geworden, denn er mußte erkennen, daß Schwarzenberg trefflich vorgearbeitet hatte, indem er des Königs Schwager, den Kaiser Nikolaus von Rußland für sich gewonnen hatte. Friedrich Wilhelm wollte versuchen, den umzustimmen und schickte seinen tüchtigen Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg, einen Mann von Ehrgefühl und altpreußischem Stolz, der nur mit Unlust diesem König diente, nach Warschau zum Kaiser: was der von Preußen verlangte, war so ungeheuerlich, verstieß so gegen des Königs wie des Landes Ehre, daß Brandenburg im Innersten erschüttert wurde. Aber so weit war die Lage schon verpfuscht, daß es nur eine Wahl für Preußen gab — entweder ehrlos nachgeben oder Krieg mit der Übermacht Rußlands und Österreichs. Unter der Last dieser furchtbaren Wahl brach der wackere Mann buchstäblich zusammen; er starb am 6. November in wahnsinnigen Fieberträumen. Am Tage vorher hatte der König den Minister von Radowitz, den Vater der Union, entlassen und an seine Stelle den Führer der strengkonservativen Partei im Landtage Otto von Manteuffel berufen; der sollte, ein Gesinnungsverwandter Schwarzenbergs, suchen, mit ihm fertig zu werden.

Der österreichische Ministerpräsident kannte keine Rücksichten und verlangte gebieterisch, daß die preußischen Truppen sofort Kurhessen verlassen sollten. So weit war es gekommen! In Preußen erhob sich die Stimme des entrüsteten Volkes, sodaß der König sein Heer auf Kriegsfuß zu setzen befahl und den Standhaften spielte.

Der Krieg stand vor der Tür, ja bei Bronzell wurden zwischen den Vorposten einige Schüsse gewechselt und der zu trauriger Berühmtheit gelangte „Schimmel von Bronzell“ getötet; die Tapferen im Lande verlangten die Auseinandersetzung mit den Waffen, um aus der unerträglichen Lage herauszukommen.

Aber schon hatte der König auf Manteuffels Rat einzulenken begonnen und am 15. November die Union für aufgelöst erklärt; dann schickte er diesen seinen Vertrauensmann nach Olmütz, wo damals der Sitz des österreichischen Hofes und der Regierung war.

Schwarzenberg verlangte: die Preisgabe Kurhessens, die Anerkennung des wiederbelebten deutschen Bundes und die Aufnahme Österreichs mit Ungarn und Galizien in den Bund, endlich die Unterwerfung Schleswig-Holsteins unter die Dänen (: hierüber werden wir sofort im Zusammenhang zu berichten haben:) — Manteuffel bewilligte alle diese ungeheuerlichen Forderungen.

Eine Schmach sondergleichen war dem preußischen Staate angetan, unerhört für ein nicht durch feindliche Waffen niedergeworfenes Volk, unerhört für einen König von Ehrgefühl!

An Schleswig-Holstein hing — wir werden es hören — das Herz aller guten Deutschen; an Kurhessen das Rechtsgefühl aller Freiheitlichen und Gerechten; sie wurden geopfert: in den Elbherzogtümern zogen die Dänen ein und schalteten wie Eroberer in dem unglücklichen Lande; in Hessen kehrte der schlimme Kurfürst zurück und ließ seine Kriegsgerichte grausam an den wackeren Verteidigern der Verfassung Rache üben.

So waren König Friedrich Wilhelm IV. und seine Regierung belastet mit dem Fluche, die Ehre des Staates preisgegeben und zwei tapfere deutsche Stämme ihren Zwingherren ausgeliefert zu haben.

Alles, was nicht der hart-konservativen russenfreundlichen Richtung in deutschen Gauen angehörte, sprach seinen Abscheu über solchen Verrat aus, alle ehrliebenden Preußen empfanden die Niederlage der königlichen Politik als eine Schmach.

Freilich der junge Landtagsabgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen verteidigte Manteuffels Haltung in Olmütz damit, daß er sagte, Preußen hätte nicht den Krieg mit Österreich und Rußland aufnehmen können, zumal da sein Heer in schlechtem Zustande war. Gewiß — aber damit ist die unselige Politik nicht gerechtfertigt, die den König und sein Land in eine solche Lage gebracht hatte, und derselbe Bismarck urteilte später über jene Politik vernichtend — sein Wirken erspart uns die Frage, ob er nach Olmütz gegangen wäre. Preußen war gedemütigt, schlimmer als in Tilsit. Es trat in den Bund wieder ein; um die Schmach voll zu machen, verhinderten England und Frankreich die Aufnahme von Ungarn und Galizien, so daß fremde Mächte das deutsche Volk davor bewahrten, mit den Madjaren und Polen Österreichs verkettet zu werden.

Schleswig-Holstein.

Das tolle Jahr hatte auch die nördlichen Lande des deutschen Bundes, die Elbherzogtümer Schleswig-Holstein in seinen Strudel hereingerissen, die, wie wir wissen, den König von Dänemark zum Herzog hatten,

aber ihre selbständige, von der dänischen getrennte Landesregierung in Kiel besaßen.

In Dänemark kam allmählich eine Partei zu Einfluß, die, um ihr kleines Vaterland recht stattlich zu machen, darauf hinarbeitete, daß Schleswig und Holstein in Dänemark einverleibt werden sollten; wenn der König-Herzog diesem Drängen nachgab, war die Frage, ob die Deutschen Schleswig-Holsteins sich zum Staate Dänemark würden schlagen lassen. Damit war die Möglichkeit zu Verwicklungen gegeben, die durch das Ungestüm des Kopenhagener Volkes wirklich im April 1848 begannen, und die nach mannigfaltigsten Schicksalen schließlich dem gewaltigen Staatsmann, der seit dem 22. September 1862 die Politik Preußens lenkte, Anlaß bieten sollten zur siegreichen Auseinandersetzung mit Österreich.

Um die Fragen zu verstehen, um die es sich handelte, sei in Kürze der geschichtliche, rechtliche und verfassungsmäßige Zusammenhang geschildert.

Seit Jahrhunderten saßen die Herzöge der vereinigten Herzogtümer Schleswig und Holstein als Könige auf dem dänischen Throne; um in Dänemark die Thronfolge zu sichern, war im Jahre 1665 durch das Königsgesetz bestimmt worden, daß die Nachfolge auch der weiblichen Nachkommenschaft des Königshauses zustehen solle. In Schleswig-Holstein wurde dieses Gesetz nicht eingeführt, so daß es bei dem alten deutschen Rechte verblieb, wonach die Frauen und ihre Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen waren.

Gegen das Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand das Aussterben des regierenden Zweiges des Hauses Holstein in Aussicht, da der Erbe Christians VIII. der Letzte dieses Stammes war und keine Kinder hatte; nach dem dänischen Königsgesetz sollte ihm das Haupt des Zweiges Glücksburg folgen, dessen Anwartschaft durch die weibliche Linie vermittelt war; nach deutschem Rechte war dieser Zweig in den beiden Herzogtümern nicht erbberechtigt, sondern der durch den Mannesstamm berufene von Augustenburg. Es mußte also der Fall eintreten, daß die bisher unter einem Herrscher stehenden Länder (sog. Personal-Union) Dänemark und Schleswig-Holstein von nun an getrennt unter zwei Regenten stehen würden.

Das wurde aber in Dänemark als eine Beeinträchtigung der Bedeutung des Staates aufgefaßt und sollte vermieden werden; bei der Klarheit der Rechtslage war das nur möglich durch Rechtsbruch und Gewalt.

Auf das Drängen dieser dänischen Partei erließ König Christian VIII. am 8. Juli 1846 eine Kundgebung, in der er anordnete, daß auch nach dem Aussterben seines Hauses Dänemark und Schleswig-Holstein unter

demselben König-Herzog aus dem Hause Glücksburg stehen sollten; dagegen legten sowohl die Stände der Elbherzogtümer, wie das Haupt des Hauses Augustenburg feierlich Verwahrung ein.

Anfang 1848 starb der König; als sein Nachfolger Friedrich VII. mit seinem Entschlusse zögerte, brach am 20. März ein Volksaufstand aus, der verlangte, daß in aller Form jetzt Schleswig und Holstein dem Königreich Dänemark einverleibt werden sollten.

Der neue König gab nach.

Dagegen empörte sich das Rechtsbewußtsein der Schleswig-Holsteiner und sie lehnten die Herrschaft Friedrichs VII. ab, indem sie gleichzeitig eine „provisorische Landesregierung" mit dem Grafen Friedrich zu Reventlow und Rechtsanwalt Wilhelm Beseler an der Spitze einsetzten, beides besonnene und bedeutende Männer, die damals schon dem stürmischen Teile der Bevölkerung nicht als entschieden genug galten.

Die Landesregierung bildete sofort ein Heer und rüstete zum Widerstande; unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, die ihren Ausdruck fand in dem von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen gesungenen Kampfliede „Schleswig-Holstein meerumschlungen", ließen Preußen und andere Bundesstaaten Hilfstruppen einrücken und dem preußischen General von Wrangel wurde der Oberbefehl übertragen: der besiegte das dänische Heer unter dem Jubel Deutschlands am 23. April 1848 bei Schleswig und rückte sogar bis in das dänische Jütland vor.

Da zog sich Preußen zurück: die dänische Flotte hielt die Ostseeküste blockiert und schädigte dadurch den preußischen Handel empfindlich; mit kleinlicher Rücksicht darauf, aber auch unter dem Drucke englisch-russischer Drohungen, schloß der Minister von Arnim den Waffenstillstand von Malmö für die Dauer von sieben Monaten, der einen Sturm der Entrüstung in allen deutschen Gauen, vor allem aber in den Elbherzogtümern erregte (August 1848).

Diese verharrten im Kampf und erhielten Bundeszuzug aus Bayern und Sachsen: der Erfolg war auf ihrer Seite, indem sie bei Eckernförde die dänische Flotte durch die Wegnahme der Fregatte Gefion schädigten und die Düppeler Schanzen erstürmten; am 23. April 1849 folgte der Sieg bei Kolding.

Zum erstenmal zeigte sich unter dem tüchtigen Admiral Brommy eine deutsche Flotte auf dem Meere und bestand einen ehrenvollen Kampf gegen die dänische bei Helgoland (5. Juni 1849).

Nun begannen Rußland und England zu Gunsten Dänemarks bei dem schwachen Friedrich Wilhelm einzuwirken, der inzwischen wieder zu den Waffen gegriffen hatte; zuerst wurde ein zweiter Waffenstillstand zwischen Preußen

und Dänemark geschlossen, der eine verzwickte Verwaltung der Elbherzogtümer vorsah und dann (im Juli 1850) der Friede; Preußen zog nicht nur seine Truppen zurück, sondern rief auch alle preußischen Offiziere aus dem schleswig-holsteinischen Heere ab; in gleicher Weise verfuhren die andern deutschen Regierungen.

Schleswig-Holstein, „deutscher Sitte hohe Wacht", war verraten und verlassen; wieder ging ein Sturm der Entrüstung durch das deutsche Volk; aber er kümmerte die Regierungen nicht, die inzwischen ja überall die Volksbewegungen niedergeworfen und mit freiheitfeindlichen Maßregeln begonnen hatten.

Die tapfern, ihres Rechtes bewußten Schleswig-Holsteiner verteidigten jedoch ihre Freiheit allein weiter; sie kämpften ohne Glück bei Idstedt (25. Juli), Missunde (12. Sept.) und Friedrichsstadt (4. Okt. 1850): aber trotzdem hielten sie aus und waren entschlossen, die Waffen nicht niederzulegen, bevor sie ihr Recht durchgesetzt hatten.

Inzwischen war, wir wissen es, der deutsche Bund wieder ins Leben getreten, und gab sich auf Betreiben Schwarzenbergs dazu her, im Dienste Rußlands, Englands, Frankreichs und Schwedens, die sich zu Gunsten Dänemarks verbündet hatten, von der Regierung der unbesiegten Elbherzogtümer zu fordern, daß sie sich unterwerfe; im Falle des Ungehorsams sollte sie durch österreichische Truppen dazu gezwungen werden.

Alle Scham, alles Ehrgefühl war dem Bunde verloren gegangen, und wir begreifen die Verachtung, die ihm die Aufrechten im Volke zeigten.

Wir wissen, daß in Olmütz Friedrich Wilhelm zugestehen mußte, daß Österreicher — 20 000 Mann, wie zum besondern Hohn unter dem kroatischen General Legeditsch — in Holstein einrückten: damit war das Schicksal der armen Lande besiegelt und sie mußten sich unterwerfen (Jan. 1851); ein volles Jahr blieben die Österreicher im Lande, dann übergaben sie es im Februar 1852 den Dänen, nachdem diese versprochen hatten, die Rechte der Herzogtümer zu achten.

Das besorgten die durch die Unterstützung der Großmächte und die Haltlosigkeit Preußens, wie den Verrat des Bundes zu Siegern gemachten Dänen in besonderer Weise, die wiederum ein Hohn auf alles Recht war: sie verhängten besonders über das arme Nordschleswig eine harte Gewaltherrschaft und übten Rache an den Familien, die sich zum Deutschtum bekannten.

Als habe das deutsche Volk noch nicht der Schmach genug erfahren, wurde diese Angelegenheit, die doch niemanden sonst etwas anging, wie Dänemark und das Haus Glücksburg einerseits, und Schleswig-Holstein mit Augustenburg, sowie den deutschen Bund andrerseits, einer Versammlung von Diplomaten Englands, Frankreichs, Rußlands, Schwedens, Österreichs

und Preußens unterbreitet, die im Frühjahr 1852 in London tagte; ihr Ergebnis war das Londoner Protokoll, durch das das Erbrecht der Glücksburger dem Rechte zuwider auch für die Elbherzogtümer anerkannt wurde — freilich mit der Bestimmung, daß sie nicht in Dänemark förmlich einverleibt werden dürften, sondern nur bei getrennter Regierung denselben Herrscher haben sollten (Personalunion).

Damit war Schleswig-Holstein den Dänen ausgeliefert; wie sie sich nicht um ihr Versprechen an Österreich gekümmert hatten, so verletzten sie jetzt auch ungestraft das Londoner Protokoll.

Harte Tage kamen für das verratene Land — aber kein deutscher Staat rührte den Finger.

Das Ende — die Reaktion.

So lief die anfangs sieghafte deutsche Volksbewegung des Märzen 1848 in eine schmähliche Niederlage aus, der ein edler deutscher Stamm geopfert wurde.

Das große Frankfurter Parlament und das Erfurter Parlament hatten umsonst getagt; kein Reich war erstanden, nicht einmal die Union; Preußen gedemütigt; Österreich Sieger, und mit ihm die Mächte der Reaktion, verkörpert im neuen Bundestag.

Ein letzter Rest der schönen, hoffnungsvollen Zeit war noch übrig geblieben, die paar Schiffe der deutschen Flotte, mit der Brommy so wacker auf der See sich gezeigt hatte; auch diese Erinnerung an den deutschen Volksfrühling sollte beseitigt werden, deshalb ordnete der Bundestag an — sich in der Schamlosigkeit selbst überbietend — daß sie durch Hannibal Fischer öffentlich meistbietend versteigert wurden.

Eine Schmach für alle Deutschen!

Eine schlimme traurige Zeit für alle Aufrechten, Ehrliebenden. Es kamen die Tage der Reaktion in Preußen, wie sie in Österreich vorher schon begonnen hatten; dem schlimmen Beispiel folgten Hessen-Darmstadt, Nassau, Mecklenburg, Sachsen und Hannover. Schwer lastete der Druck der Polizei auf dem öffentlichen und geistigen Leben; es waren dumpfe, freudlose Jahre.

Nur in Bayern, Württemberg und Baden wußte das Volk seine Rechte zu wahren und hatte das Glück, Herrscher zu haben, die die beschworenen Verfassungen achteten.

So wurden von neuem die Grenzen zwischen Nord- und Süddeutschland vertieft.

Während Österreich seine Großmacht-Politik weiter vertrat, verzichtete Preußen eigentlich auf jede tätige äußere Politik; es war, als sei jeder

Wille zur Lebensbetätigung aus diesem Staate des vierten Friedrich Wilhelm geschwunden. In allem schielte er ängstlich und unselbständig nach Rußland und Österreich.

Nach Schwarzenbergs Tode (1852) ging die Führung in der großen Politik von Österreich auf den französischen Kaiser Napoleon über, der auch bald in ein vertrautes Verhältnis zu England kam, wo seit 1837 Königin Viktoria herrschte; es entstand das Einvernehmen der „Westmächte“, die sich den Anschein gaben, den „reaktionären“ Ostmächten gegenüber die Politik der Freiheit zu vertreten, in Wahrheit aber nur ihren eigenen Vorteil im Auge hatten. Der Krimkrieg, den sie aus hier nicht zu erörterndem Anlaß im Bunde mit der Türkei und Sardinien gegen Rußland führten, endete mit der Niederlage dieses Staates; damit war Rußlands Vormachtstellung im Osten wenn auch nicht beseitigt, so doch beeinträchtigt, und Napoleon fand sich zum maßgebenden Manne Europas erhoben.

In Preußen wurde trotz der üblen Erfahrungen, die man durch den nichtkriegsfertigen Zustand des Heeres in Olmütz gemacht hatte, nicht einmal für das Heer wirklich gesorgt; nach Zahl und Ausrüstung, Führung und Bildung kam es herab und mit schwerer Sorge sah des Königs Bruder, der geistesklare, tüchtige, nüchterne Prinz Wilhelm von Preußen diese Säule des Staates erschüttert.

Er hatte mit Ingrimm und bebendem Zorn zuschauen müssen, wie sein Bruder von Niederlage zu Niederlage schritt; er war aber dem Könige gegenüber ohne Einfluß.

Noch einmal mußte Preußen das Leid einer solchen durchmachen, als im Jahre 1856 in dem preußischen Neuenburg an der schweizerisch-französischen Grenze die Führer der königstreuen Partei von den am Ruder befindlichen Radikalen in einen Hochverratsprozeß verwickelt und verurteilt wurden. Der König wollte Gewalt anwenden und Truppen nach diesem fernen Außenposten schicken; Napoleon der Dritte, seit 1852 Kaiser, mischte sich ein und es begannen langwierige und unerfreuliche Verhandlungen, die damit endeten, daß Preußen im Mai 1857 auf Neuenburg ohne irgend welche Entschädigung verzichtete.

Im Juli desselben Jahres traf den König ein Schlaganfall, der sich wiederholte; so mußte Prinz Wilhelm zuerst mit der Stellvertretung betraut werden, und dann, als sich beim König die Anzeichen der Gehirnerweichung meldeten, der Verfassung gemäß als Nächster am Throne die Regentschaft übernehmen (8. Okt. 1858).

Der neue Herr fand eine üble Erbschaft: denn das war kein Zweifel, daß Preußen seit 1848 überall ohne Schwertstreich der Besiegte war und an Achtung und Ehre schwere Einbuße erlitten hatte.

König Wilhelm I.

Die erste Tat des Regenten war die Entlassung des reaktionären Ministeriums Manteuffel und die Berufung eines liberalen unter dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern; Preußen atmete auf und blickte voll Vertrauen auf den neuen Lenker seiner Geschicke.

Der verdiente auch solches Vertrauen.

Ganz anders als sein königlicher Bruder war Prinz Wilhelm geartet: ein Mann strenger Pflichterfüllung, durch und durch Soldat, ohne den Flug hoher Gedanken, aber mit einem guten, den Dingen auf den Grund gehenden Verstande begabt, erfüllt von fester Staatsgesinnung und von Stolz auf sein Preußen; weder konservativer, noch liberaler Parteimann, aber entschlossen, die bestehende Verfassung zu achten; fromm ohne Frömmelei; leutselig, ohne Sucht nach Volkstümlichkeit; von seiner Stellung durchdrungen, aber ohne Hoffart und Eitelkeit.

Das war der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. — kein Genie, keine hinreißende Persönlichkeit, aber ein Mann, der der Welt den Beweis lieferte, daß ein zum Throne Berufener seinem Volke keinen größeren Dienst leisten kann, als wenn er dem Genie freie Bahn macht und es neidlos wirken läßt.

Der höchste Ruhm Wilhelms sollte werden, daß er Männer wie Roon und Moltke dauernd festhielt, die ihm beide an Willen, Geist und Tatkraft überlegen waren, vor allem aber, daß er die weltgeschichtliche Größe Bismarcks neben sich wachsen sah, ohne der Krankheit der Könige zu verfallen, der Eifersucht, der Furcht, durch den Ruhm des Dieners in den Schatten gestellt zu werden.

Und diese höchste Königstat des Hohenzollern dankte das Volk mit dem richtigen Gefühl für das Sittliche, Edle, indem es ihm, der der erste Kaiser des neuen Reiches werden sollte, ein unendliches Maß von Liebe und Verehrung entgegenbrachte. So wuchs er hinein in eine Stellung ohne Gleichen, der Kaiser Weißbart, der auferstandene Rotbart, und zeigte, daß ein Fürst ohne überragende Eigenschaften zum Beglücker seines Volkes, ja zum großen Herrscher werden kann, wenn er sich — Pflichtgefühl mit Selbsterkenntnis verbindend — dem Rate von Männern unterordnet, die dort, wo sein eigenes Können nicht ausreicht, ersetzen was ihm abgeht.

Nicht als ob dieser wahrhaft edle Fürst sich unbedingt seinen Ratgebern ausgeliefert hätte; er blieb immer der Herrscher, er behielt immer die Entscheidung in der Hand — aber er war bescheiden und selbstlos und vertraute dem Sachverständnis seiner Ratgeber.

Ein Verhältnis, wie es zwischen ihm und Roon, wie Moltke be-

standen hat, kennt die Weltgeschichte kaum, gewiß aber keines wie das zwischen ihm und Bismarck.

So war es möglich, daß Kräfte schalten und walten konnten, die im hohen Greisenalter Wilhelm I. auf den Gipfel eines weltgeschichtlichen Ruhmes erhoben und sein Preußen von Sieg zu Sieg führten.

Noch aber stand er erst am Anfang seiner Laufbahn, die ihn durch Mühen und Sorgen hindurchführen sollte.

Drei Dinge standen ihm vor Augen, als er die Herrschaft zunächst als Regent antrat: Preußen wieder seine Stellung in der auswärtigen Politik zu erobern; das Heer zu einer zuverlässigen Stütze des Staates wieder zu machen; ehrlich und Hand in Hand mit der Volksvertretung zu regieren. Den Entschluß zu letzterem bekundete er durch Berufung eines liberalen Ministeriums; eine erfolgreiche äußere Politik setzte ein schlagfertiges Heer voraus; darum war seine nächste Sorge, auf diesem Gebiete gut zu machen, was sein Bruder vernachlässigt hatte.

Hier war er ganz in seinem Element, selbst Kenner und Schöpfer. Er kannte das preußische Heer in allen Einzelheiten, seine Schwächen, die Lücken seiner Einrichtungen. Seine Arbeit ging darauf, die Friedensstärke, die länger als 40 Jahre trotz des schnellen Wachstums der Bevölkerung dieselbe geblieben war, der Volkszahl entsprechend zu erhöhen, die Dienstzeit von drei Jahren zur völligen Ausbildung der Mannschaften durchzuführen und die Dienstpflicht in der Reserve zu verlängern, in der Landwehr zu verkürzen. Damit wäre die Heeresstärke fast verdoppelt worden und dem Lande eine Ausgabe von jährlich an 80 Mill. Mark erwachsen. Heute verkennt niemand, daß Wilhelms Verlangen berechtigt war, damals aber wurde das liberale Bürgertum kopfschen und wollte die Notwendigkeit der Heeres-Reform nicht einsehen.

So kam der wohlmeinende Fürst — seit dem 2. Januar 1861 König — wider seinen Willen in ein gespanntes Verhältnis zur Volksvertretung und schließlich in schärfsten Gegensatz.

Tastende Versuche in der auswärtigen Politik und in der Frage der deutschen Einheit können hier übergangen werden; die Entscheidung für die Zukunft lag darin, ob die Heerespläne des Königs durchgeführt werden konnten.

Seine militärischen Berater waren der Generalstabschef Hellmut von Moltke und der Kriegsminister Albrecht von Roon, beide, wie er, durchdrungen von der Notwendigkeit des Geforderten. Moltke, der ältere von beiden, ein Geist von unerschöpflichem Reichtum, ein reiner, lauterer Mensch, eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein unübertroffener Kenner der Kriegslehre und Geschichte, dabei eines der größten Feldherrn-Genies aller Zeiten: ein wahrhaft großer Mann, dessen Be-

deutung die Welt erst später in drei Kriegen erkennen sollte; jetzt war er der Öffentlichkeit kaum bekannt und arbeitete still in den Schreibstuben des Generalstabs über seinen Plänen und an der Ausbildung seiner Offiziere.

Um so breiter stand Albrecht von Roon vor der Öffentlichkeit da, ein Held der Pflichterfüllung, ein unerschrockener Diener seines Königs, der unbeugsam seine gute Sache vertrat; ein Charakter ohne Fehl, treu wie Gold, ein edler Mensch, ein unermüdlicher Arbeiter; scharf und trotzig, recht ein Preuße und stolz auf sein Volkstum. Er war berufen, die Verhandlungen mit der Volksvertretung zu führen. Beide, Moltke und Roon, entstammten — wie auch ihr größerer späterer Genosse Bismarck — dem niederen Adel und hatten Mütter bürgerlicher Herkunft, wie er; aus Armut und Enge mußten die beiden sich hervorarbeiten, und sind, obwohl adligen Geblüts, doch durch die Nöte ihrer Jugend rechte Söhne des Volkes.

Im Jahre 1860 hatte der Landtag für ein Jahr die Mittel für die Heeresreform bewilligt, und dies im folgenden Jahre wiederholt; auf Grund davon waren neue Regimenter aufgestellt und auch im übrigen das Heer eingerichtet worden. Die Fortschrittspartei, im Dezember 1861 ans Ruder gekommen, lehnte die weitere Bewilligung der Geldmittel ab und stellte damit die ganze Reform in Frage. Was sollte geschehen? Sollte man die Truppenteile auflösen, die Offiziere entlassen?

Der König dachte nicht daran nachzugeben, löste den Landtag auf und berief ein konservatives Ministerium; die Wahlen vom Mai 1862 brachten die Fortschrittspartei nur verstärkt zurück, und der Landtag lehnte wiederum alle Heeresforderungen ab.

König Wilhelm stand vor einem schweren Entschluß: er wollte den Willen des Volkes achten, er wollte ehrlich die Verfassung einhalten — aber er durfte nach seinem Gewissen in dieser Frage der Heeresreform nicht nachgeben, von der die Zukunft des Staates nach seiner Überzeugung abhing. In schwerer Sorge, in Gewissensnöten befand er sich, treu beraten von seinem Roon, und er entschloß sich, den Kampf um das Heer aufzunehmen.

Roon wies seinen König auf den Mann, der allein den Kampf durchführen könne, auf Otto von Bismarck-Schönhausen, den Gesandten an Napoleons Hof in Paris, mit dem er seit Jahren in engem freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel stand und von dem er wußte, daß er seinem König auch den schwersten Dienst nicht weigern werde.

Lange schwankte König Wilhelm; er wußte, wie verhaßt Bismarck den Liberalen von der Zeit des vereinigten Landtages her war, wußte,

daß er als Reaktionär schlimmster Art angesehen wurde, und er mußte fürchten, daß die Berufung dieses Mannes als eine Herausforderung der Fortschrittspartei aufgenommen werde! Aber es war kein Ausweg, er selbst kannte keinen anderen Helfer und so beauftragte er am 22. September den von Roon aus Paris Herbeigerufenen mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Ministerpräsidenten.

Wirklich brauste die Empörung in allen liberalen Kreisen auf, daß dieser „Junker", diese „Verkörperung des Rückschritts" zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen sein sollte.

Belastet mit dem Haß, ja mit der Verachtung aller freiheitlich Gesinnten ging Bismarck ans Werk; er fühlte sich frei von dem, was die öffentliche Meinung ihm Schuld gab und hoffte, sie bald durch sein unbefangenes, redliches Bemühen um eine Verständigung überzeugen zu können.

Das hoffte er vergebens — mit solchem Menschen gab es kein Vertragen, keinen Frieden; mit Bismarck wollte die Fortschrittspartei keinen Vergleich, und so begann der Kampf in der schärfsten Form.

Das Land und der König mußten das Heer haben — die Volksvertretung verweigerte die Mittel — das Heer war aber auf Grund vorläufiger Bewilligung schon da — es wurde unter den Fahnen behalten, ohne daß der Landtag das Geld wieder bewilligt hatte; wiederholt mußte die entrüstete Volksvertretung heimgeschickt werden, nicht einmal der Staatshaushalt wurde genehmigt, und doch erhob die Regierung Steuern und Abgaben und machte die nicht bewilligten Ausgaben.

Verfassungsbruch, riefen die Liberalen — nein, antwortete Bismarck: *Staatsnotwendigkeit*.

Wer hatte Recht? Wie immer im Leben der Völker der, der *das Notwendige tut*, nicht wer das geschriebene Recht vertritt.

Wir können den schweren Kampf zwischen dem Ministerpräsidenten — dazu wurde Bismarck am 9. Oktober 1862 ernannt — und dem Landtag nicht im einzelnen verfolgen; wir stellen fest, daß der furchtlose Mann allen Stürmen standhielt und seinem König das Heer verschaffte.

Wunderbar, wie die beiden einer Welt von Haß sich entgegen stemmten, der König an der Schwelle des Greisenalters, und sein kraftstrotzender Minister; wunderbar, wie sie einander die Treue hielten seit jener denkwürdigen Unterredung im Parke zu Babelsberg, wo Bismarck den König vor der Abdankung bewahrte, bis zu dem Augenblick, da der gütige, edle Kaiser die Augen für immer schloß. Sie lebten der Welt das erhebende Schauspiel vor, wie ein deutscher Mann aus eigenem Entschluß seinem Fürsten sich weiht und wie dieser Fürst in voller sittlicher Vergeltung dem Manne sich anvertraut. Alles in allem: *erlebtes Heldenlied von deutscher Treue*.



Wilhelm I. Von Franz Lenbach.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

Otto von Bismarck.

Ein Kind der Altmark, war er am 1. April 1815 im Schlosse Schönhausen als Sohn des Rittergutsbesitzers Ferdinand von Bismarck und seiner Ehefrau Luise Wilhelmine geb. Menken geboren. Bedeutende Menschen waren wohl beide Eltern nicht, aber danach fragt das Schicksal nicht, wenn es ein Genie hervorbringt. Ein gesunder Knabe, wild die Freiheit des Landlebens genießend; zu bald ein Zögling der Plahmannschen Anstalt, in die er noch nicht sieben Jahre alt gegeben wurde, und dann des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, dort sich eine umfassende Bildung aneignend; mit 17 Jahren schon ein flotter Korpsstudent in Göttingen, stets bei der Hand mit dem Schläger, stets zu tollen Streichen geneigt; dann für nicht zu lange Zeit Auskultator an mehreren Gerichten, sowie an den Regierungen in Aachen und Potsdam, mit Unlust den Aktenstaub schluckend und, davon abgestoßen, zurückkehrend aufs Land, nach Kniephof, einem der pommerischen Rittergüter seines Hauses; endlich übernahm er die Verwaltung des Stammgutes Schönhausen. So lebte er als Landwirt im Kreise von Standes- und Berufsgenossen, ganz ein preußischer Junker, und voll Stolzes auf seine Zugehörigkeit zum alten Adel; er wurde Deichhauptmann, genügte seiner Wehrpflicht als Landwehroffizier, ging auf die Jagd — aber arbeitete auch, wenn es über ihn kam, mit heißem Verlangen geistig, und sammelte einen unerschöpflichen Schatz an, den er aus Geschichte, schönem Schrifttum, volkswirtschaftlichen und politischen Werken sich erlesen.

Da kam er als Stellvertreter eines erkrankten Standesgenossen als Abgeordneter in den Vereinigten Landtag, zweiunddreißig-jährig, und sofort zieht er die Beachtung aller auf sich: ein Redner von schlagfertigem Witz, von Eigenart — doch mehr: ein selbständiger Denker — noch mehr: ein staatsmännischer Kopf und ein Charakter zugleich.

Nach Erlaß der Verfassung durch König Friedrich Wilhelm wird er von seinem heimatlichen Kreise zum Abgeordneten für das Abgeordnetenhaus gewählt. Schroff stellt er sich dort der Revolution und der liberalen Richtung entgegen; ganz Preuße, ganz königstreu, will er von den Redensarten vom Reiche und vom Kaiser nicht viel wissen. Er lehnt auch die Erweiterung der Volksrechte ab und gefällt sich darin, in vielleicht bewußt übertreibender Weise die liberalen Gegner durch kecke Angriffe zu reizen. In Erfurt im Unionsparlament hält er sich wie im preußischen Landtag.

Die preußischen Reaktionäre sind entzückt von der jungen Kraft; sie sehen Bismarck ganz als den ihren an, wie er denn trotz seiner Jugend als einer der konservativen Führer betrachtet wurde und eifrig für die neu gegründete Kreuzzeitung schrieb; alle Freiheitlichen gewöhnen sich daran, in ihm das Vorbild des entschlossensten Rückwärtsers, einen „roten Junker“ zu erblicken.

Der König Friedrich Wilhelm lernt den lebensvollen Streiter für

sein Fürstenrecht kennen und gewinnt ihn lieb; er gefällt sich in dem Gedanken, ihn zu Höherem zu erziehen. Ein grimmer Widerspruch: dies seines Weges sichere politische Genie als Zögling des politisch irrlichternden Schöngeists auf dem Throne!

Als der Bundestag wieder hergestellt und Preußen in Olmütz zum Eintritt gezwungen war, schickte der König Bismarck als Gesandten nach Frankfurt.

Nun beginnt seine hohe Schule; als sein eigner Schüler lernt er dort die Menschen kennen, die des deutschen Volkes Geschicke lenken wollten, sieht er die unendliche Kleinheit der Meisten, die Nichtigkeit ihrer Gedanken. Die Schwächen der Unpolitik seines Königs hatte er längst erkannt, auch die Fehler der Parlamente. Sein klarer Geist sieht: politische Ansprüche darf nur erheben, wer die Macht hat, sie durchzusetzen; als schlimmster Verstoß gegen den heiligen Geist der Politik, die ihm eine Kunst ist, und keine Wissenschaft, erscheint ihm, ohne Macht Ansprüche zu erheben; Wille und Durchführbarkeit müssen sich decken.

So wird er zum größten „Realpolitiker", den unsere Geschichte aufzuweisen hat. Dabei erweitert er sein tapferes preußisches Herz zum deutschen; er versteht die Sehnsucht nach dem großen deutschen Staat, weiß aber, daß er nicht mit Festen und Reden erreicht werden kann.

Der österreichischen Politik sieht er bis ins Innerste und durchschaut, auf wie schwachen Füßen sie steht; dem politischen Treiben der Mittel- und Kleinstaaten geht er nach und erfaßt den Widerspruch, der in ihrer tatsächlichen Macht- und Hilflosigkeit und ihren Ansprüchen liegt.

In meisterhaften Denkschriften und Berichten legt er seine Anschauungen und Erfahrungen nieder, scharf zeichnet er seine politischen Mitspieler am Bundestage — und dabei schreibt er Briefe von wunderbarer Reinheit und Wärme an Gattin und Schwester — dabei ist er ein köstlicher Gesellschafter und gibt sich ohne Zwang als fröhlichen sorglosen Lebensfreund. Freilich, wenn er die Rechte seines Königs oder Staates vertritt, dann versteht er keinen Spaß.

So wuchs er sich aus, so bereitete er sein Rüstzeug, und zum guten Deutschen geworden, schreibt er seinem vorgesetzten Minister, er sehe in dem Verhältnis Preußens zu Österreich ein Gebrechen, das „ferro et igni" (durch Eisen und Feuer) geheilt werden müsse; denselben Gedanken hat er später im Abgeordnetenhause mit der berühmten Erklärung wiederholt: „nicht durch Mehrheitsbeschlüsse und Reden werde die deutsche Frage gelöst, sondern nur durch Blut und Eisen".

Das hieß: mit Habsburg kann sich Hohenzollern nicht verständigen über das künftige deutsche Reich; Österreich hat keinen Platz im Reiche; Preußen muß mit dem Schwerte Österreich aus dem Reiche verdrängen;

dann erst ist das Kaisertum der Hohenzollern möglich, das kleine Deutschland der Frankfurter Kaiserpartei.

Vom Bundestag kam Bismarck nach Petersburg, wo er die russische Politik an der Quelle studierte, seine Menschenkenntnisse erweiterte und wertvolle persönliche Beziehungen anknüpfte; dann wurde er nach Paris geschickt, wo er bald Napoleons Vertrauen gewann und in sein Ränkespiel Einblick erhielt.

In diesem Augenblick rief ihn sein König auf Roons Rat. Wir wissen: er folgte dem Rufe, und aus innerster Überzeugung führte er den Kampf um das Heer, weil er wußte, daß nur die Macht im Leben der Völker Recht gibt, und weil er erkannt hatte, daß nur durch Blut und Eisen die deutsche Frage zu lösen sei.

So war er von vornherein dem Landtag gegenüber sittlich im Rechte — und die Geschichte hat ihn, den ritterlichen Streiter für seinen guten König, glänzend gerechtfertigt. Als er nach Berlin kam, war er längst kein Junker mehr, kein konservativer Parteimann; seine deutsche Gesinnung hatte ihn auch nicht zum Liberalen gemacht; er war keines von beiden, aber entschlossen, alle Kräfte zu benutzen, die zum gedeihlichen Ziele führten.

Ein festes „Programm" hatte er nicht, er hat es selbst gesagt, daß ein Staatsmann „nach Programmen" nicht wirken kann; er wollte aber jede Gelegenheit ergreifen, Preußen zu stärken, in dem er den natürlichen Mittelpunkt des zukünftigen Deutschland erblickte.

So arbeitete er von Fall zu Fall — aber aus einem einheitlichen Entschluß nach einem fest ins Auge gefaßten Ziele, das er nicht nennen durfte. Mit beispielloser Sicherheit erkannte er jeden Fehler der Gegner und mit erfolggewisser Entschlossenheit nützte er sie aus.

Ein echter Staatsmann, ein Mensch aus einem Gusse: ein großes Herz, ein schärfster Verstand, ein tiefes Wissen, umfassende Bildung, ein unbestechliches Urteil — vor allem aber ein leidenschaftlicher Wille, der sich selbstlos in den Dienst seines Königs und seines Vaterlandes stellte.

* * *

Es ist klar, daß der Kampf mit dem Landtag Bismarck nicht allein in Anspruch nahm; daneben gingen die Verhandlungen mit Österreich und den deutschen Staaten wegen der deutschen Zukunft, und seine auswärtige Politik zur Hebung des preußischen Ansehens.

Im Sommer 1863 lieferte er den Beweis, wie ernst es ihm, dem „Reaktionär", um die Wahrung der Volksrechte zu tun war, indem er den Kurfürsten von Hessen zwang, die Verfassung anzuerkennen.

Im August desselben Jahres tagte in Frankfurt a. M. von Kaiser Franz Josef eingeladen ein Fürstentag, um die deutsche Frage zu erörtern; es wurde ein „Direktorium" von fünf Fürsten unter Österreichs

Vorsitz ins Auge gefaßt; daneben sollte der Bundestag als Oberhaus und ein Parlament aus Abgesandten der Landtage der Einzelstaaten als Unterhaus bestehen. Da Bismarck wußte, daß mit Österreich die deutsche Frage nicht gelöst werden konnte, veranlaßte er seinen König, daß er jenem Fürstentage fernblieb, sodaß dort kein Beschluß zustande kam.

Inzwischen waren die Dänen mit einem schweren Bruch des Londoner Protokolls gegen Schleswig-Holstein vorgegangen; viel hatte der Bundestag seit zehn Jahren hingenommen — würde er auch die neueste dänische Anmaßung ertragen?

Mit scharfem Blick erkannte Bismarck, daß die Schicksalsstunde für Preußen geschlagen habe, und schickte sich an, sein staatsmännisches Meisterstück zu liefern.

Der dänische Krieg.

Die großmacht-gierige Partei in Kopenhagen, die „Eiderdänen", hatten eine Staatsverfassung durchgesetzt, durch die Schleswig mit dem Königreich vereinigt werden sollte, obwohl beide Elbherzogtümer nach ihrer eigenen Verfassung „up ewig ungedeelt" verbunden waren, und obwohl diese Änderung den Londoner Beschlüssen widersprach.

Auf Preußens Antrag beschloß der Bund, im Wege der sog. „Exekution" Dänemark daran zu hindern und beauftragte Sachsen und Hannover mit der Durchführung; nun starb König Friedrich VII.; sein Nachfolger, der Glücksburger Christian IX. bestätigte die neue Verfassung.

Meisterhaft verstand es Bismarck, das Londoner Protokoll auszunutzen, das einst eine Schmach für Preußen war — jetzt wurde es eine scharfe Waffe. Er weist nach, daß Dänemark jenen von England, Rußland, Frankreich, Schweden und den beiden deutschen Großmächten unterfertigten Vertrag verletzt habe; daraus erwächst für Preußen und Österreich das Recht, gegen den Vertragsbruch als europäische Großmächte, nicht als Mitglieder des deutschen Bundes einzuschreiten; die mitunterzeichneten Mächte können, an ihre Unterschrift gebunden, beide daran nicht hindern, da der Rechtsbruch Dänemarks unbestreitbar ist; Österreich selbst hat als Großmacht die Pflicht, den dänischen Übergriff nicht zu dulden.

So legte Bismarck die fremden Mächte fest und verband sich Österreich; mit ihm zusammen verlangte er anfangs 1864 die Aufhebung der dänischen Verfassung. Als Dänemark sich weigerte, wurde der Krieg erklärt, und ein Heer von 60000 Mann (23000 Österreicher und 37000 Preußen) rückte unter Feldmarschall Wrangel in Schleswig ein; unter ihm führte der hervorragende General von Gablenz die Öster-

reicher; die Bewegungen leitete der Generalstabschef von Moltke, zuerst von Berlin aus, dann selbst im Hauptquartier.

Eine Reihe schöner Siege wirft die Dänen zurück; nachdem Prinz Friedrich Karl von Preußen den Oberbefehl übernommen, werden in glänzender Tapferkeit die Düppeler Schanzen erstürmt (18. April 1864), sodaß die Dänen weiter weichen müssen und Waffenstillstand nachsuchen. Als die Verhandlungen scheiterten, wird Ende Juni der Kampf wieder aufgenommen; am 29. Juni gelingt den Preußen unter Herwarth von Bittenfeld der Übergang nach der Insel Alsen, wo die Dänen entscheidend geschlagen werden.

Neue Verhandlungen folgten, die am 30. Okt. zum Frieden von Wien führten: darin trat König Christian IX. Schleswig-Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich ab.

Nun erwartete die öffentliche Meinung in Deutschland, vor allem in den Elbherzogtümern, daß die beiden siegreichen Großmächte die von Dänemark befreiten Lande dem dort schon Ende 1863 zum Herzog ausgerufenen Prinzen Friedrich von Augustenburg übergeben würden. Aber daran dachte Bismarcks realpolitischer Sinn nicht; er hielt es nicht für gut, dort oben an wichtiger Stelle, an der Verbindung zwischen Nord- und Ostsee einen neuen Kleinstaat zu schaffen; ließ sich das ganz und gar nicht umgehen, so sollte Preußen wenigstens dadurch gesichert sein, daß Land- und Seestreitkräfte, Eisenbahnen und Post, sowie die Festungen und Häfen des Landes Preußen unterstellt werden sollten. Dem widersprach Österreich, das den Augustenburger begünstigte; letzterer fügte sich den preußischen Forderungen nicht, sodaß ein neues Zerwürfnis da war.

Einmütig stellte sich die öffentliche Meinung gegen Bismarck; die Schleswig-Holsteiner waren empört über seine Haltung; sein König selbst schwankte unter dem Einfluß seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm; die Bevollmächtigten der beiden Mächte, die gemeinschaftlich die Regierung führten, gerieten in offenen Zwiespalt. Aber Bismarck blieb fest und überzeugte seinen Herrn; es gelang ihm auch, mit dem österreichischen Minister des Äußeren, dem gut deutschgesinnten, tüchtigen Grafen von Rechberg das Einverständnis wieder herzustellen: im Vertrag zu Gastein (14. Aug. 1865) wurde in der Hauptsache vereinbart, daß Lauenburg gegen Zahlung von $2^1/_2$ Millionen Taler an Preußen falle, wogegen beide Großmächte nach wie vor die Oberhoheit über Schleswig-Holstein zur gesamten Hand behielten; die Verwaltung Schleswigs wurde Preußen, diejenige Holsteins Österreich anvertraut; der Prinz von Augustenburg blieb ausgeschaltet.

Gewiß ein künstliches, auf die Dauer unhaltbares Verhältnis; leicht begreiflich auch, daß das deutsche Volk, dem die weiteren Absichten

Bismarcks nicht bekannt sein konnten, das Verhalten des beutegierigen, preußischen „Partikularisten“ mißbilligte und sich auf die Seite des enttäuschten Augustenburgers schlug.

So ungewiß die Zukunft war: eines war klar, der preußische Ministerpräsident hatte sich als Meister der Diplomatie gezeigt und das preußische Heer, das Ergebnis der Kämpfe mit dem Landtag, war ruhmbedeckt und bewährt aus dem Kriege hervorgegangen.

Der deutsche Krieg.

Österreich gewann die Überzeugung, daß Bismarcks Politik in der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage auf eine dauernde Stärkung und Vergrößerung Preußens abziele, und daß er die Elbherzogtümer dem Prinzen von Augustenburg nur vorenthalte, um sie Preußen einzuverleiben; man erkannte auch, daß er einen engeren Bund deutscher Mittelstaaten an Preußen angliedern wolle; wie immer, betrachteten die österreichischen Staatsmänner diese Fragen nicht vom deutschen, sondern vom habsburgischen Standpunkte und waren entschlossen, einen Kraftzuwachs des norddeutschen Nebenbuhlers nicht zu dulden.

Der einer Verständigung geneigte Graf Rechberg stürzte über die Frage des Beitritts zum Zollverein, und an seine Stelle trat Graf Mensdorff-Pouilly, der, obwohl selbst versöhnlich, unter dem Einfluß des ihm beigegebenen streng-kirchlichen und preußenfeindlichen Vertrauensmanns des Kaisers Franz Josef, des Grafen Moritz Esterhazy, in schärferer Tonart die österreichische Auffassung vertrat.

Das Streben nach der deutschen Einheit war auch in den Tagen der Reaktion nicht eingeschlafen und hatte einen mächtigen Antrieb erhalten durch den österreichisch-französischen Krieg, der Habsburg nach den Niederlagen von Magenta (4. Juni) und Solferino (24. Juni 1859) die Lombardei kostete; damals, als Napoleon III. in schroffer Form Österreich vor die Entscheidung über Krieg und Frieden gestellt hatte, war in ganz Deutschland das Gefühl der Zusammengehörigkeit mächtig rege geworden und verlangte von Preußen, als Kaiser Franz Josef Bundeshilfe heischte, daß es selbstlos dem Hause Habsburg beispringe; dabei verkannte die öffentliche Meinung, daß der Fortbesitz der Lombardei nur ein Vorteil des Hauses Habsburg und nicht ein solcher des deutschen Gesamtvolkes sei: die preußische Politik war trotzdem unter dem Drucke der öffentlichen Meinung bereit gewesen, dem bedrängten Österreich beizuspringen, machte aber zur Bedingung, daß alle deutschen Truppen preußischem Oberbefehl unterstellt würden; dies schien damals dem Kaiser Franz Josef unannehmbar und er verständigte sich mit Napoleon lieber durch die Preisgabe der Lombardei, als daß er eine Stärkung des Ansehens Preußens im Bunde zuließ.

Aber die Erregung des Volkes dauerte fort, und der Gedanke der

deutschen Einheit erhielt eine politische Vertretung im deutschen Nationalverein, der im September 1859 in Eisenach durch die beiden Hannoverer Rudolf von Bennigsen und Johannes Miquel begründet wurde; überall entstanden, größtenteils von den Regierungen mit Mißtrauen beobachtet, Zweigvereine und es begann eine von den bedeutenden Führern trefflich geleitete Bewegung, die in Versammlungen und in der Presse die Forderung des deutschen Bundesstaates mit „preußischer Spitze" aussprach. Noch im selben Jahre feierte die ganze deutsche Welt den hundertsten Geburtstag Friedrich von Schillers und in überströmender Begeisterung wurde das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen in Wort und Schrift zum Ausdruck gebracht.

Seitdem sorgten Turnfeste, Schützen- und Sängerfeste dafür, daß die Sehnsucht nach der Einheit im Volke nicht einschlafe: ein jedes Fest war zugleich eine politische Kundgebung des Einheitsdranges.

Die Kanzleien der deutschen Regierungen kamen wieder in Bewegung und die deutsche Frage beherrschte das innere politische Leben der deutschen Staaten; eine ganze Reihe von Vorschlägen zu ihrer Lösung wurde gemacht, die wir, da sie künstlich und undurchführbar waren, nicht zu betrachten brauchen. Kein Zweifel: das Ansehen Preußens war im Steigen und damit die Erkenntnis, daß nur im Anschluß an Preußen der deutsche Staat errichtet werden könne; da war es für die „preußische Spitze" ein schlimmer Schade, daß der „Konflikt" dort ausbrach und wieder weite Kreise an dem preußischen Königtum zweifeln machte.

Ungefähr um dieselbe Zeit nahm Österreich unter Schmerlings Leitung einen Anlauf, wieder eine Verfassung einzuführen, so daß seine Anhänger, besonders in Süddeutschland, die Behauptung aufstellen konnten, nicht bei Preußen, sondern im Anschluß an Österreich sei das Heil zu suchen.

Jedenfalls zerbrachen sich die deutschen Minister in fortgesetzten Verhandlungen die Köpfe über die Lösung der deutschen Frage und die öffentliche Meinung verlangte leidenschaftlich endlich die Tat.

So lagen die Dinge, als der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich sich der Elbherzogtümer wegen zuspitzte, daß gleichzeitig auch derjenige der Bundesreform zu einer Schärfe gediehen war, die nach einer Entscheidung verlangte.

Bismarck sah mit dem Blicke des großen Staatsmannes, daß beide Fragen jetzt zusammen gelöst werden müßten; brach der Krieg wegen Schleswig-Holstein mit Österreich aus, so mußte dieser Krieg auch über die Zukunft Deutschlands und die Stellung der habsburgischen Monarchie in Deutschland entscheiden.

Nachdem er durch Vertrag vom 8. April 1866 ein Bündnis mit dem inzwischen aus dem Einheitsdrange des italienischen Volkes unter der großartigen Führung des Grafen Cavour entstandenen Königreich Italien geschlossen hatte, in dem er dem jungen Staate die letzte österreichische Besitzung auf italienischem Boden, Venetien, als Beute in Aussicht stellte, reichte er am folgenden Tage in Frankfurt den Antrag auf Berufung einer deutschen Nationalversammlung ein, die über die Bundesreform beraten sollte.

So groß war der Haß gegen den „reaktionären Konfliktsminister", daß dieser Schritt von den Liberalen mit Hohn aufgenommen wurde; der preußische Landtag zeigte eine so feindliche Haltung, daß er aufgelöst werden mußte.

Nun tat Österreich seinen Gegenzug: es beantragte am 1. Juni 1866 daß die schleswig-holsteinische Frage durch den Bundestag entschieden werden solle. Das stand im Widerspruch mit dem Gasteiner Vertrag, den Österreich und Preußen als europäische Großmächte geschlossen hatten, nicht als Mitglieder des deutschen Bundes.

Schnell folgte und scharf lautete Bismarcks Antwort; am 7. Juni rückten preußische Truppen in Holstein ein, und am 10. Juni überreichte er dem Bundestag einen Verfassungsentwurf, der für das deutsche Volk unter Ausschließung Österreichs eine Volksvertretung auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts forderte.

Am 11. Juni beantragte Österreich, alle Bundestruppen, mit Ausnahme der preußischen auf Kriegsfuß zu setzen, um gegen Preußen die „Bundesexekution" zu betreiben; am Tage darauf schloß es einen bis heute noch unbekannten Bundesvertrag mit Napoleon III.

Bismarck warnte durch ein Rundschreiben die deutschen Regierungen und sprach aus, daß Preußen die Zustimmung zu dem österreichischen Antrag als Kriegserklärung auffassen werde.

Sein kühner Zug: dem deutschen Volke den Reichstag und das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht zu versprechen, machte manchen stutzig — war das der verschrieene Reaktionär? Es wurden Stimmen laut, die zur Verständigung mahnten, aber sie wurden überschrieen von dem Kampfruf gegen das friedensbrecherische Preußen.

Am 14. Juni fiel die Entscheidung: mit 9 gegen 6 Stimmen wurde der Antrag Österreichs in einer auf Bayerns Anregung abgeschwächten Form angenommen; der preußische Gesandte erklärte durch diese Abstimmung den Bundesvertrag für gebrochen und den deutschen Bund für aufgelöst.

Der Bruch war da — der Krieg war erklärt.

Der Atem des deutschen Volkes stockte; jeder empfand, daß nun die Entscheidung auf Leben und Tod gehe — eine ungeheure Erwartung und Spannung allenthalben.

Die Österreicher fühlten sich des Sieges sicher; die Preußen gingen ruhig an die furchtbar ernste Arbeit; noch einmal verwarnten sie ihre norddeutschen Nachbarn Kurhessen, Hannover und Sachsen; es war vergebens. Zum Bruderkampfe bereit standen sich gegenüber: Österreich mit Bayern, Baden, Württemberg, Sachsen, Hannover, Nassau und beiden Hessen — auf der andern Seite: Preußen mit den übrigen norddeutschen Bundesstaaten.

Wie wird dies Preußen, zerrissen von den Parteikämpfen des „Konflikts“ den ungeheuren Kampf bestehen können? Großartig die Ruhe, die Umsicht, mit der die Staatsmänner, mit der die Leiter des Heeres vorgingen; glänzend bewährte sich die Friedensarbeit des genialen Generalstabschefs von Moltke und die Fürsorge des Kriegsministers von Roon; mit der Genauigkeit einer Maschine wurden die Truppenteile auf Kriegsfuß gesetzt und die Heere gebildet und vorgeschoben.

Ein wunderbares Bild nun, wie der kurze Riesenkampf anhebt und in großen Gefechten sich steigert bis zur größten Schlacht des 19. Jahrhunderts, dem Entscheidungskampf bei Königgrätz.

Auf preußischer Seite führte den Oberbefehl der greise König selbst; unter ihm standen Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen; General von Moltke war der Leiter der ganzen Bewegungen.

Auf Österreichs Seite ruhte der Oberbefehl in der Hand des Feldzeugmeisters von Benedek; der hatte sich auf den verschiedenen italienischen Kriegsschauplätzen mit Ruhm bedeckt und war der Stolz des österreichischen Heeres; ein glänzender Soldat und tüchtiger Führer — aber kein Feldherr, der der größten Aufgabe gewachsen war; das hatte er selbst erkannt und seinen Kaiser gebeten, von ihm abzusehen; aber der Befehl seines Kriegsherrn stellte ihn an den Platz, den er nur mit Widerstreben und im Gefühl seiner Unzulänglichkeit einnahm.

Unter ihm stand der Kronprinz Albert von Sachsen, ein tüchtiger Führer, der sich ausgezeichnet bewährte, während in Oberitalien Erzherzog Albrecht den Befehl gegen die Italiener führte, ein auf diesem Kriegsschauplatz erfahrener und erprobter Feldherr; die österreichische Flotte war dem Admiral von Tegethoff unterstellt.

Es kann nicht unsere Sache sein, die kriegerischen Ereignisse im einzelnen zu schildern; nur den Gang im Großen können wir andeuten. Die Hauptmasse der Preußen richtete den Marsch auf Böhmen, in Süd- und Norddeutschland wurden verhältnismäßig schwache Abteilungen belassen.

Am 26. Juni überschritten alle Heeresteile die feindlichen Grenzen: glänzende Gefechte bei Münchengrätz, Gitschin, Nachod und Skalitz bereiten die Vereinigung der beiden preußischen Hauptheere vor; am 3. Juli stellt Prinz Friedrich Karl den österreichischen Oberfeldherrn bei Königgrätz; ein schweres Ringen beginnt; mit glänzender Tapferkeit wird auf beiden Seiten gekämpft; lange schwankt die Entscheidung; da gibt am Nachmittag die von Moltke vorherbestimmte Ankunft des kronprinzlichen Heeres den Ausschlag; die Österreicher werden vernichtend geschlagen und verlieren 20000 Gefangene, 5 Fahnen, 161 Geschütze.

Ungeheuer war der Eindruck dieses Ereignisses!

Das hatte die Welt nicht erwartet — hatte doch Erzherzog Albrecht am 24. Juni die Italiener bei Custoza besiegt und die österreichische Kriegstüchtigkeit erwiesen. Und nun diese gewaltige Niederlage!

Napoleon suchte zu vermitteln, wurde aber von Preußen und Italien zurückgewiesen; der Krieg ging fort und mit rastloser Eile rückten die Preußen gegen Wien vor.

Inzwischen waren im Norden die Hannoverer am 29. Juni bei Langensalza zur Übergabe gezwungen, und die süddeutschen Feinde Preußens waren in einer Reihe von Gefechten besiegt worden, so die Bayern bei Kissingen (10. Juli), die Hessen bei Laufach (13.), das 8. Armeekorps der Verbündeten bei Aschaffenburg (am 14. Juli).

Überall waren Preußens Fahnen siegreich: glänzend bewährte sich König Wilhelms Heer, glänzend die Kriegsvorbereitungen Roons, glänzend die Führung Moltkes und über alles Erwarten die Tüchtigkeit der unteren Führer.

Unter dem Eindruck der Ereignisse suchten die Gegner Preußens Waffenstillstand nach, der mit Österreich am 26. Juli, mit den Süddeutschen am 2. August zustande kam. Sofort begannen die Friedensverhandlungen, bei denen Bismarck auf der Höhe seiner staatsmännischen Aufgabe zwei Ziele vor allem im Auge hatte: schnell zum Abschluß zu kommen, damit Napoleon nicht Zeit gewinne, sich einzumischen, und Österreich zu schonen, um mit ihm ein freundschaftliches Verhältnis zu gewinnen.

König Wilhelm wollte darauf bestehen, daß auch Österreich durch Gebietabtretungen gestraft werde, und der Minister hatte einen harten Kampf mit seinem Herrn zu bestehen, bis es ihm endlich gelang, seiner Meinung den Sieg zu verschaffen.

Das Ergebnis des am 23. August 1866 zu Prag geschlossenen Friedens war dies: Kaiser Franz Josef erkannte die Auflösung des deutschen Bundes an und gab seine Zustimmung zur Neu-

gestaltung Deutschlands ohne Österreich, sowie zur Vornahme der von Preußen beabsichtigten Gebietserweiterungen; er übertrug seine Rechte an Schleswig-Holstein an den König von Preußen und verpflichtete sich, Venetien an Italien abzutreten; daneben zahlte Österreich eine Kriegsentschädigung von 20 Millionen Talern.

Hannover, Kurhessen, Nassau, die Reichsstadt Frankfurt und Schleswig-Holstein wurden in Preußen einverleibt; die süddeutschen Staaten blieben ohne Einbuße — abgesehen von kleinen Gebiets-Abtretungen, die Bayern und Hessen auferlegt wurden — und schlossen mit Preußen Schutz- und Trutzbündnisse.

Mit den norddeutschen Staaten sollte ein engeres Verhältnis zustande kommen, von dem wir sofort näher zu sprechen haben.

Eine Nebenfolge der preußischen Siege war, daß Italien, obwohl bei Custozza unterlegen und von Tegethoff in der Seeschlacht bei Lissa (20. Juli) entscheidend geschlagen, Venetien erhielt, so daß nun ein einiges italienisches Reich entstanden war, das ganz Italien, bis auf das päpstliche Rom umfaßte.

Das alles war Bismarcks Werk — ein ungeheurer Erfolg — das Werk des kühnen Staatsmannes, der im preußischen Heere unter glänzenden Führern den Vollstrecker seiner Entschlüsse gefunden hatte.

Stolz durften sein König und er das Haupt erheben, und stolz wiesen sie in der Tat Napoleon III. ab, der als „Ausgleich“ der preußischen Gebietserwerbungen die Abtretung der Rheinpfalz und Rheinhessens mit der Festung Mainz für Frankreich verlangte.

Hatte die ganze Welt die preußischen Siege mit staunender Bewunderung aufgenommen — in Preußen selbst brach der Bann, den die Verfassungskämpfe zwischen das Volk und den König mit seinen Beratern gelegt hatten und jubelnder Stolz erfüllte nun alle Kreise auf die unerhörte Siegesfolge dieses kurzen, aber glorreichen Feldzugs.

Edel und großdenkend bot der König der Volksvertretung die Hand zum Frieden: er suchte vom Landtag die nachträgliche Genehmigung für die seit 1862 ohne Haushalts-Gesetz vorgenommenen Staatsausgaben nach und erhielt sie mit überwältigender Mehrheit bewilligt.

Der Friede zwischen König und Volk war wieder hergestellt; Preußen vermehrt um große Gebiete, die den Staat zum zusammenhängenden Ganzen endlich abrundeten; der Weg zur deutschen Einheit war freigemacht.

Nun mochte Bismarck dazu weiter helfen!

Das Deutsche Reich.

Der norddeutsche Bund.

Sofort nach dem Kriege nahm Bismarck die Friedensarbeit auf: das „kleinere" Deutschland einzurichten und damit wenigstens den ersten Schritt auf dem Wege zur deutschen Einheit zu tun.

Der **norddeutsche Bund** entstand, gebildet aus dem durch die Siegesbeute vergrößerten Preußen, allen nord- und mitteldeutschen Staaten und dem oberhessischen Teile des Großherzogtums Hessen; es waren 21 Staaten von verschiedenster Größe und Bedeutung, zusammengefaßt zu einem sog. **Bundesstaat**.

Damit ist gesagt, daß das neue Gebilde — ähnlich der schweizerischen Eidgenossenschaft und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika — ein festgefügtes, selbständiges Staatswesen sein sollte, ausgestattet mit eigenen Geldquellen aus Steuern und Zöllen und mit eigenen Machtmitteln, dem Heere und der Flotte des norddeutschen Bundes, sowie mit dem ausgedehnten Rechte der Gesetzgebung für weite Gebiete des staatlichen Lebens (z. B. Strafrecht, bürgerliches Recht, Zölle, Heerespflicht, Post- und Telegraphenwesen usw.).

Daneben blieben die einzelnen sog. Bundesstaaten bestehen in ihrer bisherigen Staatsform, nur mußten sie von ihren Hoheitsrechten das abtreten, was der Bund unbedingt gebrauchte: die Kriegshoheit, d. h. das Recht über Krieg und Frieden, die auswärtige Politik und alle jene Gebiete, die ihm ausdrücklich durch die Verfassung übertragen waren; einige davon haben wir oben erwähnt.

Das hieß, daß dem Auslande gegenüber der norddeutsche Bund als selbständiges Ganzes auftreten konnte; es gab z. B. keine auswärtige Politik des Königreichs Sachsen mehr, keine königlich-preußische Flotte mehr, kein mecklenburgisches Heer mehr: es gab nur noch eine auswärtige Politik, eine Flotte, ein Heer des Bundes, in dem der größte Staat, das siegreiche Preußen die Führung übernahm.

Durch die Verfassung wurde bestimmt, daß der jeweilige König von Preußen immer Oberhaupt des Bundes sein sollte, daß er den Oberbefehl über Heer und Flotte habe, daß er den Bundeskanzler und die Beamten des Bundes ernenne und den Bund dem Auslande gegenüber vertrete. Die einzelnen Bundesstaaten entsandten ihre Vertreter in den Bundesrat, woselbst sie Stimmrecht hatten nach Maßgabe ihrer Vertretung im früheren deutschen Bunde; Preußen z. B. hatte 17 Stimmen, die übrigen zusammen 26 Stimmen, doch war festgesetzt, daß in gewissen wichtigen Fragen die führende Macht nicht überstimmt werden konnte.

Als Volksvertretung stand neben dem Bundesrate der norddeutsche Reichstag, hervorgegangen aus dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht; geheim hatte Bismarck es nicht gewähren wollen, doch war es wider seinen Willen von dem sog. konstituierenden Reichstag durchgesetzt worden.

Für das Zustandekommen eines jeden Gesetzes war erforderlich die Genehmigung des Reichstags, die Zustimmung des Bundesrats, die Verkündigung durch das Oberhaupt des Bundes.

Dies Gebilde scheint schwerfällig und künstlich — aber es hat sich bewährt und der Bundesstaat hat sich, wie in der Schweiz und in Nordamerika zu einem lebendigen, machtvollen, leistungsfähigen Staatswesen ausgewachsen. Mit meisterhafter Sicherheit hatte Bismarck verstanden, ihm an Rechten zu verleihen, was er unbedingt brauchte, und doch den Einzelstaaten das Maß von Freiheit und Selbständigkeit zu lassen, das die Verschiedenheit der Stämme und der geschichtlichen Entwicklung wünschenswert erscheinen ließ, um sie zu willigen treuen Gliedern des neuen Staatswesens zu machen.

Am 24. Februar 1867 trat der erste Reichstag zusammen, in dem die aus dem deutschen Nationalverein hervorgegangene nationalliberale Partei die Mehrheit hatte; bezeichnend war, daß ihre Führer von Bennigsen und Miquel dem eben einverleibten Hannover entstammten und daß sie sich mit begeistertem Eifer dem neuen größeren Vaterlande zur Verfügung stellten.

Feierlich und stolz eröffnete König Wilhelm die erste Tagung im Schlosse zu Berlin; schaffensfreudig ging die Volksvertretung an die Arbeit und am 16. April nahm sie mit überwältigender Mehrheit die neue Verfassung an, die sofort vom Bundesrate gebilligt, schon am folgenden Tage von dem Bundes-Oberhaupte verkündigt wurde.

Zum ersten Bundeskanzler wurde Bismarck ernannt, den der Dank seines Königs zum Grafen erhoben hatte. Rasch förderten Bundesrat und Reichstag die Ausgestaltung der Einrichtungen des neuen Staatswesens; alle zu ihm gehörigen Staaten führten die allgemeine

Wehrpflicht ein, die preußische Flotte ging an den Bund über und sollte sofort verstärkt werden; als Wahrzeichen für die Kriegs- und Handelsflotte wurde die schwarz-weiß-rote Flagge bestimmt, die, zusammengesetzt aus dem preußischen schwarz-weiß und dem rot-weiß der Hansastädte, zum ersten Male am 1. Oktober 1867 gehißt wurde.

Bald darauf trat die einheitliche Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens ins Leben (1. Januar 1868), die einen großen Fortschritt bedeutete.

Emsig wurde auf den dem Bunde überwiesenen Rechtsgebieten gearbeitet — kurz: der junge Bundesstaat bewies, geleitet von der Weisheit König Wilhelms und der Tatkraft Bismarcks, daß er leben wolle und könne. An dreißig Millionen Deutsche, auf rund 7500 Geviertmeilen wohnend, waren in ihm vereinigt und stellten zum ersten Male seit dem Verfalle der alten Kaisergewalt eine stattliche, zur Kraftentfaltung nach innen und außen berufene Macht dar; so glücklich war die Form dieses Bundes gewählt, daß die bisher ferngebliebenen süddeutschen Staaten: Bayern, Württemberg, Baden und das südliche Hessen jeden Tag ohne weiteres eintreten konnten.

Vorläufig waren sie mit dem norddeutschen Bunde durch ein Schutz- und Trutzbündnis dem Ausland gegenüber zusammengeschlossen und lebten wirtschaftlich mit ihm verbunden im Zollverein: die Bande, durch die sie dem Bunde angegliedert waren, schienen so stark und fest, daß die auf näheren Anschluß drängenden Vaterlandsfreunde im Süden hoffen durften, diesen weiteren Schritt zur deutschen Einheit zu erleben.

Bismarck hielt es für richtig, nach dieser Richtung keinen Druck auf die süddeutschen Staaten auszuüben: sie sollten aus freien Stücken, nicht gezwungen, dem Bunde beitreten.

Die Entwicklung der Dinge in Österreich, das nun „aus Deutschland hinausgeworfen war", soll uns hier nicht beschäftigen; wir werden sie später bei der Schilderung der Schicksale des deutschen Volkes außerhalb des deutschen Reiches im Zusammenhang erzählen, und wollen jetzt verfolgen, wie der norddeutsche Bund sich zum deutschen Reiche ausbaute.

Die deutsch-französische Spannung.

Die glänzende Kriegführung Preußens hatte alle Welt überrascht; in Frankreich löste sie Haß und Neid gegen den Sieger aus und Kaiser Napoleon erkannte wohl, daß seine ausschlaggebende Rolle angesichts der Erfolge der bismarckischen Politik zu Ende sei; er empfand die Niederlage Österreichs bei Königgrätz als eine eigne und machte den Versuch, sich in die Friedens-Verhandlungen einzumischen, um für Frankreich einen

Vorteil herauszuschlagen, wie er sagte „Kompensationen". Bismarck schob ihn, wie wir wissen, kaltblütig beiseite und drängte auf den Abschluß, schon um Napoleon zu neuen Machenschaften keine Zeit zu lassen; das französische Verlangen nach Entschädigungen auf dem linken Rheinufer war scharf zurückgewiesen worden.

Das alles war dem Ansehen Napoleons in Frankreich, das seit dem verunglückten Zuge nach Mexiko (1861—67) stetig gesunken war, schädlich und er trachtete, durch einen augenfälligen Erfolg seine geschwächte Stellung wieder zu befestigen.

So verfiel er auf den Gedanken einer Erwerbung Luxemburgs, das unmittelbar vor den Grenzen sowohl Frankreichs wie Preußens lag; dies kleine Land, das als Großherzogtum dem aufgelösten deutschen Bunde angehört hatte, war jetzt noch Mitglied des Zollvereins und seine Hauptstadt war als frühere Bundes-Festung noch von preußischen Truppen besetzt; sein Herrscher war der König der Niederlande. Mit ihm knüpfte Napoleon Verhandlungen an; König Wilhelm III. ließ sich zu dem wenig ehrenvollen Abkommen bereit finden, gegen Zahlung von 4—5 Millionen Franken Luxemburg an Frankreich abzutreten. Bismarck, von diesem Handel durch König Wilhelm selbst in Kenntnis gesetzt, trat ihm in schärfster Weise entgegen; ein diplomatischer Kampf, der die Gefahr des Krieges sehr nahe rückte, brach aus und wurde durch Vermittlung Englands einer Beratung der Großmächte in London überwiesen; das Ergebnis der Verhandlungen war, daß Napoleon seinen Plan fallen lassen mußte, während Preußen sein Besatzungsrecht aufgab. Luxemburg wurde „neutral" erklärt und die Festung geschleift (Mai 1867).

Kein Zweifel: der französische Kaiser hatte statt des erwünschten Landzuwachses sich eine empfindliche Niederlage geholt.

Im August 1867 hatte er in Salzburg eine Zusammenkunft mit Kaiser Franz Josef; beide kamen überein, den Eintritt der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund nicht zuzulassen.

Seitdem bestand ein enges Einvernehmen zwischen beiden Kaiserreichen, die in Preußen den gemeinsamen Gegner sahen; es wurden ernsthafte Kriegspläne entworfen und der Versuch gemacht, Italien, obwohl es Preußens Siegen sein Dasein verdankte, zum Bundesgenossen zu gewinnen: Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, besuchte Paris und der französische General Lebrun kam nach Wien, beide mit dem Auftrag, Abmachungen wegen der Pläne für einen gemeinsamen Krieg zu treffen, dessen Eröffnung etwa für das Jahr 1871 in bestimmte Aussicht genommen war.

Lebrun berührte auf der Reise süddeutsche Höfe und weihte sie in die französisch-österreichischen Abmachungen ein.

In Paris rief das Parlament nach „Rache für Sadowa“. Napoleon mußte wünschen, seine Luxemburger Niederlage wettzumachen, seine Gemahlin Eugenie, unter dem Einfluß der Jesuiten stehend, haßte Preußen und die protestantischen Hohenzollern, die Volksstimmung war unbedingt für den Krieg; in Österreich stand der Kaiser mit seinen Ratgebern unter dem Eindruck der Ereignisse des Jahres 1866 und ersehnte den Augenblick der Wiedervergeltung.

Kein Zweifel, die Lage war gespannt und wurde immer gespannter trotz des Austausches von Höflichkeiten zwischen den Herrschern; jeder Augenblick konnte den offenen Kampf bringen.

In Frankreich bereitete man sich ungescheut darauf vor; die Bewaffnung wurde verbessert, vor allem ein ausgezeichnetes Gewehr eingeführt (Chassepot); auch Österreich rüstete.

Der Bundeskanzler Graf Bismarck bewahrte in dieser gewitterschwülen Zeit seine kaltblütige Ruhe; er sah, daß der Krieg unvermeidlich war und war entschlossen, die Entscheidung darüber, wann er ausbrechen sollte, nicht dem Willen Napoleons zu überlassen, sondern es dann zum Bruche kommen zu lassen, wenn der Augenblick für Preußen-Deutschland günstig sei. Inzwischen arbeiteten der Generalstab und das Kriegsministerium in aller Stille mit angestrengtestem Fleiße an der Vorbereitung zum Kampfe. Man erkannte, daß es auf Leben und Tod gehen werde: denn auf Bundesgenossen konnte der norddeutsche Bund nicht zählen, während Frankreich bestimmt auf Österreich rechnete. Italien war zweifelhaft, England — trotz der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und London, — Napoleon günstig gesinnt; hier war nichts zu hoffen. Es kam darauf an, wie Rußland sich verhalten werde: dort hatte Bismarck meisterhaft vorgearbeitet; im Besitze des persönlichen Vertrauens des Kaisers Alexander II. hatte er im letzten polnischen Aufstand (1863) dem russischen Staate wichtige Dienste gegen die Aufrührer geleistet und durfte erwarten, daß bei einem Kriege gegen Österreich und Frankreich im Osten von Rußland kein Angriff zu befürchten sei, sondern daß Kaiser Alexander Preußen-Deutschland freie Hand lassen werde.

Der deutsch-französische Krieg.

Mißtrauisch beobachteten sich die Gegner; die Welt war gespannt, wie diese auf die Dauer unerträgliche Lage sich klären werde.

Da kam ein Ereignis, das die Entscheidung herbeiführte. In Spanien war im September 1868 die sittenlose Königin Isabella durch einen Aufstand vertrieben worden; nun suchte das Land ein Oberhaupt

und die Volksvertretung wählte im Frühjahr 1870 den Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zum König. Dieser Prinz gehörte dem süddeutschen, katholischen Zweige des Hauses Hohenzollern an, das seine Lande im Jahre 1849 dem preußischen Hause freiwillig unterstellt hatte.

König Wilhelm erteilte als Oberhaupt des Gesamthauses Hohenzollern dem Erwählten des spanischen Volkes die Genehmigung, so daß dieser sich zur Annahme der Würde bereit erklärte.

Dagegen erhob sich in Frankreich ein Sturm der Erregung; man wollte in der Wahl Leopolds eine Machenschaft Bismarcks sehen, die Frankreich gefährden müsse.

Man erklärte es für unerträglich, daß im Osten und im Süden Frankreichs Glieder desselben Hauses Hohenzollern herrschten, weil darin eine ständige Bedrohung zu erblicken sei. Die Regierung ließ sich von der allgemeinen Erregung tragen und erging sich in scharfen Äußerungen: es war klar, Napoleon wollte diesen Anlaß zum Kriege benutzen und fand darin die tobende Zustimmung der Kammer und des Volkes. Die diplomatischen Maßnahmen gegen Preußen zeigten eine unerhörte Schroffheit: am 9. Juli verlangte der französische Botschafter Benedetti von König Wilhelm, der sich in Ems zur Kur aufhielt, daß er dem Prinzen Leopold verbiete, die spanische Krone anzunehmen.

Er wurde gebührend zurückgewiesen, aber der Prinz verzichtete freiwillig, weil er nicht die Ursache eines Krieges sein wollte. Trotzdem beruhigte sich Frankreich nicht, sondern tat einen Schritt der bewies, daß es unbedingt den Bruch wollte: Benedetti stellte am 13. Juli den König „auf offener Promenade" und forderte die Erklärung, daß er auch in Zukunft die Thronbewerbung des Prinzen von Hohenzollern nicht zulassen werde; mit würdigem Ernste lehnte der König diese Zumutung ab. Graf Bismarck, der angesichts der wachsenden Erregung von seinem Sommersitze Varzin nach Berlin geeilt war, um sich nach Ems zu begeben, erhielt in Berlin eine längere Drahtnachricht von dort über diese Begebenheit, die er in gekürzter Form veröffentlichen ließ. Es ist dies die berühmte Emser Depesche; sie lautet: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichtete, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten.

Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt,

den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe." —

Darin erblickte die öffentliche Meinung Frankreichs eine schwere Kränkung; zügellos und besinnungslos trieb sie in den Krieg hinein. Zuchtlose Banden durchzogen die Straßen von Paris mit dem Rufe: „Nach Berlin!" Die Kammern schlossen sich dem Taumel an; der Kaiser selbst war angesichts der folgenschweren Entscheidung wieder schwankend geworden — aber er konnte jetzt nicht mehr anders, am 19. Juli erklärte er den Krieg unter jubelnder Zustimmung der Kammern, unter maßlosen Beifallskundgebungen des Volkes.

Die Würfel waren gefallen!

Ein Rausch der Kriegslust ging durch das französische Volk; man war des Sieges so gewiß, daß man von dem „Spaziergang nach Berlin" sprach, hatte doch der Kriegsminister das Heer für „erzbereit" erklärt; daneben sah man in Österreich den sichern, in Italien den wahrscheinlichen Bundesgenossen und hoffte auf die Unterstützung der süddeutschen Staaten.

Flammender Zorn brauste in allen deutschen Gauen auf; der Versuch, den greisen Sieger von Königgrätz zu demütigen, wurde als Angriff auf die deutsche Ehre empfunden. Eins fühlte sich Deutschland: im Süden wie im Norden, überall ergreifende Kundgebungen der Liebe und Verehrung für den edlen König, überall der Entschluß, den frechen Welschen zurückzuweisen. Im Triumph zog Wilhelm nach Berlin, und der Reichstag des norddeutschen Bundes, den er in so ernster Stunde berufen, jubelte ihm zu: ein Hochgefühl, Fürst und Volk so eines Sinnes zu sehen.

Die süddeutschen Staaten machten Napoleons Hoffnung zu Schanden: auf die Anregung des jungen Bayernkönigs Ludwigs II. erklärten sie den Kriegsfall für gegeben und stellten ihre Heere unter den Befehl des preußischen Königs.

Zeiten kamen, die an innerem Werte den Tagen der Reformation, den Tagen von 1813 glichen — ja insofern sie übertrafen, als zum ersten Male seit wie langer Zeit die Deutschen wirklich einig waren; überall erbrauste das deutsche Trutzlied, die Wacht am Rhein. Nach den ersten Stürmen der Begeisterung legte sich ein heiliger Ernst über das Volk; man wußte und erkannte, daß ein schwerer Kampf zu bestehen war, und vertraute, fern von der leichtfertigen Siegesgewißheit der Franzosen, dem guten Rechte und der deutschen Tapferkeit.

Wiederum bewährte sich die unverdrossene Friedensarbeit Roons und Moltkes in glänzender Weise: rasch waren die Truppenteile auf Kriegs-

fuß gesetzt und ausgerüstet, rasch und ohne Störung wurden sie zur Grenze vorgeschoben, wo die Bildung der drei Hauptheere erfolgte: bei Trier stand die erste Armee unter „dem Löwen von Skalitz“, dem greisen General von Steinmetz mit 60000 Mann, bei Mainz die zweite unter Prinz Friedrich Karl von Preußen mit 194000 Mann, in der bayrischen Pfalz zwischen Speyer und Landau die dritte unter Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen mit 130000 Mann. Den Oberbefehl führte König Wilhelm selbst, dem als Generalstabschef Hellmut von Moltke zur Seite stand.

Die französischen Heere waren naturgemäß an den Grenzfestungen zusammengezogen; bei Straßburg lag Marschall Mac-Mahon mit 100000 Mann, bei Metz Marschall Bazaine mit 150000 Mann.

In den ersten Augusttagen wurde der Kampf eröffnet: der glorreichste Feldzug hob an, den die Geschichte kennt. Hatte die Welt die Leistungen des preußischen Heeres in dem kurzen Feldzuge von 1866 bewundert — nun sah sie, wie die Heere der vereinigten deutschen Stämme in langem, schwerem Ringen von Sieg zu Sieg zogen.

Bezeichnend für den Geist des Heeres und der Führung sind die Heeresbefehle, die König Wilhelm und die Armeebefehlshaber an ihre Truppen erließen; hier seien die schlichten, edeln Worte des Prinzen Friedrich Karl wiedergegeben: „Soldaten der zweiten Armee! Ihr betretet den französischen Boden. Kaiser Napoleon hat ohne allen Grund an Deutschland den Krieg erklärt; er und seine Armee sind unsere Feinde. Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinen deutschen Nachbarn einen blutigen Krieg führen wolle. Ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden. Seid dessen eingedenk den friedlichen Einwohnern Frankreichs gegenüber, zeigt ihnen, daß in unserm Jahrhundert selbst im Kriege zwei Kulturvölker die Gebote der Menschlichkeit nicht vergessen, denkt stets daran, wie Eure Eltern in der Heimat es empfinden würden, wenn ein Feind — was Gott verhüte — unsere Provinzen überschwemmte.

Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmütig dem Feinde gegenüber ist.

Friedrich Karl, Prinz von Preußen.“

Derselbe Prinz — und das ist bezeichnend — hatte vorher im Biwack seinen Soldaten, als sie ihn mit jubelndem Hurra begrüßten, durch ein Zeichen mit der Hand Schweigen geboten und sie gemahnt: „Ruft hurra, wenn wir gesiegt haben.“ —

Glänzend heben die Ruhmestaten an mit den Schlachten von Weißenburg und Wörth, wo unter Kronprinz Friedrich Wilhelm die Bayern zuerst mit den Preußen Schulter an Schulter sich ruhmvoll bewährten, glänzend die Leistungen in der schweren Schlacht bei Spichern. Machtvoll steigert

sich der Krieg in den großen Kämpfen um Metz (Vionville-Mars la Tour, Gravelotte-St. Privat) und erlebt seinen Höhepunkt in dem Tage von Sedan (1. September).

Überall waren die Franzosen geschlagen worden; Metz und Straßburg waren umzingelt — da, am 2. September fiel die Zuchtrute der Vergeltung schwer auf Frankreich und seinen Kaiser: er mußte sich gefangen geben mit 39 Generalen, über 2300 Offizieren und mit den Gefangenen während der Schlacht über 100000 Mann.

„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung", so drahtete König Wilhelm an seine Gemahlin — fern von Überhebung und Hochmut; aber Stunden edelsten Stolzes erlebte er mit seinen treuen Paladinen.

Und daheim im deutschen Vaterlande kannte der Jubel keine Grenzen: vom Tage von Weißenburg an war eine Siegesnachricht der andern gefolgt; mit freudiger Erregung wurden alle Botschaften aufgenommen; eine nicht ermüdende Begeisterung hatte alle Schichten ergriffen. Stolz hoben die Deutschen wieder das Haupt: vom greisen König herunter bis zum letzten Mann tat jeder sein Bestes; glänzend die oberste Führung, unendlich die Reihe ruhmbedeckter Generale — über alles Lob erhaben die Tapferkeit des Heeres.

Alle Stämme taten ihre Pflicht — mehr als das: sie gaben den Daheimgebliebenen Anlaß zu gerechtem Stolze. Es ist im Rahmen dieses Buches weder möglich, den Gang des Krieges im Einzelnen zu schildern und die Ruhmestaten des deutschen Heeres alle aufzuzählen, noch die Verdienste der Führer nach Gebühr hervorzuheben: es sei festgestellt, daß kein deutscher Volksstamm hinter dem andern zurückstand und daß die Süddeutschen, wie die Einverleibten Preußens mit den Preußen wetteiferten.

Von den Führern seien neben dem ausgezeichneten Prinzen Friedrich Karl, neben der glänzenden Erscheinung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, neben dem draufgängerischen alten Steinmetz Kronprinz Albert von Sachsen genannt, der sich trefflich bewährte; die Bayern hatten in dem greisen Hartmann und dem bedeutenden von der Tann ruhmvolle Generale; die Preußen stellten den genialen Goeben, die beiden tapferen Alvensleben, den heldenhaften Werder und den selbstbewußten, aber auch tüchtigen Manteuffel — alles Männer von Bedeutung, ja von Größe; von den Stabschefs verdient Blumenthal besonders genannt zu werden, der dem preußischen Kronprinzen beigegeben war und die Bewegung seines Heeres ausgezeichnet leitete. Es war von schöner Vorbedeutung, daß Süddeutsche zuerst an den Feind kamen und ihren Schneid zeigten — das war der Württemberger Graf Zeppelin auf dem Erkundungsritte zu Niederbronn; dann durften die Bayern die ersten Lorbeeren bei Weißenburg und Wörth pflücken.

„Mußpreußen“ waren es, einverleibte Nassauer vom Regiment 88, die die erste „Mitrailleuse“ erbeuteten; die Rheinhessen vom Regiment 118 vollführten mit dem Sturme auf Schloß Chambord die tollkühnste Tat des ganzen Krieges; die Mecklenburger bewährten sich glänzend in den blutigen Kämpfen an der Loire; die Badener hielten drei Tage lang an der Lisaine heldenmütig mehrfacher Übermacht stand. Über alles Lob erhaben war die Haltung der Garde und der Sachsen bei St. Privat, der Reiterei bei Mars la Tour. Das sind nur wenige Beispiele, die zeigen sollen, wie alle deutschen Stämme ihren Ruhm verdienten.

Erfreulich war es auch, daß die junge Flotte Gelegenheit hatte, sich zu bewähren und mehrere Gefechte in Ehren bestand — und schön wiederum, daß gleichfalls „Mußpreußen“ vom kurhessischen Husarenregiment 14 zuerst im bezwungenen Paris einritten. Aber wir haben mit dieser kurzen Übersicht vorgegriffen und kehren zurück zu den Tagen von Sedan.

An vieles Große waren die Zuhause-Gebliebenen gewöhnt worden: das aber klang doch wie eine Sage, daß Napoleon mit seinem Heere gefangen sei. „Nun danket alle Gott“ — das war das beherrschende Gefühl des Volkes, das in die Kirchen strömte und fromm für solchen Segen dem Schlachtengotte dankte.

Und der Ruf nach dem deutschen Kaiser erschallte wieder, laut und lauter; die deutschen Stämme wollten einig bleiben und ihr Oberhaupt sollte sein der greise Held, der sie von Sieg zu Sieg geführt.

Aber noch war der Kampf nicht zu Ende.

In Paris brach nach Sedan eine Revolution aus, Napoleon wurde abgesetzt und die Republik ausgerufen. Die Männer, die nun die Gewalt an sich rissen, dachten nicht daran, die Sache Frankreichs verloren zu geben; sie riefen das Volk zu den Waffen, stampften förmlich Heere aus dem Boden, und erfüllten die Massen mit leidenschaftlicher Wut gegen die Deutschen: so kam es, daß der Krieg sich noch ein halbes Jahr etwa hinzog. Schwere Schlachten waren noch zu bestehen, mühsame Belagerungen durchzumachen; der harte Winter und die feindlichen Waffen forderten noch unzählige Opfer. Aber die deutschen Heere blieben siegreich: Straßburg fiel; Metz mußte sich ergeben mit 6000 Offizieren und 187000 Mann; Paris endlich öffnete seine Tore (28. Jan. 1871).

Seit Mitte September war die feindliche Hauptstadt eingeschlossen gewesen; in der Königstadt Versailles hatte König Wilhelm sein Hauptquartier aufgeschlagen, umgeben von seinen ruhmbedeckten Beratern.

Während draußen, im Norden, Osten und Südwesten Frankreichs gekämpft wurde, führte Bismarck in Versailles die Verhandlungen mit den Abgesandten der süddeutschen Staaten: Großherzog Friedrich von

Baden hatte angeregt, daß sie dem norddeutschen Bunde sich dauernd anschließen sollten; König Ludwig von Bayern hatte der Anregung Folge gegeben, und Württemberg wie Hessen hatten zugestimmt.

Jetzt handelte es sich, die Form des Anschlusses zu finden und im einzelnen zu regeln. Der Einheitsdrang des Volkes bekundete sich machtvoll, der Ruf nach dem deutschen Kaiser heischte Erhörung; so bot der Bayernkönig im Namen der deutschen Fürsten dem edlen König Wilhelm die Kaiserkrone an.

Am 18. Januar 1871 wurde der Traum der Besten im Volke Wahrheit: im Feindesland, im Spiegelsaale desselben Versailles, von wo so viele Befehle des Unheils für Deutschland ausgegangen waren, wurde Wilhelm der Siegreiche zum deutschen Kaiser ausgerufen, umgeben von den Fürsten und Heerführern der Deutschen und den Vertretern des Reichstags; breit und mächtig stand der Mann vor ihm, der diese große Stunde heraufgeführt hatte, Otto von Bismarck, der Erneuerer des Reichs, um der Welt zu verkünden, daß die deutschen Stämme sich zu einem Reiche zusammengeschlossen und sich ein Oberhaupt, einen Kaiser gegeben hatten.

Mit dem Falle von Paris war Frankreichs Kraft erschöpft; Ende Februar 1871 wurden die Friedensverhandlungen eröffnet. Die Erwartungen auf Österreichs und Italiens Hilfe waren getäuscht worden: die entscheidungsvollen Tage von Wörth, Weißenburg und Spichern hatten die Überlegenheit der deutschen Waffen in so deutlicher Weise kundgetan, daß man in Wien und Florenz (damals noch die Hauptstadt Italiens) die Lust verlor, sich in die zu erwartende Niederlage Frankreichs hineinziehen zu lassen. Während des Krieges aber wies Bismarck alle Versuche fremder Mächte, sich einzumischen, entschlossen zurück: Frankreich stand und blieb allein.

Am 1. März zogen Abteilungen des deutschen Heeres in Paris ein, zum dritten Male im 19. Jahrhundert. Am 10. Mai wurde zu Frankfurt a. M. der Friede endgültig geschlossen; in derselben Stadt, wo Bismarck seine hohe Schule der Politik durchgemacht hatte, errang er seinem Volke den Preis des glorreichen Kampfes: Elsaß-Lothringen wurde abgetreten (an 14500 Geviertkilometer mit $1^1/_2$ Mill. Einwohnern), und eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franken war zu zahlen.

Die Schmach der Jahrhunderte war gesühnt!

Die beiden einst schnöd geraubten deutschen Lande waren wieder gewonnen, Metz und Straßburg, solange die Ausfalltore Frankreichs gegen die Deutschen, waren wieder deutsch; die deutschen Staaten geeinigt und zusammengefaßt zum deutschen Reiche, an dessen Spitze ein deutscher Kaiser.

Gefunden hatte sich der eherne Held an Wollen und Können, gefunden hatte er den edeln Fürsten, der ihn walten ließ, gefunden hatten beide das zum äußersten entschlossene Volk als Gefolge: das Werk ihrer Mühen lohnte die gebrachten Opfer an Gut und Blut. Noch einmal erging sich das Volk in ergreifenden Kundgebungen: als die Sieger heimkehrten aus dem langen, schweren Streit. Jede Stadt, jedes Dorf, das sie berührten, bereitete ihnen unvergeßlichen Empfang; am 16. Juni 1871 hielt Kaiser Wilhelm an der Spitze von Abordnungen des Heeres, umgeben von seinen Paladinen und glänzenden Heerführern, umbraust von endlosem Jubel feierlichen Einzug in dem zur Reichshauptstadt erhobenen Berlin; den Ehrenplatz im Zuge, unmittelbar vor sich selbst, hatte er den Helden angewiesen, denen er und die Deutschen unvergänglichen Dank schuldeten: Albrecht von Roon, der das Schwert Preußen-Deutschlands geschliffen, Hellmut von Moltke, der es geführt und Otto von Bismarck, der der treibende Wille der Volks-Gesamtheit geworden war.

Die Reichsverfassung.

Den Tagen höchster vaterländischer Erhebung im großen Kriege folgten bald solche nüchterner, treuer Arbeit, denn das neue Gebäude der deutschen Einheit wollte ausgebaut sein.

Auch wir müssen Abschied nehmen von dieser hohen Zeit und ruhig prüfen, was die Gründung des neuen deutschen Reiches besagte.

Wir kennen die Bedeutung des norddeutschen Bundes: er war der erste Schritt zur Einheit und schuf die erste machtvolle staatliche Zusammenfassung eines Teiles der deutschen Stämme. Nun folgte der zweite Schritt: der norddeutsche Bund wuchs sich aus zum deutschen Reiche, indem sich die süddeutschen Staaten angliederten und das zurückeroberte Elsaß-Lothringen als Reichsland einverleibt wurde. Im Herzen Europas, an der Stelle, wo bisher Zerrissenheit und Kraft-Zersplitterung geherrscht hatte, war ein Staat entstanden, der auf 540 743 Geviertkilometern über 40 Millionen Menschen umfaßte, die nach innen und außen zur Einheit zusammengeschlossen waren. Damit war endlich die Form gegeben, in der die Kraft des Deutschtums sich betätigen konnte.

Freilich die Deutschen Österreichs blieben außerhalb, wie auch die Hochdeutschen der Schweiz und die Niederdeutschen Hollands und Belgiens, sowie die östlichen Außenposten in den Ostseeprovinzen und in Ungarn bei dem Einheitswerk außer Betracht bleiben mußten: sonst aber waren alle Deutschen in Mitteleuropa vereinigt zu einem Bundesstaate, der stark

genug war, dem Zwecke zu dienen, den die Reichsverfassung ihm vorschrieb: der Wohlfahrt des deutschen Volkes.

Das war etwas völlig Neues in der Geschichte, eine Tatsache von umwälzender Bedeutung.

Die Deutschen, bisher gewohnt den Gegenstand der Politik fremder Mächte abzugeben, waren durch die Einigung dazu gekommen, selbst wirksame Politik dem Auslande gegenüber treiben zu können: das hieß, zum ersten Male in der Geschichte konnte die gesammelte Kraft der Deutschen in den Dienst einer nationalen Politik gestellt werden. Damit erst war eine solche Politik wirklich möglich geworden.

Dies zeigte sich sofort durch zwei Erscheinungen: das neue deutsche Reich wurde zur maßgebenden Macht in Europa, ja in der Welt — ob auch der Neid und Haß der andern Völker bestehen blieb oder wuchs, die Kraft des Deutschen Reiches wagte keines auf die Probe zu stellen, und alle erkannten seine Machtstellung an; zum andern bot die geschaffene Einheit die Möglichkeit, die wirtschaftliche Kraft des Volkes frei zu machen und eine großartige Entwicklung deutschen Gewerbefleißes und Handels einzuleiten.

Maßvoll und besonnen übten Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck — der Dank seines Herrn hatte ihn dazu erhoben — die gewonnene Macht aus: kein ungerechter Anspruch, den sie erhoben, kein Übergriff, den sie begingen; aber auch kein Angriff gegen deutsche Rechte, den sie zugelassen hätten.

Neben der inneren Ausgestaltung des Reiches hielten sie es nach den Lehren der Geschichte für ihre erste Pflicht, das deutsche Heer im Zustande der Schlagfertigkeit zu erhalten, eine Waffe des Friedens und der Verteidigung, nicht des Angriffes.

Bayern behielt völlig getrennte, Württemberg und Sachsen beschränkte eigene Heeresverwaltung; alle übrigen Bundesstaaten unterstellten ihre Truppen Preußen, wo die großen Helfer des Kaisers rastlos an der Erhaltung der Kriegstüchtigkeit arbeiteten; es war aber dafür gesorgt, daß die Ausbildung und Bewaffnung aller deutschen Truppenteile gleichmäßig werde.

Die junge deutsche Kriegsflotte fand in Prinz Adalbert von Preußen ihren ersten Admiral und in General von Stosch einen tüchtigen Neuordner; nach einem festen Plane wurden Kriegsschiffe gebaut, treffliche Seeoffiziere herangebildet und eine aus allen deutschen Gauen ausgehobene Mannschaft ausgebildet. Bald konnte das Reich auf eine stattliche Kriegsmacht zur See blicken und die Flotte bewährte sich als ein alle Stämme einigendes Band.

Kopfzerbrechen bereitete das Schicksal der gewonnenen Lande Elsaß-Lothringen. Was sollte aus ihnen werden? Heinrich von Treitschke riet, sie Preußen einzuverleiben, weil allein ein Großstaat die innere Kraft besitze, die doch dem alten Vaterlande entfremdeten Lande wieder einzudeutschen; andere rieten eine Teilung zwischen Baden, Bayern und Preußen. Bismarck, dessen Tatsachen-Sinn gewiß die Einverleibung in Preußen für richtig hielt, der aber die Gefühle der übrigen Bundesstaaten durch eine alleinige Vergrößerung Preußens nicht verletzen, andrerseits auch eine Erweiterung Bayerns und Badens vermeiden wollte, schlug vor, was alle deutschen Stämme vereint erworben, dem Reiche als Reichsland anzugliedern. So geschah es, und es kam eine Zwitterbildung zustande, die sich aus Bismarcks Erwägungen wohl rechtfertigen ließ, die aber doch bedauerlich war. Das Reichsland wurde kein Bundesstaat, hatte kein eigenes selbständiges Oberhaupt, keine Volksvertretung; der Kaiser wurde zugleich Herrscher des Landes, dessen Gesetzgebung vom Reichstag besorgt wurde. Nach den ersten Übergangsjahren, wo der treffliche Oberpräsident von Möller zielbewußt die Verwaltung des Landes einrichtete, wurde Feldmarschall von Manteuffel als Statthalter an die Spitze von Elsaß-Lothringen gestellt; er war dem Reichskanzler untergeordnet, hatte aber für die Landesverwaltung ein Ministerium unter sich, das in Verwaltungsfragen von einer Art Volksvertretung, dem Landes-Ausschuß, beaufsichtigt wurde.

Wir werden später über Manteuffels Verwaltung zu berichten haben — jetzt sei festgestellt, daß von Reichswegen alles geschah, um die äußere Zugehörigkeit des Landes zum Reiche zu bekräftigen: es wurden die Festungen ausgebaut, vor allem Metz und Straßburg zu uneinnehmbaren Plätzen ausgestaltet; die Verkehrsmittel wurden erweitert; das wirtschaftliche Leben gehoben und dem geistigen Leben wurde in der neu gegründeten, reich ausgestatteten Kaiser-Wilhelm-Universität ein Mittelpunkt gegeben.

Neben dem Heere, der Flotte und den Reichslanden waren sachlich die Gebiete der Gesetzgebung dem Reiche vorbehalten, die sich der norddeutsche Bund gesichert hatte; nur hatte Bayern sich in den Versailler Verhandlungen weitgehende Ausnahmerechte (sog. Reservatrechte) vorbehalten — neben der eigenen Heeresverwaltung vor allem eigene Post und Telegraphie, während Württemberg sich mit bescheideneren Sonderrechten begnügte.

Die Träger des gemeinsamen politischen Lebens des Reiches wurden der Reichstag und der Bundesrat, beide aus der Verfassung des norddeutschen Bundes übernommen und ausgebildet.

Der Reichstag ist die Vertretung des im Reiche wohnenden Volkes.

genug war, dem Zwecke zu dienen, den die Reichsverfassung ihm vorschrieb: der Wohlfahrt des deutschen Volkes.

Das war etwas völlig Neues in der Geschichte, eine Tatsache von umwälzender Bedeutung.

Die Deutschen, bisher gewohnt den Gegenstand der Politik fremder Mächte abzugeben, waren durch die Einigung dazu gekommen, selbst wirksame Politik dem Auslande gegenüber treiben zu können: das hieß, zum ersten Male in der Geschichte konnte die gesammelte Kraft der Deutschen in den Dienst einer nationalen Politik gestellt werden. Damit erst war eine solche Politik wirklich möglich geworden.

Dies zeigte sich sofort durch zwei Erscheinungen: das neue deutsche Reich wurde zur maßgebenden Macht in Europa, ja in der Welt — ob auch der Neid und Haß der andern Völker bestehen blieb oder wuchs, die Kraft des Deutschen Reiches wagte keines auf die Probe zu stellen, und alle erkannten seine Machtstellung an; zum andern bot die geschaffene Einheit die Möglichkeit, die wirtschaftliche Kraft des Volkes frei zu machen und eine großartige Entwicklung deutschen Gewerbefleißes und Handels einzuleiten.

Maßvoll und besonnen übten Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck — der Dank seines Herrn hatte ihn dazu erhoben — die gewonnene Macht aus: kein ungerechter Anspruch, den sie erhoben, kein Übergriff, den sie begingen; aber auch kein Angriff gegen deutsche Rechte, den sie zugelassen hätten.

Neben der inneren Ausgestaltung des Reiches hielten sie es nach den Lehren der Geschichte für ihre erste Pflicht, das deutsche Heer im Zustande der Schlagfertigkeit zu erhalten, eine Waffe des Friedens und der Verteidigung, nicht des Angriffes.

Bayern behielt völlig getrennte, Württemberg und Sachsen beschränkte eigene Heeresverwaltung; alle übrigen Bundesstaaten unterstellten ihre Truppen Preußen, wo die großen Helfer des Kaisers rastlos an der Erhaltung der Kriegstüchtigkeit arbeiteten; es war aber dafür gesorgt, daß die Ausbildung und Bewaffnung aller deutschen Truppenteile gleichmäßig werde.

Die junge deutsche Kriegsflotte fand in Prinz Adalbert von Preußen ihren ersten Admiral und in General von Stosch einen tüchtigen Neuordner; nach einem festen Plane wurden Kriegsschiffe gebaut, treffliche Seeoffiziere herangebildet und eine aus allen deutschen Gauen ausgehobene Mannschaft ausgebildet. Bald konnte das Reich auf eine stattliche Kriegsmacht zur See blicken und die Flotte bewährte sich als ein alle Stämme einigendes Band.

Kopfzerbrechen bereitete das Schicksal der gewonnenen Lande Elsaß-Lothringen. Was sollte aus ihnen werden? Heinrich von Treitschke riet, sie Preußen einzuverleiben, weil allein ein Großstaat die innere Kraft besitze, die doch dem alten Vaterlande entfremdeten Lande wieder einzudeutschen; andere rieten eine Teilung zwischen Baden, Bayern und Preußen. Bismarck, dessen Tatsachen-Sinn gewiß die Einverleibung in Preußen für richtig hielt, der aber die Gefühle der übrigen Bundesstaaten durch eine alleinige Vergrößerung Preußens nicht verletzen, andrerseits auch eine Erweiterung Bayerns und Badens vermeiden wollte, schlug vor, was alle deutschen Stämme vereint erworben, dem Reiche als Reichsland anzugliedern. So geschah es, und es kam eine Zwitterbildung zustande, die sich aus Bismarcks Erwägungen wohl rechtfertigen ließ, die aber doch bedauerlich war. Das Reichsland wurde kein Bundesstaat, hatte kein eigenes selbständiges Oberhaupt, keine Volksvertretung; der Kaiser wurde zugleich Herrscher des Landes, dessen Gesetzgebung vom Reichstag besorgt wurde. Nach den ersten Übergangsjahren, wo der treffliche Oberpräsident von Möller zielbewußt die Verwaltung des Landes einrichtete, wurde Feldmarschall von Manteuffel als Statthalter an die Spitze von Elsaß-Lothringen gestellt; er war dem Reichskanzler untergeordnet, hatte aber für die Landesverwaltung ein Ministerium unter sich, das in Verwaltungsfragen von einer Art Volksvertretung, dem Landes-Ausschuß, beaufsichtigt wurde.

Wir werden später über Manteuffels Verwaltung zu berichten haben — jetzt sei festgestellt, daß von Reichswegen alles geschah, um die äußere Zugehörigkeit des Landes zum Reiche zu bekräftigen: es wurden die Festungen ausgebaut, vor allem Metz und Straßburg zu uneinnehmbaren Plätzen ausgestaltet; die Verkehrsmittel wurden erweitert; das wirtschaftliche Leben gehoben und dem geistigen Leben wurde in der neu gegründeten, reich ausgestatteten Kaiser-Wilhelm-Universität ein Mittelpunkt gegeben.

Neben dem Heere, der Flotte und den Reichslanden waren sachlich die Gebiete der Gesetzgebung dem Reiche vorbehalten, die sich der norddeutsche Bund gesichert hatte; nur hatte Bayern sich in den Versailler Verhandlungen weitgehende Ausnahmerechte (sog. Reservatrechte) vorbehalten — neben der eigenen Heeresverwaltung vor allem eigene Post und Telegraphie, während Württemberg sich mit bescheideneren Sonderrechten begnügte.

Die Träger des gemeinsamen politischen Lebens des Reiches wurden der Reichstag und der Bundesrat, beide aus der Verfassung des norddeutschen Bundes übernommen und ausgebildet.

Der Reichstag ist die Vertretung des im Reiche wohnenden Volkes.

und seine Abgeordneten werden auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gewählt; jeder Reichsangehörige, der 25 Jahre alt ist und sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindet, hat Wahlrecht. Die Zahl der Abgeordneten wurde auf 397 festgesetzt.

Mit deutscher Gerechtigkeit wurden auch die undeutschen und deutschfeindlichen Bevölkerungs-Bestandteile mit dem Wahlrechte ausgestattet, wie Polen, Dänen und bald auch die Französslinge Elsaß-Lothringens: man dachte nicht daran, das wichtigste Bürgerrecht dadurch vor Mißbrauch zu bewahren, daß man es Reichsfeinden versagte; so konnte es kommen, daß diese Feinde des Deutschen Reiches durch ihre Vertreter im deutschen Reichstage eine deutschfeindliche Politik treiben können.

Der Bundesrat ist die Vertretung der deutschen Einzelstaaten; er zählt insgesamt 58 Stimmen, von denen Preußen 17, Bayern 6, Sachsen und Württemberg je 4, Baden und Hessen je 3, Braunschweig und Mecklenburg-Schwerin je 2, die andern alle je 1 Stimme haben. Wieder hatte Preußen sich mit einem Stimmrechte begnügt, das seiner tatsächlichen Macht und seinen Leistungen nicht entsprach, aber Bismarck wollte durch so weise Beschränkung zeigen, daß der deutsche Großstaat die Mittel- und Kleinstaaten nicht entrechten wolle; er sicherte Preußen dadurch, daß in allen wichtigsten Fragen gegen seine Stimmen kein Beschluß zustande kommen kann.

Den Vorsitz im Bundesrate führt der Reichskanzler, der einzige Minister des Reiches, in dessen Hände alle Fäden zusammenlaufen; zu seiner Unterstützung ward das Reichskanzler-Amt berufen, dessen Arbeitsgebiet mit dem Anschwellen der Geschäftslast unter „Staatssekretäre" aufgeteilt wurde, nämlich diejenigen des Innern, des Äußeren, der Justiz, der Marine, der Finanzen, der Reichspost und zuletzt für die Kolonien. Doch blieb die Einheit der Reichsleitung nach wie vor dadurch gewahrt, daß diese Staatssekretäre dem Reichskanzler unterstellt wurden und daß er die Verantwortung für die Gesamtpolitik des Reiches zu tragen hat.

An der Spitze des Reiches steht der Kaiser, dessen Amt und Würde dem Hause Hohenzollern erblich, verbunden mit der preußischen Königskrone, übertragen wurde; er ist der Vertreter des Reiches nach außen und innen, der oberste Kriegsherr für Heer und Flotte — für Bayern nur nach erfolgter Kriegserklärung — ; er ist zugleich Landesherr für das Reichsland Elsaß-Lothringen.

Wie im norddeutschen Reichstage kommen Gesetze zustande durch übereinstimmende Beschlüsse des Reichstags und des Bundesrats; die Veröffentlichung erfolgt durch den Kaiser unter Gegenzeichnung des Reichskanzlers. Auf die Gesetzgebung hat der Kaiser als solcher keinen Einfluß.

sondern nur als König von Preußen durch das Recht, die preußischen Stimmen im Bundesrate anzuweisen.

Was vom norddeutschen Bunde gesagt wurde, gilt auch vom Reiche: so verwickelt und schwerfällig die Reichsverfassung in solcher Darstellung erscheint, so glatt und einfach wirkt sie in der Ausübung, wenn ihre Organe — der Kaiser, der Bundesrat, der Reichskanzler, der Reichstag — erfüllt sind von dem Gedanken der Einheit und Zusammengehörigkeit, wenn sie geleitet sind von lebendigem Volks- und Staatsbewußtsein.

Tatsächlich bewährte sie sich unter Kaiser Wilhelms I. und des Fürsten Bismarck Händen glänzend und schnell wurde das Haus ausgebaut, zu dem am 18. Januar 1871 der Grundstein gelegt war.

Des Reiches Ausbau.

„Wir haben Deutschland in den Sattel gesetzt, reiten wird es schon können", so lautete ein hoffnungsvolles Wort Bismarcks aus den Tagen seiner Tätigkeit für die innere Ausgestaltung seines Werkes.

Es konnte reiten, solange ein stetiger, zielbewußter Wille das Roß lenkte.

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik erlebte unser Volk das Wunder, mit einem Schlage zur bedeutungsvollsten Macht erhoben zu sein, nach deren Haltung die Welt sich richtete. Die Reichshauptstadt Berlin wurde der politische Mittelpunkt der Erde.

Meisterhaft verstand es Bismarck, das grollende Frankreich in der Vereinsamung zu erhalten und damit die Gefahr eines Rachekrieges zu beseitigen. Bei Kaiser Alexander II. von Rußland genoß er solches Vertrauen, daß die Politik dieser Großmacht, trotz des Anwachsens der panslawistischen deutschfeindlichen Bewegung dem Reiche gegenüber eine freundliche Haltung bewahrte. Die rücksichtsvolle Behandlung Österreichs nach seiner Niederlage trug ihre Früchte; Graf Beust, der Leiter der auswärtigen Politik der Donaumonarchie, erkannte, daß nach dem Frankfurter Frieden ein feindliches Verhältnis zum Reiche gefährlich sei, und lenkte in andere Bahnen ein; er veranlaßte seinen kaiserlichen Herrn die Hand zur Versöhnung zu bieten, so daß noch im Jahre 1871 eine Zusammenkunft Wilhelms I. und Franz Josefs in Salzburg stattfand.

Nach Beusts Rücktritt hielt sein Nachfolger Graf Andrassy dieselbe Politik ein, und es war ein natürliches Ergebnis der guten Beziehungen des Deutschen Reiches zu Rußland und Österreich-Ungarn, daß im Jahre 1872 bei einem gleichzeitigen Besuche der Herrscher dieser Staaten in Berlin das sog. „Dreikaiserbündnis" zustande kam; das junge Königreich Italien, das infolge der deutschen Siege das von der französischen Besatzung geräumte Rom zur Hauptstadt gewonnen hatte

(20. September 1870), stellte sich freundlich zu diesem Bunde, so daß Frankreich vereinsamt blieb; damit war, da es allein den Kampf nicht wagen konnte, der Friede gesichert.

Als Verwicklungen in den Balkanstaaten einen schweren Krieg zwischen Rußland und der Türkei herbeiführten (1877—1878), in dem die Türkei unterlag, erschien es selbstverständlich, daß der zur Ordnung der Verhältnisse am Balkan einzuberufende Kongreß unter Bismarcks Vorsitz in Berlin tagte.

Das Ergebnis der Verhandlungen war für das siegreiche Rußland ungünstig, — nicht weil das Deutsche Reich ihm seine Erfolge mißgönnt hätte, sondern weil England und Österreich-Ungarn die durch den Frieden von San Stefano geschaffene Vormachtstellung des Zarenreiches nicht dulden mochten; als auf ihren Einspruch Rußland auf den größten Teil seiner Erfolge verzichten mußte, machte die panslawistische Bewegung die deutsche Politik dafür verantwortlich und Kaiser Alexander II. wie sein Kanzler Fürst Gortschakow gaben ihr nach: es fand eine Entfremdung zwischen beiden Nachbarn statt, die bald bedrohliches Aussehen gewann.

Bismarcks Staatskunst erblickte der von Osten drohenden Gefahr gegenüber ein Mittel der Sicherheit in dem Trutz- und Schutzbündnis mit Österreich-Ungarn, das auf Andrassys Vorschlag und seinen Rat gegen das anfängliche Sträuben Kaiser Wilhelms zustande kam (7. Okt. 1879); ihm trat im Jahre 1883 Italien bei, wo der leitende Minister Crispi, seit Cavours Tode der bedeutendste italienische Staatsmann, in dem Anschluß an die beiden Kaisermächte die Bewahrung vor einem Angriffe Frankreichs erblickte.

So kam der Dreibund zustande, der seitdem den Frieden Europas gewährleistet — solange Bismarck im Amte, wirklich eine Bürgschaft der deutschen Machtstellung, seit seiner Entlassung, wie wir sehen werden, von zweifelhaftem Werte, nur durch die Kriegsfurcht der übrigen Großmächte noch von einiger Bedeutung. Aber der Dreibund genügte Bismarck nicht zur Sicherstellung seines Vaterlandes; es gelang ihm das unerhörte Meisterstück, daneben, sobald in Rußland die Regierung sich ernüchtert von den panslawistischen Hetzern abwandte, einen geheimen Vertrag mit dem Zarenreiche zu schließen, den berühmten sog. Rückversicherungsvertrag.

Das Deutsche Reich stand unangreifbar da — das war der Erfolg der unvergleichlichen Staatskunst Bismarcks; mochten in Frankreich lärmende Kundgebungen des Deutschenhasses stattfinden, mochte ein Abenteurer wie General Boulanger das Volk bis unmittelbar zum Kriegsausbruch aufreizen — die deutsche Staatsleitung blieb kaltblütig und ruhig; sie sandte gelegentlich einen der sprichwörtlich gewordenen „kalten Wasser-

strahlen" nach Paris und wußte, wie gut das deutsche Heer zum Kampfe gerüstet sei und daß Frankreich keinen Bundesgenossen finden werde; diese grausamen Tatsachen brachten denn auch immer wieder den westlichen Nachbarn zur Vernunft und der Friede blieb erhalten.

Auf dem Gebiete der inneren Politik bewährte Bismarck die gleiche Meisterschaft, wie auf dem der äußeren. Wie dort, so war auch hier die Persönlichkeit des edlen Kaisers von unschätzbarem Werte, der mit echter Bescheidenheit, sicherem Takte und wahrer Herrschergröße nicht nur die Liebe des gesamtdeutschen Volkes gewann, sondern auch die deutschen Bundesfürsten in wirklicher Verehrung sich verband: er war das anerkannte Haupt der Fürsten, von dem sie wußten, daß er nie ihren Rechten zu nahe treten werde.

So kam es, daß die Bundesstaaten unter dem Eindrucke der wahren Freundschaft ihrer Oberhäupter sich schnell und gern im Reiche einlebten und stolz an dem Ruhme des jungen Kaiserstaates teilnahmen. Mit unendlichem Fleiße, niemals ermüdend, mit sicherm staatsmännischem Blicke aufs Wesentliche gehend, die Rechte der Einzelstaaten und ihrer Fürsten achtend, besorgte Bismarck den Ausbau des Reiches.

Die Rechtseinheit wurde eingeleitet durch die Schaffung des Strafgesetzbuches, die allgemeine Einführung des Handelsgesetzbuches, durch das Gesetz über den Erwerb und Verlust der Reichsangehörigkeit: durch letzteres wurde ein Reichsbürgerrecht geschaffen, das allerdings nur mangelhafte Sicherheit gegen den Verlust der Reichsangehörigkeit gewährte.

Es folgten die wichtigen Reichsjustizgesetze, durch die einheitliches Zivil- und Straf-Prozeß-, sowie Konkursrecht geschaffen wurde; ein Gesetzbuch für das gesamte bürgerliche Recht wurde vorbereitet.

Das wirtschaftliche Leben konnte sich in ungeahnter Weise entfalten; wir wissen, das Reichsgebiet bildete auch früher schon seit dem Ausbau des Zollvereins ein Zollgebiet, aber die Sicherheit der politischen Verhältnisse erleichterte und begünstigte jetzt die wirtschaftliche Entwicklung dem Auslande gegenüber.

Als sich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre ein Not bringender Stillstand und Umschwung des wirtschaftlichen Lebens bemerkbar machte, vollzog Bismarck entschlossen den Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll und wurde damit der Urheber eines Aufschwungs, wie er in der Geschichte noch nicht vorgekommen ist.

Die trefflich arbeitende Post- und Telegraphen-Verwaltung, die in Heinrich von Stephan ein schöpferisches Haupt gefunden hatte, förderte die wirtschaftliche Entwicklung und machte das Reich zu einer jeden Tag dankbar empfundenen Verkehrs-Einheit.

Eine ungeheure Arbeitsleistung, die der Reichskanzler und seine Mitarbeiter vollbrachten — vollbrachten trotz schwerster Hindernisse.

Hemmungen.

Wir wollen den anfänglichen Widerstand der preußischen Altkonservativen gegen Bismarcks innere Politik nicht zu hoch anschlagen, so schmerzlich er auch dem aus den Reihen dieser Partei hervorgegangenen Kanzler war — dauernden Schaden haben dem Reiche bereitet: die kurzsichtige Bismarck-Feindschaft der Fortschrittspartei unter Eugen Richters Führung, die ultramontane Bewegung unter Windthorst, die in dem Zentrum ihre parlamentarische Vertretung fand, und endlich die internationale Sozialdemokratie, die in gleicher Weise staats- und gesellschaftsfeindlich ist.

Die Deutschen hatten das Reich — in ihm den deutschen Staat: aber es war wieder einmal, als solle dem im Kriege glänzend bewährten Volke der Weg in eine größere Zukunft erschwert werden. Weite Kreise des Volkes stellten sich bald nach der Reichsgründung abseits vom Reiche, ja feindlich zu ihm, und es ist ein unverjährbares Verdienst des gemäßigt liberalen, gebildeten deutschen Bürgertums, wie es in der nationalliberalen Partei vertreten war, daß es, von manchen Irrungen und Schwankungen abgesehen, doch dem großen Reichsgründer Gefolgschaft leistete und ihm den Ausbau seines Werkes ermöglichte.

Von Bismarcks Feinden war die Fortschrittspartei an sich am wenigsten gefährlich; sie bestand aus ehrenhaften, aber in ihren Parteilehren befangenen Männern, denen die Volksrechte in der Reichsverfassung nicht ausgedehnt genug schienen und die unbedingte Gegner des Schutzzolles waren; ihr Führer Richter war ein hochbegabter, aber den Wirklichkeiten des Staates fremder Mann, der zudem für Bismarcks Größe kein Verständnis hatte und ihn mit wahrem Hasse verfolgte — ein Gefühl, das Bismarck redlich vergalt. Von Bedeutung wurde diese Partei dadurch, daß sie mit Zentrum und Sozialdemokratie vereinigt, zeitweise die Zahl der hemmenden Volksvertreter in die Mehrheit brachte und eine nationale Politik unmöglich machte.

* * *

Die ultramontane Partei setzte sich die Wahrung der Rechte der katholischen Kirche und der religiösen Rechte ihrer Angehörigen zum Ziele, die sie durch das Ausscheiden Österreichs und angesichts der evangelischen Mehrheit im Deutschen Reiche gefährdet glaubte; ihr Name weist „über die Berge“ — ultra montes — d. h. nach Rom. Damit ist von vornherein die Gefahr einer solchen Parteibildung gekennzeichnet, die ihre Maßnahmen nicht nach dem so oder so beurteilten Nutzen des Volkes trifft,

sondern nach dem Bedarfe einer außerhalb des eigenen Volkes stehenden Macht, wie es das Papsttum und nach dem einer Gemeinschaft, wie es die katholische Kirche ist.

Dies Einsetzen einer deutschen Partei für fremde, undeutsche Zwecke zeigte sich sofort bei ihrer Begründung: wir wissen, daß Rom und der Kirchenstaat infolge der deutschen Siege über Frankreich an Italien gefallen waren; damit war die weltliche Herrschaft des Papstes vernichtet. Das Zentrum forderte nun die Wiederherstellung des Kirchenstaates und die Befreiung des Papstes und der Kirche aus den Banden des italienischen Staates. Das hätte den Bruch, ja den Krieg auf Tod und Leben mit dem neuen Königreich Italien bedeutet und wäre eine Fortsetzung der unseligen deutschen Politik des Mittelalters gewesen, die ihre Ziele in Italien suchte, statt das eigene Haus in der Heimat zu bestellen; um das Unnatürliche solcher Forderung noch klarer zu machen, sei darauf verwiesen, daß das Zentrum ein solches Verlangen an das Reich stellte, dessen Bewohner überwiegend evangelisch waren — und daß es solches in einem Augenblicke tat, wo der Papst durch die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils dem Staate und den Ketzern unerbittlichen Kampf angekündigt hatte. Es gehörte an sich die ganze Weltverlorenheit von Deutschen dazu, eine Partei auf solcher Grundlage ins Leben zu rufen, und es war ein trauriger Beweis für die mangelhafte politische Erziehung unseres Volkes, für seine Unklarheit, für die Unfähigkeit zu politischer Erfassung der Dinge, daß eine solche Partei so massenhaften Zulauf fand, daß sie schon im ersten Reichstage mehr als 60 Abgeordnete zählte.

Das Unglück wollte es, daß das Zentrum in dem früheren hannöverischen Minister Windthorst einen Führer von staatsmännischer Begabung, von politischer Erfahrung und von Verschlagenheit fand, der sich als Vertreter der abgesetzten hannöverischen Königsfamilie fühlte und seine Partei unausgesprochen in den Dienst der welfischen Sache stellte.

Das Unglück wollte es weiter, daß Windthorst in den katholischen Polen die geborenen Bundesgenossen des Zentrums sah, wobei der katholische Glaube die Verbindung lieferte, und daß seine Partei Maßnahmen des preußischen Staates gegen die staatsfeindlichen Machenschaften des Polentums als Angriffe gegen die katholische Kirche hinstellte; dies war um so verhängnisvoller, als der katholische Klerus der Provinz Posen der Träger des Hasses und der Feindschaft gegen Preußen war.

Diese Zusammenhänge führten einen schlimmen, schweren Kampf zwischen Staat und Kirche herauf: Bismarck sah sich veranlaßt der polnischen Geistlichkeit wegen ihrer politischen Umtriebe entgegenzutreten — dagegen behauptete diese der Wahrheit zuwider, sie werde um ihres katholischen Glaubens willen verfolgt; das Zentrum, als Hort der katholischen

Kirche nahm sich der Polen an; Bismarck erblickte nun in der Kirche ganz allgemein den politischen Feind des preußischen Staates und des Reichs — und der Streit entbrannte auf der ganzen Linie. Kein Zweifel, daß Bismarck sich in der Leidenschaft des Kampfes in seinen Mitteln vergriffen hat und daß sein Kultusminister Falk, ohne Verständnis für die Macht und den Einfluß der Kirche, durch „bürokratische" Quälereien der Geistlichkeit das Mitgefühl der Gläubigen wachrief und dem Zentrum neuen Zulauf brachte. Aber die Gerechtigkeit zwingt zu der Feststellung: der Reichskanzler verteidigte die Ansprüche seines Volkes und Staates gegen die Polen — das Zentrum, das sich für den Kirchenstaat und für die Welfen eingesetzt hatte, brachte es infolge einer unwahrhaftigen Verquickung zwischen kirchlichen und politischen Dingen fertig, die Forderungen des deutsch-feindlichen Polentums zu vertreten.

Kann hier die Frage sein, wer sittlich und politisch im Rechte war?

Der Streit zwischen Staat und Kirche, unter dem schiefen Namen „Kulturkampf" gekennzeichnet, vergiftete das politische Leben im jungen Reiche; er entfremdete zahllose Katholiken, denen es an politischem Urteil fehlte, vor allem also die Massen, dem Staate und verstärkte das Zentrum zu einer Partei von etwa 100 Abgeordneten. Wir können die Einzelheiten dieses für die Gestaltung des politischen Lebens unendlich wichtigen Kampfes nicht verfolgen und begnügen uns mit der Feststellung, daß Bismarck einzulenken begann, als er die geistige Unnahbarkeit der Zentrumswähler erkannte; er trat in unmittelbare Verhandlungen zum päpstlichen Stuhle und gab nach und nach eines seiner Kampfgesetze nach dem andern preis; in der Hauptsache blieb nur das Verbot des Jesuiten-Ordens und des Mißbrauchs der Kanzel zu politischen Zwecken bestehen.

So gelang es ihm, zum Frieden mit dem Papste zu kommen — das Zentrum aber war päpstlicher als der Papst und suchte und fand stets neue Beschwerden wegen angeblicher Unterdrückung oder ungleicher Behandlung der Kirche und katholischer Gläubigen: so erhielt es seine Bewegung im Zuge.

Die dauernde Folge des Kulturkampfes ist — das bleibt ein übles Zeichen für die politische Reife des deutschen Volkes — die Machtstellung des Zentrums, das trotz alles Entgegenkommens des Staates die Massen unter dem Schlagwort des bedrohten katholischen Glaubens bei seinen Fahnen erhielt.

Für jeden, der das Wohl seines Volkes zum Maßstabe der Beurteilung einer Partei nimmt, ist es klar, daß das Zentrum ein Fremdkörper im deutschen Volke ist.

* * *

Eine schlimmere Gefahr erwuchs dem jungen Reiche in der sog. sozialistischen Bewegung.

Ihr Ursprung weist auf Frankreich zurück, wo weltfremde Menschheitsbeglücker in der Abschaffung des Eigentums und in der Gütererzeugung der Gesamtheit für die Gesamtheit, in der unbedingten Gleichheit aller das Heil und die Erlösung der Welt suchten; eine solche Lehre verwarf den Staat und erkannte die trennenden Schranken der Völker nicht an; sie wollte nur etwas wissen von der Menschheit als dem Inbegriff gleichberechtigter und gleichverpflichteter Einzelpersonen.

Das bedeutete den Kampf gegen den Staat, gegen die Monarchie, gegen das Einzeleigentum und alle bestehende Ordnung; die Lehre war umstürzlerisch.

Sie blieb ungefährlich, so lange sie nur in den Köpfen Einzelner lebte, wurde aber staatsgefährlich, sobald sie von den Massen aufgenommen war. Dies geschah in Frankreich und später auf deutschem Boden unter der Einwirkung der Umgestaltung aller wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Industrie und das Großkapital.

Die Erfindung der Dampfmaschine brachte eine Umwälzung in der Gütererzeugung hervor, die sich um so schärfer zeigte, je vollkommener neue Erfindungen die Maschinen herstellten; der Kleinbetrieb des Handwerkers trat zurück gegen die Massenerzeugung in Fabriken, die man als „Industrie“ bezeichnet.

Es ist klar, daß zahllose kleine selbständige Meister vernichtet wurden — es ist klar, daß der Massenbetrieb der Fabriken schnelleres Ansammeln von Reichtümern ermöglichte, die mindestens zum Teil wieder zum weiteren Ausbau der Industrie verwendet wurden.

Es ist auch klar, daß die fabrikmäßige Massenerzeugung Menschenmassen nötig hatte, die sich an den Mittelpunkten der Industrie ansammelten und die angewiesen waren auf den Arbeitslohn aus der Fabrik. Eine weitere Folge der Massenerzeugung waren wirtschaftliche „Krisen“, d. h. es konnte vorkommen und kam häufig vor, daß die erzeugten Güter so massenhaft waren, daß sie das Bedürfnis oder die Kaufkraft des in- oder ausländischen Marktes überstiegen; dann ruhte der Betrieb, die weitere Erzeugung wurde eingestellt, die Fabriken standen still, und ihre Arbeiter waren erwerblos. Das hieß für sie, da sie auch besitzlos waren, sie waren brotlos.

So schuf die Industrie ein Heer von Arbeitern, die allen Gefahren und Wechselfällen der Wirtschaftslage ausgesetzt waren, auf deren Gestaltung sie keinen Einfluß hatten, die aus der Hand in den Mund lebten und die mit Ingrimm sahen, wie ihre Arbeitgeber schnell Reichtümer erwarben: es entstand das sog. „Proletariat“.

Es ist begreiflich, daß dies Heer von Besitzlosen die Grausamkeit seiner Lage bitter empfand; es ist auch verständlich, daß es den Staat und die Gesellschaft, die sich nicht um es kümmerten, für seine Not verantwortlich machte und daß der Übergang von der Unzufriedenheit zu Umsturzbestrebungen bald vollzogen war.

In diesen Massen des Fabrikproletariats fanden die Lehren des menschenbeglückenden Sozialismus Eingang und wurden um so begeisterter aufgenommen, je mehr die großkapitalistische und industrielle Entwicklung fortschritt.

Sie mußten bei den Massen um so gefährlicher wirken, als ihre geistige Ausbildung ihnen nicht erlaubte zu erkennen, daß solche Lehren Wahngedanken waren. In der geschilderten Weise ging die Bewegung zuerst in Frankreich vor sich und griff dann auf Deutschland über, wo sie mit dem Wachsen der Industrie auch wuchs. Hier waren es zwei Männer jüdischer Abstammung, die sich zu Führern aufwarfen: Karl Marx und Ferdinand Lassalle. Auf die Verschiedenheit ihrer Forderungen können wir hier nicht eingehen, zumal da sie durch die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie überholt sind. Ende der sechziger Jahre erstanden in Wilhelm Liebknecht und August Bebel entschlossene und fähige Vorkämpfer, die den „Zukunftsstaat" auf ihre Fahne schrieben; das Eigentum sollte beseitigt, die Gütererzeugung vergesellschaftlicht werden: die stehenden Heere sollten abgeschafft und durch Volksheere ersetzt werden; jeder Zwanzigjährige sollte wahlberechtigt sein und alle Ämter, soweit sie nötig waren, sollten mit Gewählten besetzt werden, endlich sollte das Volk selbst durch Volksabstimmung das Recht der Gesetzgebung ausüben.

Damit war das Proletariat, „der vierte Stand" im Deutschen Reiche erwacht und betrat die politische Bühne; unter dem Einfluß einer verhetzenden, rohen und gewissenlosen Presse und wüster Massenversammlungen nahmen seine Anhänger rasch an Zahl zu und das Wachsen der „sozialdemokratischen Partei" wurde begünstigt durch die schlimmen Auswüchse der sog. „Gründerzeit", die unser Volk nach dem großen Kriege über sich ergehen lassen mußte. Es war wie eine schreckliche, sittliche Erkrankung des Volkskörpers und der Volksseele, wie ein Taumel der Gewinnsucht, ein schamloser Tanz ums „goldne Kalb".

Die französische Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franken war natürlich nicht in der Reichskasse geblieben, sie war verausgabt worden und brachte Geld unter die Leute, zu viel auf einmal. Das konnte unser bisher an enge Verhältnisse gewöhntes Volk nicht vertragen; das Geld verlor an Wert, es lag auf der Straße; weite Kreise verloren gegenüber dem Streben nach raschem mühelosem Erwerb allen sittlichen Halt.

Aktiengesellschaften schossen aus der Erde, „Gründungen“ der bedenklichsten Art fanden statt, selbst Träger alter, adeliger Namen und hohe Beamte ließen sich zu ihrer Förderung mißbrauchen oder erniedrigten sich dazu, die Schlepper für gewissenlose „Spekulanten“ abzugeben. Dem unerhörten, verwegenen Treiben folgte ein übler Zusammenbruch, der „Krach“, in dem Unsummen verloren wurden; die Börse hatte ihre glänzenden Zeiten und verdiente sich den Namen des „Giftbaumes“.

Solange aber die Gründungen zu blühen schienen, flog das Geld auch dem Proletariat in die Hand; es gewöhnte sich daran, über die Verhältnisse zu leben; es wurde durch den reichen Verdienst anmaßend und übermütig — als der Krach kam und die Quellen des reichen Erwerbes versiegten, dachte man nicht der eignen Verschwendung, sondern sah nur die unehrlich reich Gewordenen und Gebliebenen: der Groll wuchs, der Neid und der Haß gegen den Besitz, die blinde Wut gegen den Staat.

Jeder Ehrliche muß erröten, denkt er solcher Zeiten, wo — wenige Jahre nach der reinen Erhebung des französischen Krieges — ein großer Teil der Deutschen der verächtlichsten aller ungezähmten Begierden verfiel: der arbeitscheuen Gewinnsucht.

In solcher Stickluft konnte die Sozialdemokratie gedeihen; ihr Auftreten wurde offen umstürzlerisch; der Wahnwitz frechster Maulhelden feierte Triumphe. Hier konnte und durfte ein um Volk und Staat besorgter Staatsmann nicht länger zusehen: schon war Bismarck entschlossen, gegen diese Schwarmgeister vorzugehen, als zwei schändliche Mordanfälle gegen Kaiser Wilhelm allen Guten die Augen öffneten. So weit war es gekommen, daß das durch edelstes Heldentum geheiligte Haupt des greisen Herrschers das Ziel ruchloser Buben wurde. War denn die Zeit aus ihren Fugen! Ein Schrei der Empörung und Entrüstung durchzitterte das Volk und Bismarck setzte es, nachdem der Reichstag aufgelöst worden war, durch, daß strenge Maßregeln gegen den Umsturz ergriffen wurden, das sog. „Sozialistengesetz“. So war es dem Staate möglich, die offene Aufreizung zu erschweren — im Geheimen aber wirkten die Volksvergifter weiter.

Edler hat nie ein Herrscher auf ruchlose Freveltat geantwortet, als Kaiser Wilhelm, von Bismarck beraten. Sie ließen sich nicht in eine dem Proletariat feindliche Stimmung hineintreiben — nein: was berechtigt war an den Beschwerden der Sozialdemokratie, sollte beseitigt oder erleichtert werden.

Kaiser Wilhelms milder Sinn verstand die Nöte eines so unsicheren Daseins, wie es vor allem die Fabrikarbeiter zu führen hatten; Bismarck hatte für ihre Lage immer volles Verständnis gehabt und hat das be-

rühmte Wort vom „Recht auf Arbeit" geprägt. Er erkannte auch, daß gewissenlose Arbeitgeber die Arbeitskraft ihrer Angestellten ausbeuteten, und daß ein Schutz dagegen nicht nur für den einzelnen davon betroffenen Arbeiter und seine Familie, sondern auch gegen jeden die Volksgesundheit gefährdenden Mißbrauch nötig sei.

So gingen beide daran, der Gesetzgebung die Aufgabe zu stellen, das Los der Besitzlosen zu erleichtern; die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 kündigte die vorbildlich gewordene Sozialpolitik des Deutschen Reiches an. Nach und nach entstanden die Gesetze über die Kranken-, die Unfall-, die Alters- und Invaliditätsversicherung, die den Besitzlosen und seine Familie vor dem Schlimmsten behüten sollten. Ein großes Werk — segensreich, freilich nicht frei von Mängeln, aber eine Kulturtat im edelsten Sinne.

Sie belastete die Industrie mit großen Opfern und erwies ihren Arbeitern Wohltaten fast ohne Gegenleistung — eines aber hat sie nicht vermocht: die verblendeten Massen zum Staat, zur bürgerlichen Gesellschaft zurückzuführen.

Neben diesen Versicherungsgesetzen sorgte die Gewerbe-Ordnung durch den Ausbau ihrer Schutzbestimmungen dafür, daß eine Ausbeutung der Arbeiter durch habgierige Unternehmer unmöglich gemacht werde.

Innere Gefahren.

Der „doktrinäre" Freisinn, das ultramontane Zentrum, die internationale Sozialdemokratie — diese Schädlinge des Deutschen Reiches entstammen dem Boden des deutschen Volkes; als sei es an ihnen nicht genug, erstanden uns noch zwei weitere Gefahren aus fremdem, auf dem Reichsboden ansässigem Volkstum: die Polen- und die Juden-Gefahr.

Wir wissen, der Wiener Friede hatte Preußen endgültig das Gebiet der Provinz Posen gegeben. So hatte es zu der polnischen Bevölkerung Westpreußens auch noch diejenige des jetzt wiedererworbenen Posen dazu erhalten, und mußte sehen, wie es mit diesen volksfremden Bestandteilen fertig werde. Mit allem Eifer hatte der Staat sich an die Hebung des Landes und seiner gedrückten Bevölkerung gemacht. Staatlicher Unterricht, staatliche Unterstützung, deutsches Geld, deutsches Beispiel hoben das Volk zu menschenwürdigem Dasein — aber der Lohn war derselbe, wie wir ihn bei der Erörterung der Nationalitätenfrage in Österreich kennen lernen werden: unüberwindlicher Haß gegen alles Deutsche.

Die politische Führung lag in den Händen des Adels und der katholischen Geistlichkeit: beider mehr oder minder offen bekanntes Ziel war die Losreißung Posens von Preußen und die Wiederherstellung

eines selbständigen Polenreiches. Der unter den Wohltaten der preußischen Herrschaft herangebildete Mittelstand in Stadt und Land folgte ihnen ebenso unbedingt, wie die Bauern und Arbeiter. Wir wissen, die preußische Verfassung und die des Reiches hatten unter der Einwirkung des demokratisch-liberalen Gedankens des gleichen Rechtes aller Staatsbürger den Polen dieselben politischen Rechte verliehen, wie den Deutschen; diese verfassungsmäßig verbürgten Rechte wurden in unerhörter Weise mißbraucht, um den verhetzenden Kampf gegen das Deutschtum zu führen; man war nicht auf den doch eigentlich selbstverständlichen Einfall gekommen, daß politische Rechte nur haben soll, wer den Staat erhalten will, und daß es Selbstmord für den Staat ist, wenn er seine Feinde durch Verleihung mit solchen Rechten in den Stand setzt, ihn zu untergraben.

In der Zeit der Herrschaft des im sittlichen und politischen Sinne gleichgefährlichen Gleichheitsgedankens durfte Bismarck nicht wagen, den Polen ihre Rechte zu entziehen; er suchte dem Übel in anderer Weise beizukommen: einmal verbot er den Zuzug von Polen aus Rußland und Galizien und wies bereits Eingewanderte in Massen aus; sodann suchte er die deutsche Stellung dadurch zu verstärken, daß er die bäuerliche Ansiedlung durch das Ansiedlungsgesetz von 1886 in die Wege leitete. Diese bescheidenen Schutzmaßnahmen konnte er nur unter größtem Widerstande durchsetzen: denn das allzu gerechte deutsche Volk erblickte in solchen Ausnahme-Gesetzen ein Unrecht, einen Verstoß gegen die Gleichberechtigung der Polen.

Gegenüber dem festen völkischen Zusammenhalt der Polen genügten diese Maßregeln nicht; das Polentum machte weitere Fortschritte und der deutsche Mittelstand wirtschaftete rückwärts, da er von den Polen geschäftlich gemieden wurde. Andrerseits wanderten die polnischen Ersparnisse, besonders die der in Rheinland-Westfalen beschäftigten polnischen Industrie-Arbeiter in reichem Maße auf national geleitete Kassen und Banken, die damit Land aus deutscher Hand kauften und polnisch besiedelten. So geschah das Gefährlichste: in steigendem Maße kam Grund und Boden in polnische Hände, und ihr Besitz entscheidet am letzten Ende über das Schicksal eines Landes.

Es war kein Zweifel: in der preußischen Ostmark herrschte ein kaum verschleierter Kriegszustand, der die Sicherheit des Staates gefährdete.

Bismarck war entschlossen, den Polen mit schärferen Mitteln entgegenzutreten — aber seine Entlassung brachte einen völligen Umschlag der Politik auf diesem Gebiete.

* * *

Den Juden hatten auf deutschem Boden zum Teil die Ereignisse nach der französischen Revolution, wie die des Jahres 1848 die volle bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung gebracht, die dann noch der norddeutsche Bund und das Reich bestätigten.

Auch hier waren Volk und Staat dem Gleichheitsgedanken erlegen; sie sahen in den Juden bisher Unterdrückte, Andersgläubige — — nicht Volks- und Rassenfremde; sie beachteten auch nicht die Lehren der Geschichte in Bezug auf die Unfähigkeit der Angehörigen dieses Volkes, restlos in seinen Gastvölkern aufzugehen.

Seit den Tagen Lessings, der die sog. „Judenemanzipation" d. h. Befreiung dichterisch mit „Nathan dem Weisen" eingeleitet hatte, galt es als selbstverständlich für den gebildeten deutschen Mittelstand, den Juden zu gleichem Rechte zu verhelfen. Die Neigung hierzu wurde dadurch verstärkt, daß begabte jüdische Schriftsteller in den Verfassungskämpfen nach dem Wiener Kongreß ihre Federn in den Dienst der liberalen Bestrebungen stellten, sodaß das deutsche Bürgertum wertvolle Bundesgenossen in ihnen sah.

Die Gefährlichkeit dieser Bundesgenossen wurde nur von wenigen erkannt, die den zersetzenden Einfluß eines Börne und Heine durchschauten — die Masse war harmlos, und wie sie sich für die Polen begeistert hatte, setzte sie sich für die Juden ein.

Es ist gewiß, daß sittlich und geistig hochstehende jüdische Familien das Vertrauen rechtfertigten, daß sie deutsch werden wollten und könnten — aber galt dasselbe von dem Großteil ihrer Stammesgenossen? Es bleibe dahin gestellt, ob sie alle befähigt und gewillt gewesen wären, ein Gleiches zu tun und ob die verhältnismäßig geringe Zahl der Juden, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf deutschem Boden lebte, hätte eingedeutscht werden können — die weitere Entwicklung spricht dagegen. Aber gewiß war es ein verhängnisvoller Fehler, nicht mit der Verleihung der Bürgerrechte an die vorhandenen Juden die Grenzen zu schließen und die Einwanderung neuer Massen aus dem sittlich, wirtschaftlich und kulturell tiefstehenden Osten zu verhindern. Das war ein Unrecht gegen unser Volk, ein Unrecht schließlich auch gegen die in Deutschland wohnenden Juden.

So kam es, daß aus Rußland und Galizien Scharen von Juden einströmten, die weder sittlich noch kulturell so hoch standen, daß sie Gleichberechtigung beanspruchen konnten. Sie wurden ohne Widerstand eingelassen und genossen sofort die Freiheiten, die die Deutschen in jahrhundertelanger Entwicklung sich hatten erkämpfen müssen; sie beuteten diese Freiheiten aus, indem sie dem Drange ihrer Rasse folgend sich in das Erwerbsleben stürzten und, den Deutschen hierin überlegen, rasch

Erfolge erzielten. Diese Zuwanderung hinderte die länger Ansässigen daran, im deutschen Volke aufzugehen, zu verschwinden; sie erinnerte immer von neuem an das Vorhandensein eines gesondert und trotzig unter den Völkern dastehenden jüdischen Volkes; sie wirkte durch ihre Massen auf das Selbstgefühl und die Zusammengehörigkeit der Juden und gab dem deutschen Gastvolke einen Zuwachs, den es nicht verarbeiten konnte. Einmal im Besitze von Rechten, wählten die Juden mit der zielbewußten äußerlichen Anpassungsfähigkeit, die ein innerliches Fremdbleiben nicht verhinderte, neben dem Handel die freien Berufe der Schriftsteller, Ärzte und Anwälte und kamen als Führer der liberalen Bewegung zu Ansehen und Einfluß.

Ihre den Gelderwerb erleichternde Geistesrichtung verführte Unzählige von ihnen, ohne Rücksicht auf die Mittel den Erwerb zu suchen: ein Netz von Wucherern breitete sich über unserem Lande aus, das den Bauern, den Handwerker, — jeden Geldbedürftigen ausplünderte.

Der Widerstand gegen das Judentum ging denn auch von hier aus: zuerst im Osten und in Berlin, später in Kur- und Oberhessen entstand eine judengegnerische Bewegung „der Antisemitismus"; die zum Teil rohen Ausbrüche der Volkswut gegen das ausbeuterische Judentum stießen die Gebildeten im deutschen Volke ab und verhinderten die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Abwehr gegen die Judengefahr. Dabei kam den Juden zu statten, daß alles, was liberal war, judenfreundlich dachte, daß ein großer Teil der Presse in ihren Händen war, daß sie schon getauft oder ungetauft in Ämter und Würden eingedrungen waren und ihren Einfluß gegen den Antisemitismus geltend machten.

Von Berlin aber ging neben dem aus wirtschaftlichen Gründen erwachsenen, roh und wüst vorgehenden Antisemitismus eine ernste wohlberechtigte Bewegung aus, die auf die sittliche Gefährdung des deutschen Volkes, seines Geistes, seiner Weltanschauung, seiner Begriffe von Recht, Unrecht, Ehre und Tugend hinwies. Sie stellte sich auf den Rassenstandpunkt, d. h. sie zeigte, daß die Juden — ohne ihre Schuld — als Glieder der semitischen Rasse andere Anschauungen haben, als die arisch-germanischen Deutschen; daß diese anderen Anschauungen über die wichtigsten sittlichen Begriffe ihnen im Daseinskampfe den Deutschen gegenüber Vorteile gewähren und daß der Deutsche, wenn er nicht unterliegen will, Gefahr läuft jüdisches Verfahren anzuwenden — sittlich-geistig zu verjuden.

Ist diese Gefahr — so sagten die Führer dieser Bewegung — auf geschäftlich-wirtschaftlichem Gebiete sehr schlimm und kann sie dazu führen, unser ganzes wirtschaftliches Leben zu untergraben, so ist noch viel verderblicher der Einfluß der Juden auf dem geistigen Gebiete, wo der innere Wert des Deutschtums auf dem Spiele steht.

Die Juden hatten den größten Teil der liberalen Presse und die sozialistische ganz in ihrer Hand, jedenfalls in ihrer Botmäßigkeit; viele Theaterleitungen waren ihnen untertan; in der Politik drängten sie sich vor und hatten besonders verstanden, sich in den Gemeindeverwaltungen Macht zu verschaffen. So übten sie auf das öffentliche Leben eine Vormundschaft aus, die unerträglich war: jeder Angriff gegen das Judentum wurde unterdrückt — an die Öffentlichkeit brachten diese Presse, diese Theater nur, was ihnen behagte. Der zersetzende Geist des Judentums konnte sich durch zahllose Zeitungen und durch die Bühne, in Büchern und öffentlichen Versammlungen ausbreiten und er übertrug seine schlechten [illegible] auf unser Volk.

Die Sozialdemokratie wäre ganz gewiß ohne ihre jüdischen Führer, ohne ihre Zusammenhänge mit dem Judentum und seinen Geldmitteln nie so schnell groß geworden. Die Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht, Ehrbarkeit und Betrug, wie sie in der Gründerzeit hervorgetreten waren, wäre nie so traurig und entwürdigend geworden, wenn das Gift des jüdischen Geistes nicht seine Wirkungen schon getan hätte.

Es ist ein Verdienst, das die Berliner Bewegung sich unter der Führung des Hofpredigers Stöcker erworben hat, daß sie auf die sittlichen Gefahren des Judentums zuerst hingewiesen hat, und es ist eine Ruhmestat erwachter deutscher Gewissen, daß Männer wie Eugen Dühring, Paul de Lagarde und Heinrich von Treitschke mit dem ganzen Gewicht ihrer reinen Persönlichkeiten gegen das Judentum auftraten.

Die judengegnerische Bewegung kam politisch dadurch zum Ausdruck, daß einige antisemitische Abgeordnete in den Reichstag gewählt wurden.

Die letzten Regierungsjahre Wilhelms I.

Drei Feinde gefährlichster Art waren dem jungen deutschen Reiche gleichzeitig erstanden, alle drei internationaler Art: der Ultramontanismus, die Sozialdemokratie und das Judentum — denn auch es war international, da es nicht daran dachte, ehrlich im deutschen Volke aufzugehen, sondern die Zusammenhänge über die Grenzen der Staaten hinaus aufrecht erhielt und sich als das bewußt fühlte und betrug, was es wirklich ist: ein besonderes Volk, eine eigene Rasse.

Solche Gegner bedeuteten schwere Hemmung für die Entwicklung des Reiches in nationaler Richtung. Die ganze Kraft des Fürsten Bismarck, soweit sie nicht von der auswärtigen Politik in Anspruch genommen war, wurde im Kampfe mit dem Zentrum und der Sozialdemokratie verbraucht, und dann, als die wirtschaftliche Krisis eine Änderung der deutschen Wirtschaftspolitik verlangte, im Kampfe um die Schutzzölle.

Es ist begreiflich, daß der große Schöpfer des Reiches, der zuerst an die äußere Sicherstellung seines Werkes dachte, nicht dazu kam, die sittlichen Gefahren zu bekämpfen — er hat sie vielleicht, ganz in Anspruch genommen von jenen Aufgaben, nicht bemerkt oder in seinem deutschen Selbstbewußtsein unterschätzt.

Es gibt den Maßstab für die unerschöpfliche Kraft seiner Staatskunst, daß er trotz aller Hemmungen das Reich politisch vorwärts brachte, ja einen kühnen Schritt, zögernd allerdings und anfangs fast halb widerwillig, auf neuer Bahn tun konnte: die Einleitung und Begründung einer deutschen überseeischen Kolonialpolitik. Ende der siebziger Jahre hatte er vergebens den Reichstag zu bewegen versucht, Geldmittel für koloniale Zwecke zu bewilligen. Als aber der unternehmende Bremer Großkaufmann Lüderitz sich an der Südwestküste Afrikas Land erworben hatte, da stellte der Reichskanzler dessen Niederlassung Angra Pequena unter den Schutz des Reiches (24. April 1884). Noch im selben Jahre ergriff der Afrikaforscher Nachtigal im Auftrag des Reiches Besitz von Togo und Kamerun, während Karl Peters und Graf Joachim Pfeil in Mittel-Ostafrika weite Gebiete an der Küste und „Interessensphären" nach dem Innern erwarben; etwas später wurden in der Südsee der Nordosten von Neu-Guinea, die Marschall- und die Bismarck-Inseln besetzt.

Damit war das Reich Kolonialmacht geworden, aus Europa herausgewachsen und vor neue Aufgaben gestellt. Die erste Prüfung brachte ein schwerer Araber-Aufstand in Ostafrika, den Hermann von Wißmann in glänzendem Feldzug niederwarf (1889—1890).

Das deutsche Volk, das im Mittelalter Großes in der Besiedlung des Ostens vollbracht hatte, das Millionen seiner Kinder als Auswanderer für die Besiedlung fremdvölkischer Neuländer hergegeben hatte, mochte nun beweisen, ob es noch die Kraft besitze, für sich Neuland zu erschließen; soweit das Reich dabei in Betracht kam, tat Bismarck den notwendigen Schritt, daß er alle Besitzungen, die zunächst Erwerbungen von Einzelnen und Handelsgesellschaften waren, die Reichsschutz genossen, gegen Abfindung der Berechtigten in den Besitz des Reiches brachte und seiner Verwaltung unterstellte.

Geschah hier ein Schritt, der neuen Erwerb brachte, so war das Reich mit seinen Maßnahmen in Elsaß-Lothringen unfruchtbar.

* * *

Mit Eifer war der Statthalter Feldmarschall von Manteuffel an seine Arbeit gegangen — leider weder mit Glück noch mit Geschick, sodaß alle Mühe der altdeutschen Beamten um die innere Wiedergewinnung des Landes und seiner Bewohner verloren war; er hatte sich vorgenommen, die Bewohner des Reichslandes um jeden Preis zu „versöhnen" —

als ob nicht hätte verlangt werden müssen, daß sie sich in die neue Ordnung fügen.

Um dieser Absicht willen entwürdigte er sich und seine Stellung vielfach; er selbst sprach mit Vorliebe französisch; in seinem Hause wurde mit Elsaß-Lothringern nur, selbst mit Altdeutschen überwiegend französisch verkehrt. Ein folgenschwerer Fehler: denn in dem kerndeutschen Elsaß hatte bis jetzt nur eine dünne Schicht sich zur französischen Sprache bekannt, die jetzt vom Statthalter, dem Vertreter des Kaisers begünstigt, schnelle Fortschritte machte, war doch ihr Übergewicht durch das Verhalten des Statthalters anerkannt worden.

Daneben schmeichelte Manteuffel in verwerflicher Weise der deutschfeindlichen, katholischen Geistlichkeit und erlebte manche peinliche Zurückweisung; gleich unpolitisch kam er den sog. „Notabeln“ entgegen und verlieh diesem gleichfalls welschgesinnten Kreise durch seine Nachgiebigkeit erhöhte Bedeutung.

Die Politik der Versöhnung war in Wahrheit eine solche der Schwäche und erreichte das Gegenteil des Gewollten: das Reichsland wurde nicht innerlich gewonnen, — die Bevölkerung wurde immer feindlicher und die Reichstagswahlen ergaben überwältigende Mehrheiten für die „Protestler“, d. h. die dem Reiche ablehnend Gegenüberstehenden. So scheiterte Manteuffel kläglich mit seiner Politik.

Ein Unglück für die weitere Entwicklung, daß Bismarck den Dingen in Elsaß-Lothringen zu ferne stand, auch viel zu sehr anderweitig in Anspruch genommen war, als daß er hätte eingreifen können; so vollzog sich Manteuffels unselige Wirksamkeit ungehemmt, und sie ist in ihren Folgen noch heute nicht wieder gut gemacht.

Hier ist auch die Stelle, der sog. „Welfenfrage“ zu gedenken. In Kurhessen und Nassau hatten sich die infolge des Prager Friedens entthronten Herrscherhäuser in ihr Schicksal ergeben und die Bevölkerungen fanden sich um so schneller in den neuen Zustand, als ihnen der Anschluß an ein großes Staatswesen mannigfache Vorteile brachte; ähnlich ging es mit dem einverleibten Schleswig-Holstein, wo nur die Dänen der Grenzbezirke in Feindschaft gegen Preußen blieben.

In Hannover dagegen erstand eine Partei, die die Entthronung des welfischen Königshauses und die Einverleibung des Landes in Preußen als sittliches und politisches Unrecht verkündete und die Wiederherstellung des alten Zustandes in allem Ernste verlangte; dieselbe Forderung stellte der gewesene König Georg und nach seinem Tode sein Sohn, der Herzog von Cumberland: sie verwerfen den Prager Frieden und erkennen die Einverleibung Hannovers nicht an. Beide, das Haus der Welfen, wie die Welfenpartei, dachten und denken nicht daran, daß der Krieg

Recht schafft zwischen Staaten und daß Hannover durch die Tatsache der Eroberung an Hohenzollern und Preußen gefallen ist.

Angesichts so klarer Rechts- und Sachlage ist es schwer verständlich, daß eine so schlechte Sache überhaupt Anhänger fand — noch schwerer aber, daß sie solche noch über 40 Jahre nach dem Prager Frieden findet.

Bismarck hatte zunächst dem Welfenhause das in Hannover verbliebene Vermögen im Werte von 48 Millionen Mark überlassen; als König Georg in seiner staatsfeindlichen Haltung beharrte, wurde dies Vermögen beschlagnahmt und seine Zinsen wurden „zur Bekämpfung welfischer Umtriebe" verwendet (sog. Welfenfonds).

Eine neue Seite erhielt die Welfenfrage durch den 1884 erfolgten Tod des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, des letzten Welfen in diesem Lande, auf das die hannöverischen Welfen nach Erbrecht Anspruch hatten. Da sie aber noch immer den Prager Frieden nicht anerkannt hatten, ist es klar, daß Preußen das feindliche Geschlecht nicht zum Throne zulassen konnte; einstimmiger Beschluß des Bundesrats erkannte dies an.

Statt entweder durch Einverleibung in Preußen oder Wahl eines neuen Herrschers oder Erklärung zum Reichslande eine endgültige Regelung vorzunehmen, wurde eine vorläufige beliebt, indem Prinz Albrecht von Preußen zum Regenten gewählt wurde.

So ist eine Welfenfrage in Braunschweig entstanden, indem die Anhänger dieses Hauses den Thron Braunschweigs unter allen Umständen für die Welfen fordern, obwohl jene bis heute nicht den durch den Prager Frieden geschaffenen Zustand anerkannt haben, also eigentlich mit Preußen noch im Kriege leben.

* * *

Als Lenker der preußischen Politik leitete Bismarck im Anfang der achtziger Jahre ein Unternehmen ein, das von größter Bedeutung wurde: die Verstaatlichung des wichtigsten Verkehrsmittels, der Eisenbahnen.

Seine von dem immer bewährten staatsmännischen Weitblick zeugende Absicht ging dahin, das Reich in seinem Geldbedürfnis dadurch zu sichern, daß ihm die Hoheit und Verwaltung über alle im Reichsgebiet vorhandenen Eisenbahnen gegen Abfindung der bisherigen Eigentümer übertragen werden sollte; die sicherlich dauernd wachsenden Einnahmen dieser „Reichseisenbahnen" sollten dann das Rückgrat der Geldwirtschaft des Reichs abgeben.

Leider scheiterte dieser große Plan an dem kurzsichtigen Widerspruch der Einzelstaaten, die darin eine Beeinträchtigung ihrer Hoheitsrechte erblickten; aus Rücksicht auf sie ließ Bismarck seine Absicht fallen, da er jeden Anschein von Zwang vermeiden wollte, und beschränkte sich darauf

in Preußen durch den tatkräftigen und sachkundigen Minister Maybach die Verstaatlichung durchführen zu lassen — zum bleibenden Segen für die preußische Staatswirtschaft.

* * *

Wir haben gesehen, das Schicksal machte es dem jungen Reiche nicht leicht und legte ihm schwere Hemmungen in den Weg: da war es eine besondere Gunst, daß neben dem gewaltigen Staatsmanne nicht nur der große Schlachtenmeister Moltke seinem Volke erhalten blieb, sondern daß der zur Verkörperung der Volkseinheit gewordene Kaiser höchstes Alter erreichte und bis zu seinem Lebensende unermüdlich für die Festigung des gemeinsamen Werkes wirken konnte. Sein Dasein allein war eine Macht: der mit weltgeschichtlichen Erfolgen begnadete Greis zog alle deutschen Stämme an sich und wurde so recht eine Quelle gesamt-deutschen Stolzes. Stets sachlich, stets der Sache dienend und sich unterordnend, prunklos und schlicht, bescheiden und fromm, blieb er von so unerhörtem Ruhme unversucht; ein echter Herrscher, wie Bismarck mit liebevoller Bewunderung sagte „jeder Zoll ein König" — aber ein König im Sinne des alten Fritz: der erste Diener seines Staates.

Mochten seine Ansichten von denen seines großen Beraters abweichen, stets gab er besseren Gründen nach, nie pochte er auf Königs-Willen oder -Weisheit. So erlebte das Volk die reine Freude, den edeln Fürsten in engster Freundschaft, in neidlosem Zusammenwirken mit Bismarck und Moltke bis ans Ende seiner Tage zu sehen — und alle, die ihr Herz nicht verhärtet hatten gegen die Hoheit solcher Erscheinung, erhoben ihre Seelen und konnten den Gedanken nicht fassen, daß solch ein Leben einmal enden müsse.

Und diesem edelsten Manne blieb im höchsten Alter tiefster Schmerz nicht erspart: die schwere Krankheit seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Am 9. März 1888 entschlief Wilhelm der Siegreiche, fast 91 Jahre alt — betrauert von allen Guten im Volke, von keinem aber mehr, als von dem Manne, der ihn am besten gekannt, der sein Wesen am tiefsten erfaßt hatte: von Otto von Bismarck.

Wilhelm II.

Todkrank kehrte Kaiser Friedrich III. aus dem Süden in die Heimat zurück, um die Herrschaft anzutreten. Ein schmerzvoller Gegensatz, höchstes Unglück so unvermittelt unerhörtem Glücke folgen zu sehen — furchtbar für den todgeweihten Mann, der der Held zweier Kriege

gewesen war, und der jetzt im vollen Bewußtsein seines nahen Endes das Erbe seines Vaters antrat.

Am 15. Juni hatte der Dulder ausgelitten und es folgte ihm sein ältester Sohn als Kaiser Wilhelm II.

Der junge Herrscher schloß sich enge an Bismarck an und gab ihm unzweideutige Beweise seines Vertrauens, so daß es schien, als werde der bewährte Berater des Hauses Hohenzollern aus seinem Amte nur scheiden, wenn sein eigner Wunsch oder der Tod es so füge. Und es war not, daß der Kanzler im Amte blieb, denn der neunundzwanzigjährige Kaiser war den Staatsgeschäften fremd und erst infolge der schweren Krankheit seines Vaters in der letzten Regierungszeit Wilhelms I. dazu herangezogen worden; ihm fehlten der Überblick und die Einzelkenntnisse, und es wurde als Glück empfunden, daß er mit offenbarer Wärme dem Kanzler begegnete. Laut pries er dessen Verdienste und sprach die Hoffnung aus, daß ihm der unentbehrliche Berater noch lange erhalten bleibe — aber der Umschwung bereitete sich vor und wurde am 20. März 1890 mit schlimmer Schärfe vollzogen: Fürst Bismarck wurde aus seinen Ämtern entlassen.

Was war geschehen? Was hatte dies für unmöglich gehaltene Ereignis herbeigeführt? War Bismarck müde geworden?

Der Atem der Welt stockte — wer Verständnis für die Wertung der Geschehnisse hatte, fühlte, daß hier etwas Weltgeschichtliches sich zugetragen hatte, und fragte sich bange, ob nicht ein weltgeschichtliches Unrecht begangen worden sei.

Man sagt, es sei kaum möglich, die Geschichte einer eben erst vergangenen Gegenwart zu schreiben, und ganz unmöglich, eine noch lebende, noch wirkende Persönlichkeit geschichtlich zu werten.

Die Zeit und die Menschen nach Kaiser Wilhelms I. Tode lehren uns das Gegenteil — wer trotzdem ein geschichtliches Urteil nicht abgeben will, dem fehlt entweder der Mut dazu oder die Fähigkeit, nach unbestreitbaren Geschehnissen sich ein Bild der handelnden Menschen, ihres Charakters, ihrer Beweggründe, ihrer Lebensauffassung zu machen; wir brauchen nicht abzuwarten, bis die Geheimnisse der Archive enthüllt werden; denn das, was jeder miterlebt und sieht, der sehen kann und will, ist kein Geheimnis: die Tatsachen sprechen, die Menschen stehen vor uns, wir sehen ihre Handlungen und sehen die Folgen.

So haben wir das Recht — und wenn wirklich die Geschichte die beste Lehrmeisterin ist: die Pflicht, auch der Schilderung der jüngsten Vergangenheit nicht aus dem Wege zu gehen.

In ihrem Mittelpunkte steht Kaiser Wilhelm II., alles dreht sich um

ihn — wir können sonach nicht anders, als den Mann zu betrachten, der zum Träger der deutschen Geschicke bestimmt war.

Der Kaiser besitzt zweifellos geistige Fähigkeiten besonderer Art, die ihn auf allzu vielen Gebieten heimisch erscheinen lassen — aber es fehlt die Vertiefung, die durch wirkliche Gedankenarbeit errungene Beherrschung des Gegenstandes, und die vorhandenen Fähigkeiten, weder gezügelt durch eignes Urteil, noch durch fremdes, verführen zu oberflächlicher Betrachtung und Behandlung der Dinge.

Diese Anlage wurde durch die Schmeichelei, Unterwürfigkeit, geheuchelte Bewunderung und mangelnde Wahrheitsliebe seiner Umgebung soweit gesteigert, daß der Kaiser auf jedem Gebiete sich Meister fühlte: er war Feldherr und Staatsmann, Künstler und Kunstrichter, Redner und Prediger, Techniker und Geschichtskenner; er wollte die Einzelheiten der inneren und äußeren Politik überschauen, wie diejenigen in Heer und Flotte bestimmen. Seine Bewunderer ließen ihn merken, daß er ein Genie sei, und verführten ihn zu einem Selbstbewußtsein, das keinen Widerspruch zuließ. „Einer sei König" hieß ihm: einer weiß alles und kann alles — also soll nur geschehen, was er will.

Sittliche Reinheit und ein lauteres Familienleben hinderten nicht, daß unlautere Menschen sein Vertrauen gewannen und seine Umgebung vergifteten. Mangel an Menschenkenntnis verschuldete dies — Mangel an Menschenkenntnis führte ihn in der Wahl seiner politischen Berater zu schweren Mißgriffen.

So sicher war der Herrscher durch die erheuchelte Bewunderung der Höflinge, durch das Ausbleiben ernsten Widerstandes seiner Berater, durch den charakterlosen Jubel der Massen gemacht, daß er in das Gefühl der Unfehlbarkeit sich hineingelebt hatte.

Bald gelingt es falschen Freunden, sich an ihn heranzudrängen und das Verhältnis zu Bismarck zu untergraben. Die Veranlagung des Kaisers kam ihnen zu Hilfe; sein Drang, überall wirken, überall Erfolge sehen zu wollen, selbst den Anstoß zu geben, selbst zu regieren. Es ist klar, daß Bismarck, erfüllt von echtem Pflichtgefühl und gewöhnt an die Sachlichkeit Kaiser Wilhelms I., den Anfängen der Selbstherrlichkeit des jungen Herrschers entgegentreten mußte und daß sein ruhiges Urteil die Betätigung des Unerfahrenen auf vielen, ihm ganz fremden Gebieten nicht billigen konnte. So waren die Gegensätze gegeben — und sie wurden verschärft von Zwischenträgern.

Wir können die Entwicklung nicht im einzelnen verfolgen, auch nicht die Fragen der äußeren und inneren Politik schildern, die zu Zusammenstößen führten — das Ergebnis war, daß der Kaiser sich durch Bismarck beengt fühlte, seiner überdrüssig ward.

Es ist gewiß, daß Bismarck im Bewußtsein seiner Stellung, seiner Verdienste, als erst einmal der Gegensatz sich gezeigt hatte, entschieden, vielleicht schroff dem jungen Kaiser entgegentrat — aber durfte ein Hohenzoller den Mann, der sein Haus zu dem glänzendsten der Erde erhoben, aus dem Amte stoßen, selbst wenn er in der Form gefehlt hätte?

Durfte der politisch unerfahrene junge Herrscher sich dem Greise von Welterfahrung und Weisheit an Urteil überlegen glauben?

Durfte der Enkel, der sich immer als Verehrer seines Großvaters gab, den treuesten Diener Wilhelms I. verbannen?

Drei Fragen sittlicher und politischer Bedeutung — jeder Aufrichtige mußte sie verneinen, als Bismarck ungnädig entlassen wurde; die Geschichte hat sie verneint.

Damals — nach dem 20. März 1890 — beruhigte sich die deutsche Öffentlichkeit bald mit dem Troste, ein starker Wille habe einem stärkeren weichen müssen; ja, als der Kaiser versicherte, der Kurs bleibe der alte, kehrte bald das Vertrauen wieder; die Gegner Bismarcks waren von einem Alp befreit — und das politisch ungeschulte deutsche Volk ergab sich in die Tatsachen.

Nur ein enger Kreis, der die Bedeutung der Trennung des Kaisers vom Kanzler richtig erfaßte: daß es sich nicht um die Personen handele, sondern um die Art zu regieren; die ahnten, daß eine Zeit unpolitischen, persönlichen Regiments kommen werde; und die sich um Bismarck scharten, nicht allein weil sie ihn liebten, weil sie ihm die Treue nicht brechen wollten — sondern weil er der Träger einer deutschen Volks-Politik war, während nun eine unsachliche Personen-Politik eingeleitet wurde.

Wir haben üble Zeichen der politischen Unreife unseres Volkes kennen gelernt — das übelste war, daß es sich in die Entlassung Bismarcks mit Gleichmut schickte, und daß die Volksvertretung schwieg. Die hohe Beamtenschaft, der Reichstag, die Presse, die dem Kaiser zujubelnden Volksmassen — sie alle taten, als sei Selbstverständliches geschehen und wurden mit schuld, daß eine Zeit des Rückgangs anbrach. Dem Willen des Kaisers gegenüber verstummte jeder Widerspruch, als wäre dem deutschen Volke als Gesamtheit und den Einzelnen der Charakter verdorben worden. Der Kaiser hörte und sah nur Zustimmung und wurde immer mehr hineingetrieben in das Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit; schlimm haben seine verantwortlichen Berater an ihm gefehlt, schlimm die Presse, schlimm die Volksvertreter — alle aber haben schwer am deutschen Volke gesündigt.

Nur einer stand aufrecht von den Hochgestellten im Volke, er außer Amt, Bismarck selbst; und mit ihm ließ die kleine Schar seiner Getreuen die warnende Stimme ertönen.

Im Sachsenwalde zu Friedrichsruh saß der Gebannte und verfolgte

mit Sorge, was der Kaiser tat oder in seinem Auftrage General von Caprivi, der neue Reichskanzler; sobald er erkannte, daß die Maßnahmen des neuen Kurses das Reich gefährden mußten, warnte er — er mußte es öffentlich tun durch die Hamburger Nachrichten, weil ihn keiner der neuen Männer um Rat fragte, keiner ihn hören wollte. Die Mahnungen des Großen aus seinem Schatze politischer Weisheit hatten die Folge, daß er ohne Scheu in Acht und Bann getan wurde; Caprivi verschmähte nicht, unedle Mittel gegen ihn anzuwenden — alles, was Wert legte auf die Gunst des Kaisers und der Regierung, mied ihn, wie einen Geächteten.

Aber dies Treiben trug sein Gegenmittel in sich: es weckte den gesunden Sinn in weitesten Volkskreisen, zuerst im lebhafteren Süden des Reiches, dann auch im Norden und Osten. Und nun geschah etwas Erhebendes: in Scharen wallten die Getreuen zu ihm, wo er weilte, und ein Sturm der lautersten Begeisterung brauste ihm entgegen, wo er sich zeigte. Er durfte stolz das Haupt recken — denn er wußte es, daß alles ihm galt, dem Manne, dem Menschen. In wunderbaren Reden sprach er zu seinem Volke, voll Weisheit und Würde, voll Sorge und doch voll Vertrauen; in Kissingen und Jena, in Friedrichsruh, München und Dresden, wo immer es war, erschien er als getreuer Eckart des deutschen Volkes, und wuchs über sich selbst hinaus zu der unerreichbaren sittlichen Höhe des wahrhaftigen und furchtlosen Verteidigers seines Heldenwerkes.

Wer ihn sah in jenen Tagen, mit dem mächtigen Haupte, dem flammenden Blick, im schlichten schwarzen Rocke, den Schlapphut in der Hand, der mußte das unvergeßliche Gefühl haben, *daß hier ein Mensch zum lebendigen Denkmal seiner eigenen Größe geworden sei.*

Von den Warnungen Bismarcks verstanden die Regierungen so wenig, wie von dem Jubel seiner Getreuen: er galt ihnen als unzufriedener Ehrsüchtiger, der wieder ins Amt wollte — jene schienen urteilslose, von falschem Gefühl Mißleitete.

Mehrfach freilich machte der Kaiser den Versuch, sich Bismarck wieder zu nähern — aber nach der schroffen Entlassung des Großen war ein *innerlicher* Ausgleich für alle Zeit unmöglich.

Am 30. Juli 1898 schloß Bismarck die Augen für immer, von allen Deutschbewußten betrauert wie ein Vater, und fand nach seinem Willen seine Ruhe unter den Eichen des Sachsenwaldes. Bezeichnend für das Wesen dieses Einzigen die Worte, die er für sein Grabmal vorschrieb; schlicht nannte er sich einen „treuen deutschen Diener Kaiser Wilhelms I."

Seinem Volke hinterließ er als wertvolles Vermächtnis seine „Gedanken und Erinnerungen", ein Buch von unvergänglichem Werte.



Bismarck. Von Franz Lenbach.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

Bismarcks Nachfolger im Kanzleramt.

Die notwendige Folge der Entlassung Bismarcks, wie der Kaiser sie meinte und wollte, war, daß nicht nur seine staatsmännische Weisheit ungenutzt blieb, sondern auch, daß das gewaltige Gewicht seiner Persönlichkeit im Auslande zum Nachteil der deutschen Politik außer Betracht kam.

Nun mochte der Kaiser zeigen, was er konnte, nun seine politischen Gehilfen, ob sie ihrer Aufgabe gewachsen. Wir nennen von ihnen nur die drei, die als Reichskanzler berufen wurden, mit ihrem Namen die kaiserliche Politik verantwortlich zu decken: denn die Politik machte der Kaiser.

Der erste Nachfolger Bismarcks war Leo von Caprivi, ein brauchbarer Soldat, wohl zu verwenden an zweiter Stelle; als Politiker ohne jede Vorbereitung und Vorbildung; in den Fragen der inneren Politik ohne eigenes Urteil, in denen der äußeren harmlos und hilflos. Als General übernahm er das schwere Amt auf Befehl seines obersten Kriegsherrn, widerwillig und im Bewußtsein der Unzulänglichkeit — den Befehlen des Kaisers ordnete er bei der Amtsführung seine eigene Ansicht unter und vergaß die eigene Verantwortlichkeit über einer engen Auffassung soldatischer Unterordnung.

Wenn in großen Dingen ein Vergleich mit kleinen erlaubt ist, darf man sagen: er führte die Geschäfte des Reiches wie ein Feldwebel diejenigen seiner Kompagnie nach des Hauptmanns Befehlen.

Am 29. Oktober 1894 wurde Caprivi in Ungnaden entlassen — eine traurige Erscheinung der Mann, der seinem Kaiser seinen Namen vor der Geschichte zum Opfer gebracht hat, und der nun ohne Dank in die Vergessenheit gestoßen wurde.

Am selben Tage wurde Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst zum Reichskanzler ernannt, ein müder Greis von 75 Jahren, ohne eigenen Willen, ohne eigene Ziele. Einst ein Vorkämpfer des nationalen Gedankens in seiner bayrischen Heimat, dann unter Bismarck ein brauchbarer Botschafter in Paris, hatte er schon als Statthalter der Reichslande, wo er des unseligen Manteuffel Nachfolger war, Festigkeit vermissen lassen und war ohne Erfolg geblieben; von da wurde er an die leitende Stelle nach Berlin berufen. Wie er seine Amtsführung einschätzte, ergibt sich aus seinem Worte: „man wird mir ein Denkmal setzen für das, was ich verhindert habe". Auch ein Reichskanzler, der nur verhindern will — und wie viel hat er nicht verhindern können!

Unter Hohenlohes schlaffer Geschäftsführung konnte die Einbuße, die das Kanzleramt durch Caprivi erlitten, nicht wieder wettgemacht werden;

am 18. Oktober 1900 verließ er seine Stelle, in die der Bevorzugte des Kaisers, der bisherige Staatssekretär Bernhard von Bülow berufen wurde.

Eines gelang dem im besten Mannesalter Stehenden schnell: sich eine persönliche Stellung, persönliches Ansehen zu verschaffen, sowohl dem Kaiser gegenüber, wie bei der Volksvertretung. Ein Mann von nicht tiefer, aber zur Verwendung bereiter Bildung, welterfahren und klug, sicher und gewandt, eigensüchtig und kalt — ein Redner von Vollendung — zweifellos der Mehrzahl der hohen Beamten geistig ebenso sehr überlegen, wie den Volksvertretern. Dies geistige Übergewicht konnte aber nicht nutzbar gemacht werden zu dauernder Wirkung im Dienste des Reiches und für das Reich, weil es dem neuen Kanzler an Erkenntnis und Zielen fehlte. Er wagte kein Wort ernsten Widerspruchs gegen den Kaiser, sondern spielerisch wohlredend suchte er ihn von Gefährlichem abzubringen; aus demselben Grunde verstand er sich dazu, schädliche Handlungen des Kaisers, die er nicht verhindern konnte, harmlos umzudeuten und einzurenken.

Ein bedeutendes diplomatisches Talent — kein Staatsmann im Dienste des Volkes; ein Mann von Geist — aber ohne tieferes Verantwortlichkeitsgefühl —; ein Meister im ministeriellen und parlamentarischen Ränkespiel — kein Meisterer der großen Fragen der Zeit; alles in allem, kein berufener Vertrauensmann eines großen Volkes. —

* * *

Wir haben den Personen, die das Reich lenken sollten, mehr Raum geschenkt, als die Anlage dieses Buches an sich erlaubt, weil ihr Tun und Unterlassen von schicksalschwerer Bedeutung ist und weil das Schicksal des gesamten deutschen Volkes abhängt von dem des Reiches.

Nun wollen wir in gedrängter Kürze feststellen, welche Erfolge die neuen Männer zu verzeichnen haben. Jede politische Arbeit verlangt Ruhe, Stetigkeit, Zielbewußtsein und Sachkenntnis — das ist so selbstverständlich, daß es töricht klingt; die auswärtige Politik hat aber diese Eigenschaften erst recht zur Voraussetzung; der neue Kurs trieb seine Politik ohne sie und erreichte in kurzer Zeit, daß das Reich aus seiner entscheidenden Machtstellung verdrängt wurde und schließlich tatsächlich ganz vereinsamt dastand.

Caprivi erneuerte den Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht und trieb es dadurch und durch seine polenfreundliche Politik in die Arme Frankreichs, das auf diese Weise aus der Vereinsamung erlöst wurde: es entstand der Zweibund, der das Reich von Westen und Osten umklammern konnte.

Der Kaiser selbst lenkte, als in Südafrika der Engländer Jameson einen verbrecherischen Einfall in das Gebiet der Transvaalrepublik wagte, durch eine Drahtung an deren Präsidenten Krüger den Haß der Engländer auf sich und das Reich, nachdem die Stimmung der Engländer schon längst gegen alles Deutsche höchst gespannt war, weil der wirtschaftliche Wettbewerb und der Ausbau der deutschen Flotte ihnen als wirtschaftliche und politische Gefahr erschienen. Als nun in England wegen dieser Handlung ein Sturm der Wut gegen den Kaiser losbrach, lenkte er ein und suchte zu versöhnen. Seit jener Zeit — der zweiten Hälfte der 90er Jahre — sind die Beziehungen zwischen dem Reiche und England nicht mehr zur Ruhe gekommen und lähmen unsere gesamte äußere Politik. Alles Entgegenkommen des Kaisers, alle Willenlosigkeit der Regierung, alle Versöhnungsversuche amtlicher und nichtamtlicher Kreise sind vergebens: die Engländer sehen in uns ihren schlimmsten Feind. Sie verstanden es meisterhaft, die Fehler der deutschen Politik auszunutzen und fanden in König Eduard VII. einen Lenker ihrer auswärtigen Politik, der neben der genauen Kenntnis des Charakters seines Neffen, des deutschen Kaisers, über Kaltblütigkeit, Verschlagenheit und Geschäftsklugheit verfügt. Sie verbinden sich Frankreich zu einer bundesähnlichen Freundschaft, nachdem sie es noch 1898 in seinen kolonialpolitischen Bestrebungen am Nil gedemütigt hatten.

Sie setzen sich mit Rußland über die asiatischen Gegensätze gütlich auseinander, nachdem sie Japan auf es gehetzt und ihm durch diese junge emporstrebende Macht eine schwere Niederlage hatten bereiten lassen. (1904—1905.)

Sie bereiten ein vertrautes Verhältnis mit Italien, dem Genossen des Deutschen Reiches im Dreibunde, vor und begünstigen die Freundschaft Italiens mit Frankreich. Im fernsten Osten haben sie das Bündnis mit Japan, das in gleicher Weise gegen Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wie gegen Rußland, verwendet werden kann.

England wurde zum Herren der Weltlage, konnte es werden durch die Fehler der deutschen Politik — konnte es werden, ohne daß seine Lenker große Staatsmänner gewesen wären; das politische Mittelmaß seiner Diplomaten genügte, um die zerfahrene, schwankende Politik des Reiches schachmatt zu setzen.

Als die gänzlich verfehlte deutsche Marokko-Politik zur sog. Konferenz von Algesiras führte (Anfang 1906), stand das Reich allein, verlassen von seinem Bundesgenossen Italien, nur lau unterstützt von Österreich. Das Endergebnis der Außenpolitik ist die Vereinsamung, die bestehen bleibt, trotz der scheinbaren Aufrechterhaltung des Dreibundes:

denn Italien ist entschlossen, sich vom Dreibunde loszusagen, sobald der Ernstfall eintritt und hat das in Algesiras gezeigt; und in Österreich-Ungarn beruht das Bündnis auf den zwei Augen Kaiser Franz Josefs, während alle Slawen es wütend bekämpfen.

Ein Trost, daß diese Verschiebung der Machtverhältnisse und des weltpolitischen Einflusses nur scheinbar ist. Unsere tatsächliche Macht ist geblieben, vielleicht gewachsen; sie wird die Lage wieder zurechtrücken, sobald in Berlin Erkenntnis und Wille sich zeigen, sobald Klarheit und Stetigkeit dort einziehen.

* * *

Unsere Kolonialpolitik zeigt dieselben Mängel, wie die auswärtige; sie begann nach Bismarcks Entlassung damit, daß Caprivi die deutschen Ansprüche auf Witu, Uganda und Sansibar gegen die kleine Insel Helgoland an England abtrat; sie führte zu einem unerquicklichen „Assessoren-Regiment“, das schlimme sittliche Schäden aufwies; sie behandelte die Eingeborenen falsch und hatte Aufstände zur Folge, die teures Blut und unendliches Geld kosteten, wie dies besonders in der langwierigen Eingeborenen-Erhebung in Deutsch-Südwestafrika der Fall war (1904—1906); sie verhinderte die rechtzeitige militärische und wirtschaftliche Erschließung der Besitzungen, weil sie aus Angst vor dem Reichstag Sparsamkeit am falschen Orte anwandte. War es gelungen, tüchtige Männer draußen als Statthalter zu haben, so wurden sie nicht lange ertragen und mußten weichen, ehe sie Dauerndes leisten konnten.

Hier trat eine Wendung erst ein, als das Zentrum seine Machtstellung — von der wir nachher reden müssen — mißbrauchte und als die koloniale Verwaltung in dem bisherigen Bankdirektor Dernburg einen geschäftstüchtigen, tatkräftigen Leiter erhielt (Herbst 1906); seine Tätigkeit wurde auf wichtigen Gebieten mit Recht beanstandet, doch bleibt ihm das Verdienst, die Erschließung der Kolonien durch großzügige Bahnbauten wesentlich gefördert zu haben.

Eine Mehrung des deutschen Kolonialbesitzes fand statt durch den Erwerb der Marianen und Karolinen in der Südsee, die das Reich von Spanien nach dessen unglücklichem Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1899 um den Preis von 15 Millionen Mark kaufte, und durch die Pachtung des Gebietes von Kiautschau, das China im Jahre 1897 nach seiner japanischen Niederlage abtrat.

Beide Erwerbe hatten das Glück, sofort in gute Verwaltung zu kommen; doch sei nicht verschwiegen, daß Kiautschau bei der völlig zum Nachteil für Deutschland veränderten Weltlage ein Besitz von höchst unsicherem Werte ist.

Hier soll auch der Feldzug in China Erwähnung finden, der durch die Ermordung des deutschen Gesandten von Ketteler (1900) verursacht

war; er kostete uns unendliche Opfer, brachte aber keinen dauernden Gewinn; dagegen bot er dem Heere und der Flotte Gelegenheit, sich zu bewähren.

* * *

Die innere Politik des neuen Kurses unterlag denselben Schwankungen, wie die äußere; auch sie entbehrte der Stetigkeit und des zielbewußten Willens, und führte schließlich zu einer Beeinträchtigung der Geltung des Reichsoberhauptes.

Die Polenfrage wurde im schroffsten Gegensatze zu Bismarcks Auffassung durch Entgegenkommen zu lösen versucht, und ein polnischer Unversöhnlicher gelangte in der Person Stablewskis auf den erzbischöflichen Stuhl von Posen-Gnesen; polnische Adelige fanden vertrauten Zutritt zum Kaiser. Und das Ergebnis: eine Steigerung der polnischen Anmaßungen, eine Neubelebung ihrer Hoffnungen, eine Verschärfung der Gegensätze zum Deutschtum. Dazu kam, daß die polnische Bewegung nach Oberschlesien übergriff und die dortigen Polen zur Auflehnung gegen den Staat brachte, und daß die Führer des aufsässigen preußischen Polentums im steten Einverständnis mit denen Galiziens und Russisch-Polens handelten. Wenn der preußische Staat sich nicht aufgeben wollte, durfte er dem mutwillig geweckten Treiben die Zügel nicht weiter schießen lassen; es mußten strenge Maßregeln zur Eindämmung der polnischen Bestrebungen getroffen werden, die wiederum im schärfsten Gegensatze zu der kaiserlichen Politik der Versöhnung standen.

Kein Wunder, daß die polnische Feindschaft gegen den preußischen Staat und das Deutschtum dadurch nur vertieft wurde.

Als man Gegenmaßregeln ergriff, geschah es nur mit mangelnder Entschlossenheit, und nur auf wirtschaftlichem Gebiete; erst die unaufhaltsamen Fortschritte der polnischen Bewegung, besonders das fortgesetzte Anwachsen des polnischen Grundbesitzes, zwangen den Reichskanzler dazu unter dem Drucke einer von völkischen Vereinen beeinflußten öffentlichen Meinung anfangs 1908 durch Beschränkungen im Erwerb von Grund und Boden einen wichtigen Schritt in der Abwehr zu tun. Das so geschaffene Enteignungsgesetz bleibt aber ganz wirkungslos, solange die preußische Regierung sich nicht entschließen kann es den Polen gegenüber anzuwenden. Bisher ist der polnische Anteil am Grundbesitze stetig gewachsen.

* * *

Versöhnung war auch das Schlagwort, das den Dänen in Nordschleswig zugerufen wurde; mit demselben Erfolg wie in Posen. Und als die Lage unhaltbar geworden, mußte der Oberpräsident von Köller mit doppelter Strenge Ruhe stiften; kaum war die Ruhe da, so wurde

wieder Milde gezeigt und heute tritt das unversöhnliche Dänentum dem Staate Preußen und den Deutschen mit offener Feindschaft entgegen.

In Elsaß-Lothringen vermieden die Nachfolger des Feldmarschalls Manteuffel, die Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst und Hermann von Hohenlohe-Langenburg als Statthalter zwar die Fehler ihres Vorgängers, aber es gelang ihnen doch nicht, die deutsche Sache recht vorwärts zu bringen. Kein Zweifel, die Bevölkerung wandte sich langsam, aber je länger je mehr innerlich von Frankreich ab, wozu die günstige wirtschaftliche Lage des Landes, der mächtige Aufschwung und die Fortschritte auf den mannigfaltigsten Gebieten, die der Anschluß ans Reich gebracht hatte, das ihre beitrugen. Aber die Abkehr von den Franzosen bedeutete nicht das Aufgehen im Deutschtum; es entstand vielmehr unter dem Schlagwort „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern" eine Bewegung, die sich hochmütig ablehnend zeigte gegen die Altdeutschen, die sich besser dünkte als sie und den unhaltbaren Begriff eines besonderen elsaß-lothringischen Volkstums aufstellte. Ihr Streben geht dahin, dem Reichslande die Rechte eines selbständigen Bundesstaates zu erwerben und dann eine innere Entwicklung nach ihrem Sinne, ihren Sonderwünschen herbeizuführen, die ganz gewiß nicht reichsfreundlich sein würde. Bedenklich ist, daß trotz der Abkehr von Frankreich die Zahl der französisch Redenden zugenommen hat — ein Beweis dafür, daß die Sprache als Mittel der Trennung dem Reichs-Deutschtum gegenüber bewußt verwandt wird; bedenklich weiter, daß die Regierung sich bislang nicht auf die deutschfreundlichen Kreise der eingesessenen Bevölkerung gestützt hat oder gute Beziehungen zu ihnen suchte, sondern sich auf die sog. „Notabeln" verläßt, die kleine Oberschicht des Bürgertums, die durch Besitz und Stellung Einfluß hat, die aber nach Erziehung und Gesinnung französisch, jedenfalls nicht deutschfreundlich ist.

Dadurch daß die Regierung den Notabeln ihre Gunst erweist und sie mit größter Nachsicht behandelt, stärkt sie deren Einfluß nach unten und verhilft einem an sich mächtigen Gegner zu weiterer Macht.

Es ist klar, daß sich unter solchen Verhältnissen eine wirkliche Annäherung ans Reich nicht vollzogen hat und es bleibt besonders bedauerlich, daß ein Mann, wie Matthias von Köller, der in Nordschleswig den dänischen Übermut zu bändigen verstand, im Reichslande als Staatssekretär völlig versagte: er ließ den Ansprüchen der Notabeln und der katholischen Geistlichkeit freien Spielraum.

Erfreulich ist, daß aus dem alt-elsässischen Deutschtume selbst der Widerstand gegen die Französelei und die Sonderbestrebungen erwachsen ist; tüchtige Männer aus diesen Kreisen haben den Kampf gegen die

Verwelschung ihrer Heimat aufgenommen. Die Regierung zeigte aber kein Verständnis für die Lage — ja sie setzte die Verleihung einer Verfassung an das Reichsland durch, die dem Deutschtum politisch und sprachlich gleich gefährlich ist.

Die Absicht zu versöhnen, leitete auch die Politik in der Welfenfrage. Caprivi gab bald nach seinem Amtsantritte den „Welfenfonds" frei; es ist gewiß, daß sich bei der Verwendung der Einkünfte dieses Vermögens manche Unzuträglichkeit gezeigt hat — aber trotzdem darf man die Frage aufwerfen, ob die bedingungslose Auslieferung dieses großen Gutes an das Welfenhaus im Vorteile des Reichs und Preußens lag.

Jedenfalls hat dieses Entgegenkommen die Haltung weder der Welfen, noch ihrer Anhänger irgend wie geändert, und es besteht die Tatsache fort, daß im Reiche eine politische Partei besteht, die den Erwerb Hannovers durch die Hohenzollern und die Zugehörigkeit des Landes zu Preußen nicht anerkennt.

In Braunschweig erhielten die welfischen Bestrebungen neue Nahrung durch den im Jahre 1906 erfolgten Tod des Verwesers Prinzen Albrecht; wieder entstand die Frage, ob eine endgültige oder vorläufige Regelung durchgeführt werden solle — und wieder entschied sich der Landtag für letztere. Zum Regenten wurde ein Verwandter der Welfen Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg gewählt, der offenbar den Wunsch hat, einen Ausgleich zwischen Hohenzollern und Welfen anzubahnen; es hat sich jedoch gezeigt, daß der Wille hierzu bei dem Herzog von Cumberland nicht vorhanden ist. Der neue Regent hat durch manche Maßregeln die welfischen Hoffnungen neu belebt — nicht zum Vorteile des Reiches, der vielmehr eine endgültige Regelung heischt.

Die Entwicklung dieser Frage, besonders diejenige der braunschweigischen Thronfolge, beweist ein doppeltes: einmal die Tatsache, daß die Deutschen die besonderen Anliegen des hohen Adels noch über das Wohl des Staates und des Volkes zu stellen geneigt sind — zum andern die Notwendigkeit einer reichsgesetzlichen Ordnung aller Erbfolgefragen unter dem alleinigen Gesichtspunkt des Reichswohles; es muß die Erkenntnis durchdringen, daß die Rechtssätze eines unter andern öffentlichen Verhältnissen entstandenen Privatfürstenrechts heute nicht mehr darüber entscheiden dürfen, in welcher Weise ein erledigter Thron zu besetzen ist.

* * *

Im Reiche blieben die Beziehungen der Bundesstaaten zu Preußen nicht unberührt von dem neuen Regiment; mannigfaltige Rücksichtslosigkeiten des Kaisers brachten Verstimmungen der bundesstaatlichen Fürsten und Regierungen mit sich, die ein Zusammenwachsen im Reiche erschwerten:

besonders in Bayern wurden dadurch die Sonderneigungen der unter dem Einflusse des Zentrums stehenden Kreise der Bevölkerung unerfreulich gestärkt und das zur Zeit Wilhelms I. unerhörte Wort von der „Reichsverdrossenheit“ kam auf. Trotzdem aber ist kein Zweifel, daß das Zusammenleben im Reiche, das Schwergewicht gemeinsamer Bedürfnisse und Einrichtungen, das erwachte Gefühl der Unzertrennlichkeit, den Reichsgedanken nicht nur unangetastet gelassen, sondern auch vertieft hat.

Von Bedeutung hierfür war, daß Kaiser Wilhelm II. durch seine Reisen mit allen deutschen Stämmen in Berührung kam und ihnen in glänzender Zurichtung die Verkörperung der Einheit — sich, den deutschen Kaiser — nahe brachte.

Von Bedeutung war weiter das Ausgreifen der Gesetzgebung des Reiches auf den mannigfaltigsten Gebieten, das für Süd und Nord, für Ost und West gleiches Recht schuf; ihre Krönung erfuhr diese Tätigkeit mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs des Deutschen Reiches, das am 1. Januar 1900 in Kraft trat und zum ersten Male alle in den Reichsgrenzen Wohnenden denselben, sämtliche Beziehungen des bürgerlichen Lebens umfassenden Rechtssätzen unterstellte.

Die Volksvertretung unter Wilhelm II.

Im Innern des Reiches war der Gang der Reichsgeschäfte beeinflußt durch das Fortbestehen einer starken Zentrumspartei und durch das Anwachsen der Sozialdemokratie.

Wilhelm II. hatte geglaubt, mit der Sozialdemokratie allein fertig werden zu können und hatte auf die Erneuerung des Sozialistengesetzes verzichtet. Die Folge davon war, daß die Bewegung, aller Hemmungen ledig, sich ungehindert ausbreiten konnte; die Zeitungen schossen aus der Erde, Vereine wurden in den kleinsten Orten gegründet; ein Heer von bezahlten Parteibeamten und Rednern wurde aufgestellt — und das Ergebnis war ein wüster Kampf gegen die bestehende Ordnung, gegen Staat und Gesellschaft, eine Untergrabung des Gefühls der Zusammengehörigkeit und der in jedem Gemeinwesen nötigen Unterordnung, eine Verrohung und Verwilderung des politischen Lebens.

Der Staat sah diesem Treiben ruhig zu, er ließ die Partei geradezu eine Gewaltherrschaft über die Arbeiter sich anmaßen, und er darf sich nicht wundern, daß diese Partei der Reichsfeinde es bei den Wahlen 1907 auf 3 Millionen Stimmen brachte; was bedeutete es dem gegenüber, daß ihr eine stattliche Zahl von Reichstagssitzen abgenommen wurde!

Drei Millionen Volksgenossen, die ihr Volk verleugnen, die im Reiche ihren Feind sehen, die alle Wohltaten der sozialen Gesetzgebung ohne Dank

hinnehmen — eine furchtbare Tatsache, beschämend für den Staat und die Gesellschaft, die solches nicht zu verhindern gewußt. Und gering die Hoffnungen, daß es besser werde: denn der minder umstürzlerische Flügel der Partei, die sog. „Revisionisten“ werden mundtot gemacht und finden in den Massen keinen Anhang. So ist nicht abzusehen, wie diese verhetzten und verführten Volksglieder wieder für den Staat gewonnen werden können.

Das Zentrum fand sich rasch in die durch Bismarcks Beseitigung geschaffene Lage und nützte sie mit Geschick aus. Es hatte einer Regierung etwas zu bieten mit seinen etwa hundert Abgeordneten — und einer vor Kämpfen zurückscheuenden Regierung mußte es bequem sein, eine solche geschlossen auftretende Partei auf ihrer Seite zu haben.

So geschah es wirklich, daß diese internationale Partei bald in die Stellung einer Regierungspartei einrückte und sich bis Ende 1906 darin behauptete.

Gewiß machte das Zentrum eine Wandlung durch und wurde staatsfreundlicher — aber die Politik, die es trieb, war keine sachliche: wenn es die Notwendigkeiten des Reichs in Heeres- und Flottenfragen, im Zolltarif und in den Handelsverträgen bewilligte, so wußte es stets Sondervorteile auf dem Gebiete seiner kirchlichen Bestrebungen zu erzwingen. Immer fand es neue Beschwerden über harte oder ungleiche Behandlung seiner Glaubensgenossen: so wußte es zu gleicher Zeit seine Anhänger bei der Fahne zu erhalten und die Regierungen zu neuen Zugeständnissen zu zwingen. In allen Fällen aber, wo es zu wählen hatte zwischen Volk und Glaubensbetätigung, zwischen Reich und Kirche, verleugnete es seinen Ursprung nicht und bewies, daß es, obwohl durch die Teilnahme an der Regierung mitverantwortlich, doch weit entfernt war, nationale Politik zu treiben und zu verstehen. Die Nachgiebigkeit der Regierung hatte schließlich keine Grenzen mehr: das Zentrum gab den Ausschlag, seine Führer waren die Vertrauten des Kanzlers und der Staatssekretäre; sie machten hinter den Kulissen ihre politischen Tauschgeschäfte.

Der Kaiser bekundete seine Verehrung vor den Kirchenfürsten; sie schmeichelten ihm und erzeigten ihm aufdringliche Bewunderung. Der Reichstag hatte einen Vorsitzenden aus den Reihen des Zentrums: es hieß „katholisch ist Trumpf“, sollte aber heißen „Zentrum ist Trumpf“. Es soll nicht verkannt werden, daß die Erhaltung einer solchen Partei, der neben dem konservativen Adel die demokratischen Elemente aus dem geistlichen, dem Bürger- und Bauernstande angehören, eine bedeutende politische Leistung ist — schade nur, daß sie erreicht wird durch den Mißbrauch religiöser Gefühle unter der Vorspiegelung, daß Kirche und Glauben in Gefahr seien, und daß sie dem Reiche gefährlich ist.

Das Zusammengehen von Regierung und Zentrum lag wie ein Alp auf dem politischen Leben — jahrelang mußte er getragen werden, weil die Regierung nicht daran dachte, den Bann zu brechen.

Bezeichnend ist, daß der Bruch erfolgte, weil das Zentrum den Bogen überspannte — bezeichnend, daß dies geschah in Fragen der Kolonialpolitik, wo es die Anliegen der gegen koloniale Beamte hetzenden und wühlenden Missionare geradezu schamlos vertrat: auf diesem Gebiete war die Zentrumsherrschaft bis zur Tyrannei gediehen, denn wer den Missionen nicht zu willen war oder ihnen mißfiel, wurde verdächtigt und verleumdet; mancher tüchtige Beamte fiel solchem Treiben zum Opfer, da die Kolonialverwaltung gegen die vom Zentrum beschützten Missionen nicht vorzugehen wagte.

Einige besonders häßliche Fälle veranlaßten im Herbste 1906 den neuen Leiter der Kolonialverwaltung Dernburg pflichtmäßig zum Widerstande gegen die Missionen — das Zentrum nahm sich ihrer an: es entstand heftigste Fehde zwischen Dernburg und den Zentrumsführern, die zur unsachlichen Ablehnung sachlich begründeter Forderungen führte. Der Bruch war da — der Reichskanzler konnte nicht mehr zurück und der Reichstag wurde am 13. Dezember 1906 aufgelöst: das Zentrum hatte aufgehört Regierungspartei zu sein.

Die Reste der Fortschrittspartei hatten sich in zwei Gruppen geteilt: die „freisinnige Vereinigung“ zeigte sich bereit, die Notwendigkeiten des Staates anzuerkennen und bewilligte besonders die zum Ausbau der Wehrmacht zu Land und zur See nötigen Mittel; dagegen verharrte die „freisinnige Volkspartei“ bei ihrer unfruchtbaren Politik der Verneinung und trug dazu bei, daß das Zentrum ausschlaggebende Bedeutung gewann. Nach dem Tode ihres Führers Eugen Richter trat auch hier eine Wendung zum Besseren ein, und in den Fragen der Wehrkraft versagt die Partei nicht.

Eine ähnliche Schwenkung hat die demokratische süddeutsche Volkspartei vollzogen — in den Fragen der Wirtschaftspolitik sind aber diese drei linksliberalen Gruppen auf dem verneinenden Standpunkte des Freihandels verblieben, wie sie auch alle aus dem Verhältnis des Einzelnen zum Staate sich ergebenden Fragen nach der durch die Entwicklung widerlegten „liberalen Doktrin“ behandeln: sie sind noch heute „doktrinär.“

Die Nationalliberalen und Konservativen ließen in der Hauptsache seit Bismarcks Entlassung Haltung und Selbständigkeit vermissen: es war, als sei ihnen das Rückgrat gebrochen. Sie mußten die Politik des neuen Kurses innerlich verurteilen, wie sie die Behandlung Bismarcks verurteilen mußten — aber sie schwiegen und ließen den Dingen ihren Lauf; ein leiser Tadel hie und da, halbe Worte — sonst

aber aus „taktischen Gründen" ein Überdecken der Fehler, ein sich Blind- und Taubstellen gegen die Folgen der kaiserlichen Politik auf allen Gebieten.

Da brachte die letzte Oktoberwoche des Jahres 1908 ein furchtbares Erwachen: eine vom Kaiser veranlaßte Veröffentlichung einer englischen Zeitung, die sich auf seine Beziehungen zu England und den durch es besiegten Buren bezog, und die nur durch eine unerhörte Pflichtwidrigkeit des Auswärtigen Amtes möglich geworden war, zeigte mit grausamer Deutlichkeit, wie weit es gekommen. Alle Warnungen treuester Freunde des Kaisertums und des Reiches waren ungehört verhallt oder als törichte Nörgeleien verhöhnt worden. Nun sahen mit einem Male die bisher für die Fehler des Kaisers blind gebliebenen, wie weit der Kaiser sich von seinem Volke entfernt hatte, wie unklar sein Urteil über Vorgänge im eignen und in fremdem Volke war. Nun erkannten alle die Veränderung in der Weltstellung des Reiches und sahen auch ihre Ursachen: das persönliche Hervortreten und Mitwirken des Herrschers auf allen Gebieten der Reichspolitik.

Ein Sturm des Unwillens brach los, der sich in der Presse und im Reichstag in schärfsten Worten entlud; so hatte seit Heinrich IV. kein Kaiser dem Urteil des Reichstags sich ausgesetzt gesehen — dort aber war es der selbstsüchtige, zuchtlose hohe Adel, hier das erschreckt aufgewachte Volk.

Eines nur vergaßen die Volksvertreter und die Wortführer der öffentlichen Meinung in der Presse: daß der Reichstag durch sein Verhalten während zweier Jahrzehnte, daß die Presse in überwältigender Überzahl durch ihre unwürdige Verherrlichung der kaiserlichen Person das Übel mitverschuldet hatten, und daß diese Entwicklung unmöglich gewesen wäre, wenn der Reichskanzler und die anderen Berater des Kaisers ihre Pflicht getan hätten. Aus Mangel an Mut, aus selbstsüchtigen Gründen hatten alle den Kaiser gewähren lassen und als das Unglück offen vor aller Augen lag, machten sie ihn allein verantwortlich. Das war ungerecht und unedel und ein neuer Beweis des mangelnden Gefühles der Mitverantwortlichkeit im Volke; der Kaiser hätte das Recht gehabt zu sagen: ich habe gefehlt, aber ihr andern, vom Reichskanzler herunter, der mich nicht zu warnen wagte, bis zum Mann auf der Straße, der mir zujubelt, habt ihr mich nicht ungemahnt fehlen lassen!

Wie dem auch sei — eines scheint erreicht: dem Kaiser sind die Augen geöffnet worden in furchtbar schmerzlicher Weise und der deutschen Öffentlichkeit desgleichen. Nun ist abzuwarten, ob eine Wendung zum Besseren eintrete.

Vorläufig bleibt als Ergebnis der 20 jährigen Regierung Wilhelms II.

bestehen, daß das Ansehen des Reiches trotz seiner in Heer und Flotte vorhandenen Machtmittel nach außen geschmälert, und daß das Vertrauen der fremden Mächte erschüttert ist; nach innen, daß die unschätzbaren Errungenschaften aus Wilhelms I. und Bismarcks Zeit gemindert sind: die durch die Liebe des Volkes begründete Machtstellung der Monarchie, das vertraute Verhältnis der bundesstaatlichen Fürstenhäuser, das Vertrauen auf den Träger der Kaiserkrone.

Ein schlimmes Ergebnis, das in seiner Bedeutung erst ganz klar wird, wenn man dazu nimmt, daß von den wahlberechtigten Reichsbürgern sich drei Millionen zur reichsfeindlichen Sozialdemokratie und über zwei Millionen zu dem nur bedingt reichsfreundlichen Zentrum bekennen, und wenn man beachtet, daß in derselben Zeit die Schulden des Reiches auf vier Milliarden angewachsen sind.

Aber noch einmal: ungerecht und unwahrhaftig wäre es, an solcher Entwicklung dem Kaiser allein die Schuld zu geben — und wer es ernst meint mit der Lage des Vaterlandes, muß sagen, daß die Besserung erst dann eintreten kann, wenn nicht nur der Kaiser von den Fehlern seiner bisherigen Regierung überzeugt wird, sondern wenn alle, die am politischen Leben des Reiches mitzuwirken haben, ehrlich bekennen, daß die Verantwortung sie insgesamt trifft — vom Reichskanzler herunter bis zum letzten Reichstagswähler.

Das deutsche Volk um 1908.

Es ist ein unerfreuliches Bild, das die politische Entwicklung seit Wilhelms I. Tod bietet — aber es hilft nichts, die Augen zu schließen oder den Blick abzuwenden: nur mutige Erkenntnis kann helfen. Noch eins: die Gewißheit, daß unser Volk noch nicht zum Heimfall reif ist, daß es sich jetzt um Rückschläge und Hemmungen handelt, die überwunden werden können. So darf sich der Blick des Unbefangenen auch freuen an dem was gut geblieben ist, an dem was Hoffnungen erweckt: Da ist zum ersten festgestellt, daß trotz allem der Reichsgedanke vertieft und das Gefühl der Zusammengehörigkeit verstärkt ist.

Dann kommt die wichtige Tatsache, daß seit der Begründung des Reiches sich die Volkszahl von 40 auf 63 Millionen vermehrt hat und daß sie infolge eines starken Geburtenüberschusses dauernd weiterwächst; sie ist nicht nur bedeutsam als Beweis der körperlichen Gesundheit der Mehrheit der Volksgenossen, sondern militärisch und wirtschaftlich von größtem Werte, denn sie vergrößert durch die wachsende Zahl der Wehrfähigen die deutsche Wehrmacht und durch die Vermehrung der Arbeitskräfte die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit gegenüber unsern Wettbewerbern. Allerdings stellt sie auch ernste Aufgaben: die Reichsleitung

muß die Zeit ins Auge fassen, wo die Grenzen des Vaterlandes den Volksmassen zu eng sein werden, wo es sie nicht mehr ernähren kann — zum andern die Möglichkeit einer großen Wirtschaftskrisis, die Massen von Volksgenossen arbeitslos machen würde. So ernst solche Möglichkeiten sind, eine weitschauende Staatskunst wird ihrer Herr werden — jetzt überwiegt die Freude am Wachstum des Volkes und der Vorteil, den es den andern gegenüber bringt.

Das deutsche Heer hat sich auf der Höhe gehalten und die überlange Friedenszeit hat es nicht in seinem Werte herabgemindert; nicht nur daß alle Fortschritte der Bewaffnung und Ausrüstung ihm zur Verfügung gestellt wurden, es wird auch an der Ausbildung von Offizieren und Mannschaften mit Eifer und Ernst gearbeitet, und es kann gesagt werden, daß es noch heute das beste Heer aller Völker ist. Welcher Geist in ihm lebt, haben die kolonialen Feldzüge in zwei Jahrzehnten gezeigt, wo sich Kühnheit, Ausdauer und Dienstzucht herrlich bewährt haben; besonders der schwere Aufstand in Deutsch-Südwest hat die dort verwendeten Freiwilligen vor zahllose Gefahren, unendliche Anstrengungen gestellt, und es gereicht unserem Heere zum Ruhme, daß es ihrer Herr geworden ist.

Unsere Seemacht ist unter Wilhelm II. in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt worden, und wie der Kaiser das Verdienst hat, das Heer auf der Höhe gehalten zu haben, so gebührt ihm die Anerkennung, daß er dem Reiche eine kriegstüchtige neuzeitliche Flotte geschaffen hat. Freilich sind beim Bau der Schiffe in der Wahl der Größen und der Bewaffnung Fehler gemacht worden, freilich ist der Ausbau nicht so schnell gefördert worden, wie dies politisch nötig gewesen wäre — aber dies trifft seine Berater und es bleibt die Tatsache bestehen, daß unser Reich heute eine achtunggebietende Seemacht besitzt, die in den nächsten Jahren einen starken Bestand von ausgezeichneten Schiffen haben wird.

Ein besonderer Stolz ist, daß Offiziere und Mannschaften der Flotte, die aus allen Gauen des Reiches stammen, vorzüglich sind und in der Ausbildung keinen Vergleich zu scheuen haben.

So stehen wir gegen äußere Feinde gerüstet da — mit dem besten Heere der Welt und einer zu fürchtenden Seewehr: um so schlimmer, daß unsere auswärtige Politik von Mißerfolg zu Mißerfolg — trotz solcher Machtmittel — geschritten ist — aber doch ein Trost zu wissen, daß kommende Staatsmänner für ihre Politik den Rückhalt an der Wehrkraft des Reiches finden werden.

Wer kaltblütig urteilt, darf die Lage des Deutschen Reiches nicht nach den Mißerfolgen und Fehlern der amtlichen Politik allein

erforschen, sondern er muß auch das Volk selbst betrachten: ein bedeutsam Stück haben wir in seiner tüchtigen Wehrkraft gesehen und uns seiner starken Vermehrung gefreut — nun wollen wir es bei der Arbeit aufsuchen.

Ein unerhörter Aufschwung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens — ein Ergebnis deutschen Fleißes, deutscher Arbeit — ist in der Geschichte keines Volkes in solchem Umfange jemals vorgekommen.

Wir können hier nicht die zahlenmäßigen Belege für diese Entwicklung geben, es genügt die Feststellung, daß die Gütererzeugung durch die Industrie, der Handel, See- und Flußschiffahrt mit einem Schlage seit der Gründung des Reiches und Bismarcks Schutzzollpolitik ins Gewaltige gewachsen sind. Wir sind auf dem Weltmarkte der gefährlichste Wettbewerber Englands geworden, stehen im Begriffe es einzuholen und haben es auf wichtigen Gebieten bereits überholt, wie vor allem in der Eisenindustrie. Heute schon ist das Jahresgesamteinkommen des deutschen Volkes nahe an das des reichen englischen gerückt und beträgt 24 Milliarden. Eine ungeheure Summe, der Ertrag deutscher Arbeit, deutschen Fleißes und Unternehmungsgeistes!

Das deutsche Volk ist reich geworden — zum ersten Male wieder seit den Tagen der Blüte der städtischen Kultur im sechzehnten Jahrhundert; es ist heute an den Reichtum noch nicht gewöhnt und weiß noch nicht den rechten Gebrauch davon zu machen, sodaß er gefährlich ist — wir werden am Schlusse des Buches davon zu sprechen haben. Zwei wichtige Gruppen des Volkes freilich haben an diesem Aufschwunge nicht teilnehmen können; die Landwirtschaft hat Zeiten schwerer Sorge, ja der Not vor Bismarcks rettender Tat der Schutzzollgesetze durchlebt und nachher wieder, als Caprivi die Schutzzölle gegen russische, ungarische und amerikanische Getreide-Einfuhr leichtfertig herabsetzte. Aber ihr ist durch die Gesetzgebung der Jahre 1902/3 geholfen worden und sie kommt langsam wieder zu Kräften.

Dagegen scheint das Handwerk in allen Gewerben, die fabrikmäßige Herstellung zulassen, dem Untergange verfallen, und aller Fleiß kann das Schicksal nicht abwenden, wenn nicht im letzten Augenblick die Gesetzgebung hilft: aber hier ist der Rückschritt in der Hauptsache nicht ein Verschulden des Handwerkers — sondern die Folge der Kapitalmacht der Industrie und ihrer Massenerzeugung, genau wie der zeitweilige Rückgang der Landwirtschaft nicht durch die Untüchtigkeit der Bauern und Gutsbesitzer herbeigeführt war, sondern durch die Unterbietung durch billigere Massen-Einfuhr aus dem Auslande.

* * *

Seit Wilhelms I. Tode ist manches geschehen, was die Freude am Reiche getrübt und viele, allzuviele der Teilnahme am öffentlichen Leben, die doch Mannespflicht ist, entfremdet hat. Schlimm wäre es, wenn Unmut und Mißvergnügen eine seelische Erhebung des Volkes dauernd unterdrückten, wenn es sich um mehr als Verstimmung handelte. So ist es nicht. Noch sind wir flammender Begeisterung fähig, wenn echtes Heldentum sich zeigt, wenn Großes geschieht. So war es, als Bismarck in Acht und Bann getan war und als der Zorn über solchen Frevel das Volk zu ihm riß. So war es, als das kleine Burenvolk den ungleichen Kampf mit dem englischen Weltreiche aufnahm und zunächst glorreiche Siege gegen erdrückende Übermacht erfocht und dann in jahrelangem Ringen sich zäh wehrte — das war kein unfruchtbarer Gefühlsausbruch, sondern eine Bewährung sittlicher Erkenntnisfähigkeit für Recht und Unrecht, für Tapferkeit und Freiheitsdrang.

Und jetzt, als Graf Zeppelin im Greisenalter eine für unlösbar gehaltene Aufgabe löst, an die er sein Leben, sein Vermögen, seinen Namen gesetzt — als er nach so viel Mißerfolgen mit seinem Luftschiff sich als Herr der Lüfte erweist, da braust ihm ein stolzer Jubel entgegen, daß solches Werk einem Deutschen gelungen, einem Helden geistiger Arbeit.

Und wie sein Werk durch Schicksalsmacht zertrümmert wird, und der greise Erfinder mit sittlicher Festigkeit den ungeheuren Umschwung von höchstem Gelingen zur jähen Vernichtung hinnimmt, da steigert sich der Jubel und vertieft sich zu bewundernder Verehrung, die zur Tat, zu Opfern bereit ist.

Wer unser Volk im August des Jahres 1908 beobachtet hat, mußte stolze Freude empfinden: denn ein Volk, das sich begeistern kann — nicht im Taumel eines Augenblicks — sondern in dem Ernste eines schweren Schicksals, hat noch sittliche Kraft in sich. Es mag Krankheiten einer Übergangszeit durchmachen, es kann in den Gefahren der wirtschaftlichen Entwicklung schwanken — ja es mag selbst sittlich erkrankt sein: aber es ist doch noch gesund im Kern und es wird die Krankheits-Erscheinungen überwinden, sobald die Ärzte sich finden in Staatsmännern, die ihre Aufgabe nicht erschöpfen in der Erledigung der Arbeit des Augenblicks und der äußeren Staatsleitung, sondern die in die Zukunft schauen und erkannt haben, daß nur ein sittlich und körperlich gesundes Volk das Recht aufs Dasein hat.

Das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen.

Österreich-Ungarn bis zum Ausgleich.

Bis zur kriegerischen Auseinandersetzung des Jahres 1866 lebten Preußen und Österreich nebeneinander im Reiche und dann im Bunde, beide waren Glieder der großen deutschen Volksgesamtheit und die Geschichte Österreichs war wie diejenige Preußens ein Stück der gesamten deutschen Staaten-Geschichte.

Nun ändert sich dies: denn das Habsburgerreich wird durch den Prager Frieden von den anderen deutschen Staaten getrennt — es muß als Staat seinen eignen Weg gehen, und dieses Ergebnis wird durch die Gründung des neuen deutschen Reiches, als die süddeutschen Mittelstaaten sich mit den Staaten des norddeutschen Bundes zur Einheit zusammenschlossen, noch schärfer zum Ausdruck gebracht.

Damit ist auch für die geschichtliche Betrachtung ein trennender Strich gegeben; das Reich hat seine eigene politische Geschichte und die österreichisch-ungarische Monarchie die ihre.

Aber wir befassen uns nicht mit der Staatengeschichte, uns beschäftigt die Geschichte des deutschen Volkes. Deshalb dürfen wir die Entwicklung im Habsburgerreiche nicht außer acht lassen — aber sie geht uns nur insoweit an, als sie das deutsche Volk dort, seine Schicksale, seine Leiden, seine Aussichten betrifft.

Mochte auch Bismarcks weitschauende Politik Habsburg im Prager Frieden fast übermäßig schonend behandelt haben, so ist doch kein Zweifel, daß das alte Herrscherhaus von dem Ausgang des Krieges schwer getroffen war und daß sein Staat, das zentralistische Österreich Bachs, in allen Fugen krachte.

Aus Deutschland verdrängt, Venetien verloren, das Heer zerrüttet, das staatliche Geldwesen in Nöten, Madjaren und Slawen in ihren Ansprüchen immer anmaßender und deutschfeindlich, die gebildeten und

besitzenden Kreise des deutschen Volkes dem Staate durch langjährige Polizeiherrschaft entfremdet — so war das Donau-Reich in traurigstem Zustande und sein Kaiser sah sich vor die Entscheidung gestellt, nicht nur wie er die nächsten Folgen des Krieges: die Mängel des Heeres und der Finanzen beseitigen wolle, sondern auch wie das Verhältnis der Völker zum Gesamt-Staate und zueinander neu geordnet werden könne.

Seit Anfang der 60er Jahre schon waren Versuche gemacht worden, die Madjaren zu befriedigen, die unerschütterlich — trotz ihres Aufstands und seiner Niederwerfung — die Herstellung der Verfassung vor 1849 verlangten; daneben wurde ein Ausgleich zwischen Deutschen und Slawen in den Kronländern diesseits der Leitha erstrebt, der aber daran scheiterte, daß weder der Kaiser noch die Ministerien den angreifenden, rücksichtslos vorgehenden Tschechen und sonstigen Slawen festen Willen zeigten.

Auf die Dauer ließ sich das zentralistische System Bachs ebensowenig halten, wie es möglich war, nach Schwarzenbergs Absicht ohne Volksvertretungen zu regieren; dazu kam die entsetzliche Geldnot, die dringend neue Einnahmequellen für den Staat erforderte.

Nach mehrfachen mißglückten Anläufen hatte Kaiser Franz Josef Ende 1860 Anton von Schmerling zur Lösung dieser ungeheuren Schwierigkeiten berufen, und wir wissen, daß dieser tüchtige Mann zur selben Zeit, wo in Preußen der Verfassungskampf zwischen Regierung und Landtag im Gange war, in Österreich wieder verfassungsmäßige Zustände herstellte, indem er neben den Landtagen eine aus ihnen gewählte Reichs-Volks-Vertretung schuf.

Als Schmerling 1865 abging, ernannte der Kaiser zum Staatsminister den Grafen Belcredi, der tschechischer Abkunft, also deutschfeindlich war.

Die Zeit zwischen 1861 und 1865 war ausgefüllt gewesen mit Kämpfen gegen die Anmaßungen der katholischen Kirche, mit Versuchen, die Geldnot zu heilen, den Frieden mit Ungarn herzustellen und eine Lösung der sog. „Nationalitätenfrage“ in den Kronländern diesseits der Leitha also im eigentlichen Österreich zu finden.

Es ist hier nötig, ein Wort über die Nationalitätenfrage zu sprechen, da sie für die Gestaltung der Dinge in dem habsburgischen Reiche von ausschlaggebender, schicksalschwerer Bedeutung geworden ist.

Wir wissen aus früheren Schilderungen, daß die habsburgischen Lande nicht von Deutschen allein bewohnt werden, sondern daß neben und mit ihnen fremde, undeutsche Völker leben. Außer den rein deutschen Kronländern Ober- und Nieder-Österreich, Salzburg und Vorarlberg waren alle andern gemischt besiedelt: in Mähren und Böhmen wohnten Deutsche neben Tschechen; in Galizien Polen, Ruthenen und

Deutsche; im südlichen Tirol Italiener und Ladiner neben Deutschen, während der Norden rein-deutsch ist; in Südsteiermark Slowenen neben Deutschen (auch hier ist der Norden rein-deutsch); in Krain und Kärnten Deutsche und Slowenen; in den Küstenländern Deutsche, Italiener und Slawen verschiedener Stämme; in Ungarn endlich neben den Madjaren: Deutsche, Rumänen, Slowaken, Kroaten, Serben. Der Bevölkerungs-Anteil der Deutschen war und ist in den verschiedenen Ländern verschieden; überall aber waren sie zweifellos die Bringer der Kultur, die Träger des Fortschritts, die Förderer des Staates, die Stützen der Monarchie und endlich die Hauptträger der staatlichen Lasten.

Mit deutschem Blute hatten die Habsburger ihren mannigfaltigen Staat zusammengekittet, deutsches Blut hatte Ungarn von den Türken befreit; deutscher Fleiß hatte aus Wildnissen und Einöden bewohnte Gegenden geschaffen; deutsches Beispiel, deutscher Unterricht, deutsches Geld hatte die anderen Stämme der Bildung und dem Wohlstande zugeführt. Soweit es sich nicht um uralte germanische Siedelungen handelte, waren die Deutschen gerufen ins Land gekommen, wie wir dies von Ungarn, Böhmen und Mähren wissen.

So ist es geschichtlich erklärlich, daß der Habsburger Staat trotz der Vielheit der Völker doch deutsches Gepräge zeigte: deutsch war die Sprache der Gerichte, der Verwaltung und des Heeres.

Die fremden Völker dachten nicht daran, das Vorrecht und Übergewicht der Deutschen anzutasten; selbst in Ungarn lebte der herrschende Adel in erträglichem Verhältnis zu den Deutschen.

Dieser Zustand entsprach der Tatsache, daß die Deutschen in allen Kronländern zu finden waren, und daß sie ein zusammenhaltendes Band um die ganze Monarchie legten; er dauerte an bis etwa in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts.

Von da an regten sich die Nationalitäten; durch deutsche Hilfe zu gewisser Wohlhabenheit und Bildung gelangt, begannen sie die angebliche deutsche Vormundschaft zu hassen, sich gegen den deutschen Wohltäter aufzulehnen. Unter Metternich geschah nichts, dieser Bewegung entgegenzutreten; langsam nahm die Entwicklung ihren Gang und wurde dadurch gefördert, daß tschechische Gelehrte die tschechische Sprache wissenschaftlich bearbeiteten, eine glorreiche Geschichte des tschechischen Volkes — nicht ohne zu Erdichtungen, ja zu Fälschungen zu greifen — vorführten, das sog. tschechische Staatsrecht forderten und die Deutschen als Eindringlinge hinstellten.

Das Jahr 1848 brachte die entscheidende Wendung: der Slawenkongreß zu Prag wirkte belebend auf alle Slawen Österreichs und

verlangte nicht mehr und nicht weniger als die Anerkennung des Vorrechts der Slawen über die Deutschen in Böhmen und Mähren.

Weder die Krone, noch die Regierungen gewannen die Kraft eines festen Entschlusses gegen solche den Staat in den Grundfesten erschütternde Bestrebungen; ihre schwankende Haltung ermutigte und steigerte die slawischen Ansprüche und seit dem Jahre 1848 befindet sich der Kampf der Nationalitäten in den Ländern diesseits der Leitha im Zustande wachsender Heftigkeit.

Anders war die Entwicklung jenseits der Leitha, in Ungarn: dort suchten die Madjaren unter der Leitung ihres Adels mit allen Mitteln die Vorherrschaft über die anderen in Ungarn wohnenden Völker zu erlangen, obwohl sie nicht einmal die Hälfte der Gesamtbewohner ausmachten und obwohl die Kronländer Kroatien und Slawonien, wie Siebenbürgen alte, verbriefte Rechte auf Selbständigkeit besaßen; war dieses madjarische Streben durch die Ereignisse des Jahres 1849 zurückgedämmt worden — jetzt, wo das zentralistische Regiment seinem Ende zuging, erwachte es von neuem mit seinen Ansprüchen, die von der Geschichte nicht gerechtfertigte Anmaßungen waren.

Also eine durchaus gegenteilige Entwicklung: diesseits der Leitha (in Österreich) suchten die Nationalitäten die Deutschen aus ihrer alten Stellung herauszudrängen; jenseits (in Ungarn) suchten die Madjaren unter Vernichtung der alten Rechte der Nationalitäten ihre Vormacht aufzurichten.

Entscheidend für die Zukunft war ein doppeltes: die Haltung der Krone und des Adels. Die Krone tat in Österreich nichts, um die Deutschen zu schützen und ließ in Ungarn den Madjaren bald freie Hand; der Adel warf sich in Ungarn zum Vorkämpfer der madjarischen Ansprüche auf, während er in den umstrittenen Gebieten Österreichs zum großen Teile ohne Scham und Treue zu den Slawen überging und sich in den andern um sein Volkstum überwiegend gar nicht kümmerte; wenige adlige Geschlechter folgten dem Beispiele des edlen deutschbewußten Hanses Auersperg, während der Verrat des alten fränkischen Hauses Schwarzenberg nur zu viele Nachahmer fand.

Das Ergebnis jener Entwicklung, die noch heute nicht zum Stillstande gekommen ist, war diesseits und jenseits der Leitha eine Schwächung des Deutschtums und in naturnotwendiger Verbindung damit eine fortschreitende Zerrüttung des Staates, dessen Verwaltung zeitweilig völlig zum Stillstand gebracht wurde.

Nach dem Prager Frieden im Jahre 1866 mußte die Krone in diesen Fragen, wie in den andern, oben berührten Stellung nehmen; bezeichnend ist, daß sie in Ungarn dem zielbewußten Drängen der Madjaren

unter der Führung ihres Adels nachgab und Ungarn den Madjaren auslieferte, während in Österreich die Entscheidung weder zugunsten der Deutschen, noch zugunsten der Slawen endgültig fiel; der Kaiser schwankte, neigte sich heute mehr nach der deutschen, morgen mehr nach der slawischen Seite und hielt am letzten Ende dadurch den Kampf nur lebendig.

Zuzugeben ist, daß die Krone, aus Deutschland verdrängt, sich mit ihren Slawen abfinden mußte; ungerechtfertigt ist aber die oft gehörte Behauptung, sie hätte fürchten müssen, daß die Deutschen Österreichs den Anschluß an das siegreiche Preußen geheim oder offen anstrebten und daß das Haus Habsburg um deswillen sich bei den Slawen durch Begünstigung ihrer Bestrebungen eine Stütze hätte schaffen müssen.

Zur Lösung der unendlich schwierigen und vielseitigen Aufgaben, die dem Staate nach der Herstellung des Friedens mit Preußen und Italien gestellt waren, hatte Kaiser Franz Josef den bisherigen sächsischen Staatsminister Freiherrn von Beust berufen und zunächst zum Minister des Auswärtigen und dann nach dem Falle Belcredis zum Ministerpräsidenten ernannt. Er traf damit, wie so oft in seiner langen Herrscherzeit, eine unglückliche Wahl: denn nicht nur war Beust den verwickelten Verhältnissen des Habsburger Reichs, vor allem der Nationalitätenfrage, ganz fremd, er hatte auch in Sachsen und in der Frage der Reform des deutschen Bundes sich mehr geschäftig, als fähig erwiesen.

Graf Belcredi hatte die Schlichtung des Nationalitätenkampfes in der Weise ins Auge gefaßt, daß er die österreichische Hälfte des Gesamtreiches in mehrere selbständige Staatswesen auflösen wollte, die durch Bündnisse nach außen zu einer Einheit zusammen gefaßt werden sollten (daher „Föderalismus").

Er beabsichtigte also im Kaiserstaate Österreich, der außer den alten habsburgischen Erblanden Galizien, die Bukowina, Dalmatien und Triest umfaßte, ein ähnliches Verhältnis der kleinen zu schaffenden Teilstaaten einzuführen, wie es zur gleichen Zeit für den Ausgleich mit Ungarn, der 1867 wirklich geschlossen wurde, geplant war. Schon hatte er den Kaiser für dieses aberwitzige Vorhaben gewonnen, als Beust in seiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen den Herrscher auf die notwendigen Folgen einer solchen Politik hinwies. Belcredi fiel (Anfang 1867), aber seine Pläne tauchten später in veränderter Gestalt wieder auf.

Die Beziehungen zu Ungarn wurden nun (1867) durch den sog. Ausgleich geordnet, den Beust in Zusammenarbeit mit dem madjarischen Führer Franz Deák, einem bedeutenden Staatsmanne, herbeiführte. Das Ergebnis war die Auflösung der von Bach geschaffenen Staatseinheit und die Wieder-Erstehung eines selbständigen ungarischen Staates, so daß das Gesamtreich jetzt zerfiel in das Kaiserreich Österreich und das

Königreich Ungarn, die zu einer Einheit durch die Person des Herrschers verbunden waren. Es ist für die Unklarheit der Verhältnisse im Habsburger Reiche bezeichnend, daß die soeben der Kürze halber gebrauchte Bezeichnung „Kaiserreich Österreich" staatsrechtlich unrichtig ist, da die Verfassung nur „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" kennt — aber wir dürfen sie im Bewußtsein ihrer Ungenauigkeit weiter anwenden, wissend, daß dies Staatengebilde und Völkergemisch diesseits der Leitha nicht einmal einen Namen hat. Der Kaiser von Österreich war gleichzeitig König von Ungarn. Jedes der beiden Länder erhielt seinen Reichstag und völlig selbständige, getrennte Verwaltung mit getrennten Ministerien, die in den Hauptstädten Wien und Ofen-Pest ihren Sitz hatten.

Nur für die auswärtige Politik, den Krieg und die Reichsfinanzen wurden gemeinschaftliche Ministerien mit dem Sitze in Wien geschaffen; daneben war die Staatsbank gemeinschaftlich. Eine Art gemeinschaftlicher Volksvertretung für diese Verwaltungs-Zweige des Gesamtreichs wurde in den sog. „Delegationen" geschaffen, die aus Abgeordneten der beiden Häuser des österreichischen, wie des ungarischen Parlaments bestehen, die wiederum aus der Mitte ihrer Häuser dazu gewählt werden; sie treten abwechselnd in Wien und Ofenpest zusammen.

Gewiß war ein Friedensschluß zwischen der Krone und den Madjaren nötig — gewiß verfuhr Deák bei den Verhandlungen maßvoll und war aufrichtig deutschfreundlich: aber dieser Ausgleich wurde als vorläufig bezeichnet und barg die Gefahr in sich, daß die Madjaren, erst einmal zur Herrschaft gelangt und im Besitze der staatlichen Machtmittel von der Krone weitere Zugeständnisse erpressen würden; daneben war in keiner Weise dafür gesorgt, daß die Rechte der Deutschen und der anderen Nationalitäten vor Anmaßungen der Madjaren geschützt wurden, im Gegenteil, die Siebenbürger Sachsen wurden trotz ihrer Verwahrungen ebenso dem ungarischen Staate schutzlos preisgegeben, wie Kroatien-Slawonien; letzteres behielt wenigstens seinen eigenen Landtag und eigene Verwaltung.

Beust ist seiner Aufgabe viel schuldig geblieben, und hat, wie die weitere Entwicklung bewies, die Rechte der Krone ebenso wenig gewahrt, wie die der Nationalitäten. Auf den maßvollen Deák folgten bald Politiker, die die Ansprüche der zu alleinigen Herren gewordenen Madjaren steigerten, bis schließlich die völlige Trennung von Österreich, die völlige Unterwerfung der Nationalitäten und die bedingungslose Demütigung des Königs das offene Ziel der maßgebenden Parteien wurde.

Wir werden später davon zu sprechen haben und begnügen uns hier mit der Feststellung, daß Beusts leichtfertiger Ausgleich nicht nur den endgültigen Frieden nicht brachte, sondern eine Quelle steter neuer Kämpfe mit der Krone und den Nationalitäten wurde.

Österreich nach dem Ausgleich.

Nachdem Beust infolge des Ausgleichs Reichsminister für das Auswärtige geworden war, wurde in Österreich in den letzten Tagen des Jahres 1867 unter dem Vorsitze des Fürsten Carlos Auersperg ein Ministerium gebildet, das zum größten Teil aus Bürgerlichen liberaler Gesinnung bestand (sog. Bürgerministerium); führenden Einfluß gewann der Justizminister Herbst, bisher Professor an der Prager Hochschule. Dieses Ministerium, das bald Änderungen in der Personen-Zusammensetzung durchzumachen hatte, kämpfte erfolgreich gegen die unbotmäßige katholische Geistlichkeit, bemühte sich der Geldnot zu steuern und brachte dem Lande neben der Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit endlich das Recht der freien Glaubens-Ausübung. Vieles Nützliche und Gute geschah — aber eines tat dies fast ganz aus Deutschen bestehende Ministerium nicht: den geschichtlich begründeten Anspruch der Deutschen auf Sicherung ihrer Rechte auch in den Kronländern, wo sie in der Minderheit waren, setzte es nicht durch; ja nicht einmal die deutsche Staatssprache wurde gesetzlich festgelegt. Schon im Herbst 1868 trat Fürst Carlos Auersperg zurück; ihm folgten rasch mehrere Ministerien, deren politische Haltung von der bisher eingenommenen nicht wesentlich abwich. Grundstürzendes sollte eingeleitet werden mit der Anfangs 1871 erfolgten Ernennung des Grafen Hohenwart zum Ministerpräsidenten. Dieser verhängnisvolle Mann erwirkte nicht nur die Zusage, daß der Kaiser sich in Prag zum König von Böhmen krönen lassen wolle, wobei die besonderen Rechte des Landes in dem Krönungseide beschworen werden sollten — er legte auch dem Prager Landtage die sog. „Fundamental-Artikel" vor, die er mit den Führern der Tschechen vereinbart hatte. Sie besagten nicht mehr und nicht weniger, als daß Böhmen die gleiche Stellung innerhalb des Gesamtreichs erhalten sollte, wie sie Ungarn zugestanden war; eine Fülle verwickelster Bestimmungen und Einrichtungen sollte die Beziehungen zu dem übrigen Österreich und zu dem Gesamtstaate regeln. Österreich wäre zerschlagen, eine wirkliche Staatsverwaltung wäre unmöglich geworden, hätten diese Vorschläge Gesetzeskraft erlangt.

Als sie bekannt wurden, bäumten sich nicht nur die Deutschen, deren Unwillen Hohenwart schon vorher durch seine rückschrittliche Politik erregt hatte, in gerechter Empörung auf — auch Beust sah sich zum Einschreiten veranlaßt und reichte dem Kaiser am 13. Oktober 1871 eine Denkschrift ein, in der er wiederum vom Standpunkte der auswärtigen Politik und der Machtstellung des Reiches gegen diesen neuen Versuch, ein „föderalistisches" Österreich zu schaffen, entschieden Stellung nahm. Er stand dabei wohl nicht nur unter dem Eindruck der deutschen Kundgebungen im ganzen

Lande, sondern auch noch unter dem Einflusse der Unterredung, die er zwei Monate vorher mit Kaiser Wilhelm I. in Gastein gehabt hatte; damals hatte der Sieger von Königgrätz geäußert: Er habe Kaiser Franz Josef in Ischl die Versicherung gegeben, niemand denke daran, die österreichisch-deutschen Provinzen zu gewinnen. Freilich habe er hinzugefügt, was er auch dem Kaiser Alexander gesagt habe, daß er nichts sehnlicher wünsche und wünschen müsse, „als daß die Deutschen in Rußland sowohl als in Österreich sich zufrieden fühlen und nicht in die Lage gebracht werden, die Köpfe nach uns zu wenden und uns dadurch Verlegenheit zu bereiten."

Graf Andrassy, der erste ungarische Ministerpräsident nach dem Ausgleich, vertrat — wie Beust nach anfänglichem Schwanken — dieselbe Meinung wie jener; dieser staatsmännische Kopf hatte klar erkannt, daß die madjarische Vorherrschaft in Ungarn auf die Dauer nur mit einer deutschen diesseits der Leitha möglich sei. Der Kaiser gab den Warnungen beider Gehör: Hohenwart wurde am 27. Oktober entlassen; vier Tage später erging eine neue Zuschrift des Herrschers an den böhmischen Landtag, in der die sechs Wochen vorher gemachten Zusagen mehr oder weniger verschleiert zurückgenommen wurden. Beust selbst wurde ein Opfer seines Sieges und mußte zurücktreten.

So kurz die Wirksamkeit Hohenwarts gewesen ist, sie hat den Grund zur Zerrüttung Österreichs gelegt, indem sie nicht nur das Vertrauen der Deutschen zur Krone und zum Staate erschütterte, sondern auch die Tschechen aufs tiefste enttäuschte und verbitterte, nachdem sie ihnen die Sonderstellung Böhmens als fast erreichtes, für die Zukunft also wohl erreichbares Ziel vor Augen gestellt hatte.

Nach einem kurzlebigen Übergangs-Ministerium wurde Ende des ereignisreichen Jahres 1871 Fürst Adolf Auersperg zur Regierung berufen, der gleich seinem Bruder Carlos zuverlässig deutsch und freiheitlich gesinnt war. Er bildete das überwiegend aus Deutschen bestehende sog. „Doktoren-Ministerium", das politisch dem Bürger-Ministerium seines Bruders gleichartig war und auch manchen Wandel in seiner Zusammensetzung erlebte. Leider dachte es so wenig wie jenes daran, die Stellung der Deutschen im Staate endgültig zu sichern; ebensowenig sorgten die Deutsch-Liberalen dafür, deren anerkannter Führer Herbst wurde, da er dem Ministerium nicht angehörte.

Ein folgenschwerer Fehler der Liberalen war es auch, daß sie dem nach dem Ausgleiche sich zeigenden Streben der Polen nach der Sonderstellung Galiziens sich kurzsichtig widersetzten und so dem Deutschtum diesseits der Leitha im selben Staatsverbande mit Tschechen und Slowenen die polnischen Gegner erhielten, damit die slawische Bevölkerungs-Mehrheit verewigend.

So konnte es kommen, daß Polen, Tschechen, Slowenen und Italiener unter Ausnutzung der neuen Verfassungsrechte nur um so schärfer gegen das Deutschtum ankämpften und es zum Schaden der Krone und des Staates aus seiner führenden Stellung verdrängten; in Österreich war also der Gang umgekehrt wie in Ungarn: hier verloren die Deutschen ihre geschichtlich und sittlich begründete Stellung, dort wurde die Macht den Madjaren ausgeliefert, ohne daß sie begründeten Anspruch darauf erheben konnten.

Was hier in möglichster Kürze geschildert ist, sind Vorgänge von weittragender Bedeutung.

Die Liberalen der deutschen Verfassungspartei in Österreich erwiesen sich in schicksalschwerer Zeit unfähig, die Sache ihres Volkes zu vertreten — dies hieß, daß sie auch dem Staate gegenüber in dem Wichtigsten versagten, da der Staat und seine Ordnung unlöslich mit dem Deutschtum verknüpft war. Bismarck hat für sie, anspielend auf ihren Führer Herbst, das scharfe Wort von den Herbstzeitlosen geprägt, „die nie etwas zur rechten Zeit getan haben".

Bis zum Herbste 1878 waren die Liberalen im Besitze der politischen Führung des Staates, also volle sieben Jahre — aber obwohl die tschechischen Ansprüche damals schon für das Deutschtum bedrohlich waren, obwohl sie durch Belcredis Pläne und Hohenwarts Vorgehen gewarnt sein mußten, wurde kein ernster Versuch gemacht, die Staatsgewalt zur Sicherung des Deutschtums auszunutzen.

Eine unerquickliche Zeitspanne — aber doch nur die Einleitung zu schlimmeren Zeiten.

Schon waren die deutschen Liberalen der Krone mehrfach unbequem geworden durch kleinliche Behandlung von Heeresfragen — auch hier unbelehrt durch die Ereignisse im preußischen Verfassungskampf der Jahre 1861—1866; Kaiser Franz Josef fühlte sich dadurch verletzt, während die Slawen und Klerikalen durch ihr Entgegenkommen in diesen Fragen sein Vertrauen gewannen.

So war der Umschwung vorbereitet, als ein Ereignis der auswärtigen Politik die Liberalen in offenen Gegensatz zur Krone brachte.

Infolge des russisch-türkischen Krieges war die Donau-Monarchie aus guten Gründen veranlaßt gewesen, die durch den Berliner Kongreß der Türkei belassenen Gebiete von Bosnien, der Herzegowina und das Sandschak von Nowibazar im Sommer 1878 zu besetzen. Graf Andrassy, seit Beusts Entlassung Reichsminister des Auswärtigen, hatte damit nicht nur etwas getan, was zur Sicherung der Grenzen nötig erschien, sondern auch die ruhmvolle Balkanpolitik Habsburgs bis zu Karl VI. wieder aufgenommen. Die Besetzung war in einem Abkommen mit der Türkei als vorläufige bezeichnet — war aber als eine dauernde gemeint und wurde es in der Tat dadurch, daß die stets in Geldnot befindliche Türkei voraussichtlich niemals in der Lage sein würde, Österreich die Kosten der Besetzung und Beruhigung des Landes zu erstatten.

Freilich war Andrassy in einem schweren Irrtum, wenn er meinte, die Besitzergreifung werde ohne Schwierigkeit vor sich gehen; denn die Bevölkerung der Provinz erhob sich unter der Führung eines Abenteurers Hadschi Loja und bereitete den einrückenden Truppen üblen Empfang; es kam zu blutigen Kämpfen, ja zu mehreren Niederlagen der kaiserlichen Heeresteile, und es waren schließlich drei Armeekorps nötig, um den Aufstand zu unterdrücken. Durch diese Verwicklungen entstanden sehr bedeutende Kosten, die bei der schlechten Geldlage des Gesamtstaates schwer ins Gewicht fielen.

Gegen diese Politik Andrassys nun, die die Billigung des Kaisers hatte, weil sie ihm nach den Landverlusten seiner Regierung einen erwünschten Zuwachs brachte, wendete sich die liberale Verfassungspartei unter der Führung Herbsts, und sie verbiß sich in einen ebenso fruchtlosen, wie törichten Widerstand, der an der vollendeten Tatsache der Besitzergreifung natürlich nichts änderte, aber den Kaiser tief verstimmte. Die Slawen und Klerikalen dagegen traten aufs wärmste für die Besetzung ein und befestigten das Vertrauen des Kaisers zu ihnen.

Die parlamentarischen Kämpfe im Wiener Reichsrate brachten das Ministerium Auersperg im Oktober 1878 zu Fall und nach einem zehnmonatlichen Übergangszustand wurde Graf Eduard Taaffe, der Jugendgenosse und persönliche Vertrauensmann des Kaisers zum Ministerpräsidenten ernannt.

Damit hatte die Schicksalsstunde des Deutschtums geschlagen.

Taaffe nahm zwar zunächst noch einige Liberale ins Ministerium auf, bald aber machte er ihnen das weitere Verbleiben unmöglich und bekannte sich offen zu einem Bund mit den Klerikalen und Slawen, dessen deutschfeindliches Wirken aus seiner Bezeichnung „eiserner Ring" sich entnehmen läßt. — Er sprach das bedeutsame Wort, daß Österreich kein deutsches, sondern ein habsburgisches Reich sei, und erklärte es für die Pflicht der Regierung, die Nationalitäten zu versöhnen.

Das tat er denn in eigenartiger Weise: er leistete den Polen, Tschechen und Slowenen in jeder Weise Vorschub und hatte die deutsche Geistlichkeit und den Feudaladel dabei zu Bundesgenossen; seine Art zu versöhnen, bestand darin, daß er auf Kosten des Deutschtums jenen Völkern ein Stück staatlichen Einflusses nach dem andern preisgab.

Die Verfassungspartei war über den Kämpfen um Bosnien und die Herzegowina gesprengt worden, so daß das liberale und nationalgesinnte Deutschtum dem neuen Ministerpräsidenten gegenüber ohne das parlamentarische Machtmittel einer geschlossenen Mehrheit dastand und von ihm mit offenem Hohn behandelt wurde. Jetzt, nachdem das Unglück da war, besannen sich Herbst und seine Freunde auf ihre nationale Pflicht und erkannten die Gefahr, in die das deutsche Volk und mit ihm der Staat geraten war.

Aber es war zu spät.

Und so sind alle die parlamentarischen Reden, mit denen sie gegen Taaffe und seine slawisch-klerikalen Bundesgenossen stritten, ohne Erfolg geblieben; ehrenhafte Gesinnung, tapferes Bekenntnis zum Deutschtum, aufrichtige Hingebung an den Staat — alles nützte nichts: das liberale Deutschtum war beiseite geschoben.

Und nun geschah das Widerspruchsvolle: zur selben Zeit, wo Andrassy mit Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis schloß, um die äußere Machtstellung der Monarchie zu heben, begann in beiden Reichshälften eine entschieden deutschfeindliche innere Politik. In Ungarn unter Koloman Tisza wurde die mit allen Mitteln des Druckes arbeitende Madjarisierung eingeleitet, von der wir nachher sprechen müssen, in Österreich durch Taaffe die bewußte Schwächung des Deutschtums.

Aber noch hatte es nach dem geltenden Wahlrechte die Mehrheit im Reichsrat — es bestanden die sog. Kurien der Großgrundbesitzer, der Städte, der Landgemeinden und der Handelskammern und es wurden seit 1873 die Abgeordneten unmittelbar gewählt — also war der Kampf für Taaffe nur möglich, weil er aus dem deutschen Lager in den deutschen Klerikalen und Feudalen Bundesgenossen fand, die schnöden Verrat an der Sache ihres Volkes übten.

Schlimm die Verblendung der Liberalen, die es soweit gebracht, schlimm die volksverräterische Haltung der Klerikalen und Feudalen — aber unbegreiflich die selbstmörderische Politik der Krone und ihrer Regierung.

Hier ist der Ort, die Persönlichkeit des Kaisers Franz Josef und seines Ministerpräsidenten Taaffe ins Auge zu fassen.

Wenn wir ein Bild von dem Kaiser entwerfen wollen, so stoßen wir sofort auf eine Schwierigkeit: dieser Herrscher redet nichts oder nur das Notwendigste und was von ihm, abgesehen von amtlichen Kundgebungen in die Öffentlichkeit kommt, erhebt sich nicht über das Maß alltäglicher Redensarten — ja macht den Eindruck der gewollten Alltäglichkeit. Anders als Wilhelm II. bietet Franz Josef zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit nicht das Hilfsmittel der mündlichen oder schriftlichen Mitteilung seiner Ansichten, Auffassungen, Urteile; wir sind also darauf beschränkt, den Menschen und Herrscher nach seiner politischen Wirksamkeit zu werten: die aber ist heute im Ergebnis schon so völlig zu übersehen, daß ein Urteil erlaubt ist.

Dieser Habsburger hatte eine schwere Aufgabe übernommen, als er im Jahre 1848 mit achtzehn Jahren das zerrüttete, im Aufruhr befindliche Reich überkam — wohl ist es ihm in den 60 Jahren seiner Regierung gelungen, die äußere Machtstellung der Krone in Österreich wieder herzustellen, aber die Gesamtmonarchie ist heute innerlich zerrüttet von den Kämpfen der Völkerschaften, wie sie es damals war von der Empörung der nach Freiheit verlangenden Völker.

Der kaiserliche Jüngling wird als hochbegabt geschildert, und soll sich mit Eifer und Fleiß in allen Zweigen der Wissenschaften für seinen

Herrscherberuf haben vorbereiten lassen; seine Erziehung war sorgfältig — aber innerlich zerrissen, indem ihm neben streng kirchlichen und absolutistisch gesinnten Lehrern solche von freier Geistesrichtung und neuzeitlicher Staatsauffassung beigegeben waren. Dies scheint bedeutsam für sein Leben geworden zu sein, denn derselbe Zwiespalt, der in seiner Erziehung sich zeigte, geht durch sein ganzes Leben. Größten Einfluß hatte auf den Jüngling seine Mutter, Erzherzogin Sophie aus dem Hause Wittelsbach, eine hervorragende Frau, geistig die Führerin des Wiener Hofes, streng kirchlich gesinnt, die Mängel der Regierung Metternichs klar erkennend, im vertrauten Verkehr mit liberalen Führern, aber nach den Ereignissen der stürmischen Jahre 1848—1850 immer mehr der starrsten Kirchlichkeit sich zuwendend.

Niemand wird den unerfahrenen, gerade erst auf den Thron gelangten Fürsten für die Maßnahmen seiner ersten Regierungsjahre verantwortlich machen wollen; die Verantwortlichkeit beginnt erst mit der Zeit, wo er sich in seinem Berufe zurecht gefunden hatte und selbständig entschied. Damit hebt eine Zeit geschichtlicher Widersprüche an, die mit einer Person unvereinbar erscheinen; eine Zeit tastender Versuche in entgegengesetzten Richtungen; von Unentschlossenheit und Halbheiten, die zeigen, daß der Kaiser bestimmte Ziele überhaupt nicht hatte und sich weder zur Klarheit über das besondere Wesen seines Reiches, noch zu einem festen Urteil über die Möglichkeit seiner Verwaltbarkeit durchgearbeitet hatte.

Es gewinnt den Anschein, daß seine Staatsauffassung sich zu einer rein Habsburgischen festgelegt hat, die die Bedürfnisse des Staates und der Völker in zweiter Reihe berücksichtigt, in erster aber bedacht ist, die Stellung des Hauses Habsburg zu wahren. Läßt dieses Ziel sich mit den Bach'schen Maßnahmen erreichen, so wird streng zentralistisch-absolutistisch regiert; erscheint ihm eine liberal-parlamentarische Staatsleitung förderlich, so wird dazu übergegangen; die Umkehr zum konservativ-föderalistischen Regiment wird vollzogen, wenn die Parteigruppierung dafür zu finden ist; der Föderalismus wird fallen gelassen, sobald erkannt wird, daß Habsburg dadurch gefährdet werden muß; alle Arten der Volksvertretung werden durchgeprobt, von dem mittelbar, durch die Landesvertretungen ernannten Reichsrat bis zum allgemeinen Wahlrecht, das für Österreich eine Ungeheuerlichkeit sein muß.

Dies Ziel erklärt es allein, wie derselbe Herrscher zur selben Zeit nach dem Ausgleich in Ungarn den Madjaren die Macht überläßt und ein straff nationales, liberales Parteiregiment erträgt, während in Österreich die auch liberalen Deutschen aus der leitenden Stellung verdrängt werden und eine Politik der Nachgiebigkeit gegen die Slawen den Staat zu zertrümmern droht.

Den Bedürfnissen des Hauses Habsburg wird alles untergeordnet: fürchtet Habsburg um seine Stellung wegen des Trotzes der Madjaren,

so opfert es ihnen die Einheit des Reiches und nachher in Ungarn die Rechte der nicht-madjarischen Völker; fürchtet Habsburg, daß seine Deutschen diesseits der Leitha den Anschluß ans Deutsche Reich erstreben, so sucht es die Slawen durch Nachgiebigkeit an sich zu ketten und die verdächtigen Deutschen zu schwächen.

So allein ist die an grundstürzenden Widersprüchen reiche Regierung Franz Josefs zu erklären — nicht aber zu verstehen.

Es ist gewiß, daß seine Aufgabe, einen Staat mit vielen Völkerschaften ungleicher Anlage, ungleicher Bildung und ungleicher wirtschaftlicher Entwicklung zu lenken, unendlich schwer, vielleicht unlösbar war — aber die Unlösbarkeit ist nicht erwiesen, denn der Versuch ist nicht gemacht worden, in Ungarn den Madjaren nur die Herrschaft unter Sicherstellung der Nichtmadjaren zu überlassen, und diesseits der Leitha den deutschen Charakter des Staates festzulegen unter beschränkter Anerkennung der Rechte der Slawen.

Es gibt, wenn heute das Reich in allen Fugen kracht, nur eine Entschuldigung für Franz Josef, die Verblendung der führenden Deutschen in den siebziger Jahren. Daneben aber steht fest, daß die engherzige Betrachtung seiner Aufgabe aus dem Gesichtspunkte des Habsburgers ihn weder als großen Menschen, noch als berufenen Herrscher erscheinen läßt — und das Urteil über seine politischen Fähigkeiten und Maßnahmen muß vernichtend lauten, wenn die geschichtliche Entwicklung dartut, daß gerade durch diese Habsburger-Politik das Haus Habsburg in seiner Macht, in seinem Ansehen geschädigt ist: denn in Ungarn hat sie dem Übermute der Madjaren so sehr die Zügel schießen lassen, daß der König immer nachgeben muß, wenn er nicht offene Auflehnung erleben will — und in Österreich sind Tschechen, Italiener und Slowenen offene Feinde des Hauses Habsburg geworden, während die Polen ein glückliches Sonderdasein führen und sich weder um Habsburg noch um den Gesamt-Staat anders kümmern, als daß er die ständigen Fehlbeträge aus den Mitteln der westlichen Kronländer zahlen darf; alle freiheitlich gesinnten Deutschen aber stehen verstimmt beiseite: habsburgisch sind heute nur noch das Heer und die Klerikalen.

Wer diese Politik nach ihren Erfolgen beurteilt, staunt über ihre Unklarheit und Ziellosigkeit, ihr Verrechnen in allen wichtigsten Möglichkeiten. Der amtliche Vertreter dieser „Habsburger-Politik" Graf Eduard Taaffe war wie dazu geschaffen, eine solche „Staatskunst" einzuleiten. Undeutscher Abstammung — sein Vater war Ire — blieb ihm deutsches Wesen immer fremd; er war ein Mann von Verstand, aber ohne Charakter und Wissen; grundsatzlos, leichtfertig-überhebend, ein Menschenverächter;

ohne Verständnis überhaupt für die Fragen des Volkstums und die sittlichen Pflichten eines Regierenden, ging er spielerisch daran, den von ihm für gefährlich gehaltenen Deutschen das Gegengewicht durch die politische Stärkung der Slawen zu bieten; daß dieser Staat nur zu halten war durch das Band eines herrschenden Volkstums, daran dachte dieser frevelhaft Leichtfertige nicht.

Dieser Mann genoß das Vertrauen des Kaisers — und wenn von dem Beauftragten auf den Auftraggeber geschlossen werden darf, so muß das Urteil auch danach übel lauten: ein unerhörter Mißgriff, an die Spitze des Staates diesen für jede höhere Aufgabe Untauglichen zu stellen — aber es ist das besondere Unglück Franz Josefs, daß er mit wenigen Ausnahmen Untaugliche zu seinen Beratern gewählt hat. Die erste verhängnisvolle Tat des Ministeriums Taaffe war die Sprachen-Verordnung des Justizministers Stremayer, der bezeichnender Weise wie Taaffe selbst aus den Reihen der Verfassungspartei hervorgegangen war; sie bestimmte im wesentlichen, daß in Böhmen alle Verwaltungs- und Gerichtsbehörden Eingaben in tschechischer Sprache entgegennehmen und erledigen sollten und daß auf Verlangen Verhandlungen, an denen Tschechen beteiligt waren, in tschechischer Sprache abgehalten werden mußten. Damit war tatsächlich die Zweisprachigkeit der Ämter eingeführt und im weiteren die einheitliche Staatsverwaltung unmöglich gemacht, wenn nicht dies wichtige Kronland ganz den Tschechen preisgegeben werden sollte. Das aber geschah in Wirklichkeit: denn die Deutschen weigerten sich überwiegend, tschechisch zu lernen, die Tschechen aber beherrschten aus naheliegenden Gründen die deutsche Sprache und hatten, da in Böhmen nur noch beide Sprachen handhabende Beamte angestellt wurden, das tatsächliche Vorrecht. Nach und nach drangen sie in alle Ämter ein; — unter Förderung der Beamten wurden dann die Stadtverwaltungen einer gemischtsprachischen Stadt nach der andern erobert und die Mehrheit im böhmischen Landtage gewonnen. Einmal im Besitze der Macht zeigte das Tschechentum die rücksichtsloseste Gier nach Alleinherrschaft. Die Deutschen wurden als Fremdlinge im Lande, als Eindringlinge behandelt; wo es anging, wurde in den Gemeinden die tschechische Sprache als die der Verwaltung allein eingeführt, kurz das Deutschtum wurde zurückgedrängt in die Rolle eines geduldeten Rechtlosen.

Und dies, trotzdem die Deutschen infolge ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit bei geringerer Volkszahl den größeren Teil der Staats- und Landessteuern aufbringen mußten, die dann von der tschechischen Mehrheit des Prager Landtages schamlos fast nur für tschechische Zwecke verausgabt wurden.

Diesem Treiben sah der Staat nicht nur ruhig zu, er begünstigte

es mindestens im Anfang und hatte in der Folgezeit nicht mehr den Mut, ihm entgegenzutreten.

Ein richtiges Bild dieser Entwicklung gibt das Schicksal der Landeshauptstadt Prag, die im Jahre 1855 neben 73000 Deutschen 50000 Tschechen zählte; im Jahre 1900 waren es 180000 Tschechen und 20000 Deutsche; die alte deutsche Kaiserstadt war den Slawen ausgeliefert.

Dies Ergebnis — wie es ähnlich in zahllosen anderen Städten Böhmens sich findet — ist nicht nur auf die stärkere tschechische Zuwanderung und Vermehrung zurückzuführen, sondern auch auf den Massenabfall von Deutschen oder den Rückfall eingedeutschter Slawen, endlich auf die jüdischen Überläufer, die mit den tschechischen Erfolgen von der deutschen sich auf die tschechische Seite schlugen.

Den Norden und den Westen des Landes Böhmen vermochten die Deutschen zu halten, aber der tschechische Angriff dauert fort; die deutschen Sprachinseln im tschechischen Sprachgebiet, wie das wichtige Budweis sind aufs äußerste gefährdet.

Die Erfolge in Böhmen ermunterten die Tschechen zu Vorstößen in Mähren und Schlesien, die in derselben Weise wie dort von dem Wohlwollen der Behörden begünstigt wurden und ihnen stetige Fortschritte brachten. Noch mehr, sie wagen sich nach Niederösterreich und machen den Anspruch geltend, daß auch dies deutsche Kernland tschechischer Urbesitz sei; in Wien nehmen sie eine den deutschen Charakter der Reichshauptstadt gefährdende Stellung ein und breiten sich unaufhörlich aus.

Eine Folge der tschechischen Fortschritte war das Erwachen der slowenischen Bewegung in Südsteiermark, Krain, Kärnten und Görz, die in unverantwortlicher Weise von den Behörden groß gezogen wurde; diese südslawischen Volkssplitter, ohne eigene Sprache, wirtschaftlich ganz unentwickelt, fast ausschließlich kleinbäuerlich lebend, wären niemals in der Lage gewesen, die Jahrhunderte alte deutsche Führerschaft abzuschütteln, wenn nicht der Staat selbst sie dazu gebracht hätte. So kam es, daß auch in den Alpenländern überall der Kampf der Nationalitäten aufloderte, wo Slawen neben Deutschen wohnten, und daß die Slowenen, wo sie die Mehrheit gewannen, mit derselben wilden Rücksichtslosigkeit vorgingen, wie die siegreichen Tschechen in Böhmen.

Südsteiermark ist ernstlich bedroht, Krain ist den Slowenen politisch ebenso ausgeliefert wie Görz — in Kärnten aber wahrt sich das Deutschtum tapfer und erfolgreich seine Stellung.

Damit aber nicht genug — auch die Italiener Südtirols wurden unter behördlicher Begünstigung zum Kampfe gegen das Deutschtum aufgestachelt; vom Königreich Italien, nach dem die „Unerlösten" Südtirols sehnsüchtig blicken, wird die Bewegung geschürt. Ihre politische

Bedeutung ist nicht zu verkennen und wird dem Staate noch schwere Sorge bereiten.

Die letzte Errungenschaft des Streites der Nationalitäten ist die Bildung einer national-jüdischen Partei „der Zionisten".

Das Ergebnis der „Versöhnungs-Politik" Taaffes liegt heute vor: überall wo mehrere Völker nebeneinander wohnen, ist unversöhnlicher Haß groß gezogen worden, sind die Gegensätze bis zum Äußersten zugespitzt. Die Achtung vor dem Staate ist untergraben, das wirtschaftliche Leben lahmgelegt, die gesamte Entwicklung auf den toten Punkt gebracht.

Nachdem es aber durch die leichtfertige Politik Taaffes und seiner Nachfolger soweit gekommen war, daß der Nationalitätenstreit das gesamte politische und wirtschaftliche Leben im Reiche beherrschte, wurde ein gefährliches Gegengift verordnet: die internationale Sozialdemokratie wurde behördlich großgezogen, um die nationalen Gegensätze zum Verschwinden zu bringen. Auch nach dieser Richtung hat Taaffe den ersten Schritt getan — den letzten Freiherr von Beck mit der Durchdrückung des allgemeinen Wahlrechts, das der Sozialdemokratie zwar sofort ungeheure Erfolge brachte, aber den Nationalitätenkampf nicht im geringsten dämpfte.

Man hat es fertig gebracht, dem Staate neben den Slawen auch die Sozialdemokraten als gefährliche Feinde großzuziehen.

Damit ist der Staat mit unvergleichlicher Kunst und Folgerichtigkeit auseinander regiert und das Haus Habsburg hat die Grundlage seiner Macht — den Einfluß der Deutschen — leichtfertig untergraben.

Graf Taaffe war seines Weges sicher; er machte gar nicht den Versuch, sich mit den deutschen Warnungen ernsthaft und sachlich auseinanderzusetzen; in seinem Gedankengange war die Einheit des Staates gegeben durch die Einheit des Herrschers, der Geistlichkeit, des Heeres. Daß auch die Einmütigkeit der Völker dazu gehörte, dieser selbstverständliche Gedanke hatte im Kopfe dieses eigentlich Vaterlandslosen keinen Raum.

Die Entwicklung, die wir um der Einheitlichkeit der Darstellung willen bis zu ihrem heute übersehbaren Ergebnis verfolgt haben, setzte mit Taaffe ein; er mußte bald erfahren, daß er in dem slawischen Machtstreben Geister gerufen hatte, die er nicht mehr los werden konnte — das aber brachte ihn nicht zur Umkehr, sondern zu einer frevelhaften Politik, die die Ruhe des Augenblicks, einen kleinen Tageserfolg bezahlte mit der dauernden Preisgabe wichtiger Staatsrechte. Er nannte das gemütlich „Fortwursteln" oder „Durchfretten" und betrieb diese gedankenlose Art der Mißregierung solange, bis er überall unmöglich war.

Mochte er auch ruhmlos von der Bildfläche verschwinden, der unselige Mann — seine Nachfolger befolgten im Grunde dieselbe Politik,

nur mit etwas mehr äußerlichem Ernste und größerer Salbung. Sie mußten also alle scheitern und sind alle gescheitert.

Wir können die parlamentarischen Kämpfe im Wiener Reichsrat und in den Landtagen von Taaffe ab bis auf diesen Tag nicht schildern, auch nicht die Maßnahmen der vierzehn Ministerien, die auf Taaffes im Jahre 1893 eingetretenen Sturz folgten: es sei festgestellt, daß sie unfruchtbar waren, ja daß zeitweise die Staatsmaschine völlig zum Stillstand gebracht war.

Die deutschen Parteien, seit den Tagen der „Herbstzeitlosen", soweit sie nicht klerikal waren, in Kampfesstellung gegen die Regierungen, versagten; der uraltdeutsche Jammer der Zerrissenheit, des Mangels an Unterordnung, des Sondergeistes wollte auch in diesen Nöten des Volkstums nicht verschwinden. Wir wissen, daß der deutsche Feudaladel und Klerus und alle, die ihnen folgten, offenen Volksverrat begingen — um so schlimmer, daß die freiheitlich gesinnten Deutschen bis heute nicht zu einer großen, der Macht fähigen Partei gekommen sind.

Das ist ein trostloses Bild, und es wird nicht dadurch erfreulicher, daß in Tagen höchster Erregung, wie zur Zeit des polnischen Ministerpräsidenten Grafen Badeni (1895—1897) eine vorübergehende Einigkeit zustande kam; denn sobald das Schlimmste abgewandt war, trat wieder der alte Zwiespalt zu Tage. Es ist nicht anders: alle deutschen Parteien, alle deutschen Politiker haben versagt und tragen die Verantwortung dafür, daß ihr Volk heute zur Machtlosigkeit verurteilt ist. Es ist ein hartes Wort, das einer der Nachfahren Taaffes gesprochen hat „was will ich machen? Es ist mit den Deutschen nicht zu regieren" — aber noch ist es wahr; es war wohl auf die Dauer unmöglich gegen sie zu regieren — mehr konnten die der Selbstzucht und der Unterordnung unter die Sache ihres Volkes entbehrenden deutschen Parteien nicht erreichen. Ein Jammer, das die völkische Bewegung, der Georg von Schönerer ein Führer geworden war, Schiffbruch gelitten hat: hier war Begeisterung und Opferwilligkeit, Mut und Erkenntnis, und das Linzer Programm vom Jahre 1882 zeigte einen gangbaren Weg zur Wiederherstellung der deutschen Macht, der zugleich zur staatlichen Ordnung geführt hätte. Es verlangte in der Hauptsache, daß Galizien und die Bukowina aus Österreich ausscheiden sollten, daß in dem verbleibenden Kleinösterreich, in dem dann die Deutschen die Mehrheit hätten, die deutsche Staatssprache gesetzlich eingeführt würde und daß das Habsburger Gesamtreich in ein gesetzlich festgelegtes ewiges Bündnis mit dem Deutschen Reiche trete.

Georg von Schönerer ist in den matten Tagen der Deutschliberalen der Erwecker eines entschiedenen, stolzen Volksbewußtseins geworden, und

dies Verdienst wird fortleben — um so trauriger, daß durch seine Schuld, seine mangelnde Selbstzucht, seine Fehler in der Behandlung seiner Gesinnungsgenossen, seine Mißgriffe in der Wahl seiner Vertrauten die hoffnungsvolle Bewegung zu so kläglichem Ende gekommen ist. Aber es gereicht ihm trotzdem zum Ruhme, daß er mit sicherem Gefühle jede neue Gefahr gegen das Deutschtum erkannte und sich in die Bresche stellte — die Schar seiner Anhänger aber schmolz dahin und schließlich stand er fast ganz allein.

Er hat bis zuletzt den selbstmörderischen Entschluß der deutschen Parteien bekämpft, für die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Österreich einzutreten, das die politische Herrschaft der Slawen verewigen mußte.

Er hat es nicht verhindern können, daß aus Parteieigennutz und persönlichen Rücksichten die Mehrzahl der Deutschen im Reichsrat für das allgemeine Wahlrecht eintrat und es durchführen half; es ist Gesetz (1906) geworden und hat die Folgen gehabt, die jeder Denkende vorhersehen mußte: eine weitere Schwächung der Deutschen.

Es ist beschämend und bietet ein politisches Gegenstück zu dem Dasein und der Wirksamkeit des Zentrums und der Sozialdemokratie im Deutschen Reiche, daß die Deutschen Österreichs trotz ihres geistigen und wirtschaftlichen Übergewichts sich politisch haben entrechten lassen; noch fehlt die sittliche Kraft ihren Kämpfen, die Unterordnung der Person unter die Sache, diejenige der Partei unter das Wohl des Volkes; noch fehlt die Selbstzucht und die Erkenntnis, daß der Politiker erst dann seinem Volke zu nützen beginnt, wenn er aufgehört hat, an sich zu denken.

So haben die Krone, die Staatsgewalt, die Parteien am deutschen Volke gesündigt und sündigen weiter.

Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?

Ein Trost doch: die Arbeit der deutschen Schutzvereine, die in allen bedrohten Kronländern entstanden sind und von tapferen, selbstlosen Männern geleitet, überall eingreifen, um zu retten, was zu retten ist.

Gewiß es ist nur Kleinarbeit, die sie verrichten — aber ihre Summe ergibt eine gewaltige Leistung.

Die Männer, die heute — abseits der politischen Parteien — in den Volksräten, in der Südmark, im Schulverein, in all den anderen Schutzverbänden ihre Volkspflicht erfüllen, sie sind die Träger der deutschen Hoffnung, und es ist ihre Aufgabe, jeden bedrohten Posten zu halten, bis ein Wandel eintritt.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung.

Einst hatte Kaiser Franz Josef auf dem Frankfurter Fürstentag sich

einen deutschen Fürsten genannt — die Geschichte widerlegt ihn: mag sein, daß er es damals noch war oder geglaubt hat zu sein, aber sein Sinn hat sich abgewandt von dem Volke, dem sein Haus Dasein und Macht verdankt, er ist nur eines noch — und das kann dem deutschen Gesamtvolke nichts sein: Habsburger.

Am 2. Dezember 1908 waren es 60 Jahre, daß er über Österreich-Ungarn herrscht; am selben Tage mußte in Prag das Standrecht verkündet werden, weil wüste Tschechenbanden seit Wochen die deutschen Studenten verfolgten und verlangten, daß die älteste deutsche Hochschule aus dem tschechischen Prag vertrieben werde. Die Aufrührer riefen „Tod den Deutschen" — aber sie sangen auch Schmählieder auf Österreich und den Kaiser, priesen Rußland, Serbien und Frankreich und scheuten sich nicht, ihre hochverräterischen Neigungen offen zur Schau zu tragen. Erst die Drohung mit dem Henker stiftete Ruhe. —

Der Jubeltag in Prag zeigte der Welt, wohin dies Österreich gekommen ist.

Ungarn nach dem Ausgleich.

Wir wissen, die Deutschen sind nach Ungarn gekommen nicht als Eroberer, nicht als Eindringlinge; sie sind dem Rufe der ungarischen Könige gefolgt, die durch sie dem Volke der Madjaren eine höhere Kultur übermitteln wollten. So waren unter Stefan I. (995—1038) ganze Scharen deutscher Adeligen und Bürger, besonders bayrischer Abstammung eingewandert; dieser König, dessen Andenken die Madjaren heute aufdringlich ehren, hatte seinem Sohne und Nachfolger die Deutschen als „Stützen und Zierden" des Reiches empfohlen.

Die Einwanderung dauerte fort und breitete sich über das ganze Land aus, von der Leitha im Westen bis zum äußersten Südosten; fast alle großen deutschen Stämme waren vertreten, vor allem aber Franken von der Mosel und vom Niederrhein. Die bedeutsamste Siedelung des Mittelalters ist diejenige der Deutschen in Siebenbürgen; Moselfranken waren es, die auf den Ruf Geisas II. (1141—61) ins Land gekommen waren; unter dem über ihre Herkunft irreführenden Namen „Siebenbürger Sachsen" haben sie als zähester deutscher Volksstamm, als treueste Anhänger des Königtums, als tapfere Verteidiger des Südostens und als erfolgreiche Kulturbringer geschichtlichen Ruhm gewonnen.

In der Hauptsache saßen die Deutschen in den Städten, wo sie sich im Handel, Handwerk und gelehrten Berufen betätigten, und ein großer Teil der ungarischen Städte ist deutschen Ursprungs. So reichen Öden-



Aufn. v. E. Fischer, Hermannstadt.

Das Kirchenkastell von Heltau in Siebenbürgen.

Aus der einzigen deutschen illustrierten Zeitung der Karpathenländer „Die Karpathen" III. Jahrg. Verlag H. Zeidner, Kronstadt (Ungarn).

burg, Preßburg, Raab, Steinamanger bis in die Zeit Karls des Großen zurück; um die Mitte des 12. Jahrhunderts gründeten Deutsche die Städte Ofen und Pest an Stelle alter römischer Niederlassungen.

Die Sachsen Siebenbürgens schufen neben ihren städtischen Sitzen in Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt eine Fülle stattlicher Dorfsiedelungen, die mit Kirchen-Burgen versehen waren, um den feindlichen Angriffen nicht wehrlos gegenüberzustehen.

Denn es war kein ruhiges, behagliches Dasein, das die Deutschen in Ungarn zu führen hatten; die Stürme des Mongolenzugs, der türkischen Eroberung brausten über sie hinweg — sie waren ihnen zuerst ausgesetzt und hatten am meisten zu verlieren.

Es ist bewundernswert, daß trotz aller dieser Nöte dies Volk sich erhalten hat.

Die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts brachte die Türkenherrschaft, die, wie wir wissen, sich bald auf fast ganz Ungarn erstreckte, und bis zur endgültigen Beseitigung durch deu Frieden von Belgrad (1739) zweieinhalb Jahrhunderte dauerte.

Die ewigen Kämpfe und Unruhen hatten das Land verwüstet und verarmt; seine Befreiung von den Türken geschah durch deutsche Waffentaten — Deutsche wurden nun von den Habsburgern gerufen, um die Öde wieder von neuem der Kultur zu erobern. Es waren Bauern aus Württemberg, Bayern, der Pfalz, Kur-Mainz und Vorderösterreich, die von Maria Theresia und Josef II. im Süden, an der Grenze, angesiedelt wurden, und die in rastloser Arbeit Mustergültiges geleistet haben. Aus dieser Zeit stammen besonders die Niederlassungen der Schwaben in Slawonien, der Batschka, dem Banat. Die Krone war der deutschen Bevölkerung Siebenbürgens mit ihrem „Sachsengrafen" an der Spitze zu größtem Danke verpflichtet, denn sie hat ihr — anders als die Madjaren — immer die Treue gehalten. So war es zuletzt im Jahre 1848.

Damals hat Kaiser Franz Josef die heute von ihm vergessenen Worte an die Sachsen gerichtet: „Thron und Altar, für die ihr gekämpft, werden euch die verdiente Anerkennnung zollen und die Bürgschaften zu schützen wissen, welche eure von unseren Ahnen so oft belobte Tapferkeit, Ausdauer und Treue, vornehmlich aber euer Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit, und der Gebrauch der hierdurch unter euch heimisch gewordenen Freiheit, für den Glanz des Staates und deu Bestand der Krone gewähren."

Wir erinnern uns, daß der Niederwerfung der ungarischen Empörung die Zeit des zentralistischen Regiments folgte, wo das Gesamtreich einen einheitlichen Staat bildete, daß aber der Widerstand der Madjaren nicht

eher ruhte, als bis unter den Einwirkungen der Niederlage von Königgrätz die alte Verfassung wiederhergestellt wurde; das Jahr 1867 brachte den Ausgleich und am 7. Juni desselben Jahres wurde Franz Josef feierlich als König von Ungarn gekrönt.

Solange Deáks und Andrassys Einfluß währte, wurde der Ausgleich gehalten und durch die Ausübung der Staatsgewalt anerkannt, daß dies Gemeinwesen, in dem zwar die Madjaren der Zahl nach das stärkste Volk waren, in dem aber neben ihnen Deutsche, Rumänen, Serben, Kroaten und Slowaken wohnten, kein Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat sei.

Nachdem aber einmal der madjarische Adel die Macht in der Hand hatte, steigerten sich seine Ansprüche und er stellte die wahnwitzige Forderung, daß Ungarn in einen Nationalstaat verwandelt werde; das heißt, alle nicht madjarischen Völker sollten ihr Volkstum aufgeben und im Madjarentum aufgehen.

Bedenkt man, daß damals noch nicht die Hälfte der Gesamtbevölkerung madjarisch war, so muß man über die Kühnheit dieser Forderung staunen — aber schon in der Mitte der siebziger Jahre gingen die zur Herrschaft gelangten madjarischen Politiker dazu über, sie in die Tat umzusetzen.

Koloman Tisza, Szell, Weckerle und wie sie alle heißen, die Ministerpräsidenten der heiligen Stephanskrone, ließen eine gewaltsame Madjarisierung ins Werk setzen, die von keinem roher und frecher betrieben wurde als von Baron Banffy.

Mit allen Mitteln der Bestechung und, wo sie nicht wirkten, des Polizeidruckes wurde gearbeitet, und es steht leider fest, daß ein großer Teil der Deutschen unter solchem Zwange sich zum Volksverrat bewegen ließ; im madjarischen Lager winkten ja Ehren und Ämter und Geldgewinn; für wenig Geld war die Umschreibung ehrlicher deutscher Namen in madjarische zu erzielen; es ist der Ruhm der Sachsen, daß sie durchweg ihrem Volkstum treu blieben.

Wie groß die Verluste des Deutschtums sind, die so entstanden, läßt sich nicht zahlenmäßig feststellen — aber sie sind sehr groß; noch mehr als die Zahl fällt die Tatsache ins Gewicht, daß leider gerade die geistig führende Schicht der Anwälte, Ärzte, Schriftsteller und Geistlichen vom Deutschtum abfiel und dadurch die Treugebliebenen der Führung beraubten, gleichzeitig aber die Madjaren um ihre geistige Kraft stärkten. Besonders das Schulwesen und die Gestaltung der politischen Rechte wurden zielbewußt und rücksichtslos für die Zwecke der Madjarisierung mißbraucht.

Aber auch hier trug solches Verfahren sein Gegenmittel in sich; es erweckte den Widerstand und seit Ende der 90er Jahre entsteht eine deutsche Bewegung, die mutig und kraftvoll die Rechte des Volkstums vertritt.

Sie zeigt sich zuerst in Siebenbürgen im Auftreten der „Grünen“,

kommt dort aber leider zu schnell zum Stillstand, und erhebt sich selbständig im Banat, in Syrmien, in der Batschka.

Deutsche Zeitungen entstehen und verteidigen tapfer die deutsche Sache; ihre Schriftleiter und andere Führer der Deutschen werden schamlos verfolgt und gesetzwidrig schwer verurteilt. Dadurch wird der Widerstand nur gestärkt und das Jahr 1907 sieht eine ungarländische deutsche Volkspartei sich bilden, die sofort tausende von Anhängern findet und seitdem sich stetig ausbreitet; ihre Wirksamkeit wird unterstützt von den gut geleiteten, deutschen Blättern, und kann auf den Beistand der rumänischen und slowakischen Nationalitäten rechnen, auf denen der Druck der Madjaren gleich schwer lastet, wie auf den Deutschen.

Tapfer und stolz sprechen die ihres Volkstums wieder bewußt gewordenen Deutschen Südungarns aus, daß sie in ihrer Muttersprache, in ihrer ererbten Kultur den höchsten Besitz erblicken und ihn bis aufs äußerste verteidigen wollen; aber maßvoll und ruhig gestehen sie dem Staate, den Madjaren und deu anderen Völkern ihre Rechte zu, so daß kein billig Denkender sie tadeln kann. Trotzdem aber erblicken die Madjaren in ihnen die ärgsten Feinde und suchen die Bewegung durch alle Mittel polizeilichen Druckes tot zu machen.

Bedauerlich ist, daß die Siebenbürger Sachsen, die über politische Schulung, eine tüchtige Presse und geistige Kräfte verfügen, sich der südungarischen Deutschen nicht annehmen, sondern versuchen, der Regierung gegenüber durch Nachgiebigkeit die besondern Vorteile ihres Volkes zu wahren; doch bahnt sich eine Änderung ihrer Haltung an.

Wie dem jetzt auch sei, das gesamtdeutsche Volk hat heute Ursache, auf die Deutschen Ungarns stolz zu sein: auf die Sachsen, die mit unendlichen Opfern ihre Schulen sich erhalten und inmitten von Millionen Fremdsprachiger mit ihrer knappen Viertelmillion Sprache und Volkstum sich bewahrt haben; auf die Schwaben Südungarns, die aus eigener Kraft sich gegen einen übermächtigen, rücksichtslosen Feind wehren. Für beide gilt es, im Widerstande zu verharren, bis das wahnwitzige Streben der Madjaren in sich zusammengebrochen ist und an Stelle des erzwungenen, aber unmöglichen madjarischen Staates ein Völkerstaat entsteht, in dem neben den Madjaren, die Deutschen und die anderen Völker ihr Dasein ungestört führen können. Heute leben in Ungarn zusammen $2^1/_4$ Millionen Deutsche, von denen auf Siebenbürgen eine Viertelmillion, auf das Banat über 400 000, auf die Batschka 200 000, zwischen Drau und Donau in der „schwäbischen Türkei“ über 200 000 kommen; der Rest wohnt im Norden und Westen und verteilt in den Städten des ganzen Landes.

Das Vorhandensein dieses östlichen Vorpostens ist für das

gesamtdeutsche Volk von größtem politischem Wert und auch wirtschaftlich von Belang: seinen weiteren Daseinskampf müssen alle Deutschen mit Aufmerksamkeit verfolgen — wenn es not tut ihm auch helfen.

Die Schweiz.

Wir wissen, daß die Eidgenossenschaft seit ihren Siegen über die nach der Landesherrschaft strebenden Habsburger, und zuletzt nach ihrem erfolgreichen Widerstande gegen Kaiser Maximilian I. im Jahre 1499 eigentlich vom Reiche losgelöst war; aber die endgültige Trennung war erst im westfälischen Frieden vollzogen worden.

Von da an führt die Schweiz staatsrechtlich ihr Eigendasein, und es traten trotz ihrer republikanischen Verfassung im Leben der Kantone dieselben Erscheinungen zutage, wie sonst auf dem Festlande.

In den Kantonen maßte sich die dünne Oberschicht der „Herren" die Macht an und führte ein strenges, böses Regiment; französische Sitten, Gebräuche und Moden fanden Eingang, so daß die deutsche Eigenart des Landes gefährdet war.

Wie in Deutschland, lehnten sich auch hier gegen diese Herrschaft des Welschtums bedeutende Geister auf und gewannen der deutschen Sprache ihr geschichtliches Recht wieder zurück.

Seit den Tagen Bodmers, Breitingers, Geßners und Albrecht von Hallers ist der geistige Zusammenhang mit dem Reiche aufrecht erhalten geblieben, wie er auch vorher immer — mit Ausnahme der vorübergehenden Welschtümelei — gefühlt und erkannt worden war.

Das strenge Regiment der Herren vom städtischen Patriziat brachte es mit sich, daß die französische Revolution in der unterdrückten Bevölkerung mit Freuden begrüßt wurde; die Unzufriedenen riefen französische Hilfe an, und durch die feindlichen Heere wurden die bestehenden Kantons-Regierungen gestürzt und eine einheitliche helvetische Republik begründet, die ganz unter französischem Einfluß stand.

Der Sturz Napoleons brachte die Befreiung und die Wiederherstellung der alten Kantons-Verfassung. Auf dem Wiener Kongreß wurde die Schweiz für neutral erklärt; sie durfte von keinem der vertragschließenden Teile angegriffen werden, durfte keinen angreifen und durfte bei einem Kriege zwischen andern keine Partei ergreifen.

Damit war der Fortbestand der Eidgenossenschaft gewährleistet, sie selbst aber gleichzeitig aus dem großen politischen Leben ausgeschaltet.

Die Folgezeit brachte wieder in einigen Kantonen die alten Geschlechter zur Herrschaft, gegen die mannigfache Volkserhebungen erfolgten,

bis das Jahr 1830 eine tiefgehende Bewegung hervorrief, die im großen Ganzen segensreiche Wirkungen hatte.

Die Kantone erhielten durchweg freiheitliche Verfassungen; Träger der Staatsgewalt wurde das Volk selbst; Verwaltung und Rechtspflege wurden getrennt, Stadt und Land gleichgestellt — kurz der Bevölkerung wurden alle Freiheiten eines neuzeitlichen Gemeinwesens zu Teil.

Aber die rückschrittlichen Kreise gaben sich noch nicht geschlagen; unter Führung der katholischen Strenggläubigen kam im Jahre 1847 der Sonderbund der katholischen Kantone zu stande, der mit der Eidgenossenschaft und ihrer Verfassung im Widerspruche stand; als der Sonderbund sich entgegen der Aufforderung der Tagsatzung nicht auflöste, wurde Waffengewalt angewandt und in kurzem Feldzuge wurden die katholischen Kantone zur Unterwerfung gezwungen. Infolge dieses Sieges wurde eine Umgestaltung der Verfassung der Eidgenossenschaft vorgenommen: nach dem trefflich bewährten Vorbilde der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wurden alle Kantone zu einem Bundesstaate zusammengefaßt, der die militärische Hoheit und die äußere Vertretung des Landes, sowie einen Teil der Verwaltung und der obersten Gerichtsbarkeit, als Einnahmequelle aber die Zölle erhielt.

Damit hatte die staatliche Entwicklung der Eidgenossenschaft ihren Abschluß gefunden und seit dem Jahre 1848 lebt sie selbst und ihre Glieder in gedeihlicher Entwicklung.

Gewiß ist kein großer Zug in dem Dasein dieses kleinen Staates, kein fortreißender, mächtiger Gedanke ringt sich durch; er ist zwar gesichert vor den großen Nachbarländern, aber auch ausgeschlossen von den Vorgängen eines reichen politischen Lebens.

Nach der Zählung vom 1. Dezember 1900 hatte die Schweiz rund 3 315 000 Einwohner, von denen 2 312 000 deutsch, 730 000 französisch, 220 000 italienisch und 38 000 räto-romanisch sprachen; die Zahl der dort lebenden Reichsdeutschen betrug damals rund 170 000.

Daraus ist zu ersehen, daß das Land, seinem Ursprunge entsprechend, weit überwiegend deutsche Bevölkerung hat — aber es muß ausgesprochen werden, daß diese, die Deutschschweizer, keine Hinneigung zum Deutschen Reiche haben. Zwar ist die alte Vorliebe für Frankreich heute nicht mehr zu finden und der Gebrauch der französischen Sprache gilt in der deutschen Schweiz nicht mehr wie im 18. Jahrhundert als ein Zeichen von Vornehmheit; aber die Erhebung der nichtdeutschen Landesteile zu selbständigen und gleichberechtigten Kantonen seit der französischen Revolution hat dazu geführt, daß die Deutschen an der Sprachgrenze der Verwelschung nicht mehr den zähen Widerstand entgegensetzen, wie in früheren Jahrhunderten, so daß auf das ehemalige stetige Vordringen der deutschen Sprache seit

einem halben Jahrhundert mancherorts geradezu eine Abbröckelung von deutschem Sprachboden gefolgt ist.

Aber die fehlende Hinneigung zum Reiche hindert nicht, daß die deutsche Schweiz eine „geistige Provinz" des deutschen Gesamtvolkes ist und daß ein bodenständiges, unverwüstliches deutsches Volkstum dort lebt und wirkt.

Eine reiche Zahl bedeutender, ja wirklich großer Männer hat sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Alldeutschland geschenkt: im Schrifttum vor allem die großen Meister Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer und nach ihnen eine Reihe von Talenten, von denen hier nur Karl Spitteler genannt werden möge; in der Malerei den herrlichen Arnold Böcklin und neuerdings Albert Welti und Ferdinand Hodler.

Der Geschichtsschreiber Jakob Burkhardt, der Staatsrechtslehrer Bluntschli haben mit einer großen Zahl bedeutender anderer Gelehrten das geistige Leben des gesamtdeutschen Volkes bereichert, wie denn ein reger Austausch von Gelehrten und Schülern zwischen den Hochschulen des Reiches und denen des ganzen deutschen Sprachgebiets ohne Unterlaß stattfindet. So zeigt sich, daß trotz der mangelnden Neigung der Schweizer zum Kernland ihres Volkes, zum Deutschen Reiche, doch die Natur mächtiger ist, als der Wille oder die Laune des Einzelnen: auch die deutsche Schweiz ist deutsches Land, ihre Bewohner sind Deutsche und sie bilden, ob sie wollen oder nicht, eine lebendige Einheit mit ihren Blutsgenossen überall sonst auf der Erde.

Die Niederländer.

Die Bewohner des Tieflandes an der Nordsee um die Rhein-Mündungen sind, wie wir wissen, Deutsche, und zwar Abkömmlinge der Franken, Sachsen und Friesen. Wir haben ihre politischen Schicksale verfolgt und erinnern uns, daß sie durch die burgundische Erbschaft im Jahre 1477 an Habsburg gefallen waren und dann von Karl V. seinem Sohne Philipp II. zugewandt wurden. Dessen Unduldsamkeit und Härte hatte den Freiheitskampf hervorgerufen (1568—1648), der zur völligen Unabhängigkeit der nördlichen, reformierten Provinzen führte, während die südlichen, katholischen sich Habsburg wieder unterwarfen (1579).

Seitdem waren die Niederländer staatlich getrennt in die Generalstaaten unter den Oraniern als Erbstatthaltern und Belgien unter den spanischen Habsburgern. Der spanische Erbfolgekrieg hatte

Belgien im Frieden zu Utrecht (1713) wieder an die deutschen Habsburger gebracht, die es bis zur französischen Revolution behielten; dann erfolgte die Gründung der batavischen Republik, die beide niederdeutschen Gebiete umfaßte, und nach Napoleons Erhebung diejenige eines Königreichs Holland unter einem seiner Brüder.

Der Wiener Kongreß schuf ein Königreich der Niederlande unter dem Hause Oranien, dem auch Luxemburg als Großherzogtum unterstellt wurde: das Jahr 1830 aber brachte den Abfall der südlichen, katholischen Provinzen, die durch die Londoner Konferenz als selbständiges Königreich Belgien unter Leopold I. aus dem Hause Koburg anerkannt wurden (1831).

Seitdem geht die staatliche Entwicklung der Niederlande und Belgiens ihre getrennten Wege — das Volk aber ist eines Blutes und spricht eine Zunge, das zur selbständigen Sprache gewordene Niederdeutsch; es ist festzuhalten, daß es nicht nur stammverwandt ist mit den andern Deutschen Europas, sondern daß es dasselbe Volk ist, das nur durch politische Ereignisse — in der Hauptsache durch Habsburgs Schuld — staatlich von der Hauptmasse des Deutschtums absplitterte und infolge davon auch sprachlich sich trennte; die niederdeutsche Sprache teilte sich nochmals in die der nördlichen Provinzen, die nach der führenden Provinz kurz die holländische genannt wird, und die der südlichen, die vlämische. Beide Zweige haben sich Ende des 19. Jahrhunderts über eine gemeinsame Schriftsprache geeinigt.

Wir wollen in möglichster Kürze die Geschicke der Niederländer und der Vlamen verfolgen und im Zusammenhang damit das Deutschtum in Luxemburg betrachten.

Wir wissen, wie glänzend der Ruhm der Generalstaaten im Kampfe mit der spanischen Weltherrschaft aufstieg, und wie infolge der siegreichen Durchführung des Freiheitskrieges Nord-Niederland, das wir dem Sprachgebrauche folgend, Holland nennen dürfen, zur ersten Seemacht der Welt sich erhob. Es beherrschte die Meere und gewann Kolonien in allen Teilen der Erde. Das Jahr 1648 brachte völlige Unabhängigkeit vom Reiche und die Anerkennung der staatlichen Selbständigkeit.

Nun erwuchs den Holländern in England ein gefährlicher Nebenbuhler, während im Innern Zwietracht und Krämergeist die Entwicklung hemmten; es ging bergab trotz der Tapferkeit der Flotte unter Admiralen, die den größten Seehelden aller Zeiten ebenbürtig sind. Bezeichnend für die Siegesgewißheit jener Tapferen, daß Martin van Tromp mit einem Besen an der Mastspitze hinausfuhr, um das Meer von Engländern „rein zu fegen"; das ist ihm auch geglückt, ja er segelte sogar mit seinem Geschwader die Themse hinauf bis dicht vor London.

Als Frankreich und England im Jahre 1672 zusammen zu Wasser

und zu Lande den Vernichtungskrieg gegen Holland begannen, kam noch einmal eine große Zeit — nicht das Verdienst des Volkes, sondern eines großen Mannes, des letzten, den Holland hervorgebracht, Wilhelms III. von Oranien. Er wird die treibende Kraft im Kampfe gegen Ludwig XIV.; er verteidigt sich zu Lande mit Glück, zur See aber erkämpfen seine Admirale — allen voran Michiel de Ruyter, ein nicht wieder erreichter Meister des Seekriegs — glänzende Siege über die Flotten Englands und Frankreichs.

Noch einmal hatte Holland eine Heldenzeit erlebt — aber mit Wilhelms III. Tode entschwand dem Leben des Staates jede Größe; der Krämergeist der „Regentenfamilien" gewann die Oberhand und der Verfall ging rasend schnell von statten.

Es ist eine trübe, traurige Zeit, das ganze 18. Jahrhundert — es war, als sei der gute Geist des Volkes erstickt in den Reichtümern, die aus den ausgebeuteten Kolonien im Mutterlande zusammenströmten.

Die Flotte verkam, das Heer desgleichen — eine selbstbewußte Politik war unmöglich, und ehrlos und feige schleppte sich das Leben dieses einst so stolzen Gemeinwesens hin, bis es dem Ansturme der französischen Revolution erlag.

Eine Folge des erzwungenen Anschlusses an Frankreich war, daß England — wie wir wissen — in einem durch keinen Friedensschluß unterbrochenen Kampfe mit der Republik sowohl wie mit Napoleon lebend, im Seekriege sich eines wichtigen Teiles der holländischen Kolonien bemächtigte und sie auch im Wiener Frieden behielt, vor allem das zukunftreiche Kapland. In der Hauptsache verblieben dem neu gegründeten Königreiche der Niederlande die Besitzungen im fernsten Südosten, eine stetig fließende Quelle des Reichtums — für den Staat aber durch die fortgesetzten Aufstände der gedrückten Eingebornen eine kostspielige Last, die er kaum mehr zu tragen vermag.

Nach der Trennung Belgiens (1831) verlief das Leben des Landes in einförmiger Gleichmäßigkeit, jedes großen Zuges entbehrend; es ist wirklich so, als seien die edeln Kräfte des Volkes in seiner großen Kampfeszeit verausgabt worden.

Einst so fruchtbar an bedeutenden Männern, bringt es jetzt kaum mehr Persönlichkeiten hervor, die Beachtung verdienen, und seinen größten Sohn seit jener Zeit, den Dichter Eduard Douwes Dekker, der unter dem Namen Multatuli verdienten Ruhm erworben hat, trieb es in die Verbannung, weil er, die Verhältnisse der Kolonien genau kennend, für die ausgesogenen Eingebornen eingetreten war.

Die reiche Vergangenheit in Kämpfen und Siegen, die Blütezeit der Baukunst und Malerei, der Staatskunst und der Wissenschaften — all

Rembrandt, Die drei Bäume.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

das ist ein totes Vermögen geworden, auf das der Holländer hochmütig pocht, das ihn aber nicht zu einer Erhebung der Seele über die Engherzigkeit des Alltags zu bringen vermag.

Auch hier begegnen wir der Abneigung gegen das Reich; der Holländer dünkt sich besser als der Reichsdeutsche und blickt mit Überhebung auf ihn herab. Ein Anlaß dazu liegt wahrlich nicht vor — denn die Leistungen der jetzt im Reiche vereinten Deutschen im Laufe des letzten Jahrhunderts sollten dem Urteilsfähigen sagen, daß die Sünden der Vergangenheit getilgt sind.

Seitdem die durch die Siege des Jahres 1870/71 hervorgerufene Furcht, als wolle das Reich auch Holland gewaltsam einverleiben, gewichen ist, hat langsam eine Bewegung begonnen, die auf den freiwilligen Anschluß hinarbeitet; sie gewinnt Anhänger in geistig hochstehenden und politisch geschulten Kreisen — aber die Masse des Volkes hat dafür noch kein Verständnis. Das Deutsche Reich zeigt keine Neigung zu solchem Anschluß und wird es den Holländern überlassen, den ersten Schritt zu tun, wenn sie sich zur Erkenntnis seiner Zweckmäßigkeit durchgerungen haben; es wird dann kaltblütig zu prüfen haben, was ihm der Anschluß bietet.

Freilich scheint es auf die Dauer nicht angängig, daß die Rheinmündungen, die in Hollands Besitz sind, dem deutschen Wirtschaftsgebiete fern bleiben, wenn nicht das Reich gezwungen sein soll, sich einen von fremder Einwirkung freien Weg zur Nordsee durch einen Kanal vom Rheine nach Emden zu schaffen: denn der Rhein ist die wichtigste Verkehrsstraße Europas, und das Reich darf nicht zugeben, daß holländische Eigensucht und Rücksichtslosigkeit ihm den Weg zur See an so wichtiger Stelle erschwert.

Andrerseits ist Holland durch den Durchgangsverkehr nach dem Reiche eigentlich schon ein Teil des deutschen Wirtschaftsgebietes geworden und würde vernichtet, wenn eine künstliche Verbindung zwischen dem Rhein und Emden den deutschen Handel ablenkte.

Es wird also in absehbarer Zeit zu wählen haben, ob es den Zollanschluß ans Reich suchen oder wirtschaftlich kalt gestellt sein will; wählt es das erste, so liegt die Möglichkeit des politischen Anschlusses vor, der auch die Folge hätte, dem Mutterlande seine Kolonien zu sichern, die heute bei der militärischen Ohnmacht Hollands dem Zugriff der Japaner, Amerikaner oder Engländer schutzlos preisgegeben wären.

So hat das Land seine Sorgen — das Reich mag sie ihm lassen, bis das Gefühl der Hilflosigkeit in den Holländern die törichte und grundlose Überhebung über uns abgetötet hat.

Sechs Millionen Niederdeutsche leben heute in Holland, — die Zukunft wird lehren, ob sie oder ihre Nachkommen sich zur Hauptmasse des Gesamtvolkes zurückfinden.

* * *

Während Nordniederland nur von Bewohnern einer Sprache und derselben Abstammung besiedelt ist, finden sich in Südniederland, in Belgien neben den Vlamen, die niederdeutschen Blutes und derselben Sprache sind, Wallonen (Walen), die eine Mischung aus germanischem und romanischem Blute darstellen und französisch sprechen.

Das Zahlen-Verhältnis ist heute so, daß 3½ Millionen Vlamen neben 2½ Millionen Wallonen in Belgien leben. Trotzdem zeigt das öffentliche und gesellschaftliche Leben des Landes französisches Gepräge, was leider in der besitzenden und gebildeten Oberschicht besonders in Erscheinung tritt.

Dies erklärt sich aus der geschichtlichen Entwicklung: die bevorzugte Sprache des burgundischen Hofes war französisch und sie ist es während der Zeit Karls V. und nachher unter den spanischen Habsburgern geblieben; das Volk selbst freilich war seiner Sprache treu geblieben und ist es bis heute.

Als aber im Jahre 1831 die uns bekannt gewordene Losreißung vom Königreich der Niederlande erfolgte und ein selbständiges Belgien gebildet wurde, ging die Absicht der Urheber jener Umwälzung dahin, die politische Trennung möglichst zu unterstreichen und durch eine sprachliche zu vertiefen; dazu kam, daß sie meist französisch gebildet und von französischer Gesinnung erfüllt waren, wie denn die belgische Revolution in der Hauptsache eine Folge der französischen Juli-Revolution war: so ist es zu erklären, daß französisch zur Staatssprache bestimmt wurde.

Mit der Begünstigung der französischen Sprache im Staatsleben war eine Bevorzugung des wallonischen Teiles der Bevölkerung verbunden, die naturgemäß zu einer Zurücksetzung der Vlamen, ja zu einer gewissen Entrechtung führte: nur diejenigen Vlamen gelangten in öffentliche Ämter, die sich zum Gebrauch der französischen Sprache bequemten.

Dabei blieb es aber nicht: man ging offen zum Kampfe gegen das Vlämische über und versuchte, die Alleinherrschaft des Französischen durchzusetzen; in den Schulen wurde nur französisch gelehrt und das Vlämische als ein nur für das niederste Volk geeigneter armer Dialekt verhöhnt.

Aber solcher Druck mußte Widerstand hervorrufen — und noch war das neue Königreich Belgien nicht zehn Jahre alt geworden, da waren auch dem Vlamentum in Jan Frans Willems und Hendrik Conscience geistige Führer von Bedeutung erstanden, beides Dichter

von dauerndem Namen, vor allem aber begeisterte Vorkämpfer ihrer schönen und reichen Muttersprache. An sie schloß sich eine Schar von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten an und das vlämische Volk erlebte eine Wiedergeburt von wunderbarer Kraft; die vlämische Musik fand glänzende Tondichter, von denen Peter Benoit und F. A. Mesdag, wie Gevaert hier genannt seien.

Aller Orten wurden Vereine ins Leben gerufen, Zeitungen gegründet und mit Eifer die politische Rückeroberung der alten Rechte des Vlämischen als der Sprache der Mehrheit der Landesbewohner vorbereitet.

Mit allem Nachdruck betonten *die Führer des Vlamentums den geistigen und geschichtlichen Zusammenhang mit dem alten großen Vaterlande*, mit dem Gesamtdeutschtum und sie fühlten sich als Söhne des deutschen Volkes.

Das kam ergreifend zur Geltung im Jahre 1870/71; während in Holland die Stimmung für Frankreich war, so daß der preußenfeindliche König Wilhelm III. daran dachte, sich auf Napoleons Seite zu schlagen, empfanden die Vlamen dessen Anmaßung als Schlag gegen alle Deutschen; sie bangten um Deutschland und jubelten, als unsere Heere von Sieg zu Sieg schritten; sie hatten das richtige Gefühl, daß ihr eigenes Vaterland Frankreichs Beute werden müßte, wenn Preußen-Deutschland niedergeworfen worden wäre.

Lauter jauchzten die zu Hause gebliebenen im Reiche nicht, als die wackeren Vlamen, nach dem Tage von Sedan, und in feurigen Gedichten sprachen sie den Siegern den Dank dafür aus, daß sie durch ihre Tapferkeit auch Maas und Schelde vor der Herrschaft der Franzosen gewahrt.

Durch diese Ereignisse wurde die politische Bewegung neu belebt; man ruhte nicht, bis die Gleichberechtigung erstritten war, und *Eduard Coremans* aus Antwerpen, der tapfere politische Vorkämpfer seines Volkstums, führte seine Getreuen von Erfolg zu Erfolg; heute ist erreicht, daß in Schule und Kirche, vor Gericht, in der Gemeinde- und Staatsverwaltung, in der Volksvertretung und in der Gesetzgebung *das Vlämische gleiches Recht* mit dem Französischen erlangt hat — aber es ist nicht zu verkennen, daß dies Ergebnis vorläufig noch nicht in großem Maßstabe in die Tat umgesetzt worden ist. Die Beamtenschaft, wälsch erzogen und gewöhnt, und die gesellschaftliche Oberschicht mit ihrer Vorliebe für Frankreich — beide nach Gesinnung verwelscht — leisten dem Vordringen des Vlämischen zähen Widerstand, und es wird noch manchen Kampf kosten, bis die Sprache der Mehrheit auch in der tatsächlichen Übung zu ihrem Rechte gekommen ist.

Aber die Gewißheit besteht: das niederdeutsche Vlamentum ist erwacht; es wird nicht wieder in Schlaf versinken und es wird siegen.

Einen wackeren Bundesgenossen findet es an der niederen katholischen Geistlichkeit, die hier — anders als sonst in den Daseinskämpfen des deutschen Volkes, abgesehen von Süd-Tirol — sich auf die vlämische Seite geschlagen hat.

Die politischen Verhältnisse des Landes sind unerfreulich: nachdem über ein Menschenalter hindurch die Liberalen die Regierung in der Hand gehabt haben, wurden sie Anfangs der achtziger Jahre von den Klerikalen verdrängt, die seitdem ihre Herrschaft im Sinne strengen Kirchentums ausüben; eine sehr starke sozialistische Bewegung in den Mittelpunkten der Industrie hat zwar wiederholt schwere Erschütterungen gebracht — aber die Kirche ist heute noch Herrin im Lande.

Für die große Politik kommt Belgien nicht in Betracht, da es bei der Gründung des Staates für neutral erklärt worden ist; war schon Napoleon III. entschlossen, im Kriege mit Deutschland die Neutralität nicht zu beachten, so ist die Frage, ob in den Kämpfen der Zukunft, die nicht ausbleiben können, das kleine Land seine Unparteilichkeit wird wahren können.

Wie dem auch sein wird — das gesamte Deutschtum kann sich freuen, daß die Vlamen sich vor Verwelschung gerettet haben, und kann sicher sein, daß sie, die sich schneller vermehren als die Wallonen, zu einem völligen Siege durchdringen werden.

* * *

Luxemburg, das nicht eigentlich niederdeutsches Sprachgebiet ist, das wegen der nach Lage und Geschichte sich ergebenden Zusammenhänge aber hier mit behandelt werden darf, bietet ein trauriges Gegenstück zu dem eben Berichteten. Dies kleine Land hat, abgesehen von nicht ganz 4000 eingewanderten Franzosen, eine Bevölkerung von einer Viertelmillion, die rein deutscher Abstammung ist. Trotzdem ist der deutsche Charakter völlig verwischt und die Luxemburger stehen den Reichsdeutschen mit Feindschaft gegenüber, während sie den Franzosen freundlich gesinnt sind — und dies, obwohl sie vom Wiener Kongreß bis zum Jahre 1866 zum deutschen Bunde gehört haben, obwohl sie noch heute dem deutschen Zollverein angehören und ihm ihren Wohlstand verdanken, und obwohl 1867 Bismarck ihre Selbständigkeit vor den Gelüsten Frankreichs gerettet hat.

Hier zeigt sich, wie widrige politische Schicksale, Unsicherheit der politischen Zugehörigkeit und der Einfluß der oberen Stände einem Volke den Charakter brechen können; so spielen die Luxemburger, die Deutsche sind und es nicht sein wollen, die Franzosen sein wollen und es nicht sind, eine klägliche Rolle, die nicht dadurch gehoben wird, daß sie auch

heute noch glauben, mit Hochmut auf die Reichsdeutschen herabsehen zu dürfen und sich ihnen überlegen zu halten. Ein armseliges Zwitterding von Volk, dessen Verwaltungs- und Gerichtssprache französisch ist, während der höhere Unterricht zweisprachig und der in den Volksschulen deutsch ist, und im Verkehr — wegen der Zugehörigkeit zum Zollverein und den unter deutscher Verwaltung stehenden Eisenbahnen — das Deutsche vorherrscht.

Das Land ist seit 1867 neutral.

Im Buche des gesamtdeutschen Volkstums steht Luxemburg als toter Posten.

Das Deutschtum in Rußland.

Im europäischen Rußland leben neben rund 150 000 Reichsdeutschen über 2 Millionen Deutsche, deren Siedelungen nach Lage, Geschichte, Gliederung und wirtschaftlicher Entwicklung große Verschiedenheiten aufweisen.

Am bedeutungsvollsten ist das Deutschtum in den Ostseeprovinzen Esthland, Livland und Kurland, das sich auf weit vorgeschobenen Posten in ähnlicher Lage befindet wie dasjenige Siebenbürgens, wie denn auch die „Balten“ mit den „Sachsen“ wetteifern können in Bezug auf die zäheste, opferwilligste Verteidigung ihres Volkstums.

Die Besiedelung dieser Gebiete hat, wie wir uns erinnern, zwei Ausgangspunkte: die überseeische Ausdehnung der Herrschaft der Hansa, besonders Lübecks vom 12. Jahrhundert ab, und die Eroberung durch den Orden der Schwertbrüder und nach ihm der Deutsch-Ritter im 13. Jahrhundert. Die Kraft des deutschen Bürgertums vereinigte sich mit derjenigen des Rittertums, die fast gleichzeitig nach Nordosten vorstoßen, um dem Deutschtum neuen Boden zu gewinnen; die katholische Kirche jener Tage verbündete ihre kulturbringende Macht mit jenen beiden und brachte dem eroberten Neuland das Christentum. Im Laufe von rund siebzig Jahren — etwa von 1170—1240 war dies große Werk geleistet und alles Land von der Mündung der Memel bis zu der der Narowa dem Deutschtum unterworfen. Ein reiches deutsches Leben erblühte dort an der Ostsee; prächtige Städte wie Riga, Reval und Dorpat entstanden, zahllose Burgen und Schlösser des Ordens bedeckten das Land und hielten es in Ordnung. Nur ein Unglück, daß der Zuzug aus dem Reiche nicht stark genug war und zu früh aufhörte, vor allem daß Bauern bei der Besitzergreifung ganz fehlten und erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ins Land gezogen wurden; ihre Zahl war auch dann viel zu gering, um eine Eindeutschung der eingeborenen Letten und Esthen durchsetzen zu können.

Dadurch war und blieb es dauernd in Frage gestellt, ob die eroberten Lande dauernd und völlig für das Deutschtum gewonnen seien; dieser Übelstand wurde durch die Zwietracht der Deutschen verstärkt, indem der Ritterorden, die reichen Städte und die großen geistlichen Herren untereinander in Eifersucht, ja oft in offenem Kampfe lebten; dadurch war die Kraft des Deutschtums gelähmt. Verhängnisvoll war endlich, daß zwischen den ostpreußischen Landen des Ritterordens und Livland eine Verbindung nicht hergestellt wurde, da es nicht gelang die dazwischen liegende littauische Landschaft Samaiten zu unterwerfen, so daß das Stammland des Ordens von dem neuen Gebiete getrennt war.

Diese Umstände in ihrem Zusammenwirken haben es dahingebracht, daß das Deutschtum mit dem politischen Erstarken der Nachbarvölker und mit der kulturellen Hebung der Eingeborenen gefährdet werden mußte.

In Betracht kamen für die Gefährdung von Süden, Osten und Westen Litthauer, Polen und Russen, wie von Norden die Schweden. Mit zäher Tapferkeit erwehrte sich der Orden seiner slawischen Feinde, und seine Landmeister — vor allem der große Wolter von Plettenberg — haben Bewundernswertes geleistet: bis 1560 hielten sie allen Angriffen stand, dann aber erlag das Ordensland dem übermächtigen Feinde. Wenn man diese Leistung des Ordens richtig einschätzen will, muß man bedenken, daß sein Gebiet die slawischen Massen des Hinterlandes vom Meere fernhielt und daß diese nach der Ostsee vordringen mußten; einerlei, welches der slawischen Völker dort im Wandel der Zeiten die Oberhand gewonnen hatte, das jeweils herrschende mußte nach dem Meere streben: so kommt es, daß der furchtbare politische Druck der Slawen von drei Seiten — von Westen, Süden und Osten auf das Land wirkte, und es ist klar, daß es unter ihm zusammenbrechen mußte, wenn nicht ein Massenzuzug von Volksgenossen aus dem Reiche seine Verteidigungskraft genügend stärkte.

Aber ein solcher blieb nicht nur aus, sondern die kirchliche Umwälzung der Reformation, die auf den Ordensstaat übergriff und ihre Wirkung äußerte, brachte neuen inneren Zwist und schwächte dies geistlich-ritterliche Gemeinwesen.

So ist sein Zusammenbruch nicht zu verwundern — zu bewundern aber die Tatkraft des Ordens, die so lange im Kampfe ausharrte.

Die ersten Besieger waren die Polen im Zusammenwirken mit den Schweden: das Jahr 1561 sah Livland polnisch, Esthland schwedisch, während Kurland sich als weltliches Herzogtum unter polnischer Lehnshoheit hielt.

Von da an bis zum Jahre 1795, das die Ausdehnung der russischen Herrschaft auf alle drei Gebiete brachte und seitdem endgültige Verhältnisse schuf, waren die Schicksale des Landes wechselvoll; es bildete in den

fortgesetzten Kämpfen zwischen Schweden, Russen und Polen nicht nur den Siegespreis, sondern mußte zu oft auch den Kampfplatz abgeben. So hatte es eine an Leiden, Verwüstungen und Bedrückung überreiche Zeit durchzumachen, bis endlich, im Frieden von Nystadt (1721), Livland und Esthland als Beute des nordischen Krieges von Schweden an Zar Peter den Großen abgegeben wurden; im Jahre 1795 brachte die dritte Teilung Polens den Russen das bis dahin noch unter polnischer Hoheit gebliebene Herzogtum Kurland.

Die russischen Herrscher hatten den Landen die Rechte, die ihnen Schweden und Polen zugestanden hatten, feierlich verbrieft und verbürgt: den Deutschen wurde die Selbstverwaltung belassen, das Deutsche blieb Landessprache, und den Deutschen wurde die Freiheit des Glaubens gewährleistet. So brachte die russische Herrschaft dem Lande sichere Verhältnisse und eine Zeit ruhiger Entwicklung; das durch die Kriegesstürme der vergangenen Jahrhunderte bis zum Tode erschöpfte Deutschtum erholte sich langsam und erhielt eine Auffrischung seiner Kraft durch neue Einwanderer aus dem Reiche.

Der russische Staat hat diese milde Behandlung der eroberten Provinzen nicht zu bereuen gehabt, denn das baltische Deutschtum schenkte ihm zum Danke eine unübersehbare Fülle bedeutender Männer, die ihm als Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte dienten und die recht eigentlich das politische und sittliche Rückgrat des ungeheueren Staatswesens abgaben.

Andrerseits hatte sich die altansässige Bevölkerung der Esthen und Letten nicht über die deutschbaltischen Herren zu beklagen: aus eigenem Entschluß beseitigten die Stände die Leibeigenschaft (1802), ordneten die ländlichen Besitzverhältnisse in geradezu vorbildlicher Weise, versorgten das flache Land mit Kirchen und Volksschulen — wie denn Letten und Esthen seit der Aufnahme der Reformation im Lande auch evangelisch geworden waren und allmählich zu erfreulichem Wohlstande gediehen. Es herrschte zwischen den Deutschen und der alten Bevölkerung volles Einverständnis — zum Nutzen des Landes, nicht am wenigsten aber zum Vorteil des russischen Staates und seines Herrscherhauses.

Das wieder zur Kraft gekommene Deutschtum ruhte nicht auf seinen Erfolgen aus; wie es für die frei gemachten Esthen und Letten geistig und wirtschaftlich sorgte, so ordnete es auch die Verhältnisse zwischen Ritterschaft, Städten und Bauern in gerechter Weise, richtete ausgezeichnete Bildungsanstalten ein, deren Bau mit der Gründung der Universität Dorpat gekrönt wurde (1802). Das Land war zufrieden und glücklich und konnte eine gedeihliche Entwicklung erwarten.

Aber die russische Regierung wollte es anders.

Nachdem schon Kaiser Nikolaus I. einen, aber bald wieder aufgegebenen Anlauf genommen hatte, die verbrieften Rechte der baltischen Stände zu beschränken und die Bevölkerung zu verrussen, ließ sich Alexander II. zu einem umfassenden und gewaltsamen Angriffe gegen die Deutschen verleiten. Die Ursachen und Zusammenhänge sind hier ähnliche, wie bei der staatszerstörenden Politik Kaiser Franz Josefs zu Gunsten der Slawen in Österreich: wie man ihn nach 1866, und erst recht nach 1871 glauben machte, daß die Deutschen seines Landes eine Vereinigung mit dem Deutschen Reiche herbeisehnten, so behaupteten die Vorkämpfer der allrussischen Bewegung (Panslawisten) in Alexanders Umgebung, daß die Balten hochverräterische Absichten hegten.

Er ließ sich betören und ließ — um mit den Worten eines genauen Kenners der russischen Geschichte zu reden — den Ast absägen, auf dem der russische Staat und sein Kaisertum saß; sein Sohn Alexander III., an sich ein Feind des Deutschen Reiches, setzte die Politik seines Vaters mit Überzeugung und Entschlossenheit fort und verweigerte bei seiner Thronbesteigung (1881) die Bestätigung der alten Rechte der Deutschen. Mit rücksichtsloser Härte wurde die Arbeit der Sicherung des russischen Thrones und des Staates in Angriff genommen, — und wie in Österreich die Begünstigung der Tschechen und Slowenen zu einer Zerrüttung des ganzen staatlichen Lebens führte, so geschah es auch hier: man stachelte die bisher ruhigen und zufriedenen Letten und Esthen gegen die Deutschen auf, trieb sie in eine Stimmung wilden Hasses und Neides hinein und entfesselte damit bisher niedergehaltene Triebe, die einmal zum Ausbruch gekommen, nicht nur gegen die Deutschen, sondern gegen den Staat sich wenden mußten. So wurde die Stellung des Deutschtums untergraben — daneben wurden Schulen, Verwaltung, Rechtspflege verrusst, die deutsche Sprache wurde aus dem staatlichen Leben verdrängt, die deutsche Universität Dorpat wurde in eine russische verwandelt und der jahrhundertalte Namen der Stadt in „Jurjew“ umgetauft.

Wer von Beamten, Geistlichen, Lehrern sich nicht fügte, wurde ohne Gnade bestraft und verlor seine Stellung; wer seine Kinder deutsch unterrichten lassen wollte, mußte es auf eigene Kosten in geschlossenen Schulen tun.

Kurz, es hob eine Verfolgung des Deutschtums an, die, von unwissenden und rohen russischen Beamten ausgeführt, ebenso grausam wie töricht war.

Die Kulturarbeit von Jahrhunderten war zum Stillstande gebracht — aber damit nicht genug, sie wurde zum Teil vernichtet durch die Stürme der esthnisch-lettischen Revolution im Jahr 1905—1906.

Als im ganzen russischen Reiche in Nachwirkung des japanischen Krieges eine auf die Erlangung politischer Freiheit gerichtete Bewegung

einsetzte, die in vielen Gegenden umstürzlerischen Charakter annahm, kam es in den baltischen Landen zu einer wüsten Erhebung der durch die Regierung zum Deutschenhaß herangezogenen Esthen und Letten; wie in den schlimmsten Tagen der französischen Revolution, so hausten die Banden der Umstürzler; Meuchelmord, Raub, Brandstiftung — begangen mit Blutgier, Feigheit und Hinterlist — waren an der Tagesordnung. Zahllose alte deutsche Kulturstätten, Schlösser, Burgen, Kirchen und Gutshöfe wurden eingeäschert — Rittergutsbesitzer und Geistliche ermordet: kurz es war ein wüstes und gemeines Treiben, dem die Regierung lange Zeit untätig zusah.

Unschätzbarer Schaden war angerichtet, als die Deutschen durch einen gut wirkenden Selbstschutz zur Verteidigung ihrer vom Staate preisgegebenen Sicherheit vorgingen; dann erst entschloß sich die Regierung zu kräftigen Maßregeln, nachdem im ganzen Reiche die staatstreue Bevölkerung sich gegen das Treiben der Umstürzler ermannte und nachdem auch das Staatseigentum gefährdet war.

Es bleibt abzuwarten, ob das Russentum zur Vernunft kommt und die staatsbildende und erhaltende Kraft des Baltentums erkennt, ehe es zu spät ist, nachdem es in den Letten und Esthen einen wilden, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Feind des Staates herangezogen hat; es könnte den Regierenden zu denken geben, daß die Ostseeprovinzen ein sicherer Hort des Kaisertums waren, solange der deutsche Einfluß dort maßgebend war, und daß sie zu einer Brutstätte staatsfeindlicher Umtriebe geworden sind, nachdem einmal die eingeborene Bevölkerung von der wohltätigen Führung der Deutschen „befreit" und sich selbst überlassen war.

Eine genaue Ermittlung der Stärke des Deutschtums in den Ostseeprovinzen ist ebensowenig möglich, wie im übrigen Rußland; doch geben sie zuverlässige Schätzungen auf nicht ganz 200 000 Seelen an, etwa neun vom Hundert der Gesamtbevölkerung.

Die Führung des deutschen Volkes dort hat der grundbesitzende Adel, die alten und zum großen Teile ruhmvollen Geschlechter, die seit Jahrhunderten ansässig, stets der deutschen Sache treu geblieben sind und daneben dem russischen Reiche unschätzbare Dienste geleistet haben.

Das Wort „Adel verpflichtet" wird nirgends besser wahr gemacht, als von den Nachkommen dieses deutschen Schwertadels, der sich eins fühlt mit den deutschen Bürgern und Bauern, der nicht nur ihre Leiden und Nöte kennt, sondern sie selbst durchzumachen hat, und der entschlossen ist, sein Volkstum ritterlich bis zum Letzten zu verteidigen.

Neben ihm sind es die tapferen lutherischen Geistlichen, die berufen sind, für die deutsche Sache einzutreten; und wirklich zeigen sie sich nicht nur als mutige, auch nicht vor dem Martyrertum zurückschreckende Bekenner ihres vom Staate verfolgten und gefürchteten Glaubens, sondern

auch als Vorkämpfer ihres Volkstums. Die letzten Jahre haben auch der deutschen Presse größere Bewegungsfreiheit gebracht, so daß sie, ohne sofortige Beschlagnahme befürchten zu müssen, entschiedener den geistigen Kampf für das Deutschtum führen konnte.

Alles in allem: wenn irgendwo in der Welt tapfere und volksbewußte Deutsche leben, so sind es die in den baltischen Landen; wenn irgendwo Deutsche zum Wohle ihres Gastvolkes gewirkt haben, so sind sie es; wenn irgendwo der dauernde Vorteil des Staates mit ihrem Bestehen verknüpft ist, so ist es dort.

Alle Deutschen auf Gottes weiter Erde haben das Recht, auf solche Blutsgenossen stolz zu sein — die im Reiche aber dürfen ihre Staatslenker fragen, ob sie ruhig zusehen wollen, wie ein so ruhmvoller Teil der Volksgesamtheit den Verzweiflungskampf kämpft.

Wenn heute ein deutscher Staatsmann die russische Regierung dazu vermöchte, die deutschen Balten zu schonen — er könnte dem russischen Reiche keinen besseren Dienst leisten, als diesen Schatz an staatserhaltender, geistiger und sittlicher Kraft vor der Aufreibung zu bewahren.

* * *

Viel jünger sind die deutschen Siedelungen im Innern Rußlands: im Westen in Wolhynien und Podolien etwa 120 000 Seelen, im Süden in Bessarabien, Taurien und Cherson über 400 000, an der Wolga ebenso viele.

Alle diese Siedelungen sind das Werk russischer Herrscher, und alle deutschen Stämme sind an ihnen beteiligt: Katharina II. und Alexander I. waren es hauptsächlich, die unter dem Versprechen besonderer Vorteile ganze Scharen Deutscher zur Einwanderung veranlaßt haben, und es ist ein Beweis der deutschen Wanderlust, daß Württemberg, Baden, die Schweiz, Hessen und die Pfalz, Westfalen und Holstein, Bayern und Tirol, Ostpreußen und Holland, Sachsen und Schlesien ihren Anteil dazu stellten.

Sie wurden gerufen, um das Land urbar zu machen, die eingeborene Bevölkerung durch ihr Beispiel zu lehren und heranzuziehen — kurz: sie sollten als Kulturträger für das völlig darniederliegende bäuerliche Leben Rußlands wirken.

Sie haben in der trostlosen Umgebung zum Teil versagt, zum Teil haben sie ihre Aufgabe erfüllt, aber mit dem Erfolge, den solche Kulturträger immer zu gewärtigen haben, daß sie von der herangezogenen eingeborenen Bevölkerung Undank ernten und daß sie dem Staate, der sie gerufen, verdächtig werden, wenn sie nicht ihr Volkstum verleugnen wollen.

Heute sind diese deutschen Siedelungen, die politisch immer bedeutungslos waren, in der Mehrzahl dem Untergange geweiht: denn der



Schwarzhäupterhaus auf dem Marktplatz von Riga.

russische Staat arbeitet, wie in den Ostseeprovinzen daran, sie zu entdeutschen, indem er ihre Schulen russisch gemacht hat und damit den Unterricht in der Muttersprache verhindert. Kein Zweifel, daß ein Teil der Eingewanderten die Gewohnheiten der russischen Umgebung angenommen hat und für das deutsche Leben verloren ist — wo aber die deutschen Geistlichen ihre Pfarrkinder fest in der Hand haben, da ist Wohlstand, Zucht und Ordnung; dies gilt besonders für die Kolonien im Süden Rußlands, und die wohlhabenden deutschen Bauern dort verstehen es, sich und die Ihren deutsch zu erhalten.

Für die anderen aber sei darauf hingewiesen, daß das Deutsche Reich Bauern zur Besiedelung von Posen und Westpreußen im Kampfe gegen die Polen braucht: — also hole es, wo deutsche Bauern in Rußland der Verrussung geweiht sind, ehe sie verrussen, diese verlassenen Söhne zurück, um sie auf dem umstrittenen Boden unserer Ostmark anzusiedeln: **denn wir haben heute kein deutsches Blut mehr zu verschenken.**

Dasselbe gilt von der halben Million Deutscher im russischen Polen, die aus der Zeit des polnischen Königtums in Stadt und Land leben; auch sie können unmöglich ihr Volkstum bewahren und sind in äußerster Gefahr.

Bescheidene Anfänge sind gemacht, um die Rückwanderung aus Rußland und Russisch-Polen in die alte Heimat einzuleiten; einer tatkräftigen Reichspolitik müßte es gelingen, sie mit großen Mitteln durchzuführen. **Oder soll das Reich zusehen, daß diese äußersten Außenposten, wenn ihnen das Dasein dort unerträglich geworden ist, den Weg übers Meer einschlagen, nach Amerika?**

Das Deutschtum in der Zerstreuung.

Der deutsche Wandertrieb, heute noch so lebendig, wie im Anbeginn unserer Geschichte, hat es dahin gebracht, daß keine Gegend der bewohnten Erde zu finden ist, in der nicht Deutsche leben: von dem äußersten Norden Europas, Asiens und Amerikas bis zur Südküste Australiens — überall sind sie anzutreffen; wohl mag ein guter Teil davon Abenteurer sein, in der Hauptsache aber sind es fleißige, tüchtige Menschen, die in allen Berufen — als Bauern, Kaufleute, Ingeniöre, Seeleute, Gelehrte — ihren Erwerb suchen, und die ihrer neuen Heimat ebenso nützen, wie sie selbst ihr Fortkommen finden.

Um ein Bild von der Verbreitung unseres Volkstums unter den anderen Völkern und in fremden Staaten zu geben, seien die Zahlen mit-

geteilt, die Paul Langhans, der verdiente Herausgeber der deutschen Erde, für das Jahr 1906 ermittelt hat; dabei wird von den deutschen Siedelungen abgesehen, die bereits behandelt sind.

In Europa:	
Frankreich	500 000
Dänemark	50 000
Schweden	5 000
Norwegen	2 000
England	100 000
Rumänien	50 000
Serbien	7 000
Bulgarien	5 000
Türkei	15 000
Griechenland	1 000
Italien	50 000
Spanien	3 000
Portugal	3 000
Amerika:	
Vereinigte Staaten	12 000 000
Kanada	360 000
Mexiko	5 000
Mittelamerika	2 000
Westindische Inseln	5 000
Kolumbien	3 000
Venezuela	2 000
Brasilien	440 000
Uruguay	5 000
Argentinien	60 000
Paraguay	3 000
Chile	20 000
Peru	2 000
Übriges Amerika	2 000
Asien:	
Russisch-Asien	71 000
Türkisch-Asien	5 000
China	2 000
Kiautschou	2 800
Japan	900
Südasien	50 000
Afrika:	
Deutsch-Afrika	5 000

Britisch-Südafrika	565 000
Ägypten	12 000
Übriges Afrika	10 000
Australien:	
Australien und Neu-Seeland . .	110 000
Deutsche Südsee-Inseln	600
Übrige Südsee-Inseln	2 600
Insgesamt	14 536 000

Diese gewaltige Zahl Deutscher — da die Schätzungen von Langhans sehr vorsichtig sind, wird man ohne Übertreibung 15 Millionen annehmen dürfen — setzt sich zusammen aus Angehörigen aller deutschen Stammlande, die wir bisher betrachtet haben, also des Reiches, Österreich-Ungarns, der Schweiz und der Niederlande; das gesamte deutsche Volk ist dabei als lebendige Einheit anzusehen, als die Volksgemeinschaft, die ihre Glieder an fremde Völker und Länder durch die Auswanderung abgibt; die weitaus überwiegende Mehrzahl dieser 15 Millionen wird aber aus den Reichsgrenzen stammen, wenngleich die Zahl sich nicht ganz fest wird ermitteln lassen.

Von dieser über die ganze Erde zerstreuten deutschen Auswanderung sind drei Fälle besonders wichtig, weil sie das Schicksal der aus der Heimat Weggezogenen besonders klar zeigen und auch durch die Lehren, die sie der Gegenwart erteilen, bedeutsam sind: diejenige nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, diejenige nach Brasilien und endlich die nach Südafrika. Sie verlangen eine nähere Betrachtung, nehmen sie doch von jenen 15 Millionen rund 13 Millionen zusammen in Anspruch; ihre Geschichte wird uns nachher beschäftigen. Die verbleibenden zwei Millionen verteilen sich auf alle übrigen Länder, wo sie als Kulturträger dieselbe Aufgabe erfüllen, die unser Volk, sobald es selbst erst für die Kultur gewonnen war, von je den tieferstehenden Völkern gegenüber erfüllt hat.

Soweit es um Auswanderer sich handelt, die dauernd in der neuen Heimat zu bleiben entschlossen sind, müssen sich die zu Hause gebliebenen an den Gedanken gewöhnen, daß sie in absehbarer Zeit ihrem Volkstum verloren sind, da sie in dem Gastvolke aufgehen; sie bedeuten also einen Verlust für das Stammvolk, der um so nachteiliger ist, als das Gastvolk durch ihr Aufgehen kulturell, politisch und wirtschaftlich gehoben wird, sodaß mindestens die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Stammvolke am letzten Ende beeinträchtigt wird.

Daher ist es für die Heimat von größtem Belang, daß die Zahl der dauernd Auswandernden verringert werde und daß die in das Ausland gehenden Deutschen dem englischen Beispiele folgend wieder

zurückkehren, sobald sie genügenden Erwerb gemacht haben; denn das Stammvolk, das, wie wir nachher hören werden, ungeheure Verluste durch solche Auswanderung erlitten hat, kann nicht ruhig zusehen, wie seine Söhne — um mit dem bekannten Worte eines deutschen Reichstagsabgeordneten zu reden — weiterhin den Kulturdünger für fremde, minderwertige Rassen abgeben.

Die deutschen Stämme, einerlei ob es sich um die im Reiche oder in der Schweiz, Österreich oder den niederdeutschen Landen handelt, haben das Recht, in gesunder völkischer Selbstsucht dahin zu wirken, daß die dauernde Abwanderung auf ein Mindestmaß beschränkt wird und daß die ins Ausland gehenden im Zusammenhang mit dem Heimatstaate verbleiben und nach Erreichung ihrer Zwecke wieder zurückkehren.

Wenn das geschähe, dann wäre das Ausland-Deutschtum wirklich ein Wegbahner deutscher Industrie, deutschen Handels — wirklich ein Vertreter der wichtigen ausländischen, besonders überseeischen Beziehungen des Stammvolkes, während es heute nur zu oft der Bringer der Kultur für das Gastvolk ist.

Glücklicherweise gilt das, was als erstrebenswertes Ziel hier ausgesprochen ist, schon jetzt von einem beträchtlichen Teile des Ausland-Deutschtums, vor allem in den tropischen Gebieten Amerikas, Asiens, Afrikas und der Südsee, aber auch sonst und besonders von den unter europäischen Gastvölkern lebenden Deutschen.

Sie sind die wirtschaftlichen Vorkämpfer ihres Vaterlandes und als solche von unschätzbarem Werte. Die reichsdeutsche Ausfuhr an allen Erzeugnissen des Fleißes der Heimat, der reichsdeutsche Ausland-Handel hätte niemals den gewaltigen Umfang annehmen können, den er heute hat, wenn nicht überall in der Welt Angehörige des Deutschen Reiches säßen, die beide vermitteln und tragen.

Solche im Auslande wohnenden Angehörigen muß die Heimat stützen und schützen, sie muß das Band der Zugehörigkeit durch eine zweckmäßige Einrichtung der politischen Vertretung im Auslande fest schürzen, dann wird sie nicht nur weiter den Nutzen aus der Arbeit ihrer im Auslande lebenden Söhne ziehen, sondern kann stolz auf sie sein, die dem deutschen Namen Ehre erringen.

Aber in der Hauptsache bleibt es dabei, daß von jenen zwei Millionen der größte Teil im Auslande dauernd ansässig wird — vor allem so weit es sich um bäuerliche Auswanderer handelt — und infolge davon dem Stammvolke verloren geht, sodaß wiederum die erlaubte völkische Selbstsucht verlangt, die dauernde Auswanderung möglichst zu unterbinden.

Hier ist die Stelle, der Dienste dankbar zu gedenken, die die deutschen Schulen im Auslande ihrem Volke und dem Staate geleistet haben, indem sie nicht nur dafür sorgten, daß der deutsche Nachwuchs deutsch erhalten wurde, sondern auch der deutschen Bildung und damit dem deutschen Einfluß im fremden Lande Boden gewannen. Wurden sie zunächst fast durchweg durch die Opferwilligkeit Einzelner gegründet und unterhalten, so hat doch die Reichsregierung, unter dem steten Drängen weitblickender Abgeordneter ihre Wichtigkeit in steigendem Maße erkennend, nach und nach größere Mittel von Reichswegen zur Verfügung gestellt; heute belaufen sich die Reichszuschüsse für die Auslandschulen auf jährlich 900 000 M. — so stattlich dieser Betrag erscheint, so geringfügig ist er doch gegenüber dem bestehenden Bedürfnis und es ist eine ebenso schöne, wie dringende Aufgabe für Regierung und Volksvertretung, für den Ausbau der bestehenden und die Gründung neuer Lehranstalten ausreichende Mittel zu gewähren. Sie werden sich reichlich lohnen, denn es ist sicher, daß die Auslandschulen nicht nur eines der wichtigsten Mittel völkischer Selbsterhaltung sind — sie bilden auch den Mittelpunkt, wo die Deutschen verschiedener Staatsangehörigkeit zusammenarbeiten und dem fremden Gastvolke gegenüber als kulturelle und sittliche Einheit zusammengefaßt werden.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Schon sehr früh sind Deutsche nach dem neu entdeckten Amerika gezogen mit der Absicht, sich dauernd dort niederzulassen — anders als Spanier und Portugiesen, die nur hinübergingen, um schnell Reichtümer zu erwerben und dann zurückzukehren.

Es waren meist Evangelische, die dem Drucke der katholischen Machthaber in der Heimat sich entziehen wollten; die erste Kolonie bildete um 1562 eine Schar von Elsässern und Hessen, die sich in Karolina niederließen.

Von da an hat die deutsche Auswanderung nicht mehr aufgehört — aber es waren doch immer nur wenige, die im neuen Vaterlande unter den Engländern sich verloren.

Anders wurde es erst mit der Besiedelung von Pennsylvanien, der Gründung des englischen Quäkers William Penn, der um die Entwicklung seiner Kolonie zu fördern zweimal selbst nach dem Reiche gekommen war und versucht hatte, eine stärkere Auswanderung ins Leben zu rufen (1671 und 1676); er hatte jedoch nur sehr geringen Erfolg. Dagegen brachte auf seine Veranlassung und in Zusammenarbeit mit ihm der Frankfurter Anwalt Dr. Daniel Pastorius wenige Jahre



später es fertig, daß am Rheine eine lebhafte Auswanderung entstand. Am 6. Oktober 1683 landete die erste Schar, dreizehn Weber aus Krefeld mit Weibern und Kindern und gründete die Stadt „Germantown“ (bei Philadelphia, jetzt ein Teil dieser Stadt); seitdem das heutige Deutschtum der Vereinigten Staaten sich wieder auf sich besonnen hat und sich zusammenzuschließen strebt, wird dieser 6. Oktober als der deutsche Tag festlich begangen. Diesen ersten Siedlern folgten bald stärkere Nachschübe und so oft auf deutschem Boden Protestanten um ihres Glaubens willen ihre Scholle verlassen mußten, suchte ein Teil der Vertriebenen eine bessere Zukunft jenseits des Weltmeeres. An der Wende des 18 und 19ten Jahrhunderts sollen bereits gegen eine Million Deutsche auf amerikanischem Boden gelebt haben; so stark war die nicht genau nachzuprüfende Einwanderung, so schnell hatte sie sich vermehrt.

Aber die Gewissensnöte der Evangelischen, und mit ihnen der Reformierten und Sekten blieben nicht allein die Ursache der Auswanderung; als die Raubkriege Ludwigs XIV. in immer neuen Stürmen über den Westen des Reiches unendliches Leid verhängten und ganze Länder verheerten, da wurde mancher des Elends und der Armut müde und verließ die von den Franzosen durch Jahrzehnte ausgesogene Heimat.

So sind die wichtigen Massenzüge der Pfälzer entstanden (1708 bis 1710). Ihr engeres Vaterland, die gesegnete Pfalz, hat, wie wir wissen, im Zeitalter des Sonnenkönigs furchtbar leiden müssen, und es ist wohl zu begreifen, daß die verzweifelten Bauern und Bürger dieses Landes den Glück und Freiheit verheißenden Nachrichten williges Gehör schenkten, die über den Reichtum und Frieden Amerikas zu ihnen drangen.

Im Winter 1708 landete die erste Schar unter der Führung des Pfarrers Kocherthal aus Landau in Neu-York und wurde nahebei im Tale des Hudson angesiedelt; im Jahre darauf folgten zwei weitere Scharen, von denen die kleinere mit etwa 600 Köpfen nach Nord-Karolina geleitet wurde, während die größere von fast 4000 wiederum in Neu-York bleiben sollte. Nach dem französischen Louisiana zogen in den Jahren 1717—1720 nochmals an 10000 Pfälzer, während das englische Georgia 1734 von vertriebenen Salzburgern aufgesucht wurde.

Nur dieser Einwanderungen sei hier gedacht, um ein Bild der Entwicklung zu ermöglichen — aber ein Bestandteil der deutschen Siedler sei noch erwähnt, weil er die Zustände der alten Heimat so recht kennzeichnet: die von ihren Landesherren verkauften hessischen und württembergischen Söldner.

England brauchte für seine Kriege gegen Franzosen und Indianer Soldaten; es kaufte sie von deutschen Landesherren, die, um ihre prunkvolle Hofhaltung nach französischem Vorbilde führen zu können, Massen ihrer

Landessöhne gegen Sündenlohn verschacherten; an 30 000 Männer kamen so gezwungen nach Amerika. Viele von ihnen, soweit der Krieg sie verschont hatte, blieben nach dem Ende ihres erpreßten Dienstes im Lande.

Um 1760 wird die Zahl der Deutschen in Pennsylvanien allein auf 100 000 geschätzt; ihre Bedeutung für diesen Staat war so groß, daß beantragt werden konnte, das Deutsche zur Staatssprache zu erklären; es ist bezeichnend, daß dieser Antrag nur mit einer Stimme Mehrheit verworfen wurde und daß diese von einem deutschen Geistlichen abgegeben wurde.

Dieses Vorkommnis in der Geschichte Pennsylvaniens ist vorbildlich für diejenige des gesamten Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

Die deutschen Einwanderer zeichneten sich durchweg durch Fleiß, Tüchtigkeit, Frömmigkeit aus; sie gelangten zu Wohlstand und förderten die neue Heimat auf allen Gebieten. Eines aber taten sie nie und nirgends: nie unternahmen sie den Versuch, ihre Siedlungen zu selbständigen deutschen Gemeinwesen, staatlich eingerichtet, auszubauen. Selbst wo sie in der Mehrheit waren, kam ihnen der Gedanke an eine solche Eigenentwicklung nicht. Ganz anders die Engländer, die doch auch um des Glaubens willen ihre Heimat verlassen hatten; die streitbaren Puritaner wirkten bewußt politisch, sie gründeten überall neue Gemeinwesen staatlichen Charakters mit englischem Gepräge und schrieben dem Lande für alle Zukunft seine Entwicklung vor. Ihr entschlossener Wille hat das ungeheuere Gebiet des nordamerikanischen Festlandes für die Angelsachsen erobert, und englisch sollte auch dann noch unbestritten und selbstverständlich die Staatssprache bleiben, als die Kolonien in dem Befreiungskampfe (1775—1783) sich vom englischen Staate losgerissen hatten. Wir mögen es heute bedauern, daß die deutschen Einwanderer, selbst wo sie in Massen auftraten, keine selbständigen Siedelungen mit staatlichem deutschem Gepräge gründeten — aber wir müssen es verstehen und uns hüten, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Es waren doch ärmste, niedergetretene Menschen, die nach Amerika gingen, um dort ein neues Leben aufzubauen; sie kamen aus den kläglichen Verhältnissen des zerfallenen Reiches, nicht nur von äußeren Feinden ausgeraubt, auch niedergedrückt von den bisherigen Landesherren, jeglicher eigenen Willensbetätigung der Staatsgewalt gegenüber ungewohnt, aller politischen Schulung und Erfahrung bar. Das Bedürfnis nach Ruhe, ihre Armut, ihre politische Unselbständigkeit mußten sie von vornherein dem Gemeinwesen ausliefern, das sie aufsuchten; dazu kam, daß sie beim Betreten des amerikanischen Bodens einen festgegliederten Staat mit englischer Sprache und Verwaltung vorfindend, den englischen Untertanen-Eid leisten mußten, also

von dem Staate der neuen Heimat in aller Form mit Beschlag belegt wurden; endlich, daß die alte Heimat sich nicht mehr um die Ausgewanderten kümmerte. Nur die Kirchengemeinschaften dort hielten den Zusammenhang aufrecht, und es bildet einen Ruhmestitel für sie, daß sie Geistliche und Lehrer über das Weltmeer sandten; besonders von Halle aus wurde so für die Ausgewanderten gesorgt. Hier verdient auch die Arbeit der Herrnhuter unter den Indianern erwähnt zu werden, die schöne Erfolge erzielte. So brachte es der heldenhafte Prediger Post dahin, daß die mächtigen Indianerstämme des Westens im Jahre 1758 bei dem Kampfe zwischen England und Frankreich, der in Folge des siebenjährigen Krieges auch in Amerika entbrannt war, die Franzosen verließen und auf englischer Seite kämpften.

Staatengründer also wurden die Deutschen nicht! Ihre Haltung scheint vorgezeichnet in den Worten ihres ersten Führers Pastorius: „sie wollten ein still und christliches Leben führen."

Das war nur den wenigsten möglich, die sich in schon gesicherten Siedlungen niederließen — die andern aber, die im Kampfe mit den Indianern und allen Gefahren des Urwaldes und der Wildnis sich durchsetzen mußten, hatten ein Dasein voll schwerster Mühen und fortgesetzter Kämpfe. Nur allzu oft hatten sie unter der Härte, ja Grausamkeit der englischen Statthalter, unter dem Mißtrauen und Neid der englischen Bevölkerung zu leiden, wenn sie nach den Unbilden der langen Seefahrt das Land ihrer Hoffnungen erreicht hatten. Nichts ist ergreifender als die Schilderungen der Nöte, die solche Auswanderer auf dem Meere zu überstehen hatten — und was wir über ihre Behandlung durch die englischen Behörden lesen, ist oft empörend.

Wahrlich das Glück fiel diesen Armen nicht in den Schoß, und mancher mochte glauben, aus dem Regen in die Traufe gekommen zu sein. Und doch gehörten sie, einmal seßhaft geworden, jetzt einem Gemeinwesen an, wo sich ihre Kräfte entfalten konnten. So kam es von selbst, daß auch die Ergebnisse der unendlichen Arbeit, die deutscher Fleiß geleistet, politisch den selbstbewußten, zielsichern Angelsachsen englischer Sprache zu gute kamen.

Im Unabhängigkeitskriege (1775—1783), als die Kolonien sich vom englischen Staate losrissen, hat das Deutschtum tapfer seinen Mann gestanden und es ist keine Übertreibung, wenn gesagt wird, daß ohne seine Unterstützung die von England abgefallenen Staaten nicht den Sieg errungen hätten. Männer wie Nikolaus Herkheimer, Friedrich Wilhelm von Steuben (einst Flügeladjutant Friedrichs des Großen), General Kalb und Peter Mühlenberg haben in entscheidenden Augenblicken durch ihre Heldentaten die Sache der Vereinigten Staaten gefördert, und die Masse der wehrfähigen Deutschen hat ihren vollen Anteil an dem guten Ausgang

des Krieges; es waren ganze Truppenteile ins Feld gerückt, die nur aus Deutschen bestanden.

So glänzend sie sich im Kampfe für die Freiheit ihrer neuen Heimat bewährt hatten — für sich selbst, für ihr Volkstum, für die Sicherung seiner Zukunft taten sie und forderten sie nichts.

Nun versiegte der Strom der Einwanderung bis nach den napoleonischen Kriegen; die wirtschaftliche Not, die damals in vielen Gegenden des Reiches herrschte, und dann die politischen Zustände während der Herrschaft der „heiligen Allianz" mit ihrem Polizeidruck und ihrer „Demagogenverfolgung" verursachten eine neue Auswanderung, die bis zur Juli-Revolution 1830 langsam wuchs, dann größeren Umfang annahm und im Jahre 1847 mit rund 75000 Seelen ihren Höhepunkt erreichte. Die „Reaktion" nach 1848 bewirkte eine rasche Steigerung bis auf 215000 im Jahre 1854; von da ab ist ein Rückgang bis etwa Mitte der 60er Jahre zu beobachten und dann wieder in der Hauptsache ein Anwachsen, bis das Jahr 1882 die höchste Einwanderungsziffer mit rund 250000 Deutschen bringt. Die folgenden Jahre zeigen in der Hauptsache eine stetige Abnahme bis zur tiefsten Zahl von rund 17000 im Jahre 1898; seitdem ist wieder ein langsames Anwachsen zu bemerken. Die Gesamtzahl der in der Zeit von 1820—1900 in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eingewanderten Deutschen beträgt rund fünf Millionen. Sie scheiden sich in zwei der Zahl nach sehr verschiedene Gruppen: die politischen Flüchtlinge und Unzufriedenen, die das Vaterland verließen, weil sie verfolgt wurden oder weil sie den Druck der Reaktion nicht ertragen konnten und sich nach Freiheit sehnten — zum andern aber die Masse der Bauern und Handwerker, die in Not und Armut aus der Heimat zogen, um ihr Glück jenseits des Weltmeeres zu finden.

Zu jener ersten Gruppe gehören bedeutende Männer, die sich schon in der Heimat einen Namen gemacht hatten; es sei hier von ihnen nur Karl Schurz genannt, der Bekannteste von allen, und der einzige Deutsche, der es im politischen Leben der Vereinigten Staaten zu einer maßgebenden Stellung gebracht hat, indem er unter Präsident Hayes Staatssekretär des Innern war. Diese Freiheitsmänner aus den Zwanziger Jahren, und besonders diejenigen nach 1830 und 1848 waren für das Land ihrer Wahl ein erwünschter Zuwachs — fast alles Männer von Charakter, tapferer, unabhängiger Gesinnung, daneben wertvoll als Träger deutscher Bildung und deutschen Wissens.

Gewiß belebten sie das Volksgefühl ihrer schon vorher ansässigen Stammesgenossen; sie gründeten Zeitungen und Schulen, riefen Vereine ins Leben — aber was wollte ihre geringe Zahl bedeuten unter den Millionen,

und so bleibt die harte Gewißheit, daß ihre Lebensarbeit auf allen Gebieten in der Hauptsache doch der neuen Heimat, dem angelsächsischen Staate zu Gute kam.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß diese Männer aus den verstimmenden Zuständen des alten Vaterlandes einen Radikalismus in allen staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen und Schulfragen mitbrachten, der sie in Vielem in Widerspruch setzte mit den Anschauungen der älteren Einwanderer; dies war von besonderem Nachteil im kirchlichen Leben, das doch gerade für die Erhaltung der deutschen Sprache bedeutungsvoll war. Wer den Einfluß der deutsch-lutherischen Kirche schwächte, schadete — wie die Verhältnisse lagen — der Sache des Deutschtums.

Alle diese Umstände wirkten zusammen zu dem traurigen Ergebnis, daß alle Fähigkeiten, aller gute Wille dieser politischen Gruppe deutscher Einwanderer keine dauernde Einwirkung auf ihre Landsleute gewann; im großen Ganzen war und blieb die Masse der Deutschen unter der noch größeren Masse der Andern ohne geistige Führung, ohne politische Ziele und erlag der Schwäche des deutschen Volkscharakters, fremde Sprache und Sitte allzu leicht und bereitwillig anzunehmen.

So gingen Millionen und aber Millionen der andern Gruppe, der Bauern und Handwerker dem Deutschtum verloren, indem sie die englische Sprache annahmen und damit das geistige Band mit ihrer Herkunft zerrissen. Die fünf Millionen, die von 1821—1900 eingewandert sind, gehören in überwältigender Mehrzahl zu ihnen; sie haben eine ungeheure Arbeit geleistet; die Eroberung des Westens ist zum guten Teile ihr Werk. In stetem Vordringen, allen Hindernissen zum Trotz, erschlossen sie einen Landstrich nach dem andern den Anfängen der Kultur; die Flußtäler des Ohio, Missouri und Mississippi besiedelten sie und legten den Grund zu den Staaten Ohio, Missouri, Wiskonsin, Tennessee und Kentucky. Dann stießen sie weiter vor nach Texas, Illinois und Michigan; in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind Nebraska, Kansas, Colorado, vor allem aber Kalifornien das Ziel der deutschen Einwanderer. So haben sie in allen Teilen des ungeheuren Landes sich niedergelassen, von der Ostküste vordringend durch die urbar gemachte Wildnis bis zum Weltmeer des stillen Ozeans. In Massen sitzen sie zusammen in den mittleren Weststaaten: in Illinois leben fast 1 Million, in Ohio und Wiskonsin je über 700 000; an der Ostküste finden wir in Neu-York 1 300 000, in Pennsylvanien fast 700 000 Landsleute; von den Staaten am Großen Ozean zählt Kalifornien die meisten mit 150 000.

Neben dieser gewaltigen Leistung bei der Erschließung des Westens hat die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eine Betätigung der

Deutschen von weittragender Wirkung erlebt: sie gehörten zu den entschiedensten Gegnern der in den Südstaaten herrschenden Neger-Sklaverei und stellten bei der Bewegung für deren Aufhebung begeisterte Vorkämpfer. Als es dann zum offenen Bürgerkriege zwischen den Nord- und Südstaaten kam (sog. „Sezessionskrieg“, 1861—65), weil letztere die Freilassung der Neger verweigerten, eilten Massen von Deutschen unter die Fahnen der Nordstaaten; an 190 000 kämpften auf ihrer Seite, ganze Regimenter waren aus Deutschen gebildet, und es ist kein Zweifel, daß der endliche Sieg der „Union“ zum guten Teile ihnen zu danken ist.

* * *

Wir bestaunen die deutsche Siedelungsarbeit im Mittelalter nach dem Osten Europas und kennen die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Tat für das Deutschtum, dem sie alles Land über der Elbe eroberte und den Grund legte zu den beiden zukünftigen Großstaaten Preußen und Österreich.

Und doch, wie eng und klein die Lande, die diese Siedlung dem deutschen Volke erobert hat, im Vergleich zu den unendlichen Gebieten, die deutsche Arbeit in Nordamerika der Kultur hat erschließen helfen. Und der Erfolg — welche Gegensätze.

Ohne Vorwurf gegen das Deutschtum der Vereinigten Staaten, ohne es mit geschichtlicher oder politischer Verantwortlichkeit belasten zu wollen — beides ist unzulässig — seien die Tatsachen festgestellt, da die Geschichte uns Lehrmeisterin sein soll:

Die wenigen Hunderttausende, die im Mittelalter „gen Osten“ fuhren, sie haben Dauerndes geschaffen für die Zukunft ihres Volkes, und die heutige Weltmachtstellung des Deutschtums beruht auf ihrem Werke: der Eroberung und staatlichen Einrichtung der Ostmarken.

Die Millionen aber, die über das Weltmeer nach Westen zogen, sie haben wohl selbst ein erträgliches Los gefunden, im besten Falle Reichtum gewonnen — aber was sie schufen und wirkten, kam dem Staate zu gute, in dem sie ihre neue Heimat suchten, kam fremdem Volkstum zu statten, während sie ihr eignes verloren.

Zwölf Millionen Deutschsprechende, die entweder selbst noch im Reiche geboren sind oder von Eltern oder Großeltern stammen, die noch da geboren sind, leben heute in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Also genau so viele, wie das Deutschtum in Österreich-Ungarn

heute umfaßt, das von der Überzahl von Slawen in seinem Bestande bedroht ist.

Was wäre, wenn diese Millionen dem Stammlande erhalten geblieben wären, ausgenützt zu großartiger, planvoller Besiedelung des uralten deutschen Volksbodens im nahen Osten Europas? Die herrschende Stellung des Deutschtums wäre für alle Zeit außer Frage gestellt. Aber noch mehr: die Vereinigten Staaten Nordamerikas haben heute rund 86 Millionen Einwohner, von ihnen stammen nach zuverlässigen Schätzungen zwischen 26 bis 32 Millionen von eingewanderten Deutschen ab; nimmt man die Mitte zwischen beiden Zahlen, so ergibt sich, daß gut der dritte Teil der Gesamtbevölkerung deutschen Ursprungs ist.

Eine ungeheure Zahl — aber eine niederdrückende Feststellung zu wissen, daß von jenen 26 bis 32 Millionen heute nur noch 12 Millionen deutsch reden.

Wer will den Ausgewanderten und ihren Nachkommen einen Vorwurf daraus machen, daß sie dieses Ziel sich wählten und daß sie dort im fremden Volke bald aufgingen?

Waren es nicht die deutschen Fürsten und ihre Regierungen, die mindestens einen großen Teil von ihnen zum Verlassen der Heimat gebracht haben?

Hat nicht die Kurzsichtigkeit der berufenen Inhaber der Staatsgewalt es verschuldet, daß der Zug in die Ferne nicht nutzbringend verwertet wurde für das Vaterland?

Wenn heute die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Macht von weltpolitischer Bedeutung sind, wenn ihre Industrie, ihr Ackerbau, ihr Handel dem alten Europa wirtschaftlich eine gewaltige Gefahr bedeuten, so danken sie dies neben dem politischen Willen und der zielbewußten Zähheit der aus England eingewanderten Angelsachsen, dem Fleiße, der Tapferkeit, der Unverdrossenheit der Deutschen, die sich politisch selbstlos in den Dienst des Angelsachsentums stellten. Aber diese Selbstlosigkeit ist so weit gegangen, daß sie auch dort, wo sie in Massen saßen und wo sie die Mehrheit bildeten, nicht ernsthaft versucht haben, bestimmenden Einfluß zu gewinnen — ganz anders als die an Zahl, Bildung und Wohlstand ihnen nachstehenden Iren, die überall sich zusammenschlossen und eine wichtige politische Bedeutung erlangten.

Heute ist kein Zweifel mehr darüber möglich, daß die Vereinigten Staaten ein angelsächsisches Gemeinwesen sind und bleiben werden; die Deutschen sind mit ihm wirtschaftlich, gesellschaftlich, ja selbst sprachlich so verwachsen, daß es unmöglich erscheint, daß sie sich als selbständiges Volkstum im politischen Sinne erhalten können.

So hart es ist: sie sind Kulturdünger gewesen — unendlich wertvoll für ihre neue Heimat — aber doch nur Kulturdünger.

Und sie haben es nicht einmal verstanden, ihre Leistungen als solche dem Bewußtsein ihres Gastlandes klar zu machen, wie viel weniger dem des alten Europa und des alten Vaterlandes.

Sie sind Amerikaner geworden und was sie leisteten, gilt als amerikanische Leistung.

So brüstet sich der Amerikaner angelsächsischer Herkunft, der sich als allein berufenen Vertreter des amerikanischen Volkes breit macht, mit den Werken des amerikanischen Genies, und die Welt nimmt das hin und bewundert gutgläubig die Taten des kühnen Geistes amerikanischer Erfinder, Ingeniöre, Industrieller.

Sie fragt nicht, welche und wieviele jener Männer nur Amerikaner der Staatsangehörigkeit nach waren, nicht aber nach Blut und Sprache.

Und doch sind Großtaten auf allen Gebieten geistiger Arbeit von Deutschen getan worden, von der verwegenen Wunderbrücke Röblings über den East River bis zur Feinarbeit der Schreibmaschine, deren Erfinder, Franz Xaver Wagner, aus Heimbach am Rhein stammte.

* * *

Was hier von dem Deutschtum der Vereinigten Staaten berichtet wurde, war bei allen seinen gewaltigen Leistungen, soweit das politische Ergebnis in Betracht kommt, für das gesamte Deutschtum unerfreulich.

Nun sehen wir, daß um die Jahrhundertwende eine starke Bewegung unter den deutschen Bürgern dort entstanden ist; unter der Führung von Männern, die auf ihr Blut, ihre Sprache stolz sind, hat sich der „deutsch-amerikanische Nationalbund“ gebildet, dessen wichtigste Satzungs-Bestimmungen zeigen, was er anstrebt:

> Der Bund will seine Mitglieder zu politischer Tätigkeit nach eigenem Urteil anhalten, und alle Bestrebungen unterstützen, die den deutschen Anteil an der Entwicklung des Landes geschichtlich feststellen.
>
> Er beabsichtigt keine Gründung eines Staates im Staate, erblickt aber in der Zusammenfassung der Bevölkerung deutschen Ursprungs die beste Gewähr für die Erreichung seiner Ziele. Er erstrebt das Einheitsgefühl unter den Deutschen der Vereinigten Staaten zu wecken und zu fördern, und es nutzbar zu machen zur Pflege und

Sicherung guter, freundschaftlicher Beziehungen der Heimat zum alten Vaterlande.

Man ist berechtigt, in der Gründung des Nationalbunds ein Zeichen der Selbstbesinnung des amerikanischen Deutschtums zu erblicken, die mit Freuden zu begrüßen ist und die den Beginn einer neuen Zeit für die dortigen Volksgenossen bedeuten kann.

Wenn der Bund, was nach der Haltung seiner Führer erwartet werden darf, seinen vorgeschriebenen Weg weiterschreitet, wird er die deutschsprechenden Bürger der Vereinigten Staaten zu völkischem Selbstbewußtsein erziehen, zum berechtigten Stolze auf ihre Abstammung und auf die geschichtlichen Taten ihres Stammvolkes, nicht minder auch auf die Leistungen ihrer Volksgenossen im Gastvolke, dem sie nun angehören.

Dann kann erwartet werden, daß die deutsche Sprache und mit ihr der geistige und kulturelle Zusammenhang mit dem Stammlande sich erhält; damit wäre die geistige Vermittlung zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten verewigt.

Dann dürfte das Mutterland hoffen, daß die Deutschen in Nordamerika mit ihrem Zusammenschluß das politische Ziel erreichen, in dem Sinne die politischen Vermittler zwischen der alten und neuen Heimat zu werden, daß in den großen Fragen der Weltpolitik in Zukunft das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten nie als Feinde sich gegenüberstehen.

Es muß sich zeigen, ob das amerikanische Deutschtum diese große Aufgabe lösen kann.

Heute haben wir die Pflicht festzustellen, daß von den unzähligen deutschen Einwanderern der größere Teil gänzlich sein Volkstum verloren hat und im Angelsachsentum aufgegangen ist (von jenen 26—32 Millionen alle bis auf die 12 Millionen, die heute deutsch noch sprechen); und wir müssen des weiteren die Befürchtung aussprechen, daß von diesen zwölf Millionen der überwiegende Teil dasselbe Schicksal haben wird, wenn es dem Nationalbunde nicht gelingt, durch seine werbende, aufklärende Arbeit sie zu erhalten.

Das grausame Wort ist also wahr, daß Amerika das Grab des deutschen Volkes gewesen ist — und es ist zu fürchten, daß es für die Masse des nordamerikanischen Deutschtums das Grab bleiben wird, wenn nicht der Nationalbund dies Schicksal abwendet.

In der Hauptsache muß sich das jetzt dort vorhandene, noch volksbewußte Deutschtum darüber klar sein, daß große Nachschübe kaum mehr erfolgen werden und daß es auf sich selbst steht. Wenn wirklich bei ihm das Gefühl des Stolzes auf seine Abstammung, auf Sprache, Gesittung und Leistungen durchdringt, so wird es seinen wackeren Führern gelingen,

ihre Volksgenossen als Gemeinschaft nach Sprache und Sitte zu erhalten — für die Deutschen in Europa aber heißt es: Ein Volk, das so ungeheure Verluste durch die sorglose und gleichgültige Behandlung der Auswanderung erlitten hat und das durch diese Verluste der Zahl nach seinen europäischen Feinden — vor allem den Slawen gegenüber — in Nachteil geraten ist, hat zunächst die Pflicht dafür zu sorgen, daß überhaupt keine Auswanderung mehr stattfindet, sondern daß die Wanderungslustigen dahin gelenkt werden, wo sie gefährdete Posten des Volksbodens verstärken; ist das aber nicht möglich, weil die Zahl der Volksgenossen in der Heimat so groß ist, daß sie sich nicht mehr ernähren können, so gilt es Neuland zu gewinnen, wo die Auswandernden im staatlichen Zusammenhange mit dem Mutterlande gehalten werden. Eine weitschauende Staatskunst findet nach beiden Richtungen wichtige Aufgaben zu lösen.

In Brasilien.

In Mexiko und allen Staaten Mittel- und Südamerikas finden sich deutsche Niederlassungen, die von größter wirtschaftlicher Bedeutung für das Mutterland sind; denn die dort ansässigen Deutschen vermitteln einen schon jetzt gewaltigen, aber noch weiter wachsenden Güter-Austausch zwischen der Heimat und jenen reichen und aufnahmefähigen Gebieten; die deutsche Volkswirtschaft hat große Vorteile von dieser Tätigkeit der Deutschen in Süd- und Mittel-Amerika und es steht zu erwarten, daß sie dauernd sein werden.

Von besonderer Art sind die deutschen Ansiedlungen in dem größten der südamerikanischen Staaten, in Brasilien. An 440000 Deutsche leben in dem ungeheuren Lande, von denen etwa 40000 Kaufleute und Gewerbetreibende sind, während der Rest von 400000 Landwirtschaft treibt.

Die ersten Deutschen wanderten um 1825 ein; es waren Bauern aus Pommern, vom Hunsrück und aus Württemberg, die sich in der südlichen Provinz Rio Grande do Sul niederließen und die bald blühende Kolonie Santo Leopoldo gründeten; langsam und stetig wuchs die Zahl der bäuerlichen Siedler, bis die Einwanderung durch den schlimmen Bürgerkrieg, der Brasilien fast zehn Jahre beunruhigte, um die Mitte der 30er Jahre ganz zum Stillstand kam.

Vom Ende der 40er Jahre an setzt sie wieder ein, begünstigt in gleicher Weise durch die unerfreulichen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland, wie durch die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in Brasilien; etwa zehn Jahre lang blieb Brasilien das Ziel

eines starken bäuerlichen Einwanderer-Stromes, der aus allen Teilen des Vaterlandes dorthin abfloß.

In diesem Zeitraume sind die wichtigsten und größten deutschen Kolonien entstanden, vor allem diejenigen im Süden des Landes, in Rio Grande, in Santa Katharina und Parana.

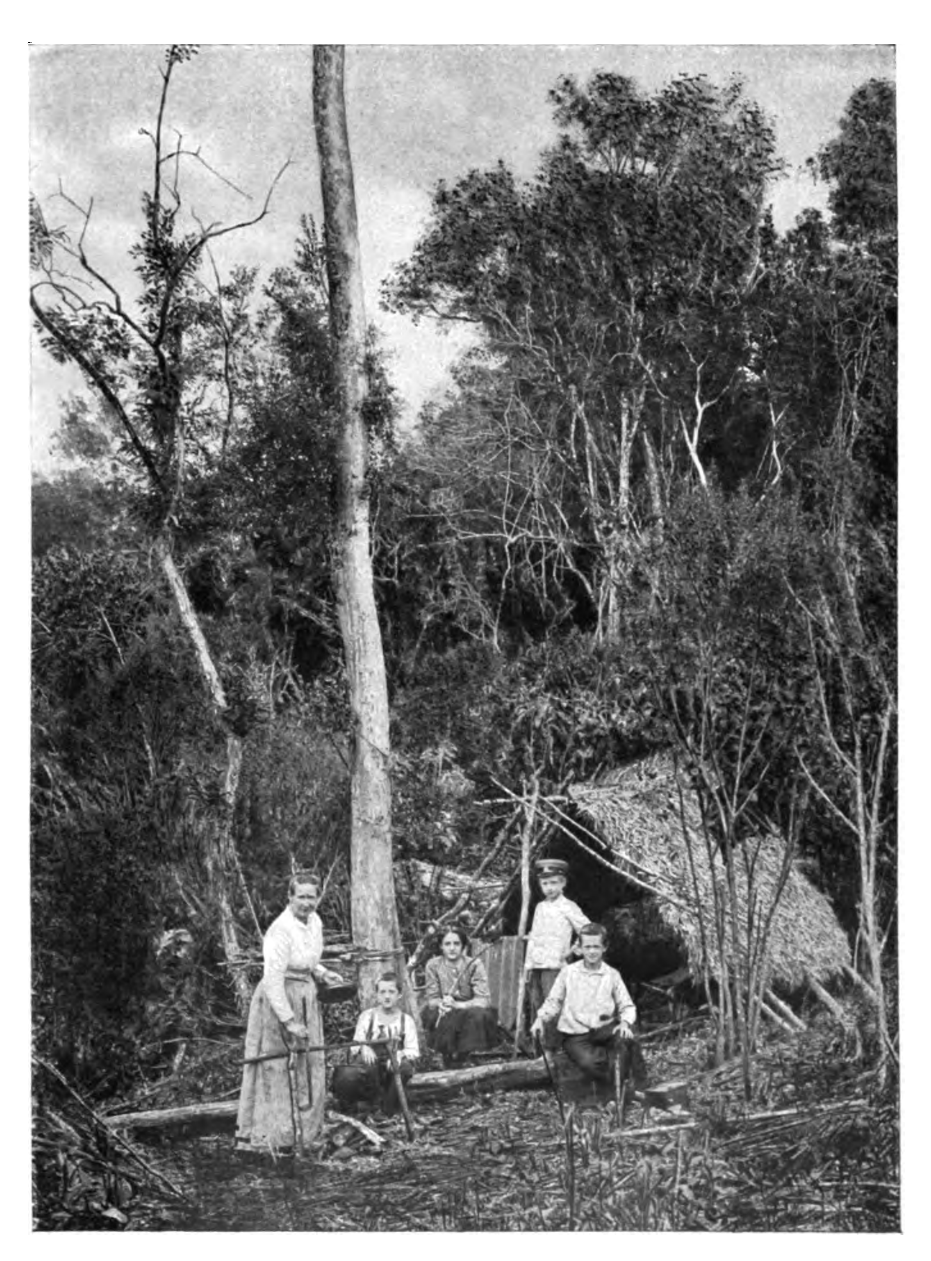
Von allen deutschen Siedlungen ist die von Blumenau die bekannteste geworden; im Jahre 1850 gründete Dr. Hermann Blumenau, ein Apotheker aus Hasselfelde am Harz, mit 17 Genossen in der Provinz Santa Katharina eine Stadt, die seinen Namen trägt und die, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, sich glücklich entwickelte und heute mit mehr als 20000 Einwohnern der Mittelpunkt nicht nur für zahlreiche Siedlungen in derselben Provinz, sondern recht eigentlich für das gesamte Deutschtum in Brasilien geworden ist.

Etwa um dieselbe Zeit entstanden gleichfalls in Santa Katharina die Niederlassungen des Hamburger Kolonisations-Vereins, später in Hanseatische Kolonisationsgesellschaft umgetauft; sie zogen nach und nach etwa 15000 Deutsche an sich und entwickelten sich günstig.

Das Jahr 1859 brachte in Preußen einen Erlaß des Handelsministers von der Heydt, der die Auswanderung nach Brasilien völlig verbot, da in einigen Teilen des Landes die Siedler einer wucherischen Ausbeutung durch eingeborene große Unternehmer ausgesetzt waren. Dies Verbot unterband die Auswanderung, wenn nicht vollständig, so doch sehr bedeutend, so daß sie bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1897 fast ganz stockte. Die Wirkung dieser gut gemeinten Maßregel war eine andere, als der preußische Minister vorhersah; die Auswanderung nach Brasilien unterblieb, aber diejenige nach den Vereinigten Staaten wuchs. Für die Erhaltung des Volkstums der Auswanderungslustigen wäre aber das Umgekehrte das Richtige gewesen, und es hätten sich wohl die Bedenken der preußischen Regierung gegen die Ausbeutung ihrer Untertanen durch geeignete Einwirkung auf die brasilianischen Behörden beseitigen lassen.

Damit sind wir auf die Tatsache gekommen, die die deutschen Niederlassungen in Brasilien besonders wertvoll und wichtig macht: die deutschen Ansiedler dort bleiben deutsch nach Sprache, Sitten und Gebräuchen, und fühlen sich bewußt als Glieder der deutschen Volksgesamtheit.

Die Erklärung dieser erfreulichen Erscheinung ergibt sich aus den Wesens-Gegensätzen zwischen den deutschen Einwanderern und der alteingesessenen Kolonialbevölkerung portugiesischer Abstammung, die durch Vermischung mit den eingeborenen Indianern und eingeführten Negern ihre Rasse verdorben hat.



Deutsche Arbeit in Brasilien.
Erste Anfänge einer Siedlung in Neu-Württemberg.

Mit Genehmigung des Herrn Dr. Herrmann Meyer, Leipzig.

Der Brasilianer portugiesischer Herkunft und erst recht der Mischling unterscheidet sich von dem Deutschen so ausgesprochen, daß er ihm immer fremd bleibt; dieser innerliche Abstand wird durch die Sprache aufrechterhalten und so kommt es, daß das Deutschtum in Brasilien seit dem Bestehen der Einwanderung kaum Verluste gehabt hat; der Deutsche fühlt sich als Angehöriger einer höheren Rasse, ist auf seinen Wert stolz — ja er zieht unter ihm lebende andere europäische Einwanderer, wie Italiener und Slawen an und deutscht sie ein.

Als im Jahre 1897 der von der Heydtsche Erlaß aufgehoben wurde, war schon großer Schaden angerichtet — nicht nur, daß während seiner Geltung über $3^1/_2$ Millionen Deutsche nach den Vereinigten Staaten gezogen waren, von denen sonst gewiß ein großer Teil nach Brasilien gegangen wäre — sondern dort fehlte gerade die Zufuhr neuer deutscher Kraft aus dem Mutterlande, während in derselben Zeit Massen von Italienern und Slawen in die Siedlungen kamen.

Sobald aber die schädliche Verordnung beseitigt war, hob eine planvolle Belebung der brasilianischen Auswanderung an, geleitet hauptsächlich von der oben erwähnten Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft und von dem Leipziger Gelehrten Dr. Hermann Meyer, der selbst eine große Kolonie neu gründete.

Den Fürsprechern dieser Bewegung, die deutsche Auswanderungslustige statt nach den Vereinigten Staaten nach Brasilien lenken will, ist zuzustimmen, soweit die Notwendigkeit einer Auswanderung überhaupt besteht.

Betrachten wir nun das Schicksal der deutschen Ansiedelung in Brasilien, so ist gewiß, daß wir auf die Leistungen dieser Volksgenossen stolz sein können. Es ist ihnen nicht leicht gemacht worden, ihren Erwerb zu finden; der Kampf mit der Wildnis des Urwaldes hat unendliche Arbeit gekostet, die unsicheren politischen Verhältnisse des Landes haben die Entwicklung gehemmt, der Neid und die Eifersucht der Brasilianer ihnen Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wenn trotzdem überall dort, wohin sie den Fuß gesetzt haben, blühende Städte, stattliche Dörfer entstanden sind, so ist dies ein glänzender Beweis für die zähe Tüchtigkeit dieser aus allen Stämmen der Heimat gekommenen deutschen Siedler.

In Zucht und Ordnung, wohlhabend und zufrieden leben sie zusammen; eine große Zahl deutscher Schulen und Kirchen sorgt für die Erziehung und die Glaubensbedürfnisse der Bevölkerung; gut geleitete deutsche Zeitungen vertreten dem Staate gegenüber die Anliegen ihrer Landsleute und sind die geistigen Vermittler unter ihnen und mit der Heimat.

Für ihr neues Vaterland sind diese Deutschen ein wertvoller Besitz:

ihre Ruhe, ihre strenge Gesetzlichkeit, ihre Steuerkraft hebt sie vorteilhaft heraus unter dem rasselosen Mischmasch der alten Bevölkerung. Diese hat zwar im Gefühl der eigenen Minderwertigkeit angesichts der steten Fortschritte des Deutschtums den Vorwurf erhoben, daß diese 440000 Deutschen hochverräterisch eine Besitzergreifung südbrasilischer Gebiete durch das Deutsche Reich erstrebten oder gar vorbereiteten — aber die Einsichtigen unter den Staatsmännern des Landes wissen, daß dies ein unhaltbarer Vorwurf ist; einer von ihnen hat es ausgesprochen, daß es eine deutsche Gefahr für Brasilien nicht gibt, wohl aber für alle die Staaten, die im Handelsverkehr mit ihm stehen — und zwar deshalb, weil die Überlegenheit der Deutschen sie von den Märkten Brasiliens auszuschließen drohe.

Ein schönes Zeugnis, um so bedeutsamer, als es Wahres ausspricht.

So zeigt uns das Deutschtum Brasiliens das erfreuliche Bild, daß die Volksgenossen dort nicht nur treue, bewußte, stolze Söhne ihres Volkes geblieben sind, sondern daß sie — treue Angehörige ihrer neuen Heimat — die Träger und Ausbreiter der überseeischen Beziehungen ihres Stammlandes in Brasilien wurden und bleiben.

Freilich werden sie es in Zukunft schwerer haben, denn der Argwohn der Brasilianer hat es durchgesetzt, daß die Anlegung geschlossener Siedelungen von nun an verboten ist — und die Unsicherheit der politischen Verhältnisse des Landes hemmt die Entwicklung.

Aber die Verhältnisse sind stärker als die Menschen — und es steht zu hoffen, daß die Volksgenossen in Brasilien keinen Schaden nehmen an ihrem Volkstum.

In Süd-Afrika.

Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts hatten sich Holländer an der Südspitze Afrikas niedergelassen; ihnen folgten Nachschübe von Landsleuten, bald aber auch Deutsche aus den verschiedensten Teilen des Reichs und französische Hugenotten, die um des Glaubens willen ihr Vaterland verlassen mußten.

Das Kapland war holländische Kolonie und wurde, wie wir wissen, als Holland infolge der französischen Revolution unter Frankreichs Botmäßigkeit kam, in den Kämpfen zwischen Frankreich und England von letzterem in Besitz genommen; durch den Wiener Kongreß wurde diese Eroberung bestätigt und seitdem ist das Land englische Kolonie geblieben.

Um 1820 soll die Bevölkerung europäischer Herkunft rund 20000 Köpfe gezählt haben, von denen 10000 niederdeutsch-holländischer, über 6000 reichsdeutscher und etwas weniger als 4000 hugenottischer Abstammung waren.

Das niederdeutsche Wesen gab dem Lande und den gesamten Ansiedlern sein Gepräge, indem sowohl die Reichsdeutschen, wie die Hugenotten die kapholländische Sprache angenommen hatten, eine mit Worten hochdeutschen, französischen und kafferischen Ursprunges versetzte holländische Mundart.

So verschmolzen die drei Bestandteile der Einwanderung zu einer Einheit mit einer Sprache, gleichen Sitten, gleicher Lebensführung, die durchweg bäuerlich war, — zu dem Volke der Buren, das als Zweig des Niederdeutschtums angesehen werden kann.

Sie waren, als die Engländer ins Land kamen und seine Verwaltung übernahmen, nicht gewohnt, von einer Regierung Anweisungen zu empfangen und sie zu befolgen; die bisherige holländische Obrigkeit hatte die Buren gewähren lassen, was angesichts der steten Kämpfe mit den eingeborenen Zulus und Kaffern, der weiten Entfernungen der einzelnen Siedelungen, dem Mangel an Städten durchaus begreiflich war. Jeder Bur lebte als ein kleiner König auf seinem Hofgut; er mußte gegenüber den Eingeborenen seinen Mann stellen und sehen, wie er ohne Hilfe der Obrigkeit fertig wurde; er hatte gegen alle Gefahren und Beschwerden der Wildnis zu kämpfen; so war es gekommen, daß ein starkes Selbstbewußtsein, ein Drang nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit neben starrer Frömmigkeit die beherrschenden Charakterzüge der Buren wurden. Sie fühlten sich als Herren über die Bevölkerung gesetzt und hatten es wirklich verstanden, durch strenge, aber gerechte Behandlung die Eingeborenen in Zucht zu halten.

Die englische Regierung nun verlangte Unterordnung und Unterwerfung, noch mehr, sie wich von der bewährten Behandlung der Schwarzen ab und stellte die Buren mit ihnen fast auf gleiche Stufe.

Solche Maßnahmen erbitterten die Buren, die in beinahe zweihundertjährigen Mühen und Gefahren sich ihre Stellung geschaffen, aufs tiefste und führten zu Unruhen, die blutig niedergeworfen wurden.

Da entschloß sich dies freiheitliebende Geschlecht, die Heimat zu verlassen, weiter zu ziehen, mit Weib und Kind und aller fahrenden Habe in die Wildnis zu „trekken", um sich ein neues, von den verhaßten Engländern unabhängiges Dasein zu schaffen.

Drei, viermal hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts dieser Vorgang wiederholt: die Buren suchen sich Neuland, gewinnen es der Wildnis ab, unterwerfen sich die Schwarzen und beginnen sich ihrer neu errungenen Freiheit und Sicherheit zu freuen — da folgt ihnen die englische Herrschaft und erklärt, daß alles Land, das sie, die doch englische Untertanen seien, erworben, Englands Eigen sei. Und wieder verlassen neue Scharen von Buren die kaum urbar gemachte Scholle und

ziehen nordwärts, um bald ein gleiches Schicksal zu erleben. Auf diese Weise hat England das gewaltige Gebiet der heutigen Kapkolonie durch die Buren der Kultur erschließen lassen und für sich in Besitz genommen: alle Früchte ihrer Arbeit tat politisch England für sich ein.

In den Jahren 1834—36 kam es zu dem „großen Trekk": an 10000 Buren überschritten den Oranje-Fluß und besetzten das Gebiet zwischen Oranje und Vaal; sie hatten sich ein Oberhaupt und Unterführer gewählt und waren entschlossen, eine Art staatlichen Zusammenschlusses zu bilden, um ihre Unabhängigkeit dauernd wahren zu können.

Sie mußten schwere Kämpfe mit den wilden Matabele bestehen und konnten sich Mitte der 40er Jahre als Herren des Landes betrachten — aber wieder folgten ihnen die Engländer und im Jahre 1848 erklärten sie den „Oranje-Freistaat" als englische Kolonie und richteten in der Hauptstadt Bloemfontein eine Regierung ein.

Da griff abermals ein Teil der Buren zum Wanderstabe; sie überschritten unter der Führung von Pretorius den Vaal und gründeten die Transvaalrepublik, deren Hauptstadt später Pretoria wurde.

Die Engländer jedoch erlebten keine Freude in dem Oranje-Gebiet; sie wurden der kostspieligen Kriege mit den Eingeborenen müde und gaben die Kolonie auf: seit 1854 hatte der Oranje-Freistaat seine Freiheit wieder, so daß nun nördlich von der englischen Kapkolonie zwei selbständige burische Gemeinwesen bestanden. Die weiteren politischen Geschehnisse können wir nicht verfolgen; England versuchte mehrmals, seine Herrschaft auszudehnen, — aber ohne dauernden Erfolg, bis der große südafrikanische Krieg der Jahre 1899—1902 eine Änderung brachte.

Aus dem Reiche und Holland war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine starke Einwanderung nach Südafrika erfolgt; die Holländer gingen begreiflicherweise in dem Burentum auf, während die aus dem Reichsgebiet stammenden Deutschen ihre Sprache und damit ihr Volkstum bewahrten.

Infolge dieser Nachschübe und der starken Vermehrung der Buren war bei Ausbruch des Krieges die weiße Bevölkerung Südafrikas überwiegend niederdeutsch und deutsch.

Ganz genaue Zahlen waren nicht zu ermitteln, doch wurde das Verhältnis nach vorsichtigen Schätzungen folgendermaßen festgestellt:

	Reichsdeutsche	Buren	Engländer
Kapland	17 000	306 000	87 000
Natal	2 500	13 000	50 000
Transvaal	12 500	122 000	40 000
Oranje	1 000	91 000	5 000
zusammen	33 000	532 000	182 000

Trotz dieser bedeutenden Mehrzahl der Deutschen machte England den Anspruch die „vorherrschende Macht“ in Südafrika zu sein und arbeitete gegen Ende der 90er Jahre planmäßig dahin, die Alleinherrschaft zu erringen.

Der besondere Gegenstand seiner Begierden waren die Gold- und Diamanten-Felder des südwestlichen Transvaal, wo sich um die Städte Johannesburg und Kimberley neben ehrbaren und seßhaft gewordenen Unternehmern schnell angewachsene Niederlassungen von Abenteurern aus aller Welt gebildet hatten, angelockt von dem Gold- und Diamanten-Reichtum des Landes.

Ende 1895 wagte Dr. Jameson, ein Beauftragter des kapländischen Ministers Cecil Rhodes, einen bewaffneten Einfall ins Transvaal-Gebiet, wurde aber gefangen genommen.

Seitdem war die Absicht Englands klar. —

Als in Europa bekannt wurde, daß Jamesons frevelhafter Anschlag mißglückt sei, gab Wilhelm II. auf Antrag des damaligen Staatssekretärs Marschall von Bieberstein dem Gefühle der Genugtuung darüber Ausdruck, indem er dem Präsidenten Paul Krüger, dem greisen Oberhaupte der Transvaal-Republik drahtlich seine Glückwünsche dazu aussprach, daß er „ohne an die Hilfe fremder Mächte zu appellieren“ des Friedensstörers Herr geworden sei.

Diese Kundgebung des Kaisers erregte jubelnde Zustimmung in allen hoch- und niederdeutschen Landen, besonders unter den Buren selbst, während in England ein Sturm der Entrüstung ausbrach: sie ist, wie wir wissen, für die auswärtige Politik des Deutschen Reiches von weittragender Bedeutung geworden.

Die Buren lasen aus ihr das Hilfe-Versprechen für den Fall eines englischen Angriffs, und fanden sich in ihrer Ansicht bestärkt, als Marschall von Bieberstein im Reichstage erklärte, daß „die deutsche Regierung in der Beseitigung der Buren-Freistaaten eine schwere Schädigung der deutschen Interessen erblicken müsse“.

In der Tat war es von Wert für das Reich, daß in Süd-Afrika zwei lebenskräftige, waffenstarke niederdeutsche Staaten bestanden, die einer englischen Vorherrschaft Widerstand leisten konnten; nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, da die deutsche Ausfuhr nach den Burenländern ständig wuchs, sondern aus weltpolitischen Erwägungen mußte uns daran liegen, jeden Gegner Englands zu erhalten und zu stärken — ganz besonders aber solche Gegner, die einen Krieg zu Lande mit dem zwar seemächtigen, aber zu Lande schwachen Inselreich führen konnten; daneben mußte das Reich, das selbst Kolonien in Afrika besitzt, froh sein, wenn

außer ihm und England dort noch andere Staaten bestanden; endlich war es aber ganz allgemein für das gesamte Deutschtum von Wert, daß zukunftsreiche, selbständige Gemeinwesen niederdeutschen Gepräges sich weiter entwickelten und damit die gesamte Macht des Deutschtums vermehrten. So war die Haltung des Staatssekretärs von Marschall durchaus zu begreifen und zu billigen — aber die Leitung der deutschen Reichspolitik besaß weder genügendes Selbstbewußtsein, noch ruhige Stetigkeit; als sie die Erregung in England sah, wo der Kaiser in empörender Weise in Presse und Reden angegriffen wurde, verlor sie die Kaltblütigkeit und schwenkte ein. Marschall wurde entlassen und an seiner Stelle Bernhard von Bülow, damals Botschafter in Rom, zum Staatssekretär ernannt: sein Auftrag ging dahin, England zu versöhnen.

Zu diesem Behufe schloß er im September 1898 den sog. „Delagoa-Vertrag", dessen Wortlaut bisher zwar noch nicht bekannt geworden ist, dessen Inhalt aber nach englischen Preß-Mitteilungen dahin ging, daß das Reich zugebe, daß die wichtige Delagoa-Bucht an der Ostküste Süd-Afrikas, die Portugal gehörte, aber für die Buren den Weg zum Meere öffnete und Endpunkt der Eisenbahn von Pretoria nach Lourenço Marques war, von Portugal an England abgetreten werde; außerdem habe es England freie Hand gelassen zur Regelung der Verhältnisse in Südafrika. Als Gegenleistung sollte bedungen sein, daß das Deutsche Reich, falls Portugal in seinen Geldnöten seine afrikanischen Besitzungen Angola und Mozambique veräußern müsse, sie erwerben möge, ohne Englands Widerstand zu finden.

Ob wirklich Abmachungen solcher Art getroffen wurden, stehe dahin, jedenfalls tat die Regierung trotz der Zuspitzung der burisch-englischen Beziehungen nichts mehr, um die Buren-Freistaaten zu stützen.

Englische Machenschaften brachten es dahin, daß im Herbst 1899 der Krieg ausbrach: tapfer und selbstbewußt nahmen die kleinen Staaten, obwohl sie wußten, daß sie auf fremde Hilfe, besonders auf deutsche nicht rechnen konnten, den aufgezwungenen Kampf auf, in Oranje unter der Führung des charaktervollen Präsidenten Steyn, in Transvaal unter dem alten Paul Krüger. Glänzende Siege ließen zuerst hoffen, daß die Buren sich halten könnten, aber schwere Fehler ihrer Führer vom alten Schlage, die nach den Vorschriften der Bibel einen neuzeitlichen Krieg glaubten führen zu können, und die erdrückende Übermacht des englischen Weltreichs wendeten ihr Schicksal zu schweren Niederlagen. Aber die Not erzeugte neue Führer: der kaum 30jährige Louis Botha wurde zum Oberfeldherrn gewählt; unter ihm standen Christian Dewet und J. H. Delarey, sowie eine Reihe bedeutender und entschlossener Führer.

Heldenhaft führte die kleine Schar den Krieg weiter; Botha bewährte

sich als weitblickender, kaltblütiger Feldherr; Dewet und Delarey gewannen als kühne Reiterführer unsterblichen Ruhm.

Über zwei Jahre hielten sie noch Stand; alle Grausamkeit der Engländer, die ihren Grimm an den Frauen und Kindern, sowie am Eigentum der Kriegführenden ausließen, vermochte den Widerstand nicht zu brechen.

Die völlige Erschöpfung zwang sie endlich, die Waffen niederzulegen, nachdem sie wahrhaft heldenmütig bis zum bittern Ende gerungen: am 31. März 1902 wurde Frieden geschlossen, der die Unterwerfung von Oranje und Transvaal unter England aussprach.

Damit haben die selbständigen Buren-Freistaaten zu bestehen aufgehört.

Während die deutsche Regierung der Entwicklung der Dinge in Südafrika untätig zuschaute, entstand im deutschen Volke eine begeisterte Bewegung: man bewunderte nicht nur das Heldentum des kleinen Burenvolkes, man empfand das Gefühl der Blutsverwandtschaft und der Zusammengehörigkeit, und gab ihm Ausdruck durch Kundgebungen, durch Geldspenden, durch Ausrüstung von Krankenpflege-Abteilungen, ja zahlreiche Deutsche traten bei den Buren als Kämpfer ein.

Die deutsche Regierung sah mit kalter Ablehnung auf diese gesunde, schöne Volksbewegung — ihr kam nicht der Gedanke, daß damit vielleicht ihre eigenen Fehler wieder gut gemacht werden könnten; als ob nicht auch das besiegte Burentum noch eine Macht bleiben würde, deren Dank gegen das deutsche Volk noch einmal von Wert werden könnte: als ob nicht das erwachte Gefühl der Rassengemeinschaft in Holland, seine Stärkung unter den Vlamen Belgiens ein politischer Gewinn sei. —

So bewundernswert die Haltung der Buren im Kriege war, so staatsklug und zielbewußt war sie nach dem Frieden. Nachdem nur die erste schwere Not überwunden war, beteiligten sie sich unter Bothas weiser Führung am politischen Leben und erstritten fünf Jahre später im politischen Kampfe den Sieg, der ihnen im Felde versagt geblieben war.

England hatte die Gebiete der beiden Freistaaten zu Kolonien unter Kron-Statthaltern mit eigenen Verwaltungen gemacht, die ihren Sitz in Bloemfontein und Pretoria hatten: die besonnene Haltung der Buren bewirkte, daß ihnen die Londoner Reichs-Regierung bald politische Rechte verlieh — und damit den Übergang der Regierung der Kolonien an die Buren vorbereitete.

Die Wahlen des Frühjahres 1907 brachten in den beiden ehemaligen Freistaaten burische Parlamentsmehrheiten; in Bloemfontein wurde Fischer, ein bewährter Mitarbeiter Steyns, in Pretoria Louis Botha selbst Ministerpräsident.

So hat das für niedergerungen und verloren geglaubte Burentum das Heft der Kolonial-Regierung und der Selbstverwaltung in der Hand.

Aber noch mehr: fast zur selben Zeit gewann in der Kapkolonie die „Afrikander-Partei", die Partei der Buren, bei den Wahlen die Mehrheit und übernahm die Regierung, so daß jetzt drei südafrikanische Kolonien burische Ministerien haben.

So schlimm der Krieg die wirtschaftliche Entwicklung Südafrikas gestört, ja auf Jahrzehnte zurückgeworfen hat — eine gute Folge hat er gehabt: in der Kapkolonie wurde unter den Buren das Volksgefühl geweckt, sie bewunderten die Taten ihrer freistaatlichen Stammesgenossen und bedauerten ihr Schicksal; die Bande des Blutes kamen zur Geltung, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wurde wieder lebendig.

Das Burentum Südafrikas, nun unter Englands Herrschaft vereinigt, betrachtet sich als völkische Einheit, die sich politisch in dem „Afrikandertum" betätigen will: wohl erkennt man die durch die Macht der Tatsachen geschaffene, englische Herrschaft an, aber man will die weitere Entwicklung Südafrikas selbst gestalten nach den Bedürfnissen der Mehrheit der Weißen — also nach denen der Buren — und unter Ablehnung der politischen Vormundschaft Englands.

Drei Umstände sind diesem Streben günstig: der Grund und Boden ist weitaus überwiegend im Besitze von Buren; ihre Sprache hat sich in der Kapkolonie trotz der fast 100jährigen Herrschaft Englands noch erhalten; sie bilden den Engländern gegenüber in allen drei Kolonien mehr als die doppelte Mehrheit.

Die nächste Zukunft wird es lehren, ob die Entwicklung sich in der Richtung des Afrikandertums vollziehen wird, oder ob die Buren, unter dem Schwergewichte des englischen Einflusses doch erliegend, verengländern. Der Anfang des Jahres 1909 hat den ersten Schritt zum Vorteil der Buren gebracht: den Entwurf zu einer Verfassung des *südafrikanischen Gesamtstaates*, der aus der Kapkolonie, Natal, Transvaal und Oranje bestehen soll.

Der Sommer 1910 bereits sah diese „Südafrikanische Union" entstanden und als ersten Ministerpräsidenten an ihrer Spitze: Louis Botha — ein Zeugnis der Staatskunst der burischen Führer! Nicht minder aber der Klugheit der englischen Reichsleitung!

In dem trotzdem wohl nicht ausbleibenden Kampfe der Rassen ist es die Pflicht der Bevölkerung hochdeutscher Abstammung *sich bedingungslos auf die Seite der niederdeutschen Buren*, der Afrikander, zu stellen — denn ihr Vorteil deckt sich durchaus mit dem der Buren, und soweit eine deutsche Einwanderung noch stattfindet, muß sie das gleiche tun.

Noch ist die Zukunft ungewiß — sicher aber ist es, daß das gesamte Deutschtum allen Anlaß hat, mit Stolz auf jene selbstbewußten, trotzigen Volksgenossen zu blicken, die im fernen Süd-Afrika im Kampfe mit tausend Fährlichkeiten und Nöten zäh ihre Sprache und ihr Volkstum bewahrt haben und jetzt nach ruhmvoller Niederlage daran gehen das Dasein ihres Volkes durch die friedlichen Mittel der politischen Rechte zu sichern.

Für die Reichsdeutschen aber ist es ein bitteres Gefühl, daß ihre Staatsmänner nicht unschuldig daran sind, daß dies unter englischer Oberhoheit geschehen muß, statt daß noch zwei selbständige Staatswesen niederdeutschen Gepräges sich erhalten und ausbauen konnten.

Innere Entwicklung im 19. Jahrhundert.

Die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts haben einen wunderbaren Aufschwung im geistigen Leben unseres Volkes gesehen, während — im schroffsten Gegensatz dazu — der politische Verfall fortschritt und in den Tagen von Jena zum furchtbaren Zusammenbruch führte.

Nach Napoleons Besiegung war zwar die kriegerische Ehre der Deutschen wiederhergestellt und das Dasein der deutschen Staaten gesichert — aber die Schaffung von befriedigenden Zuständen innerhalb dieser Staaten, und gar ihr Zusammenschluß zu einem mächtigen Reiche wollte nicht von statten gehen: erst nach schweren Erschütterungen und Kämpfen brachte das fortschreitende 19. Jahrhundert dem deutschen Volke die brauchbare politische Form.

Unabhängig von dieser politischen Zerfahrenheit entwickelte sich geistig unser Volk weiter; es war und blieb und fühlte sich als geistige und kulturelle Einheit, deren Leben und Wirken durch die politische Zerrissenheit nicht beeinträchtigt werden konnte.

In unübersehbarer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, in solchem Reichtum an Erscheinungen bewies die geistige Kraft unseres Volkes ihren Schaffensdrang, daß es weder den Absichten, noch der Anlage dieses Buches entsprechen kann, in die Einzelheiten hineinzusteigen: wir dürfen nur Männer und Werke von dauerndem Werte nennen und müssen den nach mehr verlangenden Leser auf das Schrifttum der einzelnen Gebiete verweisen; dies gilt nicht nur für die Entwicklung der Künste, sondern in gleicher Weise für diejenige des gesamten kulturellen und wirtschaftlichen Lebens im 19. Jahrhundert.

So bescheiden wir von Dem denken, was wir mit diesem Buche leisten — für die folgenden Blätter halten wir uns berechtigt, noch besonders auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die eine so gedrängte Übersicht bietet; wir sind uns der Mängel unserer Darstellung durchaus



Goethe und Schiller in Jena.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.

bewußt, hoffen aber trotzdem eines erreicht zu haben: ein Bild von der unendlichen Vielseitigkeit der Betätigung deutschen Geistes entworfen zu haben.

Dichtkunst.

Friedrich Schiller, der größte deutsche Dichter für die Schaubühne, schenkte in den ersten Jahren des Jahrhunderts seinem Volke noch Werke von unvergänglichem Werte; sein „Wallenstein" bedeutet den Höhepunkt seiner Dichtkunst; seine „Jungfrau von Orleans" und „Wilhelm Tell", an künstlerischer Geschlossenheit hinter jenem zurückstehend, warfen das Panier der Freiheitsliebe und der völkischen Opferwilligkeit auf und fanden begeisterte Aufnahme; wir wissen, wie sie auf das Geschlecht einwirkten, das von Napoleon niedergeworfen, den Tag der Erhebung herbeisehnte.

Am 9. Mai 1805 starb der Dichter, dessen edle, reine Persönlichkeit eine der hehrsten Erscheinungen unserer Geschichte ist; seine Werke bleiben ewig jung — und mochten auch manche Kunstrichter ihren Wert anzweifeln und herabsetzen — sie sind noch heute ihrer Wirkung sicher und bilden den kostbarsten Besitz unserer Bühne.

Nach ihm wohl der bedeutendste Bühnendichter unseres Schrifttums, Heinrich von Kleist folgte ihm wenige Jahre später im selbstgewählten Tode, da der feurige Vaterlandsfreund an der Befreiung seines Preußen verzweifelte. Wir wissen, daß er in der „Hermannsschlacht" das hohe Lied der Rache gedichtet hatte; hier seien noch die weiteren Schöpfungen dieses echten Genies erwähnt: sein „Kätchen von Heilbronn", ein wunderbares Werk voll Märchenzauber und Traumseligkeit; sein „Prinz von Homburg", der waffenklirrend Preußens Ruhm unter dem großen Kurfürsten preist; sein „Zerbrochener Krug", nach Lessings Minna von Barnhelm das beste deutsche Lustspiel. Große Entwürfe barg seine Seele noch, vor allem den gewaltigen Stoff des Trauerspieles „Robert Guiskard", als er vor der Zeit müde seinem Leben ein Ende machte.

Goethe überlebte seinen Freund Schiller fast um ein Menschenalter; unermüdlich im Schaffen, bereicherte dieses größte dichterische Genie der Welt das Schrifttum der Menschheit um eine Fülle von Meister-Werken — aber er blieb seinem Volke fremd, wie er sich fern von ihm hielt. Fast schien es, als sei er durch sein Genie hinausgehoben über die Schranken seines Volkes und fühle sich als Mensch schlechthin, dem das Volkstum gleichgültig sei. So verhielt er sich in den Nöten der Tage Napoleons teilnahmlos gegen den Zusammenbruch der Deutschen, ablehnend stand er den Bestrebungen nach politischer Wiedergeburt gegenüber, und die Befreiungskriege ließen ihn kalt.

Es ist zu verstehen, daß solches Verhalten des Mannes, auf den die Besten im Volke stolz waren, verstimmend wirkte und daß sie, von seiner Ablehnung befremdet, dem toten Schiller ihre doppelte Liebe zuwandten.

Es ist schmerzlich, den Abstand zwischen dem Volke und seinem größten Sohne zu sehen — und es ist nicht zu leugnen, daß die Schuld daran an Goethe lag, der in den Tagen der Not und Gefahr seinem Volke nichts zu sagen hatte. Dieser Umstand und die Eigenart der Werke seines vorschreitenden Alters brachten es mit sich, daß der Dichter in den letzten zwei Jahrzehnten wenig Wirkung ausübte; erst die Nachwelt lernte es, unbefangen seiner Größe sich zu freuen und ihn unbeeinflußt von seinen menschlichen Schwächen zu würdigen.

Die Romantiker erwiesen sich in ihrem Schaffen ebenso haltlos, wie in ihrer Lebensführung, und es ist wenig von ihnen, was sich eine bleibende Stelle im deutschen Schrifttum erobert hat. Der reifste und reinste unter ihnen: Josef von Eichendorff ist durch seine Gedichte auf die Nachwelt gekommen. Sonst aber beruht die dauernde Wirkung der Romantiker darin, daß sie dem Volke die Geschichte der Vorzeit nahebrachten und ihre Dichtwerke der Vergessenheit entrissen: sie haben das Nibelungenlied, Walter von der Vogelweide, des Knaben Wunderhorn und alle die andern reichen Schätze der Vergangenheit ausgegraben — ein Verdienst, durch das sie ein dankbareres Andenken sich gesichert haben, als durch eigenes Schaffen.

Daneben haben sie uns die Werke der großen englischen, spanischen und portugiesischen Dichter in meisterhaften Übersetzungen bekannt gemacht — vor allem Shakespeare für die deutsche Bühne erobert: solange die Kunst dieses gewaltigen Genius lebt, wird das deutsche Volk das Andenken Ludwig Tiecks und August Wilhelm von Schlegels ehren, die ihm die Werke dieses größten Dramatikers vermittelt haben.

Wurden Goethe und Schiller auch bis heute nicht wieder erreicht, so erstand doch aus allen Teilen des Vaterlandes, von allen deutschen Stämmen erzeugt, eine unübersehbare Schar von Dichtern, von denen viele Schönes und Gutes, einige auch Großes und Gewaltiges schufen.

Der Wiener Franz Grillparzer griff mit gleichem Erfolg in das griechische Altertum, wie er Stoffe der vaterländischen Geschichte meisterte; ein reiches Talent, ein reiner und edler Mensch, dessen Wert noch heute nicht voll erkannt ist.

Der Dithmarsche Friedrich Hebbel, ein geborener Dramatiker von tiefstem Ernst und rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, erprobte seine Kraft an schwersten sittlichen Fragen und schuf in den „Nibelungen" eine gewaltige Bühnendichtung, die den Stoff der Siegfried-Sage verarbeitete;

seine „Agnes Bernauerin“ schildert ergreifend einen Zwiespalt im Fürstenhause Wittelsbach, dessen Opfer ein unschuldiges Bürgerkind werden mußte.

Hebbel ist unstreitig von allen Nachfahren Schillers und Goethes der tiefste Geist und nach Kleist unser machtvollster Dramatiker; auch sein Reichtum ist noch lange nicht Gemeingut der deutschen Bühne geworden und muß erst noch zur Geltung gebracht werden.

Der Thüringer Otto Ludwig hat verwandte Züge mit Hebbel — aber ihm fehlt die herbe Wucht, die jenem eigen; seine dramatischen Werke (der Erbförster, die Makkabäer) haben großen Zug — das Beste aber leistete der Dichter im Roman: seine „Heiterethei“ und „Zwischen Himmel und Erde“ sind köstliche Werke.

Damit ist die Zahl der größten Bühnendichter erschöpft; nach ihnen verdient noch der Detmolder Dietrich Grabbe genannt zu werden — ein dramatisches Genie, leider ungezügelt und unausgereift, so daß das Schaffen dieses durch ein wüstes Leben vor der Zeit zugrunde gerichteten Mannes etwas Gewaltsames, Krampfhaftes an sich hat.

Das ausgehende Jahrhundert hat von erfolgreichen Bühnendichtern den Österreicher Ludwig Anzengruber hervorgebracht, der in wirkungsvollen Schauspielen das bürgerliche und bäuerliche Leben seiner Heimat erfaßte, und den Hohenzollernsprossen Ernst von Wildenbruch, der mit Schwung und Feuer Gegenstände der vaterländischen Geschichte mit sicherer Schlagkraft behandelte.

Die neueste Zeit hat in Gerhard Hauptmann einen Bühnendichter von ernsten Zielen und tiefer Wahrhaftigkeit, dessen Kraft zwar seinem Willen nicht gewachsen ist, der sich aber durch sein auf das Höchste gerichtetes Streben aus deu Zeitgenossen heraushebt.

Die Gefühlsdichtung (Lyrik) erlebte eine wunderbare Blüte: die Schwaben Eduard Mörike und Ludwig Uhland, die Westfalin Annette von Droste-Hülshoff und der Dithmarsche Klaus Groth, der seine Schöpfungen in „plattdeutsch“ dichtete, erreichten die Höhen des Genialen; Männer wie Gottfried Keller, Theodor Storm und Konrad Ferdinand Meyer, deren Bedeutung vor allem im Romane liegt, haben auch als Lyriker Kostbares geschaffen; neben ihnen sind aus der jüngsten Zeit noch Theodor Fontane und Detlev von Liliencron zu nennen.

Die erzählende Dichtung (der Roman, die Novelle) fand erste Meister: der Franke Jean Paul Richter strömte sein reiches Gemüt in schönen Werken aus, deren Wirkung nur durch den Mangel an Zusammenfassung beeinträchtigt ist; um so fester und entschiedener gestaltet der Schweizer Jeremias Gotthelf die Schicksale der Bauern seiner Heimat in lebens-

voller Wirklichkeit und liefert vor allem in seinem „Uli“ und in „Anne Bäbi Jowäger“ Meisterwerke der Lebensschilderung.

Der Magdeburger Karl Immermann, ein hochstrebender Geist, hat mit seinen Bühnenwerken dauernde Erfolge nicht errungen; von seinen Romanen ist „Münchhausen“ von bleibender Bedeutung, von dem die meisten Deutschen leider nur einen Teil kennen, den „Oberhof“.

Der Schlesier Willibald Alexis steigt hinab in die Vergangenheit Preußens und entwirft in einer Reihe von geschichtlichen Romanen, die die Zeit vom Ende des 14. bis Anfang des 19. Jahrhunderts umspannen, treue Bilder der Menschen und der Geschehnisse, mit bewundernswerter Anschaulichkeit geschildert.

Der Märker Theodor Fontane zeigt seine reife Kunst, wie er, in der prächtigen Gestaltung geschichtlicher Stoffe — aber seine besten Leistungen liegen in der Darstellung des neuzeitlichen Lebens und seiner Zwiespältigkeiten, und hier erweist er sich als Seelenkenner und Menschendarsteller von eindringender Tiefe.

Der Schlesier Gustav Freytag, dem wir das trefflichste Lustspiel nach Lessing und Kleist verdanken, „Die Journalisten“, setzt sich in seinen „Ahnen“ die Aufgabe, die Entwicklung unseres Volkes von seinen ersten Anfängen bis in die Neuzeit in einer fortlaufenden Reihe von Romanen zu gestalten und gibt in „Soll und Haben“ ein meisterlich getroffenes Bild des bürgerlichen Lebens um die Mitte seines Jahrhunderts.

Der Mecklenburger Fritz Reuter behandelt die Zustände seiner engeren Heimat in niederdeutschem „Platt“ und schafft die humorvolle Gestalt des „Unkel Bräsig“, die im Mittelpunkt seiner schönen „Stromtid“ steht; sein Landsmann John Brinkmann, ihm als Menschenkenner überlegen, nimmt sich das enge Dasein der kleinbürgerlichen Kreise seiner Heimat zum Gegenstand und erfüllt es mit seinem Geiste; der Badener Viktor Scheffel entwirft im „Ekkehard“ ein treffliches Bild klösterlichen und höfischen Lebens im frühen deutschen Mittelalter, das sich am Bodensee und um den Hohentwiel abspielt; sein nicht eben bedeutendes episches Gedicht „Der Trompeter von Säkkingen“ fand eine begeisterte Aufnahme. Als Künstler weniger wie als Erzieher und Vertiefer völkischer Gesinnung ist Felix Dahn von Bedeutung, dessen geschichtliche Romane ein lebensvolles Bild der deutschen Vergangenheit geben; sein „Kampf um Rom“ entrollt ein ergreifendes Gemälde vom Schicksal des herrlichen Volkes der Goten.

Der Steiermärker Peter Rosegger, so recht ein Sohn des Volkes, geht in seinen Romanen und Erzählungen in die Tiefen des Daseins, der Sorgen und Freuden seiner Landsleute, und sein Landsmann Robert Hamerling wagt sich in farbenprächtigen Epen an die größten Stoffe

der Menschheit; der Tiroler Adolf Pichler stellte sich mit seinem reichen und schönen Schaffen bewußt in den Dienst des völkischen Gedankens; neben ihnen steht der geistvolle Ferdinand von Saar, dessen „Novellen aus Österreich“ neben vielem Guten Wertvollstes von echter Menschlichkeit bieten; ihnen noch überlegen ist Ludwig Anzengruber, der außer seinen früher erwähnten Bühnenwerken eine Zahl trefflicher Romane und Erzählungen verfaßte.

Die größten aber unter den erzählenden Dichtern des Jahrhunderts sind die beiden Schweizer Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, der Schleswiger Theodor Storm, die Österreicherin Marie von Ebner-Eschenbach und der Braunschweiger Wilhelm Raabe: sie verbinden geistige Tiefe mit unfehlbarer Kenntnis der menschlichen Seele, Gedankenreichtum mit sicherer Gestaltungskraft, und schenken ihrem Volke Werke von köstlichem Werte. So unerschöpflich ist es, was sie uns brachten, daß wir nicht unternehmen dürfen, einzelnes hervorzuheben.

An den Werken gerade dieser genialen Dichter besitzt unser Volk einen Schatz von ursprünglicher Gesundheit, daß man nur wünschen muß, es möchte sich an ihnen erheben und erbauen.

Von den neuesten Romanschriftstellern sei der Sachse Wilhelm von Polenz genannt: von den Schöpfungen dieses leider zu früh Verstorbenen wird der „Büttnerbauer“ dauernde Bedeutung behalten.

Nicht unerwähnt bleibe der Kreis von Dichtern, deren dauernder Wert in der leidenschaftlichen, in edelster Form gegebenen Vertretung politischer Hochziele ruht; es seien der Österreicher Anastasius Grün (Graf Alexander Auersperg), der Lübecker Emanuel Geibel und der Detmolder Ferdinand Freiligrath genannt.

Nur der Vollständigkeit halber sei das junge Deutschland erwähnt, jene Gruppe von Schriftstellern, die in den 30er Jahren eine Erneuerung der Kunst und des geistigen Lebens anstrebten; — sie verquickten politische und künstlerische Hochziele, verneinten ohne geschichtlichen Sinn das Bestehende und gelangten zu unfruchtbarem Radikalismus; sie gehören nur dem Tage an, — und ihre Werke sind bis auf wenige vergessen. Immerhin seien die Namen Heinrich Laube und Karl Gutzkow genannt.

Eine Gattung für sich allein bildet Wilhelm Busch, ein Meister knappster humoristischer Fassung und ein genialer Zeichner, der zu seinen köstlichen Reimen mit wenigen Strichen Bilder von verblüffender Lebenswahrheit liefert.

Es ist nicht wahr, was so oft behauptet wird, daß die Zeit nach Goethes Tod unfruchtbar gewesen sei an Dichtwerken; unser Volk kann sich zufrieden geben mit dem, was ihm geschaffen wurde, — es kann

damit eine ärmere Zeit noch überstehen, wenn es nur genießt, was Großes und Gutes ihm geboten wurde. Pflicht aller Volksbewußten ist es, die Mitlebenden heranzuführen an diese Schätze, sie Echtes vom Unechten unterscheiden zu lehren. In diesem Sinne hat der tapfere Dithmarsche Adolf Bartels, der auch als Dichter selbst Erfreuliches leistet, sich große Verdienste erworben.

Wichtiges hat die deutsche Schaubühne zu tun: sie sollte sich darauf besinnen, welch einen Reichtum sie in den Werken der großen Dichter aus der Zeit nach Schiller und Goethe noch ungehoben ließ; sie zur Geltung zu bringen, sollte Ehrenpflicht sein, deren Erfüllung der Bühne eine edle Aufgabe stellt und die das geistige Leben unserer Zeit bereichern und vertiefen wird.

Musik.

Machtvoll und schöpferisch erwies sich deutscher Geist auch in der Musik, in Tönen der ganzen Welt unendlichen Reichtum spendend.

Der Zeit und der Bedeutung nach ist hier Ludwig van Beethoven an erster Stelle zu nennen: eine machtvolle Persönlichkeit, ein überragender Künstler, der in seinem Schaffen alle Höhen und Tiefen umfaßte. Sein tragisches Schicksal — er war schon sehr früh vollständig taub geworden — fand in seinen Werken ergreifenden Ausdruck und es dauerte lange, bis das Verständnis seiner großen Kunst in weitere Kreise drang.

Auch Franz Schubert, der leider so jung verstorbene Wiener, hat unvergänglich Schönes hinterlassen.

Als Romantiker unter den Musikern gelten Robert Schumann und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Letzterer, obwohl rein jüdischer Abstammung, war in seinem Denken und Fühlen deutsch; er hatte schon als Neunzehnjähriger die damals für unmöglich gehaltene Wiederaufführung der Matthäuspassion von Bach durchgesetzt und geleitet.

Große Vertreter der symphonischen Dichtung sind noch Johannes Brahms und Anton Bruckner.

Alle diese Meister haben auch das Lied gepflegt; hier sind noch zu nennen Peter Cornelius und Hugo Wolf, jener als Wort- und Tondichter, und für die Ballade Karl Löwe.

In der Bühnenmusik steht neben Beethovens einziger wundervoller Oper „Fidelio“, Karl Maria von Webers „Freischütz“ und Heinrich Marschners „Hans Heiling“ und „der Vampyr“. Daneben die liebenswürdigen, volkstümlichen Spielopern Albert Lortzings und „Der Barbier von Bagdad“ von Cornelius; auch Wolfs „Corregidor“ sei hier genannt.

In der Operette hat den Wiener „Walzerkönig“ Johann Strauß auch heute noch keiner seiner zahlreichen Nachahmer wirklich erreicht.

So unvergänglich die Wirkung aller dieser Meister, und besonders die Beethovens, des Größten unter ihnen, sowie der Tondichter des 17. und 18. Jahrhunderts ist, von denen wir früher gesprochen haben — das musikalische Leben der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und die Gegenwart steht unter dem Einfluß Richard Wagners.

Nachdem die früheren Tondichtungen dieses Meisters „Rienzi, Holländer, Tannhäuser, Lohengrin" die Bühne schon erobert hatten, kam er in tiefgründiger Kunstbetrachtung dazu, die bis dahin landläufige „Oper" als unkünstlerisch zu verwerfen, und forderte das Musikdrama, in dem Dichtung, Musik und Bühnenhandlung zur lebendigen Einheit verbunden sind. Er schritt von der Kunsterkenntnis zur Tat und wurde der Schöpfer des von ihm geforderten Musikdramas.

Sein „Ring des Nibelungen, Tristan und Isolde, die Meistersinger, Parsifal" sind Werke von hehrer Größe — und es war zu verstehen, daß er wünschte, sie seinen Hörern losgelöst von den Ablenkungen des Alltags darzubieten, in weihevoller Erhebung. So kam er dazu, in Bayreuth sein Festspielhaus zu errichten, dem nur die Aufgabe gestellt ist, in vollendeten Vorstellungen seine Werke aufzuführen.

Das Schicksal des Genies blieb Wagner nicht erspart; lange war er verkannt, ja verspottet und verhöhnt; sein Glück führte ihn dem jungen König Ludwig II. von Bayern zu, der sich ihm in begeisterter Freundschaft anschloß und ihm die Wege bahnte.

Nachdem er so erst die Bühne gewonnen, war die Wirkung eine gewaltige, unerhörte. —

Auch die zeitgenössischen Tondichter haben uns hervorragende Werke beschert, aber sie haben — soweit es seine Schaffensgebiete angeht — schwer mit dem Einflusse und der Größe Richard Wagners zu ringen.

Bildende Künste.

In der Musik haben die Deutschen des 19. Jahrhunderts Ursprüngliches geleistet; ihre Tondichter haben der ganzen Menschheit ihren Reichtum überlassen, und noch heute zehrt sie davon.

Minder selbständig erwies sich zunächst die Begabung der Deutschen in der Malerei; hier wirken am Anfang des Jahrhunderts übermächtig die großen Vorbilder des italienischen Mittelalters und der Renaissance: später üben die lebenden Franzosen und Belgier ihre Wirkung aus und endlich finden die Engländer Nachahmung.

Aber soweit die genialen Naturen und großen Talente in Betracht kommen, lassen sie sich von den Fremden nur in bezug auf die Form und die Art zu sehen und zu malen beeinflussen — der Geist bleibt

deutsch, und so gelingt es den am fremden Beispiel herangebildeten Meistern Größtes zu schaffen.

Peter Cornelius, wohl der gedankenreichste deutsche Maler, und Alfred Rethel bewähren ihre Kraft in gewaltigen Bildwerken; Friedrich Preller zeigt sich als Meister groß aufgefaßter Landschaften; Ludwig Richter und Moritz von Schwind steigen hinab in das Leben des Tages und in die deutsche Märchenwelt und schaffen aus ihrem Geiste heraus Kunstwerke, die als echteste Erzeugnisse deutschen Gemütes gelten können; ihnen verwandt ist Karl Spitzweg als Schilderer des Heimlichen, Trauten, Heimatlichen — allen dreien ist ein köstlicher Humor eigen, der auch die scheinbar kleinlichen Vorwürfe hebt und verklärt.

Die Maler, die etwa von der Mitte des Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre den Geschmack beherrschten, waren mehr Meister der Form, als des geistigen Gehalts; ihre Werke übten mehr äußerliche Wirkung, wie sie auch bewußt darauf hinarbeiteten; es fehlte die seelische Tiefe und das Aufgehen im Gegenstand. So sind die Erzeugnisse dieser Kunst trotz manches bedeutenden Wurfes doch nur für den Tag geschaffen worden, — dauernde Wirkung vermochten sie nicht auszuüben.

Sobald das Auge der Beschauer dazu erzogen war, an der Form nicht zu haften, sondern geistigen Inhalt zu verlangen, mußten ihm die Bilder eines Wilhelm Kaulbach, eines Schnorr von Karolsfeld, eines Piloty fremd werden; erst recht galt dies von der mit allen Reizen der Sinnlichkeit überladenen Kunst des Wieners Hans Makart.

Schon Anselm Feuerbach hatte sich dieser Scheinkunst abgewandt und sich zu ergreifender Innerlichkeit durchgekämpft. In der Landschaftsmalerei bewährten Kaspar David Friedrich, Karl Friedrich Lessing, Andreas Achenbach, Gustav Schönleber und von den Neueren Albert Staebli hohe künstlerische Kraft, während die Sittenbild-Malerei in F. A. Kaulbach und W. Dietz begabte Vertreter fand.

Das ländliche Leben fand schlichte und wahre Schilderer in Benjamin Vautier, Ludwig Knaus und Franz Defregger. Es kam die Zeit, wo die edlen, schlicht wahrhaftigen Werke eines Hans Thoma, eines Fritz von Uhde, Eduard von Gebhardts, Wilhelm Steinhausens, Wilhelm Leibls und Wilhelm Trübners zur Geltung kamen und den Beschauer den Atem deutscher Ehrlichkeit und Sachlichkeit spüren ließen.

Eine besondere Stellung nahm Adolf Menzel ein, der ganz auf sich ruhend, ganz selbständig seinen Weg schritt und als genialer Schilderer der Welt Friedrichs des Großen seinen Ruhm gewann; genaueste Beobachtung des Kleinsten, eiserner Fleiß, geistige Durchdringung und Ausschöpfung des Gegenstandes machten diesen Künstler zu einem Meister höchsten

Werkes — und ein Beweis seines Genies: der Mann, dessen Sondergebiet das höfische und militärische Leben des 18. Jahrhunderts so sehr ist, daß er darin völlig aufzugehen scheint, er blickt mit scharfen Augen in die Gegenwart und meistert ihr Leben und Treiben mit wunderbarer Sicherheit.

Eine ganz andere Natur als er, aber ein Genie von wunderbarem Reichtum war der Schweizer Arnold Böcklin; seinem Auge stellte sich die Umwelt dar, belebt von Fabelwesen mannigfacher Art; so fremdartig sie sind, — er erfüllt sie mit Geist und Leben, so daß wir an ihre Wirklichkeit glauben müssen; das Heldenhafte, das Gewaltige, das Rätselvolle, ja das Grauenhafte — aber auch das Ruhige und Traute lockt diesen allumfassenden Künstler, der auch tiefen Humor besitzt — und sein Pinsel zaubert bald in wundervollster Farbenpracht, bald in schlichter Farbenarmut Bilder von unvergänglicher Schönheit vor uns auf.

Verwandt scheint ihm der Leipziger Max Klinger, in der Tiefe und dem Reichtum der Gedanken — sein Höchstes leistet aber der vielseitige Künstler doch als Bildhauer.

In der Bildnis-Malerei sind bis in die zweite Hälfte wirklich bedeutende Künstler nicht zu verzeichnen; sie fand einen großen Meister erst in Franz Lenbach, der in immer neuem Ringen das Wesen Bismarcks ergründet und erobert hat, und der — wenn er sonst nichts geschaffen hätte — als Schilderer Bismarcks ewig leben wird; von den jüngeren sei Leo Samberger genannt als Künstler, der das Geistige der geschilderten Persönlichkeit mit besonderer Schärfe erfaßt und wiedergibt.

Wenn man die Entwicklung der Malerei überschaut, so darf man die freudige Überzeugung aussprechen, daß eine bodenständige, deutschem Geiste entsprungene, mit den Mitteln gereifter Formgebung, mit ehrlicher Sachlichkeit wirkende Kunst sich durchgesetzt hat, die die Banden der Abhängigkeit von der Vorzeit und vom Auslande gesprengt hat: die schöpferische Kraft des Volksgeistes hat Großes geschaffen.

* * *

Die Bildhauerkunst des beginnenden 19. Jahrhunderts stand völlig unter dem Einflusse des griechischen Altertums, das der Nachwelt Werke von ewiger Schönheit hinterlassen hat; mit ganzer Seele hat sich Jos. Heinrich Dannecker in diese hohe Kunst versenkt und nachempfindend Bedeutendes geleistet.

Erst die besondern Aufgaben der Denkmal-Kunst machten die Bildhauer mit der Wirklichkeit bekannt und veranlaßten sie, sich auf den Boden des Vaterlandes, der Gegenwart zu stellen, sich den deutschen

Menschen zu betrachten und zu bilden. So wirkten die praktischen Aufgaben, die der Stolz des Volkes über die Siege der Befreiungskriege, und die Dankbarkeit der Fürsten ihren Feldherren und Staatsmännern gegenüber stellten, erzieherisch, und Künstler wie Christian Rauch, Joh. Gottfr. Schadow und Ernst Rietschel bewiesen, daß sie nicht nur die Schönheit des Menschenkörpers an sich zu meistern verstünden, sondern daß sie deutsche Menschen von Fleisch und Blut charakteristisch und lebensvoll darstellen konnten.

Manches edle und schöne Bildwerk, manches wertvolle Denkmal entstand; die höchste Leistung erzielte diese Kunst mit Rauchs Denkmal Friedrichs des Großen.

Die höfischen und politischen Zwecke drückten der Bildhauerei bis in die letzten Jahrzehnte den Stempel auf und führten zu einer gewissen Erstarrung; als Meister dieser Kunstgattung schufen Johannes Schilling das Niederwald-Denkmal und Rudolf Siemering das Siegesdenkmal in Leipzig — Werke von schönen Formen, aber ohne Seele, ohne Persönlichkeit. Anders, hinreißend und wuchtig, wirkt Ernst von Bandels Arminsdenkmal im Teutoburger Walde, dessen Schöpfer sein ganzes Leben daran gesetzt hatte, dem Befreier Deutschlands ein würdiges Ehrenmal zu errichten.

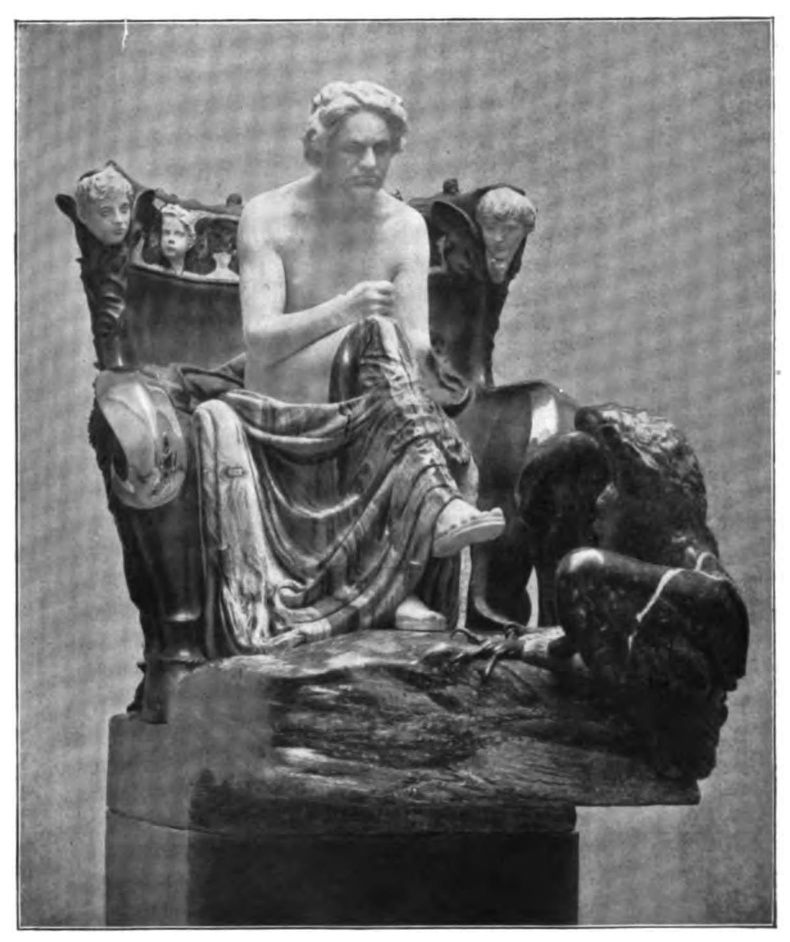
Erst nach den 90er Jahren erwachte die Bildhauerei aus der Erstarrung und bekannte sich dazu, daß große Wirkung nicht durch die noch so getreue Schilderung des Tatsächlichen zu erreichen sei, sondern daß das Persönliche, das Geistige dazu kommen müsse, um dem steinernen oder ehernen Bildwerk Leben und Wahrheit zu geben.

Die neuen Künstler strebten nicht nur nach der Schönheit der Form — sie rangen mit dem Gegenstande ihrer Schilderung, um ihn geistig zu erfassen, zu durchdringen. Ihr Führer und Vorkämpfer ist der kraftvolle Adolf Hildebrand; neben ihm sind Fritz Schaper und Adolf Brütt zu nennen. Wertvolle Werke entstanden durch sie, aber die Höhe erklommen hat Max Klinger mit seinem herrlichen Beethoven — einer Schöpfung, die mit ebenbürtigem Geiste einen der größten aller schaffenden Menschen in der Arbeit seiner Gedanken erfaßt und majestätisch nachbildet.

Die monumentale Bildhauerkunst fand ihren höchsten Ausdruck in dem Hamburger Bismarckdenkmal des Österreichers Hugo Lederer, das in seiner Wucht zur rechten Verkörperung des gefeierten Helden geworden ist.

* * *

Auch der Baukunst gelang es erst mit dem Ende des Jahrhunderts sich zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit von fremden Vorbildern durchzuringen. Die Formen des griechischen Altertums und der italienischen Blütezeit waren dem Boden ihrer Heimat entsprossen, nach den Bedürfnissen ihrer Bewohner zugeschnitten. Auf den deutschen Norden



Beethoven. Von Max Klinger.

Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung E. A. Seemann, Leipzig.

übertragen, mußten sie fremd und kalt wirken. So Schönes die Meister des beginnenden Jahrhunderts geschaffen, von denen wir als Größte den in Berlin wirkenden Karl Friedrich Schinkel, Leo von Klenze in München und Gottfried Semper in Dresden nennen — den zeitgemäßen, den Verhältnissen des deutschen Bodens entsprechenden Baustil haben sie nicht gefunden.

Ebenso unangebracht war die Wiederholung gotischer, barocker und der Bau-Formen des Rokoko für ganz andere Verhältnisse und Zwecke. Aber es wollte nicht gelingen, Neues zu finden und so mühten sich fast bis zum letzten Jahrzehnt die Baumeister, entweder die Formen der Vergangenheit mehr oder weniger gewandt nachzuahmen, oder sie boten ein sinnloses Gemisch aus mehreren alten Stilen. Wirklich hervorragende Künstler litten unter dem Einfluß der alten Bauweisen, vermochten aber durch völliges Aufgehen in ihnen Bedeutendes zu leisten, wie der Wiener Dombaumeister Friedrich Schmidt mit seinem Rathaus.

Im allgemeinen aber war es eine Zeit von arger Stillosigkeit, die dem Äußeren unserer Städte, besonders der Großstädte ein unerfreuliches, leider bleibendes Gepräge aufgedrückt hat.

Unter den Meistern, denen neue Gestaltung unter Anlehnung an die Vergangenheit gelungen ist, ragen der Münchener Friedrich Thiersch, der Leipziger Hugo Licht und vor allem der Rheinhesse Paul Wallot mit seinem Reichstagsgebäude in Berlin hervor; Bodenständiges, ganz Eigenartiges schufen die Münchener Gabriel und Emanuel Seidl, sowie Theodor Fischer, der Berliner Stadtbaurat Ludwig Hofmann, der Darmstädter Alfred Messel und der Wiener Josef Olbrich. Die Denkmal-Baukunst fand großartige Schöpfer in Bruno Schmitz mit seinen Kaiser-Denkmälern auf dem Kyffhäuser, an der Porta Westfalica und am deutschen Eck in Koblenz, sowie in dem Rheingauer Wilhelm Kreis, bekannt geworden durch seine wirkungsvollen Bismarcksäulen.

So kann es ausgesprochen werden, daß das ausgehende 19. und das beginnende 20. Jahrhundert eine deutsche Baukunst hervorgebracht haben — die trostlose Bauweise, die lange Jahrzehnte das Vaterland verunstaltet hat, ist besiegt — hoffentlich für immer.

Kunststätten.

Das mannigfaltige, reiche, in allem aufs höchste gerichtete Streben der Künstler fand Mittelpunkte vor allem in den Hauptstädten der deutschen Lande, deren Fürsten darin wetteiferten, durch Begünstigung und Förderung der Künste den Glanz ihrer Regierung zu mehren.

Vor allem König Ludwig I. von Bayern verstand es, sein München zur ersten Kunststadt auf deutschem Boden zu machen; aber auch in Berlin geschah vieles, und neben den Bauten und Denkmälern, die Friedrich Wilhelm III. errichten ließ, sind vor allem die Sammlungen von Gemälden, Gegenständen des Kunsthandwerks und von Altertümern zu erwähnen, die damals angelegt und geordnet, unendliche Reichtümer bergen. Dresden hatte den Vorsprung seiner prächtigen Bauten aus der Zeit der Auguste und seiner einzig dastehenden Gemäldesammlung, und wußte ihn zu wahren.

Das kleine Weimar erhielt die Überlieferung aus der Zeit Karl Augusts aufrecht durch seine Kunstakademie und sein Theater; am Rhein entstand in Düsseldorf eine Kunststadt, die zeitweise in der Malerei, der Bühne, der Musik die Führung hatte; der kunstsinnige Herzog Georg von Meiningen hob sein Theater zu einer Höhe der Leistungen, die einen neuen Abschnitt der Bühnenkunst einleitete.

Die süddeutschen Hauptstädte Stuttgart und Karlsruhe erhielten Kunstakademien, gut geleitete Hofbühnen und wurden zum Mittelpunkt der Kunstneigungen und Bestrebungen ihrer engeren Heimat; zuletzt folgte Darmstadt diesem Beispiele, und die Anregungen und Unternehmungen des sachverständigen Großherzogs Ernst Ludwig fanden weithin Beachtung.

Eine eigenartige Stellung nimmt Bayreuth ein; dorthin hatte Richard Wagner im Jahre 1872 seinen Wohnsitz verlegt: dort erbaute er sein Weihe-Festspielhaus, und es finden da in gewissen Zeiträumen Aufführungen seiner Werke statt, die seine Verehrer aus aller Herren Ländern herbeiführen und die stille Stadt für wenige Wochen zum Sammelpunkte begeisterter Kunstfreunde machen. Der Ernst und die Würde der Kunstübung der Bayreuther Überlieferung haben nicht nur unvergeßliche Eindrücke bereitet — sie haben auch befruchtend und aneifernd auf die neuzeitliche Bühnenkunst gewirkt.

Die Wissenschaften.

So oberflächlich und andeutungsweise wir uns eben mit der Entwicklung der Künste beschäftigt haben — der kurze Überblick gibt mit allen seinen Mängeln doch ein Bild des Reichtums und der Vielseitigkeit, in denen die künstlerischen Kräfte des Volkes sich betätigten.

Und doch ist dies nur eine Seite seines geistigen Lebens; in derselben Zeit entfaltete die Pflege der Wissenschaften auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Forschens eine erobernde und sichtende Tätigkeit, deren Leistungen und Erfolge nicht zu übersehen sind.

Die Hochschulen (Universitäten) waren und sind der Sitz der

unendlichen Geistesarbeit, die im Streben nach Wahrheit und Erkenntnis verrichtet wurde: die führende Stellung errang sich bald die Berliner Universität — aber alle haben ihren Anteil an dem Erarbeiteten, alle deutschen Stämme stellen ihre beste Kraft an Gelehrten und Schülern zur Verfügung; nur um über die Ausbreitung dieser obersten Bildungsanstalten in dem Vaterlande eine Anschauung zu geben, seien ihre Namen genannt: in Preußen neben Berlin, Königsberg, Greifswald, Halle-Wittenberg, Göttingen, Marburg, Bonn, Kiel, Münster und Breslau; in Bayern München, Erlangen, Würzburg; in Württemberg Tübingen; in Baden Freiburg und Heidelberg; im Elsaß Straßburg; in Hessen Gießen; in Thüringen Jena; in Sachsen Leipzig; in Mecklenburg Rostock; in Österreich Wien; in Steiermark Graz; in Tirol Innsbruck; in Böhmen Prag; in der Bukowina Czernowitz; in der Schweiz Zürich, Basel und Bern.

Unter ihnen fand und findet ein steter Austausch von Gelehrten und Schülern statt, der leider in bezug auf die Hochschulen Hollands und Belgiens durch die Verschiedenartigkeit der niederdeutschen Sprache erschwert ist. Vertraten die Universitäten die vier alten „Fakultäten" der Gottesgelehrtheit, der Rechtswissenschaft, der Heilkunde und der Philosophie, so wurden für die praktischen Wissenschaften der Ingeniörkunst, der Baukunst, der Elektrizität, der Maschinenkunde usw. sog. technische Hochschulen errichtet, von denen als die bedeutendsten die zu Charlottenburg, Darmstadt, Dresden, München, Stuttgart, Karlsruhe, Hannover, Braunschweig, Wien, Graz und Zürich und die älteste Prag genannt seien.

Auf allen Gebieten wurde Staunenswertes geleistet — neues und grundstürzendes in den Naturwissenschaften, die recht eigentlich als die große geistige Eroberung des 19. Jahrhunderts gelten können; es genüge, Namen wie Alexander von Humbold, K. F. Gauß (gleichzeitig der größte deutsche Mathematiker), W. F. Weber, Justus Liebig, R. W. Bunsen, Hermann Helmholtz, Werner Siemens, Robert Mayer, Philipp Reis, Ernst Haeckel, Robert Koch und Wilhelm Röntgen zu nennen: die Chemie wurde dem Menschen untertan, die Einheit von Wärme und Kraft festgestellt, die neue Kraft der Elektrizität erforscht und zu den verschiedensten Zwecken nutzbar gemacht; die Vorgeschichte der Erde und des Menschen erkundet; das Dasein und Wirken kleinster Lebewesen (Bazillen) entdeckt; der Heilkunde wurden neue Wege auf Grund dieser Entdeckungen gewiesen — kurz eine Fülle ungeahnter Tatsachen wurde ermittelt, in Ursachen und Wirkung ergründet und in ihren Ergebnissen verwertet.

Die Gottesgelehrtheit der Protestanten nahm die Bibel nicht mehr als etwas unbedingt feststehendes, sondern prüfte die Wahrheit und Glaubwürdigkeit ihrer Berichte.

Die Weltweisheit (Philosophie) fand in dem Schwaben Wilhelm Hegel einen tiefsinnigen Verteidiger des Bestehenden, der das Wirkliche

für vernünftig, und das Vernünftige für wirklich erklärte; der Danziger Arthur Schopenhauer glaubte dagegen diese Welt als die schlechteste aller möglichen Welten zu erkennen und erblickte das Ziel des Lebens im Selbstvergessen, in dem Aufgehen im Nichts; Friedrich Nietzsche wiederum gelangte dazu, als Ziel der Entwicklung die Züchtung eines starken, rücksichtslosen, über der Masse stehenden, sie zwingenden „Herrenmenschen" zu preisen, der frei sein solle von den schwächlichen Anwandlungen des Christentums und der sozialen Lebensauffassung; der letzte der großen Philosophen Eugen Dühring stellte eine stolze, männlich ernste Lehre vom Heldentume des Lebens und seinen Pflichten auf.

Die Rechtswissenschaft stieg hinab an die Quellen der Rechtsbildung und verfolgte ihre Entwicklung, erfüllt von dem Gedanken, daß jedes Volk Träger eigener, ihm sonderbarer Rechtsauffassungen sei; sie hatte ihren glänzendsten Vertreter in Friedrich Karl von Savigny.

Die Sprachforschung stellte den gemeinschaftlichen Ursprung der indogermanischen Sprachen fest und gewann daraus eine Fülle wichtigster Aufschlüsse; hier waren Wilhelm von Humboldt und der Mainzer Franz Bopp geradezu geniale Pfadfinder; mit begeisterter Liebe vertieften sich die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm aus Hanau in die Entwicklung der deutschen Sprache und erschlossen ihrem Volke die Wunder der Dichtungen seiner Vorzeit, während der Karlsruher August Böckh das griechische Altertum durchforschte.

Die deutsche Geschichtsschreibung nahm einen glänzenden Anlauf, der sie zur Höhe der Erkenntnis und Darstellung führte: Männer wie Niebuhr, Schlosser, Häusser, Dahlmann, Giesebrecht, Ranke, Sybel, Mommsen haben ihrem Volke Schilderungen geschenkt, die der deutschen Geschichtsschreibung die erste Stelle in der Welt sicherten; ihren Gipfel erreichte sie mit Heinrich von Treitschke, dem leidenschaftlichen Herold des Deutschen Reiches — dem Gelehrten, der mit entschiedenem sittlichem Urteil und mit dem Feuer seiner Seele Partei ergriff und ohne Scheu Menschen und Taten wertete — eine hinreißende Persönlichkeit von Adel der Gesinnung und glühender Liebe zum Vaterlande, so recht berufen ein Lehrer der Jugend zu sein. Von den Lebenden sind Karl Lamprecht, Dietrich Schäfer, Erich Marcks und Kurt Breysig als besonders bedeutend zu nennen.

Die Wissenschaft der Gesetze des Schönen (Ästhetik) fand in dem Schwaben Theodor Vischer einen ebenso feinfühlenden, wie tiefen Forscher, der auch als schaffender Künstler Großes leistete; so ist sein Lebensbild „Auch Einer" ein wunderbares Werk.

Die Erdkunde hatte in Karl Ritter und Friedrich Ratzel ausgezeichnete Bearbeiter, während kühne Forschungsreisende wie Heinrich Barth, Gerhard Rohlfs, Gustav Nachtigal und Hermann Wißmann das erdkundliche Wissen bereicherten.

Die Volkswirtschaftslehre hatte ihren größten Meister in dem Schwaben Friedrich List, dem geistigen Vater des Zollvereins, dessen Wirksamkeit wir früher kennen gelernt haben. Ist diesem genialen Wegebahner auch kein Ebenbürtiger mehr gefolgt, so haben doch der Leipziger Hochschullehrer Wilhelm Roscher als Begründer der geschichtlichen Volkswirtschaftslehre, und die beiden in Berlin tätigen Gustav Schmoller und Adolf Wagner als „Katheder-Sozialisten", als wissenschaftliche Vorkämpfer sozialer Lebensauffassung und Pflichterfüllung Verdienstvolles geleistet. Haben diese Gelehrten großen Einfluß gewonnen und Schule gemacht, so ist, trotz seines Gedankenreichtums, Eugen Dühring, wie in der Weltweisheit, so auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre durchaus selbständig, leider viel zu wenig beachtet; freilich ist er daran nicht ohne Schuld, da sein Einspännertum oft geradezu verzerrte Formen annimmt.

Eine eigenartige Stellung nahmen drei Männer ein durch die enge Verbindung, in die sie wissenschaftliche Erkenntnisse und politische Bestrebungen bringen: der Rembrandt-Deutsche (Julius Langbehn), Paul de Lagarde und Ernst Hasse.

Ihnen gemeinsam ist die besondere Wertung des Deutschen, des Völkischen in seiner Eigenart, wie es sich in der deutschen Rasse verkörpert findet; sie erachten die Erhaltung der Rasse für die Voraussetzung einer gesunden Weiterentwicklung unseres Volkes und bekämpfen alles, was seinen Rassenwert mindert.

Mit erstaunlichem Wissen und Gedankenreichtum geht der Rembrandt-Deutsche allen Äußerungen der geistigen Kraft seines Volkes nach und preist als seine erhabendste Erscheinung die beste Zeit des Niederdeutschtums, dessen Höhe er wieder in Rembrandt verkörpert findet.

Paul de Lagarde trägt in seinen deutschen Schriften alle Zeichen des Verfalls zusammen, weist insbesondere auf den zersetzenden Einfluß des Judentums hin und zeigt — halb schon verzweifelnd — die Wege zur Besserung. Haben die Kundgebungen dieses weit- und tiefblickenden Mannes auch zu ihrer Zeit keine politische Wirkung ausgeübt — sicher ist, daß alle, die jetzt im Kampfe um die Wiedergeburt ihres Volkes stehen, durch seine Schule gegangen sind.

Ernst Hasse endlich unternimmt es, in seiner groß angelegten deutschen Politik das gesamte politische Leben des gesamtdeutschen Volkes darzustellen — aber mehr noch, ihm neue Hochziele seiner Entwicklung zu zeigen; das bedeutende, viel Selbständiges, Neues bietende Werk ist leider unvollendet geblieben; es enthält die wissenschaftliche Begründung der alldeutschen Bewegung, d. h. jener Bestrebungen, die die unzerreißbare kulturelle Einheit aller Deutschen ohne Rücksicht

auf die Staatsgrenzen vertreten und daraus politisch wohl berechtigte Forderungen ziehen.

Die junge Wissenschaft der Rassenforschung hat in den beiden Badenern Ludwig Wilser und Otto Ammon verdienstvolle Vertreter, die unabhängig von den Franzosen Gobineau und Lapouge und von dem Engländer H. St. Chamberlain wertvolle Erkenntnisse über das Entstehen und die Entwicklung der deutschen Rasse bieten, und die sorgenvoll und scharfblickend auf die Gefahren hinweisen, die ihrem Bestande drohen — Fragen von größter Bedeutung, über die jeder Ernste im Volke unterrichtet sein sollte. Sie fanden einen bedeutenden Mitarbeiter in dem zu früh verstorbenen Ludwig Woltmann, der die politische Bedeutung der Rasse ergründete und den Anteil deutschen Blutes an den führenden Schichten der romanischen Völker festzustellen suchte.

Die Kirchen.

Die katholische Kirche machte infolge der Aufhebung der zahlreichen, kleinen Kirchenstaaten — etwas anderes waren die Erzbistümer, Bistümer und reichsfreien Abteien nicht gewesen — eine Wandlung durch, die für ihr Verhältnis zum Staate nicht eben fördernd war.

Bisher waren die kleinen kirchenstaatlichen Gemeinwesen die Stätten der Versorgung für die jüngeren Söhne des hohen und niederen Adels gewesen; die Bischofssitze, die Domstifte usw. boten ihnen neben angesehener Stellung ein reiches Auskommen.

Diese adeligen Herren waren alles andere, nur keine Eiferer; sie wollten leben und leben lassen; daneben waren sie durch ihre Abkunft mit den Spitzen des Staates viel zu nahe verbunden, als daß sie ihm Schwierigkeiten hätten bereiten wollen; ihr Geist des Behagens, der Ruhe übertrug sich auf die niedere Geistlichkeit, und es kann ausgesprochen werden, daß kurz vor dem Zusammenbruch des Reiches infolge dieser ruheseligen Stimmung das Verhältnis zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche friedlich, fast freundlich war.

Mit der Beseitigung der geistlichen Staaten durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) fielen nun alle diese schönen, reichen Stellen, und es war begreiflich, daß der katholische Adel keine Verlockung mehr zum priesterlichen Stande fühlte, der keine Zukunft mehr zu bieten hatte; er wandte sich um so eifriger dem Staats- und Heeresdienste zu.

Dadurch fehlte auch für die leitenden kirchlichen Stellen der adelige Nachwuchs, sobald die bisherigen Inhaber starben, und in sie rückten Geistliche bürgerlicher Herkunft ein, die von unten herauf gestiegen waren.

Sie brachten ihrem Amte anderen Eifer, dem Staate andere Gesinnung entgegen; das kirchliche Leben wurde ernster, und schärfer wurde darauf geachtet, daß die niedere Geistlichkeit ihre Pflichten erfüllte. Die Zeit des alten Behagens war dahin.

Je länger, je mehr erzeugte der kirchliche Eifer Gegensätze zum Staate und den Andersgläubigen; der fromme Bischof wurde zum Eiferer; seine Gesinnung übertrug sich nach unten — kurz es entstand eine Geistlichkeit, die durch ihre Abstammung dem Staate fremder, durch die Ehelosigkeit losgelöst von Gesellschaft und Familie, nicht nur in der Ausübung der Seelsorge ihre Aufgabe suchte, sondern auch in der Vertretung der kirchlichen Ansprüche gegen den Staat, in der Abgrenzung ihrer Glaubensgemeinschaft gegen Andersgläubige.

Gewiß kam diese Entwicklung der katholischen Kirche zugute — dem Frieden im Lande aber nicht; es folgten bald Zusammenstöße mit den Behörden, wobei der Staat den kürzeren zog, wie denn auch die Eintracht unter den Bekenntnissen gestört wurde. Die entscheidende Wendung brachte erst der Kulturkampf; die Stellung der Kirche in ihm war glänzend vorbereitet durch den geistigen Führer des deutschen Katholizismus, den Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler (1850—1877). Er hatte begonnen, seine jungen Geistlichen von den Universitäten abzurufen, wo sie mit der weltlichen Bildung und Andersgläubigen in Berührung kamen; nun wurden sie in bischöflichen Seminaren einseitig kirchlich erzogen und erfüllt mit dem Geiste abgeschlossenster Kirchlichkeit. Daneben wurden katholische Laien-Vereine gegründet, eine besondere katholische Presse geschaffen — kurz nicht nur die Priester wurden scharf getrennt von allen unkatholischen Einflüssen, auch um die katholischen Laien wurde eine Schranke gezogen, die eine gewisse Trennung von den Nichtkatholiken hervorbrachte. Kettelers Beispiel wurde in den anderen Bistümern gefolgt, so daß der Kulturkampf die Kirche gerüstet fand mit einer weit verbreiteten Presse und mit Vereinen, die die Kerntruppen im politischen Kampfe abgeben konnten.

Vorher hatte sie zwei Absplitterungen zu erleben: im Jahre 1844, als in Trier eine für den „heiligen Rock" Christi erklärte „Reliquie" ausgestellt wurde, zu der Millionen Gläubiger wallfahrteten, und im Herbste 1870, als das Vatikanische Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes verkündete.

Jener erste Vorfall veranlaßte den Pfarrer Ronge in Breslau und ähnlich Denkende, gegen solche Reliquien-Verehrung, als mit der Schrift in Widerspruch stehend, Verwahrung einzulegen und aus der katholischen Kirche auszutreten. Dieser Schritt fand Nachahmung und es bildete sich

aus den Ausgetretenen eine neue kirchliche Gemeinschaft der Deutsch-katholiken, die binnen Jahresfrist fast 300 Gemeinden umfaßte.

Die Bewegung wurde durch die Regierungen unverständlicher Weise gehemmt und bekämpft und kam bald zum Stillstand: Meinungsverschiedenheiten unter ihren Anhängern schwächten sie, besonders wirkte das Einschlagen einer radikalen Richtung zerstörend. Es folgte ein steter Rückgang, so daß heute knapp 5000 Deutschkatholiken vorhanden sind.

Gefährlicher wurde die altkatholische Bewegung des Jahres 1871: an ihrer Spitze standen Männer, die bisher als Gelehrte in der katholischen Kirche eine führende Stellung eingenommen hatten und die, dem Drange ihres Gewissens folgend, durch die in der Schrift nicht begründete Lehre der Unfehlbarkeit sich gezwungen sahen, aus der Kirche auszutreten. Ihr hervorragendster Führer war Ignaz Döllinger in München, eine Leuchte der katholischen Wissenschaft. Zahlreiche Gebildete traten in die altkatholische Kirche ein, — aber die Massen blieben aus; heute zählt die Gemeinschaft im Reiche etwa 30000, in der Schweiz an 40000 Anhänger.

Beide Bewegungen scheiterten und vermochten die Machtstellung der katholischen Kirche nicht zu erschüttern.

Der bald anhebende Kulturkampf, dessen Ursachen und Verlauf wir kennen, hat dies ebensowenig vermocht, im Gegenteil die Gläubigen noch enger an sie gekettet.

Die letzten Jahre haben neue Anläufe zu sog. „Reform-Bestrebungen" gebracht, die von angesehenen Kirchenlehrern, wie dem Würzburger Schell, dem Straßburger Ehrhard und dem Münchener Schnitzer ausgingen; diese „Modernisten" haben aber bisher einen Erfolg nicht zu erringen vermocht.

Es verbleibt dabei, daß die sog. „katholische Wissenschaft" unfrei ist und gebunden an die Vorschriften der kirchlichen Oberen; ob sie sich davon zu befreien den Mut findet, wird die Zeit lehren.

Die enge Verbindung zwischen der katholischen Kirche und der ultramontanen Zentrumspartei im Reiche, und der klerikalen christlich-sozialen Partei in Österreich ist zwar auf Zeit für die Machtstellung der Kirche von Vorteil — aber sie kann auch eine Gefahr werden.

Dies empfinden fromme Söhne der Kirche, die eine Loslösung von den politischen Parteien für nötig halten; sie haben sich zu einer „deutschen Vereinigung" zusammengeschlossen, die besonders am Rhein unter den Gebildeten Anhänger gefunden hat; ein erfreulicher Anfang ist damit gemacht, ob sie sich durchsetzen wird, bleibt abzuwarten.

* * *

Den Evangelischen brachte das Jahr 1817 in Preußen die „Union“, d. h. die Vereinigung der einzelnen Bekenntnisse zu einer einheitlichen evangelischen Landeskirche.

So erwünscht und notwendig dieser Schritt war, er fand doch zunächst viel Gegnerschaft, weil er von der Krone von oben herunter verordnet, statt von den Gemeinden von unten herauf verlangt wurde. Immerhin fand er nach und nach Anerkennung, wie denn auch die deutschen Landeskirchen außerhalb Preußens dem gegebenen Beispiele zum Teile folgten.

Ganz anders als in der katholischen Kirche, ist in der evangelischen der Wissenschaft und der Überzeugung vollste Freiheit gelassen — das ist die Quelle gewisser Schwächen der katholischen Kirche gegenüber, aber in viel höherem Maße eine solche ihrer unüberwindlichen Stärke: die Freiheit der Gewissen ist am letzten Ende der Boden, auf dem alle Freiheit ruht.

Gewiß haben die Kämpfe der strengen und der freien Richtungen in der Lehre und in der Seelsorge ihre Nachteile gehabt — aber sie haben der evangelischen Kirche keinen dauernden Schaden zugefügt.

Im Gegenteil, sie übt eine stete, und wenn nicht alle Zeichen trügen, eine wachsende Anziehung auf bisher katholische Volksgenossen aus; in Österreich ist unter dem Rufe „Los von Rom“ eine Übertritt-Bewegung entstanden, die im Laufe von etwa zehn Jahren doch über sechzigtausend Anhänger gefunden hat und die jetzt, herausgehoben aus dem politischen Lärm, mit dem sie eingeleitet wurde, stetig und stille wirkt und fortschreitet.

Volkswirtschaftliche Entwicklung.

Die politischen Umwälzungen der Jahrhundertwende hatten auch solche persönlicher und wirtschaftlicher Art zur Folge: wir wissen, daß überall auf deutschem Boden — hier früher, dort später die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, daß die in der Ausübung der Gewerbe bestehenden Beschränkungen beseitigt wurden, daß auch die Gebundenheit an die Scholle aufhörte. Nach und nach fielen die letzten Fesseln und das Ergebnis war: eine freie Bauernbevölkerung auf dem Lande, in den Städten Gewerbefreiheit, für alle Staatsbürger aber das Recht der Freizügigkeit.

Danebenher vollzog sich durch die Beseitigung der Binnenmauthen und durch die Gründung des Zollvereins, von dem allerdings Österreich, die Schweiz, die niederdeutschen Gebiete bis heute ausgeschlossen sind, die Schaffung eines großen einheitlichen Wirtschaftsgebietes, dem durch den

Übergang zu den Schutzzöllen die Sicherheit des inneren Marktes gewährt wurde.

Im Zusammenwirken aller dieser Umstände mit der Ausnutzung der Maschinenkraft und stets neuer Erfindungen, sowie mit dem Anwachsen der Kapitalmacht, entwickelt sich eine rasch aufblühende und schließlich ins Riesenhafte sich ausdehnende Industrie.

Sie nimmt ihre Arbeiter zunächst aus den unteren Schichten der städtischen, dann, als diese nicht ausreichten, aus denen der Landbevölkerung.

Die Errungenschaften der liberalen Zeit: die völlige Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit hatten ebenso ihre Schattenseiten, wie die unvermittelte Aufhebung der Leibeigenschaft. Auf dem Lande hatte die ohne Übergangszeit geschenkte Freiheit und die Regelung der Besitzverhältnisse der Freigewordenen die Folge, daß vielfach die zu freien Bauern gewordenen, aber vermögenslosen, bisherigen Leibeignen in eine schlimme Lage gerieten, der sie nicht gewachsen waren und es dauerte lange, bis eine gewisse Festigung eintrat; in den Städten wurde unter dem Schlagwort vom „freien Spiel der Kräfte“ einem schrankenlosen Wettbewerb Tür und Tor geöffnet, bei dem nicht immer der Bessere siegte und der Untüchtige unterlag, sondern allzu oft der Schwache dem Geldkräftigen, der gewissenhaft Ehrliche dem Rücksichtslosen; zahllose Handwerker und Gewerbetreibende wurden hinabgestoßen in die Schar der Besitzlosen und vermehrten das städtische „Proletariat“, von dem wir oben gesprochen haben.

Einen weiteren Zuwachs erhielt es aus denen, die auf dem Lande nicht vorankommen konnten und später aus denen, die das bäuerliche Leben nicht mehr mochten und den Lockungen der Stadt folgten.

Die Industrie wächst — mit ihr wachsen die Städte; die industrielle Ausdehnung verlangt mehr Arbeitskräfte und zieht weiteres Proletariat an.

So enstehen die Großstädte und Millionenstädte — und zwar auf Kosten des flachen Landes und der Landstädte, die ihnen Menschenmassen abgeben müssen; so entstehen Industrie-Mittelpunkte mit ungeheurer Menschenanhäufung, wie vor allem in Westfalen.

Es entsteht eine Binnen-Wanderung vom gewaltigsten Umfang, die im großen Ganzen den Zug von Osten nach Westen verfolgt; ganze Teile Ost- und Westpreußens und Posens werden dadurch entvölkert, daß die Bewohner nach Berlin oder Westfalen ziehen.

Es entsteht die Leutenot der Landwirtschaft, der durch Heranholen slawischer Einwanderer abgeholfen werden muß.

Um einen Begriff von dieser Binnen-Wanderung zu erhalten, sei mitgeteilt, daß im Jahre 1871 das Deutsche Reich nur 8 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern hatte, die zusammen nicht ganz 2 Millionen zählten und nicht ganz 5 % der Gesamtbevölkerung ausmachten; im

Jahre 1907 hatten wir 42 Großstädte mit über 12 Millionen Einwohnern, gleich 20 % der Gesamtbevölkerung. Im Jahre 1871 wohnten überhaupt in Städten 36 % der Bevölkerung; ihr Anteil war 1907 auf 56 % gestiegen; d. h. weit mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung wohnt in Städten — das Land ist menschenarm geworden!

Diese Entwicklung schreitet unaufhaltsam fort und es ist nicht abzusehen, wann und wie sie enden wird.

Der Boden des Landes schreit nach Arbeitskräften und findet keine — in den Städten aber liegen Tausende und Abertausende Arbeitsloser, sobald ein wirtschaftlicher Rückschlag eintritt, wie dies im Winter 1908/09 der Fall war. Aber diese Binnenwanderung hat nicht nur die üble Folge, daß dem Lande Arbeitskräfte entzogen werden und die landwirtschaftliche Leutenot entsteht — sie birgt auch die Gefahr der Rassen-Entartung in sich.

Denn „die Städte sind immer das Grab des Menschengeschlechtes gewesen; nach wenigen Geschlechtsfolgen stirbt die Rasse aus oder entartet", hat mit vollem Recht W. H. Riehl, einer der gründlichsten Kenner des deutschen Volkes, gesagt, und Otto Ammon hat auf Grund peinlichster Untersuchungen nachgewiesen, daß eine vom Lande in die Stadt verzogene Familie durchschnittlich nicht die dritte Geschlechtsfolge überdauert.

Ist das städtische Leben an sich aufreibender, verbrauchender, so gilt dies in viel gefährlicherem Maße für die in der Industrie Beschäftigten: wer ein Bild der körperlichen Entartung einer älteren Industrie-Bevölkerung haben will, gehe in einen ihrer Mittelpunkte und er wird erschrecken.

Die Entvölkerung des Landes hat weiter die furchtbare Gefahr, daß sie den Quell der Volkskraft und Volksgesundheit zuschüttet: den seßhaften Bauernstand. Damit ist der Nachwuchs in Frage gestellt und gleichzeitig die Wehrkraft des Vaterlandes; denn es ist erwiesen, daß die Städte viel weniger zum Heeresdienst Taugliche stellen können, als das Land.

Eine weitere Folge dieser Entwicklung, vor allem gefördert durch den Menschenbedarf der Industrie, ist die Einwanderung fremder, überwiegend minderwertiger Volksangehörigen, vor allem Slawen aller Arten: im Jahre 1908 hat die Zahl solcher Volksfremden bereits über 1 200 000 betragen; sie belasten uns, sobald ein wirtschaftlicher Rückschlag erfolgt — vor allem aber sie beschwören die Gefahr einer Rassenmischung und Verschlechterung herauf.

Noch stehen wir erst am Anfang dieser Entwicklung, so rasend schnell

sie vor sich gegangen ist; sie wirft furchtbar ernste Fragen auf, die sich in die Zusammenhänge zwischen Großstadt, Industrie, Binnen-Wanderung, Entvölkerung, fremde Einwanderung schließen. Es ist höchste Zeit, daß Regierung, Volksvertretung und öffentliche Meinung sich an ihre Lösung begeben — es könnte bald zu spät werden. Eine ernste Mahnung enthält das Ergebnis der Berufszählung von 1907: der Anteil der von der Landwirtschaft lebenden Bevölkerung ist von 35,74% im Jahre 1895 auf 25,26% gesunken, während derjenige der von der Industrie abhängigen von 39,12% auf 48,46% gewachsen ist. Es lebten bei dieser letzten Zählung nur noch rund 17½ Millionen von der Landwirtschaft und verwandtem Erwerb, während fast 26½ Millionen ihren Unterhalt aus der Industrie im weiteren Sinne gewannen.

*　*
*

Kein Zweifel, der gewaltige Aufschwung der deutschen Industrie, von dem wir früher gesprochen haben, hat das deutsche Volk reich gemacht und es ermöglicht, die gewaltig angewachsene Bevölkerung zu ernähren; sie erzeugt ungeheure Werte, um die Bedürfnisse des Inlandes zu decken, und für die Ausfuhr in fremde Länder.

Der Handel ist in gleicher Weise gewachsen und schlägt riesenhafte Werte um; um einen Begriff von seinem Umfang zu geben, seien nur die Zahlen für Ein- und Ausfuhr des Jahres 1907 gegeben, da hierfür genaueste Nachweise vorliegen, was für den innern Umschlag nicht möglich ist: die Einfuhr belief sich auf rund 8750 Millionen, die Ausfuhr auf 6850 Millionen Mark, das sind zusammen mehr als 15½ Milliarden. Der viel ältere Handel des unermeßlich reichen, großen England betrug in demselben Jahre 21½ Milliarden, der Frankreichs 11, der der um ein vielfaches größeren Vereinigten Staaten 12½ Milliarden.

Hand in Hand damit ging die Entwicklung der Handelsflotte vor sich; war sie im Jahre 1870 nur halb so groß wie die französische, so ist sie heute dreimal so groß und faßt jetzt 2,8 Millionen Tonnen; sie nimmt damit nach der englischen die zweite Stelle ein.

Die Binnenschiffahrt auf den wichtigsten deutschen Strömen, besonders Rhein und Elbe, der Verkehr auf den Eisenbahnen hat sich in gewaltiger Weise gesteigert.

Der Fleiß und die Unternehmungslust, denen solche Erfolge zu verdanken sind, haben ihre Früchte gezeitigt; gewiß sind sie in erster Reihe den tatkräftigen Unternehmern und Großkaufleuten, wie den Großbanken zugute gekommen, von denen wir noch zu reden haben — aber daß der Segen auch in die Volksmassen hineingedrungen, weisen die Sparkassen aus, die in der Hauptsache von kleinen Sparern zur Anlage benutzt

werden; die Gesamteinlage wuchs von 2 Milliarden Mark im Jahre 1876 auf 14 Milliarden im Jahre 1907.

In derselben Zeit schwollen bei den deutschen **Banken**, deren Kundschaft aus den Wohlhabenderen und Reichen besteht, die angelegten Werte von knapp 600 Millionen auf sieben Milliarden an.

Diese wenigen Zahlen geben immerhin ein Bild des unerhörten wirtschaftlichen Aufschwunges im **Deutschen Reiche**; in **Österreich** liegen die Verhältnisse viel weniger günstig, da das gesamte Leben durch den Nationalitätenstreit und seine Folgen gelähmt ist.

Der steigende Wohlstand hat sich auch in dem Anwachsen der **Großbanken** gezeigt, die zur wichtigsten Macht im Wirtschaftsleben zu werden drohen und die die ausgesprochenste Form des Großkapitalismus darbieten. Die in ihrem Kapital angelegten Millionen — schon heute sind mehrere Banken mit mehr als 100 Millionen eigenem Kapital vorhanden — verlangen Verzinsung; durch es und die hinterlegten Werte der Sparer werden den Banken Unternehmungen im größten Stile ermöglicht. Anleihen an Staaten und Gemeinden, leider oft ausländische, Bahnbauten, industrielle Anlagen, Gründung von Warenhäusern — kurz Unternehmungen der verschiedensten Art müssen die Verzinsung aufbringen.

Daß der Verdienst um jeden Preis das Ziel solcher Banken ist, macht sie nicht wählerisch in ihren Mitteln; Rücksichten auf das öffentliche Wohl, auf die Volksgesamtheit kennt das Gewinn heischende Großkapital nicht.

Durch diese rücksichtslose Betätigung wird es für den Staat und die Gesamtheit zur Gefahr; schon hat die selbst Werte schaffende Industrie zu fühlen, wie sich die Hände der Großbanken ausstrecken, um die Herrschaft über sie zu erlangen und sie zur Dienerin des auf arbeitlosen Gewinn ausgehenden Großkapitals zu machen — aber der **Mittelstand** ist in ganzen Schichten bereits ihr Opfer geworden; er kann gegen die Kapitalmacht nicht aufkommen. Das sprechendste Beispiel liefert die Vernichtung zahlloser gut eingerichteter und geleiteter Mühlen mittleren und kleinen Umfangs durch großkapitalistisch gegründete Riesenmühlen, und die Verwüstung, die in ähnlicher Weise geschaffene **Warenhäuser** unter dem städtischen Mittelstande angerichtet haben.

Gewiß soll nicht übersehen werden, daß das Großkapital befruchtend gewirkt hat und daß es manche allgemein nützliche Unternehmen ins Leben gerufen hat, die nur durch es geschaffen werden konnten — aber das hindert nicht an der Erkenntnis, **daß die fortgeschrittene Kapitalanhäufung ungesund ist und notwendig zu einer die Allgemeinheit schädigenden Ausbeutung führt.**

Hier hat der Staat die ernste Pflicht Einhalt zu gebieten und Maßnahmen zu treffen, die weiterem Übel vorbauen.

Der gesamte Mittelstand in Stadt und Land ist durch die großindustrielle und großkapitalistische Entwicklung in eine schlimme Lage gekommen; diese alte Schicht, auf der die Gesundheit des Staates doch schließlich ruht und die seine Lasten in der Hauptsache zu tragen hat, ist den geldmächtigen beiden neuesten Schichten der Gesellschaft nicht gewachsen. In den Städten sehen sich die kleinen und mittleren Gewerbebetriebe und die Handwerke von der Industrie, die mannigfachen kleinen und mittleren kaufmännischen Geschäfte von den Warenhäusern bedroht; auf dem Lande werden dem Mittelstande die Arbeitskräfte entzogen und er ist in der Verwertung seiner Erzeugnisse von der Willkür des spekulierenden Großkapitals abhängig, das ausländisches Getreide zu Preisen auf den Markt wirft, für die er nicht ohne Schaden liefern kann.

Die wachsende Not und die Übelstände, die besonders zu Tage traten, wenn diese Kreise des Mittelstands Geldbedürfnisse hatten, führten zur Gründung mannigfacher Genossenschaften, die durch Zusammenschluß die Mittel zu gemeinsamen Zwecken zu erreichen strebten, so Volksbanken für die Geldgebarung, Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften usw.

Durch diese Selbsthilfe ist schon viel erreicht worden — aber die Fortschritte vor allem des großkapitalistischen Einflusses vermochte sie nicht zu hindern; wenn der Staat sich seinen wichtigsten Stand erhalten will, wird er stärkere Mittel zur Anwendung bringen müssen.

Denn die Wohlfahrt eines Landes hängt nicht daran, daß es wenige sehr reiche Menschen zählt, sondern sehr viele wohlhabende.

Der sorgende Staatslenker wird auch schon jetzt die Schattenseiten des Großkapitalismus erkennen, der im Begriffe ist, sogar der Herr der staatlichen Geldbedürfnisse zu werden.

Führt zu großer Reichtum an und für sich leicht zu einer Entfremdung vom Volke, so ist für den Großkapitalismus diese Gefahr um so größer, als er überwiegend unter jüdischer Führung steht und wesentlich selbstsüchtige Zwecke verfolgt.

Daneben zeigen Luxus und Genußsucht, die in seinem Gefolge auftreten, wohin der Weg führt: die Entartung und Entsittlichung im Leben der Großstädte ist eine Mahnung ernstester Art.

Alle diese Erscheinungen sprechen dafür, daß die verantwortlichen Lenker der Volksgeschicke Vorkehrungen treffen müssen, die den Mittelstand retten und damit unser Volk sittlich, körperlich, wirtschaftlich gesund erhalten.

Öffentliches Leben.

Die Beschaulichkeit des den politischen Dingen abgewandten Daseins des Bürgertums, wie sie um die Wende des 18. Jahrhunderts herrschte, wurde jäh zerstört durch die Folgeerscheinungen der französischen Revolution.

Zuerst forderten die Parteikämpfe in Frankreich zur Teilnahme auf, dann griff die Revolution über die Grenzen und brachte den linksrheinischen Ländern des Reiches, der Schweiz und den Niederlanden nicht unerwünschte Umwälzungen; dann kam die Kette kriegerischer Ereignisse, die Niederlage der Preußen und Österreicher, die Knechtung Preußens, seine Wiedererhebung und endlich der glorreiche Befreiungskrieg. Alle diese Ereignisse hatten auch die Stumpfen und Gleichgültigen aufgerüttelt und sie zur Teilnahme an öffentlichen Fragen gezwungen. Seitdem sind sie geweckt und durch die fortschreitende Entwicklung nicht wieder zur Ruhe gekommen.

Die Reformen Steins gingen zudem mit voller Absicht darauf aus, durch die Selbstverwaltung die Teilnahme am Staate zu beleben; die Frage der Neugestaltung des befreiten Vaterlandes, dann die Verfassungskämpfe, die Ereignisse von 1830 und 1848, der Zwiespalt zwischen Preußen und Österreich, zwischen Nord und Süd, der preußische Verfassungsstreit von 1861—1866, die Reichsgründung, die soziale Frage, der Kulturkampf — alles das sorgte dafür, daß der einmal geweckte Anteil an den Sorgen von Volk und Staat lebendig blieb.

So entstand ein „öffentliches Leben“, das zwar in den Jahren, als in Preußen, Österreich und den Mittel- und Kleinstaaten die Reaktion herrschte, vorübergehend durch Polizeimaßregeln beeinträchtigt, nicht aber ganz unterdrückt werden konnte.

Sobald aber einmal Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit durchgesetzt waren — was in den verschiedenen Staaten zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Umfang geschah —, hatte dies öffentliche Leben festen Boden unter den Füßen; die liberale Bewegung, der solche Fortschritte zu verdanken waren, hatte in ihrem Gleichheitsstreben nicht daran gedacht, die Sache des Volkes und des Staates durch geeignete Vorkehrungen zu schützen, so daß volksfeindliche Bestrebungen, wie die der Polen, Dänen und Französlinge und staatsfeindliche, wie die der Sozialdemokratie unter dem Schutze dieser Freiheiten und in ihrer Ausbeutung eine gefährliche Tätigkeit entfalten konnten; so kam es, daß diese Rechte neben guten und nützlichen auch schädigende Wirkungen ausübten und ausüben, wie wir ja auch wissen, daß die Zuspitzung des Nationalitätenkampfes in Österreich und die Notlage des dortigen Deutschtums auf ähnliche Ursachen zurückzuführen sind.

Sobald einmal ein Staat die Mitwirkung des Volkes durch gewählte Abgeordnete eingeführt hatte, ließen die Partei-Bildungen nicht auf sich warten, und es ist festzustellen, daß durchweg drei Gruppen sich fanden: die Verteidiger der alten Ordnung und des Beharrens (die Konservativen), die Freunde des Fortschritts und der Erweiterung der Volksrechte (die Liberalen, Demokraten, Fortschrittler) und zwischen beiden gemäßigte Gruppen, die von den Bestrebungen beider das ihnen brauchbar erscheinende vertraten.

Das war eine durchaus gesunde Gruppierung und es konnte nur von Vorteil sein, wenn sich diese Parteien in der Mehrheit ablösten; verfälscht wurde dieses Gebiet des öffentlichen Lebens durch die Bildung der konfessionellen Zentrumspartei (in Österreich der Klerikalen und Christlich-Sozialen), und durch die Sozialdemokratie. Diese Zerreißung in fünf Parteien hätte schon genügt, um brauchbare Mehrheitsbildungen zu erschweren — also die Geltung der Volksvertretungen den Regierungen gegenüber zu schwächen.

Was sollte erst werden, wenn zahllose neue Partei-Bildungen eine so weit gehende Zersplitterung bringen, wie jetzt im Reiche und Österreich? Damit mußte die Bedeutung der Parlamente sinken.

Bis heute hat es das deutsche Volk nicht verstanden, so viel Sachlichkeit, Unterordnung und politische Klarheit zu zeigen, daß es die Sonderbestrebungen seiner Vertreter unterdrückt und wieder gesunde, brauchbare Parteigruppen hervorbringt.

Der nach und nach eingetretene und heute vorhandene Zustand ist ein Beweis fehlender politischer Erziehung und führte zu einer schlimmen Verwilderung des öffentlichen Lebens.

Möglich war solche Entwicklung nur, weil im Reiche bald nach den großen Tagen der Reichsgründung, in Österreich nach dem Verfall der Verfassungspartei die Schichten des Volkes, denen nach Bildung und Besitz die Führung zukam, sich vom politischen Leben zurückzogen.

Die Gleichgültigkeit gerade dieser Kreise, ihr Aufgehen im Erwerbsleben, später nach Bismarcks Entlassung ihre Verbitterung, waren und sind die Krebsschäden unseres öffentlichen Lebens.

Es ist nicht anders, diese Schichten haben ernste staatsbürgerliche Pflichten vernachlässigt und es dahin kommen lassen, daß zur Führung nicht geeignete Männer in den Vordergrund treten konnten; sie tragen auch die Schuld daran, daß Zentrum und Sozialdemokratie zu solcher Macht gelangen konnten, denn sie haben den Kampf um die Volksseele mit jenen auf Massenfang ausgehenden Parteien gar nicht aufgenommen.

Heute erkennt jeder Denkende den Widersinn solcher Parteizerrissenheit; sie zu beseitigen muß eine ernste Aufgabe aller wahrhaften Volksfreunde sein; gelingen wird sie nur, wenn die berufenen Schichten, besonders des Mittelstandes, dem Vaterlande ihre Kräfte zur Verfügung stellen.

Daß solche Kräfte vorhanden sind, beweist die Tätigkeit des Mittelstandes in allen Gliederungen der Selbstverwaltung, die durchaus Achtbares und Nützliches schaffen.

Das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts hat den seit dem Jahre 1848 vorbereiteten Eintritt des weiblichen Geschlechts ins öffentliche Leben gebracht durch die Frauenbewegung („Emanzipation"), deren Ziel es ist, die Stellung der Frauen in persönlicher und wirtschaftlicher Hinsicht zu heben. Sie hat ursprünglich ihren Ausgang genommen von der Erscheinung, daß in steigendem Maße die Männer infolge der Zuspitzung des Kampfes ums Dasein nicht zur Ehe schreiten, daß somit die Zahl der unverheirateten und unversorgten Frauen zunimmt. Ihnen eine Lebensaufgabe, ihnen Versorgungs-Möglichkeiten zu bieten, war das berechtigte Ziel der Bewegung; es wurde erweitert durch das Streben, das weibliche Geschlecht durch bessere geistige Vorbildung für den Daseinskampf überhaupt auszurüsten — und schließlich gelangte man zur Forderung der Gleichberechtigung beider Geschlechter im weitesten Umfange, besonders in politischer Betätigung. Aus dieser Steigerung der Wünsche ergibt sich, da nicht alle „Frauenrechtlerinnen" den äußersten Begehren sich anschließen, daß von einer einheitlichen Bewegung schon nicht mehr gesprochen werden kann; sie ist gespalten in gemäßigte, vorgeschrittene und äußerste Gruppen.

Soweit es sich um Bestrebungen handelt, die dem weiblichen Geschlechte das Rüstzeug für eine tüchtige Lebensführung in und außerhalb der Ehe liefern sollen, mußte jeder Denkende sie begrüßen, und jeder Gerechte mußte helfen, den Unverheirateten Berufe zu eröffnen und den Eintritt in solche zu erleichtern, die dem Weibe angemessen sind.

Bedenken mußten schon auftauchen, als auch solche Berufe in Anspruch genommen wurden, die bisher von Männern allein ausgeübt wurden und wo nun ein Wettbewerb zwischen den Geschlechtern, ein Unterbieten durch die Frauen in Aussicht stand: denn dieser Wettbewerb muß das Übel verschlimmern, indem er weiteren Männern die Ehe erschwert und die Zahl der unverheirateten Frauen vermehrt.

Völlig ablehnen mußte aber jeder Besonnene das Verlangen nach politischer Gleichstellung: das politische Leben unseres Volkes ist infolge fehlender politischer Erziehung und Selbstzucht der Männer so zerrissen und verfahren, daß es eine Steigerung dieses Zustandes, die durch die politische Betätigung der Frauen mit Naturnotwendigkeit zu erwarten wäre, nicht vertragen kann. Fehlt heute noch den Männern so Vieles

an der dem Volksganzen nützlichen Auffassung und Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten — welcher Vernünftige will Besseres von den Frauen erwarten!

Aufgabe der ernsten Vaterlandsfreunde ist es: die gemäßigte Richtung in der Frauenbewegung zu stärken und ihr in allem entgegenzukommen, was die Gesamtheit dauernd fördert; ihre Vertreterinnen zu warnen vor einem Überspannen der Ziele, deren Erreichen dem weiblichen Geschlechte vielleicht für kurze Zeit Vorteile, für die weitere Zukunft aber Schaden bringen muß; mit ihnen in gründlicher Beratung die Grenzen zu stecken für die weibliche Betätigung; vor allem aber sie zu bewahren vor einer Verfälschung und Entartung ihrer berechtigten Bestrebungen, die durch das Eindringen volksfremder Geschlechtsgenossinnen in die Führung zu befürchten stehen — ja wohl zum Teil schon ein- eingetreten sind.

Die besonnenen Frauenrechtlerinnen werden Verständnis dafür haben, daß ihr Geschlecht nicht vom Volksganzen losgelöst werden kann, daß auch es sich ihm unterordnen muß.

* * *

Mit der Entwicklung des öffentlichen Lebens ist die Presse gewachsen, ja sie ist eigentlich heute sein wichtigstes Sprachrohr geworden. So hat das Zeitungswesen seit den kleinen Anfängen bei Beginn des Jahrhunderts bis zu seinem Ablaufe eine ungeheure Ausdehnung erfahren; bedauerlich ist nur, daß der innere Wert mit dem äußeren Wachstum nicht gleichen Schritt gehalten hat — ja, daß es umgekehrt gegangen ist.

Waren früher die Zeitungen in der Hauptsache die Vertreter bestimmter politischer Anschauungen und Bestrebungen, so ist dies anders geworden mit dem Aufschwung unseres Wirtschaftslebens, mit dem damit verbundenen scharfen geschäftlichen Wettbewerb: nun schoß das früher nebensächliche Anzeigewesen üppig ins Kraut, es wurde recht eigentlich die Einnahmequelle des Verlegers — und die Bedeutung des politischen Teiles trat zurück.

Damit wurden die Zeitungen — mit der Ausbildung des Anzeige-(Reklame)-Wesens fortschreitend — Geschäftsunternehmungen, die ihre politische Haltung bewußt oder unbewußt den Wünschen der Anzeigengeber unterordneten; der politische Leser trat in seiner Wertung zurück.

So kam es, daß rein politische Zeitungen sich nur in seltensten Fällen noch halten können; das Großteil solcher Blätter wird unter bedeutenden Opfern der an ihrem Bestande beteiligten Kreise fortgeführt.

Diese Entwicklung hatte eine Verfälschung der öffentlichen Meinung im Gefolge, die eine große Gefahr ist; um nur ein Beispiel zu geben, sei

an die Judenfrage erinnert, zu der nur ganz wenige Zeitungen offen Stellung zu nehmen wagen, weil die Rücksicht auf die Anzeigen sie zum Schweigen bringt.

Dazu kommt, daß ein ausgedehnter Teil der Presse im Besitze von Juden sich befindet, so daß die öffentliche Meinung ohne es zu merken, unter jüdische Vormundschaft gestellt ist.

Ein besonderes Gebiet der Presse bilden die politischen Witzblätter; fast durchweg wirken sie in zersetzendem Sinne und sind schädlich. Eine ehrenvolle Ausnahme macht der alte Kämpfer für freie politische Betätigung und nationale Politik, der Kladderadatsch, der bezeichnender Weise Bismarck stets die Treue gehalten hat.

Zu so ernsten Bedenken das Preßwesen heute Anlaß gibt, so darf nicht verkannt werden, daß doch eine Reihe unabhängiger tapferer Tageszeitungen die Forderungen einer deutschen Volkspolitik vertritt — mit gleichem Freimut nach unten, wie nach oben — und wie es scheint nicht ohne Erfolg; aber noch verschwinden sie unter der Masse der andern, wie die Zahl ihrer Leser außer Verhältnis steht zu der der Bezieher schädlicher Blätter.

Neben diesen verdienstvollen, dem Tage dienenden Zeitungen, arbeitet eine Reihe ernster Zeitschriften an der geistigen, sittlichen und politischen Wiedergeburt unseres Volkes, die alle Erscheinungen der Zeit unter diesen Gesichtspunkten erörtern.

* * *

Es ist kein erfreuliches Bild, das uns das öffentliche Leben der Deutschen bietet; was Gutes für unser Volk vorbereitet wird und geschieht, muß außerhalb der Volksvertretungen und leider auch in wichtigsten Fragen außerhalb der heutigen Regierungen — mindestens vorbereitet werden.

So sind eine ganze Reihe von Vereinen nutzbringend tätig auf Gebieten, an die sich der Staat und die Volksvertretungen noch nicht heranwagen: es sei nur auf die Vereine zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke, der Unsittlichkeit, und solche für die Hebung der Volksgesundheit hingewiesen.

Es sind unendlich ernste Aufgaben, die hier außerhalb des eigentlichen öffentlichen Lebens stehende Gruppen zu erfüllen übernommen haben, und sie verdienen die tatkräftige Förderung jedes Wohlmeinenden.

Von größter Bedeutung für die politische Erziehung und Kräftigung unseres Volkes sind die politischen Vereine, die bezeichnender Weise fast alle erst in der Zeit des neuen Kurses im Reiche und seit dem Taaffe'schen Regiment in Österreich entstanden, also recht eigentlich der Ausdruck der Not des Volkes sind.

Von der segensreichen Tätigkeit der völkischen Schutzvereine in Österreich haben wir schon gehört; der deutschschweizerische Sprachverein in der Schweiz und ähnliche Vereinigungen, wie unter den Vlamen der Taalbond, streben, die Volkssprache zu verteidigen, und der deutsche Nationalbund hat es übernommen, in den Vereinigten Staaten eine großzügige Bewegung einzuleiten. So wenig ihrer aller Arbeit politisch im engeren Sinne ist, so sehr ist sie es im besten, edelsten: denn sie stellt sich in den Dienst der Sache ihres Volkes.

Besondere Gebiete der Aufklärung und Förderung bearbeiten im Reiche der Allgemeine Deutsche Sprachverein, die Kolonial-Gesellschaft, der Flotten-Verein — diese beiden durch Rücksichten auf die Höfe und Regierungen leider in ihrer Wirkung beeinträchtigt —; weiter der Ostmarken-Verein, der deutsche Verein für Nordschleswig und der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie; wirtschaftlichen Zwecken und politischer Erziehung dienen der Bund der Landwirte, die Mittelstands-Vereinigung und der deutsch-nationale Handlungsgehilfen-Verband, alle drei straff geleitet und erfolgreich arbeitend; die geistig-sittliche Erhebung fördert der Deutschbund; den Sinn für das Echte in der Kunst und das Verständnis für die Erhaltung der Naturschönheit will der Dürerbund wecken; allgemein politisch aufklärend und wegeweisend wirkt der Alldeutsche Verband mit dem besonderen Willen, das Gefühl der unzerstörbaren Zusammengehörigkeit aller Deutschen ohne Rücksicht auf die staatlichen Grenzen zum Gemeingut der führenden Volksschichten zu machen. Als Hilfs-Verein größten Stiles für das Deutschtum im Auslande arbeitet der Verein gleichen Namens, der besonders dem Schulwesen seine Sorge zuwendet; wie der Alldeutsche Verband geht er von dem Gedanken der natürlichen Zusammengehörigkeit des gesamten Deutschtums auf der Erde aus und entfaltet, absichtlich unpolitisch wirkend, eine segensreiche Tätigkeit.

Manche fördernde Tat, manche nutzbringende Anregung ist aus den Kreisen dieser Vereine hervorgegangen, und eine Fülle selbstloser Arbeit ist von ihnen im Dienste für das Vaterland, das Volk geleistet worden; wo die Regierungen und die Volksvertreter versagten, mußten sie einspringen und sie haben trotz der Beschränktheit ihrer Mittel nicht Unbeträchtliches erreicht.

Wenn auch die Zahl ihrer Mitarbeiter unter den Millionen der abseits untätig stehenden Volksgenossen verschwindet — das Dasein dieser Vereine, ihre aufopferungsvolle Tätigkeit bildet den Anfang der Genesung unseres öffentlichen Lebens und es kommt vielleicht der Tag, wo sie zu einem National-Verein zusammengeschlossen, die Gesundung unseres politischen Lebens durchsetzen können.

Ausblick.

„So alles in Erfüllung ginge, was ein Edler wollte, und er setzte auch sein Leben dran, dann wäre ja die Welt eine andere; dann sparten die großen Ahnen ihren Enkeln den Kampf, und das Menschengeschlecht wächst doch nur, nicht darin, daß es erhält was ist, nein, daß es durch Kampf und Streit, durch Ringen, Not und Drangsal im großen Schmelztiegel der Zeit das Erz von der Schlacke sondert."

Diese wahrhaft tiefen Worte, die sich im „falschen Waldemar" von Willibald Alexis finden, treffen auf die Lebensarbeit der größten Männer unseres Volkes zu, auf Armin, auf Luther, auf den alten Fritz und den Freiherrn vom Stein, zuletzt auf Otto von Bismarck; sie gelten aber auch für das gesamte Volk in seinem Streben und Sehnen, vor allem aber für diejenigen seiner Söhne, die den Drang nach Vorwärts, Aufwärts in sich gehabt haben und ihn ihrem Volke mitteilen wollten.

So ist der Wille, das Streben, das Hochziel alles — denn sie wecken die Tat und erzeugen sie notwendig, wie der Baum die Früchte.

Alles kommt darauf an, dem deutschen Volke, den zur Führung berufenen Schichten in ihm Willen, Streben, Hochziele zu erhalten — oder sollte es heute heißen müssen, wieder zu erzeugen?

Wir haben die Schicksale unseres Volkes verfolgt von den Tagen an, wo es aus dem Dunkel seiner Wälder und Sümpfe in den hellen Tag der Geschichte hineintritt; wir haben es gesehen auf der Sonnenhöhe des Glückes und Ruhmes, und in dem Schatten des Unheils und der Schmach; gewaltige Männer sind an uns vorübergeschritten — und neben ihnen die Volksgesamtheit, das Volk; wir haben es kennen gelernt in seinen geistigen Blüten, in seiner Arbeit, seiner kriegerischen Tüchtigkeit — sein Jubel und seine Verzweiflung sind an unser Ohr gedrungen.

Und wir wissen und erkennen, daß der Weg dies Volk aufwärts geführt hat, nicht im geraden Wege — sondern, wie einen Wanderer, der einen unbekannten Berg erklimmen will, auch durch Täler und Schluchten,

durch Nöte, Schrecken und Gefahren; die Hauptrichtung aber war aufwärts und sie wurde ihm gezeigt durch den Willen seiner Edlen und Großen.

So ist der Wille alles!

Heute leben auf dieser Erde 90 Millionen deutsche Menschen — verschieden an Glück, Einfluß, Geltung und Aussichten, und im Deutschen Reiche sind von ihnen heute rund 58 Millionen staatlich vereint; daneben wohnen über 5½ Millionen Undeutsche mit ihnen im selben Staatsverbande, nämlich rund 4 Millionen Polen, über 600 000 Juden, an 250 000 Franzosen, an 150 000 Dänen und über eine halbe Million sonstige Anderssprachige.

Die Hauptmasse des deutschen Volkes, die vor allem die Macht staatlicher Geschlossenheit hinter sich hat, findet sich also im Reiche und es ist klar, daß ihr Schicksal für die Zukunft der Volksgesamtheit von ausschlaggebender Bedeutung sein muß; im engsten Zusammenhange damit steht die Zukunft des Deutschtums in Österreich-Ungarn mit seinen zwölf Millionen, und ihre Gestaltung muß wieder auf die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches zurückwirken.

Was wird die Zukunft bringen?

Ist uns, die wir in diesem Buche Geschichte bieten wollen, d. h. Darstellung des Vergangenen, diese Frage erlaubt? Wir sagen ja — weil die Geschichte Lehrerin ist und weil wir diese Geschichte geschrieben haben, um aus dem Vergangenen die Aufgaben der Zukunft kennen zu lernen: so dürfen wir wagen, einen Blick aus der Gegenwart in die Zukunft zu tun, wobei uns nur die für die politische Gestaltung entscheidenden Schicksale des Deutschen Reiches und der Deutschen in Österreich-Ungarn beschäftigen sollen.

Wir wissen: es ist heute übel bestellt im Reiche; die äußere Lage ist trotz aller Friedensversicherungen und Bestrebungen so gespannt, daß sie in Bälde zu einer Lösung gebracht werden muß.

Wir wissen, im Innern umlauern Gefahren aller Art die weitere Entwicklung: die Zerrissenheit des öffentlichen Lebens, das Dasein des Zentrums und der Sozialdemokratie, die Macht des Judentums, die Übervölkerung der Städte und die Entvölkerung des Landes, die drohende Rassen-Verschlechterung als Folge der Industriearbeit, die Notlage des Mittelstandes, Genußsucht und Entsittlichung als Folgen des Reichtums; in den Grenzlanden aber stehen Polen, Dänen und Französlinge dem Reiche feindlich gegenüber — alles das sind Gefahren von zukunftschwerer Bedeutung.

Schlimm, daß die öffentliche Meinung sie nicht erkennen will, daß

die Presse nur in verschwindenden Ausnahmen sie erörtert — schlimmer noch, daß die Regierenden von ihrer Gesamtwirkung keine Ahnung zu haben scheinen.

Und in Österreich? Dieselben Erscheinungen, dadurch verstärkt, daß das Deutschtum politisch an die Wand gedrückt ist und trotz aller Not sich noch nicht zu einer Einheit zusammenschließen will.

Schlimm endlich, daß die obersten Lenker der Geschicke des Volkes in solcher Zeit versagt haben.

Wer das alles sieht, der wird bange, denn es ist kein Zweifel, das deutsche Volk ist krank — politisch und sittlich krank.

Was nun?

So notwendig es ist, der Wirklichkeit unerschrocken ins Angesicht zu schauen, so falsch wäre es, zu übersehen, was von guten Kräften und Säften vorhanden ist und wirkt, und in verzweifelnde Tatenlosigkeit zu verfallen.

Nur aus der kaltblütigen Betrachtung der Mächte der Erhaltung und der Zersetzung ergibt sich ein richtiges Urteil.

Und da sehen wir, daß wir das beste und stärkste Heer der Welt haben, daß die körperliche Gesundheit der Volksmassen sich noch in einem gewaltigen Geburtenüberschuß zeigt, daß dies Volk an Fleiß und Ausdauer unvergleichlich ist, daß der Sinn für Zucht und Ordnung zwar untergraben, aber nicht zerstört ist, daß noch die ausschlaggebende Schicht des Mittelstandes in der Hauptsache trotz der wirtschaftlichen Nöte sittlich und körperlich gesund ist — endlich daß die Macht der Monarchie trotz allem noch fast unerschüttert dasteht.

Das sind Kräfte, die im Riesenleib des Volkes noch leben, und wir sind gewiß — sie werden aushalten, bis die Krankheit überstanden ist.

Uns fehlt der Arzt.

Uns fehlt der gewaltige Mann, der die Mängel der Zeit erkennt und ihre Gefahren, und der die Mächte der Gesundheit lenkt und nützt, um die des Zerfalles zu meistern.

Wird er kommen?

Wer unsere Geschichte überschaut, ist gewiß, daß er kommen wird.

Sein rettendes Werk vorzubereiten, ist heute die Pflicht aller Treuen und Ernsten im Volke.

Sie müssen denken, was jetzt sich gezeigt hat auf dem Gebiete der äußeren Politik, sind Hemmungen und Rückschläge, die gut gemacht werden können, sobald das Reich nur einmal weiß, wie stark es ist, und von seiner Stärke Gebrauch macht.

Sie müssen wissen, daß ein Volk von mehr denn 70 Millionen, wie sie in Deutschland und Österreich nachbarlich zusammenleben, auf seinem Wege dauernd nicht aufgehalten werden kann, und daß die Deutschen im Reiche nicht dulden können, daß vor ihren Augen die Blutsgenossen in der Ostmark erwürgt werden.

Sie müssen das Volk lehren, daß der stolze Tag von Versailles nicht das Ziel der politischen Entwicklung der Deutschen bildet — sondern den Anfang, den ersten Schritt auf dem Marsche nach der größeren Zukunft.

Sie müssen unserm Volke sittliche und politische Hochziele zeigen: denn nur Menschen und Völker mit solchen Hochzielen haben Schwungkraft der Einbildung und des Willens.

Sie müssen es die Gefahren sehen lehren, die es heute umgeben, damit es die Augen aufmache und seine Feinde erkenne.

Sie müssen ihm auch sagen, daß alle Deutschen dieser Erde zusammengehören nach Sprache und Blut, und daß es dem glücklicheren Volksgenossen nicht gleichgültig sein kann, wie es dem minderglücklichen ergehe; daß aber diese Zusammengehörigkeit bei rechtem Verstehen und Willen die mächtigste Waffe der deutschen Politik werden kann — wie sie die leider nicht benutzte Grundlage einer gesunden, unanfechtbaren Weltpolitik schon heute ist.

Das alles, was diese treuen Männer zu tun haben. heißt zusammen die politische Erziehung, die staatsbürgerliche Aufklärung unseres Volkes betreiben.

Es ist eine schwere Arbeit, die Entsagung und Geduld fordert, aber sie ist die Voraussetzung der Schicksalswende zum Guten; sie wird verrichtet werden von denen, die durchdrungen sind von der Erkenntnis, daß der Dienst für das Volk der edelste, eines freien Mannes würdigste ist.

Das Deutsche Reich ist die Vormacht der Deutschen und hat die Ehrenpflicht, das Schicksal der außer ihm wohnenden Volksgenossen gestalten zu helfen — also ist es Ehrenpflicht der im Reiche Lebenden, die ihrer Pflicht bewußt sind, mit der politischen und staatsbürgerlichen Erziehung ihrer Mitbürger zu beginnen, damit sie stark werden, die Gefahren der Zeit zu überstehen.

Wir wissen, solche Männer sind an der Arbeit in den völkischen Vereinen — aber ihrer sind zu wenige noch, und der Zuzug fehlt. Ihnen zur Seite zu treten, ist eine ernste Pflicht aller Einsichtigen — dies Wort ist kalt, und wir sagen: aller die Volk und Vaterland lieben.

Und wer sollte das nicht!

Wem die unvergängliche Schönheit unserer Heimat aufgegangen ist,

wie sie so mannigfaltig und reich sich offenbart, von den Häuptern der Alpen bis zu den Wogen der Meere, vom Hochwald des Wasgau bis zur träumenden Tiefebene des östlichen Flachlandes; wer den trunkenen Blick hat schweifen lassen über die Gaue des Rheines, die Herrlichkeiten Tirols und der Steiermark, des Salzkammergutes und des bayrischen Hochgebirges, wer das deutsche Mittelgebirge mit offenen Augen durchwandert hat; wer die Zeugen der Vergangenheit in Lübeck und Bremen, in Nürnberg und Hildesheim, in Zons und Rothenburg erschaut hat, und wie sie alle heißen, die Stätten der Größe; zu wem die gewaltigen Dome und Münster ihre Sprache reden, und die Marienburg an der Nogat und das Heidelberger Schloß; wer einen Blick in den Hamburger Hafen geworfen hat oder Abteilungen des deutschen Heeres mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen vor ihrem Kriegsherrn sah — sollte dem das Herz nicht überströmen — sollte der seine Heimat nicht lieben?

Und wenn er sich sinnenden Geistes versenkt in die Schicksale seines deutschen Volkes — wenn die Geschichte vor ihm lebendig wird, und ihre Helden vor ihm stehen und erzählen von Ruhm und Stolz, von Schmach und Not, von Freud und Leid, von Kampf und Sieg: soll der sich nicht fragen, ob nicht ihm selbst und jedem im Volke ein Amt ward, zu helfen, daß wir voran kommen?

Die Liebe zum Vaterlande, das Gefühl für sein Schicksal mitverantwortlich zu sein, wird den Willen erwecken zur nötigen Arbeit im Volksdienst.

Und wenn diese Arbeit geleistet ist, dann mag er kommen, der neue Bismarck — er wird sein Volk bereit finden zur größten Tat, und fähig zur Gestaltung einer herrlichen Zukunft: nicht die deutsche Weltherrschaft wird sie bringen — nach ihr strebt kein Besonnener — sondern den in sich gefesteten Staat, in dem ein körperlich und sittlich gesundes Geschlecht, frei und hochgemut, zufrieden und in Selbstzucht lebt.

Wenn aber die äußeren Feinde uns nicht die Zeit lassen, in innerlicher Läuterung und Aufklärung die Zukunft vorzubereiten — was dann? Was dann?

Um so besser für unser Volk!

Dann wird der Krieg es gesund machen, und die Not und die Tränen werden seine sittliche Kraft wieder wecken, und der Kanonendonner wird die Wolken zerteilen; es wird seine Heldenkraft bewähren und seinen Heldensinn wiederfinden und heimkehren aus dem Blutbade des Kampfes, trotz aller Verluste an Leben und Gut, gestärkt und reicher.

Dann wäre der Weg in die Zukunft erst recht für uns frei!

Also befreiender Krieg oder lange, treue Friedens-

arbeit — auf ihnen beruht die Bannung der Krankheit, der Sieg der gesunden Kräfte.

Wer das weiß, ist für beide Fälle gerüstet; er lehre die Seinen, daß auch für die Völker und politisch gilt, was der Altmeister Goethe für den Einzelnen gesagt hat:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß!“

Er lehre sie auch weiter: Erkennen ist viel — der Wille aber ist alles!



Standbild des Hamburger Bismarck-Denkmals.

Schöpfer: Hugo Lederer.

Verzeichnis zum Nachschlagen.

Zum Verständnis

der nachstehenden Karte sei bemerkt, daß sie ein Doppeltes anschaulich machen soll:

1. die Tatsache, daß im heutigen Deutschen Reiche nicht nur Deutsche wohnen, sondern auch Polen, Dänen, Franzosen usw.

2. die Tatsache, daß auch außerhalb der Reichsgrenzen Deutsche wohnen, wie in Österreich-Ungarn, der Schweiz, den Niederlanden, Belgien, Rußland.

Für diejenigen, denen diese grundlegenden Tatsachen bisher nicht gegenwärtig waren, sei besonders auf die Farben- und Zeichen-Erklärung verwiesen: bei richtiger Betrachtung lehrt die Karte die Bedeutung des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes hoch- und niederdeutscher Zunge, in- und außerhalb des Deutschen Reichs, kennen und zeigt die Zusammenhänge mit den Vorposten im Nord- und Süd-Osten.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

